ARCHIV FOR LITTERATUR...

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD

ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

XIII. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1885.

Inhaltsverzeichniss.

Die Vertreibung des Johannes Rhagius Aesticampianus aus Leipzig.

Nach actenmässigen Quellen.

Von

GUSTAV BAUCH.

Man hat sich daran gewöhnt, wenn man der Kämpfe des Humanismus gegen die Scholastik gedenkt, als Bollwerk der Traditionen des Mittelalters Cöln hinzustellen, und diese Vorstellung hat sich dermassen festgesetzt, dass selbst einzelne Züge des Kampfes zwischen der alten und neuen Lehre trotz localer Färbung und deutlicher Datierung von anderen Gebieten auf Cöln übertragen werden. So hat Mohnike[1]) den Schauplatz der Ereignisse, welche in den Dunkelmännerbriefen Magister Hipp dem Ortvinus Gratius berichtet[2]), die Vertreibung des Johannes Rhagius Aesticampianus aus Leipzig, nach Cöln verlegt, ohne die handgreiflichen Beziehungen auf Leipzig zu bemerken, ein Versehen, das nur darin seine Erklärung hat, dass Rhagius auch aus Cöln durch die Machinationen der Anhänger des alten verdrängt worden ist.

Die Vertreibung dieses Mannes aus Leipzig, welche in der ganzen humanistischen Welt Aufsehen und Theilnahme erregte, hat, obgleich wir für sie immer noch Material genug besitzen, um wenigstens einige Hauptfäden des Gewebes klarlegen zu können, noch niemals eine sachgemässe Darstellung gefunden. Wir wollen daher im folgenden versuchen den Vorgang, welcher für die Geschichte des deutschen Humanismus nicht ohne Bedeutung ist, etwas näher zu beleuchten.

---

1) Ulrich Huttens Klagen, Greifswald 1816, 448.

2) E. Boecking, Ulrichi Hutteni equ. germ. opp. supplem. I, 26.

Johannes Rhagius war, nachdem er von Krakau aus eine Studienreise nach Italien unternommen, 1501 wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hatte vier Jahre an der Mainzer Akademie gelehrt, als sein Landesherr Joachim I. von Brandenburg 1506 die Universität zu Frankfurt a. d. Oder ins Leben rief.[1]) Rhagius wurde, vermuthlich auf sein betreiben, in den Lehrkörper der neuen Hochschule aufgenommen, und seine Lehrthätigkeit in Frankfurt ist in mancher Beziehung ein Vorspiel für seine Wirksamkeit und seine Schicksale in Leipzig gewesen, sodass wir an ihr nicht vorübergehen dürfen, ohne einen kurzen Blick auf sie zu verwenden.

Am 25. April 1506 begab sich Joachim I. nach Frankfurt zur Einweihung der neuen Gründung[2]); ihn begleitete sein Bruder Albrecht und der gelehrte Abt von Spanheim Johann Trithemius[3]), dessen Hand wol an dem Werke mitgeschaffen hatte. Die Vorfeier des Festes bildete am nächsten Tage, einem Sonntage, ein Gottesdienst in der Marienkirche, der für das kurfürstliche Haus dadurch von Bedeutung wurde, dass der Kanzler der Universität Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, als ersten Festact während der heiligen Handlung die Priesterweihe Albrechts vollzog. Der Custos der Lebuser Kirche und Neffe Dietrichs Joachim von Bülow beglückwünschte den erst fünfzehnjährigen Albrecht in einer Prunkrede. Dann erst eilte man zu Pferde aus der Stadt, um in einem feierlichen Einzuge die Universität in die Stadt einzu-

1) Vergl. über diesen Abschnitt aus dem Leben des Rhagius meinen Aufsatz in diesem Archiv. XII, 321 ff.

2) Publij. Vigilantij. Bacillarij. Axungie poete et oratoris. ad Illustrissimum principem Joachimum. Sacri Romani imperij Archicamerarium et Electorem Marchionem Brandemburgensem. Stettinensem. Pomeranie. Cassubie Schlauorumque ducem. Burggrauium Nurembergensem ac Rugie principem. Franckphordiane vrbis ad Oderam. et Gymnasij litterarij introductionis. Ceremoniarumque obseruatarum descriptio. Exaratum in officina honorandi viri Conradi Baumgardt Rottenburgij in vrbe Francphordiana ad Oderam. Anno ab Incarnatione Saluatoris nostri. M. D. vij. Idibus Februarijs. 4°. Das einzige Exemplar im Besitz der Kgl. u. Univ.-Bibl. in Breslau.

3) Chronicon Trithemii Sponheimense ad annum 1506. J. Trithemii opp. hist., Frankfurt 1601, fol. I, 425.

führen. Den Zug eröffneten die Franciscaner mit ihren Fahnen, ihnen folgten, an ihren Insignien erkennbar, die sieben freien Künste, wie Marcianus Capella sie geschildert, zwischen denselben wie die Herrscherin mit ernstem Gesichte die Theologie. Vor den Fürsten giengen die beiden poetae et rhetores publici, der Beschreiber des Festes und erste ordentliche Professor der Universität Publius Vigilantius Bacillarius Axungia und Johannes Rhagius Aesticampianus, beide das Haupt mit einem Epheukranze geschmückt; zwischen Joachim und Albrecht schritt unter Vortritt der Pedelle mit silbernen und vergoldeten Sceptern der erste Rector Conrad Wimpina einher. Wir wollen den Festzug, welcher sich nach der Marienkirche bewegte, verlassen, um uns das heut so überaus seltene Buch, die Descriptio gymnasii litterarii introductionis caeremoniarumque observatarum, für unsere Zwecke etwas näher anzusehen. Aus ihr allein wissen wir, dass Rhagius damals schon in Frankfurt war; die Matrikel der Universität erwähnt seiner überhaupt nicht. Die beiden Poeten waren nicht nur Collegen, sondern sie waren auch mit einander befreundet, das sagt Vigilantius ausdrücklich, und es geht auch aus den Beigaben der Descriptio hervor. Rhagius hat dem Buche ein empfehlendes Epigramm vorausgeschickt, und zwei junge Männer, die sich als des Rhagius Schüler bezeichnen, haben dem Werke poetische Beisteuern angefügt, Ulrich von Hutten und Heinrich Brumann aus Mainz. Auch der dritte angehende Poet, der mit jenen zugleich Verse gespendet hat, der schon genannte Joachim von Bülow, gehörte zur Pierischen Herde des Rhagius.

Ueber die Lehrthätigkeit Aesticampians in Frankfurt fliessen unsere Nachrichten sehr sparsam, soweit wir nicht aus seinen Publicationen darüber unterrichtet werden. Er selbst erzählt, dass er im Jahre 1506 mit seinen Schülern die Oeconomica[1]) des Aristoteles behandelt habe. Dies berichtet er in der Vorrede der von ihm 1507 herausgegebenen Cebes-Tafel,

1) In der Vorrede zu der Tacitus-Ausgabe von 1509 erwähnt Rhagius, dass er (vermuthlich 1507/8) die Oeconomica herausgegeben habe. Trotz aller Mühe ist es mir nicht möglich gewesen, dieses Druckes habhaft zu werden.

die er zu Vorlesungszwecken drucken liess.[1]) Dies im 15. und 16. Jahrhunderte sehr beliebte und vielfach gedruckte Buch hat Rhagius einem seiner Privatschüler, dem meissnischen Edelmanne Christoph Ziegler,[2]) zugeeignet. Der Ton der Vorrede ist der eines väterlichen freundlichernsten Lehrers, wie ein solcher Rhagius auch war. Dem jungen adelichen hält er, ohne dass er zum Schmeichler wird, seinen Urgrossvater Michael und seinen Grossvater Balthasar, den Rath der Herzöge Ernst und Albert von Sachsen, und seinen Oheim Caspar (welcher den Neffen nach Frankfurt zu Rhagius geschickt hatte), der sich im Kampfe gegen die aufständischen Friesen[3]) und als Rath des Herzogs Georg bewährt, als Muster vor und erkennt aufmunternd seine Zuneigung zu dem Lehrer, seinen unverdrossenen Fleiss und seine Leistungen in der Rede, trotzdem er ein wenig mit der Zunge anstosse, und im Briefstile, seine stattliche und doch liebenswürdig bescheidene Erscheinung an. Wenn man die väterliche Stellung zu seinen Schülern beachtet, so wird man verstehen, wie er gerade Einfluss auf das gewiss nicht leicht zu behandelnde Naturell eines Ulrich von Hutten gewinnen konnte. Da Rhagius davon spricht, dass er mit Ziegler Tag und Nacht die Werke Sallusts, Vergils, Ciceros und anderer Classiker studiere, so hat dieser jedesfalls in seinem Hause gelebt, und wirklich hören wir in der Dedication der Grammatik des Marcianus Capella[4]) an seine Neffen Georg und Johannes, dass sie bei ihm mit edlen und beredten Jünglingen in einem Hause, an demselben Tische und in gemeinsamem Schlafgemache leben. Wer aber von seinen Schülern ausser Ziegler zu diesen Kostgängern gehörte,

1) Tabula Cebetis philosophi socratici cum Johannis Aesticampiani epistola. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno. M. D. Vij. 4°. Breslau, Kgl. u. Univ.-Bibl.

2) Immatriculiert 1506 als Cristofferus Zcigler de gawernitz. Gauernitz, Kr. Dresden.

3) Böttiger-Flathe, Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen, Gotha 1867, I, 563.

4) Grammatica Martiani foelicis Capellę cum Johannis Rhagij Aesticampiani Rhetoris et poete prefatione. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno dñi. M. D. Vij. 4°. Breslau, Kgl. u. Univ.-Bibl.

ist nicht leicht anzugeben. Am wahrscheinlichsten ist dies von Heinrich Brumann, der schon in Mainz des Rhagius Famulus war, und von Johann Huttich, dem später berühmten Antiquarius, denn diesen nennt Rhagius seinen Amanuensis. Von Ulrich von Hutten lässt sich hierfür nichts bestimmtes nachweisen, doch ist es naheliegend schon dadurch, dass Hutten, der sich „sectator" des Rhagius nennt, so oft für diesen, seinen Hauptlehrer, den Pegasus bestieg. Er hat zu der Cebes-Tafel eine elegiaca exhortatio beigesteuert und eine gleiche[1]) zu dem sofort zu nennenden Buche. Für den Gebrauch seiner beiden Neffen und auch für andere seiner Schüler gab Rhagius 1507 die Grammatik des Marcianus Mineus Felix Capella heraus. Man könnte sich billig wundern, dass er als Humanist diesen Autor berücksichtigte, der durchaus nicht dem humanistischen Ideal entsprach und mit Recht von den fortgeschritteneren zurückgewiesen wurde[2]), wir treffen aber in der litterarischen Wiedergeburt wie in der architektonischen solche Missgriffe, die erst eine spätere Kritik ganz klar erkannt hat. Als Anhang hierzu liess Rhagius Aelius Donatus de figuris folgen.[3]) Capella und Donat sollten die Bücher sein, nach denen Johann Huttich die Neffen unterwiese. Für beide Bücher erschien 1508 ein Commentar, der die Texte in grammatischen Beispielen und Erklärungen, in litterarischen und historischen Notizen ergänzte.[4]) Ob dieses Buch noch vor Aesticampians Abschied von Frankfurt gedruckt worden ist, erscheint zweifelhaft, es

---

1) Von mir abgedruckt, Archiv X, 430 f.

2) Paedologia Petri Mosellani, Moguntiae, 1520, 8°, Biij. Bresl. Stadtbibl.

3) Das Buch „Aelius Donatus de figuris cum Johannis Rhagij Aesticampiani Epistola" ist undatiert. Dass es dicht hinter der Grammatik des Marcianus Capella folgte, beweist das Schlussgedicht an die Neffen und Joh. Huttich. Ein Schlussdistichon an den Leser verspricht den Commentar zu Marcianus. Diese kleine Donat-Ausgabe enthält die ersten griechischen Lettern für Frankfurt, wo man also noch vor Leipzig griechisch druckte.

4) Commentarij Johannis Rhagij Aesticampiani Rhetoris et poetae laureati in Grammaticam Martiani Capellae et Donati figuras. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno dni M. D. viij. 4°. Bresl. Kgl. Bibl.

gewährt uns aber in einem beigegebenen Gedichte Einblick in die Gründe des Wegzuges. In dem Gedichte, das „pierius grex" an die Neffen richtet, ist von „faciles et innocentes despectos miseris modis poetas", von „palaestra in se praecipiti cadens ruina" die Rede, und es schliesst:

Nos sectabimur Aesticampianum
Quo vel fata vocent deus vel autor
Vel sors hac melior schola vel urbe.

Wir finden also hier dieselben Anschauungen und Erfahrungen wieder, welche Eitelwolf vom Stein zu den Worten veranlassten, er bereue, dass er jemals den Markgrafen Joachim durch seine Rathschläge bewogen habe die Frankfurter Hochschule einzurichten, da er sähe, dass sie von ungelehrten Gelehrten in Besitz genommen sei und der Unterricht nicht, wie er vorgeschlagen habe, von des Lateinischen und Griechischen kundigen Männern ertheilt werde.[1]) Die Universität schloss sich, unähnlich ihrer wenig älteren Schwester in Wittenberg, mehr der alten Richtung an, da war freilich wenig Platz für einen Mann wie Rhagius, der in der wiedererweckten Classicität seinen Leitstern sah; statt der Hochschätzung, die er vorher in Mainz gefunden, begegnete ihm hier Zurücksetzung. Er räumte daher seinen unliebsamen Collegen das Feld und wich nach Leipzig; er ahnte nicht, dass ihm an dieser Universität, die eine ältere, fester gefügte Tradition als Frankfurt verkörperte, noch schlimmere Erfahrungen vorbehalten waren.

In Leipzig hatte Aesticampian schon Verbindungen von seiner Durchreise von Mainz nach Frankfurt; durch Heinrich Schmidburg, den er schon in der Mainzer Zeit seinen Freund nennt, vermuthlich war er dem Leipziger Rathsherren und Arzt Simon Pistoris zugeführt worden und war von diesem gastlich aufgenommen worden.[2]) Auch dass er seine Mainzer Epigramme[3]) nicht in Frankfurt, sondern 1507 in Leipzig drucken liess, weist auf frühere Beziehungen.

1) Boecking, Ulr. Hutteni opp. I, 43.
2) Vorrede zu dem bald zu nennenden Briefe des Plinius.
3) Vgl. Archiv XII, 337.

Dort wurde er nun im Wintersemester 1507/8 als professor rhetoricae artis als erster der meissnischen Nation immatriculiert. Da die Eintragungen in die Matrikel aber gewöhnlich erst am Ende eines Rectorates in einem Zuge erfolgten[1]), so ist es möglich, dass er erst im Jahre 1508 von Frankfurt übersiedelte. Diese Vermuthung erhält eine starke Stütze dadurch, dass er in der noch zu berührenden Rede im Sommer 1511 sagt, er habe „fere per triennium" gelehrt. Die Bezeichnung als Professor zeigt ihn mit dem Universitätskörper in Verbindung, Herzog Georg hat ihm auch ein Gehalt zugewiesen.[2])

In Leipzig debütierte er mit der Ausgabe von sieben ausgewählten Briefen des heiligen Hieronymus[3]), er wollte damit, wie er sagt, die profanen Wissenschaften mit den heiligen verknüpfen. Schon in Krakau hatte er sich mit Hieronymus beschäftigt[4]), er griff hier wieder auf ihn zurück, um an seinen Briefen einen christlich-moralischen, erziehlichen Inhalt mit der philologischen Discussion der Form zu vereinigen. Die Schreibweise des Hieronymus, welcher in seinen Briefen classische Beispiele und Citate im Ueberflusse verwendet — auch in diesem Puncte der Urahn der Humanisten, wie Ebert[5]) ihn nennt —, erscheint für diesen Zweck besonders geeignet. Die Neigung zur Behandlung von Stoffen, welche diese beiden Gebiete berühren, hat sich bei Rhagius später noch weiter entwickelt, sodass Krafft ihn wol mit Recht in der späteren Lebenszeit als theologischen Humanisten bezeichnet.[6])

---

1) F. Zarncke, Die urkundl. Quellen zur Gesch. der Univ. Leipzig in den Abhandlungen der phil.-hist. Classe der kgl. sächs. Ges. d. W. II. Bd. (Leipzig 1857), 565.

2) Vorrede zu dem Briefe des Plinius.

3) Septem diui Hieronymi epistole. ad vitam mortalium instituendam accomodatissime. cum Johannis Aesticampiani Rhetoris ac poete Laureati et Epistola et Sapphico carmine. aliorumque eruditissimorum virorum Epigrammatibus. Hoc libello continentur. Impressum Lypczk per Melchiorem Lotter Anno dñi M. ccccc. viij. 4°. Dresdener Kgl. Bibl.

4) C. Celtis, codex epistolaris. Sommerfeld an C. Celtis, Krakau 15. Mai 1498.

5) A. Ebert, Gesch. der christl. latein. Literatur, I, 176 (Leipzig 1874).

6) Briefe und Dokumente aus der Zeit der Reformation im 16. Jahrh., Elberfeld 1875, 137 Note 1.

Die Argumente der sieben Briefe betreffen den Briefwechsel, das Leben der Cleriker, das Mönchsleben, die vierte Epistel ist die vielberufene, worin der heilige vom heiraten abräth, die fünfte beschäftigt sich mit der Jugenderziehung, an sechster und siebenter Stelle stehen zwei Invectiven gegen einen geschwätzigen Mönch und gegen Verleumder.

Diese Leipziger Primitien sind von zahlreichen poetischen Applausen begleitet. Unter den Namen der Dichter begegnen wir zuerst einem Breslauer, Nicolaus Weydeman, der Hieronymus über die Historiker und Redner stellt und den Erklärer Aesticampian erhebt; ich möchte vermuthen, dass dies Nicolaus Weidener ist, der im Sommersemester 1505 in der Leipziger Matrikel[1]) und später in Breslau als Kanonicus und eifriger Vertheidiger der katholischen Kirche erscheint. Hieronymus Emser hat ein Lobgedicht auf den heil. Hieronymus, auf Leipzig und Rhagius beigefügt, auf Rhagius, der durch drei Lehrstühle der Musen schon berühmt (Bologna, Mainz, Frankfurt) nun den vierten und berühmtesten in Leipzig errichtet habe, in Leipzig dem dreimessigen:

Lips est artium et est Lips dea pauperum.

Auf Emser folgt Ulrich von Hutten mit einem Epigramm auf den christlichen Cicero. Dasselbe Thema behandeln Vitus Werler aus Sulzfeld und sein Landsmann Valerian Seyfrid. Am Schlusse lesen wir noch ein Epigramm des Sebastian Miritius i. e. von der Heide aus Königsberg.

Rhagius hat dieses Buch seinem Brudersssohn Fabian Judicis [?] gewidmet, der in Leipzig studiert und das Magisterium erworben hatte und nach längerer Lehrthätigkeit Geistlicher in Guben geworden war. Er entschuldigt sich in der Vorrede, dass er sich als Lehrer der Rhetorik auf die Domäne der Theologen wage, er thue dies aber gestützt auf das Wolwollen und die Hilfe der hochgeehrten und hochgelehrten Leipziger Interpreten der heiligen Schriften und er werde überall, wo der heilige sich der Zeugnisse oder des Schmuckes der Heiden bediene, diese Gebiete aus eigener Kraft zu erläutern versuchen, dort aber, wo dieser seine Lehren durch göttliche Aussprüche

1) Fälschlich als Meissner, daher am Rande: Polonus est.

und geheimnissvolle Begriffe stütze, werde er die Lehrer der heiligen Wissenschaften freundschaftlich zu Rathe ziehen und werde, durch sie sicher unterwiesen, in ihrem Sinne auch das schwierigste erklären. Hierauf wendet er sich gegen die Einseitigkeit derjenigen (der Humanisten), welche sich mit der Spreu der Dichter und den Träbern der Philosophen täglich bis zur Sättigung anfüllten, das himmlische Manna aber, d. h. die ausgesuchte und herrliche Speise der heiligen Autoren, selten oder niemals in deren Büchern, ausser recht wenigen, denen seine Studien verächtlich seien, anrührten, oder, wenn sie hin und wider einen von den neueren (was er ohne Beziehung auf die Theologen seiner Zeit gesagt wissen wolle) angerührt hätten, von diesen wegen der Dunkelheit der Dinge oder ihrer Erhabenheit und wegen der Hülle der Worte oder Beschwerniss (fastidia) nicht genügend kosteten, oder, wenn sie davon kosteten, um nichts satter oder besser, sondern bloss beredter und leerer würden. Denn diese discutieren, fährt er fort, Fragen (welche meist Streitigkeiten erzeugen) fein und scharfsinnig, die Vorschriften aber für das Leben geben sie ziemlich dunkel oder allzu wortreich, während jene harten Ketzerhämmer und dauerhaften Säulen der christlichen Kirche Hieronymus, Ambrosius, Augustinus und Gregorius nicht in dem Blattwerk der Worte, sondern in den Früchten des Sinnes, nicht in den Strophen der Heiden, sondern in den Aussagen der Evangelisten, nicht in Spitzfindigkeiten und Sophistereien, sondern in der Einfachheit und Wahrheit, als welche keine Speise süsser ist, ihre Zähne sowol auf das fleissigste als auf das nützlichste abgebraucht haben. Die scharfsinnig erfundenen, zierlich disponierten, treu verbreiteten und vom Himmel bekräftigten Denkmäler des Hieronymus, Augustinus und Ambrosius, welche wie von Gott für die Constituierung des Glaubens erwählte Triumvirn erschienen, könnten jedoch von wenigen Menschen des Jahrhunderts, ausser etwa von denen, welche entweder die nöthige Kenntniss der dreifachen (hebr., griech., lat.) Sprache hätten oder welche die verfeinerten Studien vollauf verstünden, schon als wirksamere und heilkräftigere Arzenei für die Krankheiten der Seelen gebraucht werden, als die, welche aus den Balsambüchsen jener für den Gebrauch des Lebens als Heilmittel

und für das Glück der Seele entnommen werden. Er leugne jedoch nicht, wenn er jene so sehr billige, dass in anderen Büchern von neuen Autoren, welche die Rücksicht auf die Zeit und das Bedürfniss der Religion hervorgerufen habe, vieles gefunden werde, was zu jeder Art der Tugend anleiten und den Glauben mit den stärksten Gründen beweisen könne, er vernachlässige sie aber, weil die Verfasser selbst gestünden, dass sie weder schmuckreich noch elegant schrieben.

Wir haben absichtlich diesen langen Auszug aus der wortreichen und ziemlich abstrusen Vorrede hieher gestellt, weil uns in ihr der erste Schlüssel zur Stellung des Rhagius in Leipzig zu liegen scheint. Wenn er auch die Einseitigkeit vieler Humanisten mit Recht tadelnd erwähnt, so wird ihm das bei dieser seiner Partei nicht eben viel verschlagen haben, bedenklicher aber sind seine sehr deutlichen Anspielungen auf die Scholastiker und deren Methode. Zwar hat er mehrere Leipziger Magister neben sich und sucht sich sorglich besonders gegen die Theologen zu decken, doch ist auch gegen sie der Vorwurf der Vernachlässigung der politiora studia, tieferer Kenntnisse und besserer Schreibweise nicht bloss zwischen den Zeilen zu lesen; es wäre zu verwundern gewesen, wenn man den Hecht im Karpfenteiche auf die Länge ruhig hätte gewähren lassen. Und so hat er denjenigen, welche er nach seinen Frankfurter Erfahrungen und nach den Erfahrungen seiner Vorläufer in Leipzig als seine natürlichen Gegner schon hätte ansehen müssen, von vornherein den Fehdehandschuh hingeworfen. Vorerst aber scheint es noch nicht zu ernsthaften Reibungen gekommen zu sein, und Rhagius gab sich mit dem ihm eigenen Eifer und ganzer Kraft seinem Fache hin. Die Rede, welche 1511 zur Katastrophe führte, gibt ausführlich über seine Thätigkeit Auskunft.[1]) Vier Stunden hat er, wie er sagt, bisweilen auf seine Vorlesungen verwendet, einen anderen Theil seiner Zeit auf Wiederholungen und Einprägungen, einen anderen auf Commentierungen und auf Verse-machen, sodass ihm kaum etwas Zeit für die Mahlzeiten und den Schlaf oder die Pflege der Beziehungen zu den Freunden übrig blieb,

1) Die Rede hat D. Fidler hinter der Disputation De Joanne Rhagio Aesticampiano (Leipzig 1703) abgedruckt

und er hat in den drei Jahren seiner Leipziger Wirksamkeit sehr achtungswerthes geleistet.

Da Rhagius seine Hauptaufgabe in der Thätigkeit eines Lehrers, weniger in eigenen Hervorbringungen suchte, so ist es billig, dass wir uns nach Schülern umsehen, welche in Leipzig von ihm gebildet wurden oder wenigstens Anregungen empfiengen. Ulrich von Hutten, der hier Freundschaft mit Veit Werler schloss, war ihm als wirklicher „sectator" nach der neuen Lehrstätte gefolgt, trat aber hier schon nicht mehr nur als Schüler auf, sondern versuchte sich selbst trotz seiner Jugend nicht ohne Glück auch als Lehrer.[1]) Doch verweilte er nicht allzulange hier, sein unruhiger Wandertrieb führte ihn bald nach dem Norden von Deutschland. Von talentvollen Jünglingen, später wolbekannten Männern, sassen hier zu Aesticampians Füssen Johann Hess aus Nürnberg, der Reformator von Breslau[2]), und Caspar Ursinus Velius, der berühmte lateinische Dichter, Historiograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II.[3]) Johann Hess verdankte ihm wol seine Neigung zu historischen Studien, Ursinus wagte es, fast noch ein Knabe, in Leipzig öffentlich als Lehrer des Griechischen aufzutreten, wie uns sein Freund Heinrich Stromer aus Auerbach bezeugt.[4]) Auch Caspar Borner, der sich nachmals hohe Verdienste um Leipzigs Universität erwarb, schloss sich unserem Humanisten eng an.[5]) Als Schüler Aesticampians tritt uns auch Johann Kuchel entgegen, welcher nach Vollendung seiner juristischen Studien in Italien Rath und Kanzler Herzog Georgs wurde.[6]) Die Ausgabe der Marcianischen Rhetorik macht

1) Boecking, U. Hutteni opp. II, 150.

2) Immatriculiert 1505 im W.-S. Vgl. auch Köstlin, Johann Hess, in der Zeitschr. des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens VI, 101.

3) Ich vermuthe, dass Ursinus unter dem 1508 im S.-S. intitulierten Caspar bernhardj de sveidnicz verborgen ist. Die Schülerschaft des Hess und Ursinus geht hervor aus: Monumenta pietatis et literaria etc., Frankfurt a. M. 1701, II, 7.

4) Vorrede zu: Aeneae Sylvii libellus aulicorum miserias copiose explicans, Mainz, Joannes Schoeffer, 1517, 4°. München, Hof- u. Staatsbibl.

5) Siehe unten.

6) Vorrede zu: M. R. Croci, Londoniensis, tabulae, graecas literas compendio discere cupientibus, sane quam vtiles, Leipzig, Schumann 1521, 4°. Bresl. Kgl. Bibl.

uns dann noch mit zwei jungen böhmischen Edelleuten, Johann und Wolfgang von Vitzthum, bekannt und mit Christoph Jan aus Leipzig, der zur Rhetorik und auch zur Germania des Tacitus von 1509[1]), dort mit Valerian Seyfried aus Sulzfeld, Veit Werler und Johannes Wildenauer (Egranus), Applause beigesteuert hat. Auch Johann Huttich finden wir in Leipzig wieder.[2]) Namenlos sind uns endlich noch die Söhne Pistoris' als Glieder des Schülerkreises überliefert.[3]) Der wolunterrichtete Verfasser des Briefes des Magisters Hipp erwähnt neben den „auditores“ auch „domicelli“, demnach hat Rhagius auch hier junge Leute im Hause gehabt wie in Frankfurt.

Soweit nur reichen unsere Kenntnisse über die Schüler Aesticampians, vollständiger können wir seine Lehrpensa aufführen. In der berührten Rede sagt er selbst, er habe seine Vorlesungen mit der Erklärung der Dedicationsepistel des Plinius Secundus an Titus Vespasianus begonnen. Er hat für diesen Zweck den Brief durch den Druck vervielfältigen lassen und damit ein für die Geschichte der Typographie in Leipzig wichtiges Denkmal geschaffen, denn in seinen griechischen Citaten enthält der Brief die ersten in Leipzig gedruckten griechischen Lettern.[4]) Der Widerspruch, dass wir oben die Briefe des h. Hieronymus als Leipziger Erstlingspublication bezeichnet haben, löst sich damit, dass Rhagius die theologischen Autoren bei der Aufzählung aus der Reihenfolge seiner Vorlesungen ausschliesst, und dass die Beigaben zu den Briefen ausdrücklich deren Behandlung als Antrittsvorlesung bezeugen. Der Brief des Plinius, merkwürdiger Weise bis auf acht Distichen ad lectorem ohne alle Beistücke, ist Simon Pistoris als Dank für seine Gastfreundschaft gewidmet.

---

1) Siehe unten. Hinter der Rhetorik ist Jan durch einen Druckfehler zu einem Christophorus jam Lipsicus geworden.

2) Vgl. meinen oben citierten Aufsatz.

3) Vorrede des folgenden Buches. Vielleicht sind es die in Wittenberg S.-S. 1507 immatriculierten: Dymo et Christoferus fratres filij doctoris pistoris Liptzen. Foerstemann, Album Viteberg., 23.

4) C. Plinij Secundi Veronensis ad Titum Vespasianum in libros naturalis hystorie Epistola. Cum Johannis Aesticampiani Rhetoris et Poete laureati Epistolio. Impressum Liptzk per Baccalaureum Vuolfgangum monacensem Anno nostre salutis. 1508. 4°. München, Hof- und Staatsbibl.

Diese Einleitungsvorlesung über Plinius ist epochemachend für die Kenntniss des Naturforschers in Deutschland; Rhagius hat Plinius zuerst an einer deutschen Hochschule behandelt, und er blieb nicht bei dem Briefe stehen, sondern trug auch über die Bücher de homine, de coelo, de animalibus insectis, de peregrinis, de patriis arboribus vor.[1]) Ehe er aber an die Naturgeschichte des Plinius herangieng, erklärte er seinen Hörern drei Dekaden des Livius und wiederholte diese Vorlesung privatim nochmals von Anfang bis zu Ende. Auch dies Gebiet scheint in Leipzig zum ersten Male in solchem Umfange bebaut worden zu sein. Von Cicero tractierte er die für den praktischen Gebrauch damals so wichtigen Briefe, die drei Bücher der Officien, die drei Bücher de oratore, von welchen er später eine neue Ausgabe veranstaltete, und drei Reden. Auch des Tacitus Germania zog er in den Kreis seiner Lectionen, hierin wie Celtis von dem patriotischen Gesichtspuncte geleitet. Eine Ausgabe der Germania[2]) erschien am letzten December 1509 als Neujahrsgeschenk für Herzog Johann, den Sohn Georgs von Sachsen. Neben diesen Prosaikern trug er, und das war den Humanisten, die Verse-machen erst als Kennzeichen ihrer Richtung ansahen, vor allem wichtig, auch über Dichter vor. In erster Linie erwähnt er die Komoedien des Plautus; er kann nicht genug Worte machen, um ihre Vorzüge nach allen Seiten hin zu würdigen; auch des Horaz Dichtungen, der in seinem Strophenreichthum besonders für die humanistischen Poeten lehrhaft war, und von Rhagius auch für die christlichen Kirchenhymnen als von Bedeutung gerühmt wird, wurden von ihm zum Vortrag gebracht. Endlich erläuterte er noch die Aeneis Vergils, doch scheint er hierin nicht philologisch

1) Dies und das folgende nach der Rede Aesticampians.

2) Cornelij Taciti Illustrissimi hystorici de situ. moribus. et populis Germanie. Aureus libellus. Impressum est hoc Cor. Taciti aureum opusculum Lips in edibus Melchior Lotters. Anno domini M. D. Nono. Vltimo die Decembris. 4°. Hamb. Stadtbibl. Das Prototyp konnte ich nicht feststellen. Die Celtissche Ausgabe (Bresl. Stadtbibl.) hat Aesticampianus nicht benützt. Sein Text zeichnet sich unvortheilhaft durch eine Menge schlechter Lesarten, zumal in den Eigennamen, aus. Nachdruck davon: Leipz. 1511 bei Wolfg. Monac. ohne die Beistücke. Bresl. Kgl. Bibl.

commentierend, sondern philosophisch allegorisierend vorgegangen zu sein, da er von dem Epos sagt: „in qua vita et activa et contemplativa poetico sub figmento penitus demersa et tandem per me est in lucem extracta". Ein grammatisches Werk, das seine Frankfurter Studien fortsetzte, die Rhetorik des Marcianus Capella, hatte er gleichfalls für den Unterricht durch die Presse zurechtgelegt, aber er scheint nicht darüber gelesen zu haben, da, wie er sagt, der Druck kein glücklicher war, und er die Exemplare daher nicht hatte ausgeben wollen.[1]) Zuletzt beabsichtigte er, die Attischen Nächte des Gellius, das grosse grammatische Werk Priscians und die vier Bücher des h. Augustinus de doctrina christiana zu behandeln, da versagte man ihm das Local für die Vorlesungen, und das führte ihn zum Bruche mit der Universität.

Ob Aesticampian die Rhetorik des Marcianus Capella nur, weil sie „infeliciter impressa", d. h. voller Druckfehler war, bei sich zurückgehalten hat, ob nicht auch doch noch andere Gründe vorlagen, mag der Leser beurtheilen. Nach einer langen, spielend gehaltenen Einleitung an die Pathen des Buches, die Jünglinge Johann und Wolfgang von Vitzthum, worin er ihnen „amabilissimam et dignissimam puellam millies exosculandam" empfiehlt, preist er die Böhmen wegen ihrer Vorliebe für die Beredsamkeit. Auch barbarische Völker, die Polen und die Ungarn, die Britten und Sarmaten, pflegten die lateinische Sprache, nur die Deutschen schreckten vor den Mühen, welche die Beredsamkeit verlange, zurück. Denn die einen begäben sich sogleich zum Studium der Gesetze und zögen es vor, unberedte Advocaten und Gesetzkrämer zu sein, als ob sie das als das nützlichere erwählten, dessen Leichtigkeit sie allein verfolgten, andere aber von einer anspruchsvolleren Trägheit, welche jäh-

1) F M C Scientissimi et clarissimi Authoris. Rethorica. cuius forma: ars et vsus, non multum In Germania est vel cognitus, vel receptus: Nunc autem formam eius, et pictor effigiauit, et Impressor excussit: et artem Rhetor Johannes Aesticampianus edocebit, vsum vero Lector tibi comparabis amplectere itaque eam, vt formosam addisce. vt artificiosam, vtere postremo. vt valde necessaria. et bene, et diu viue.
Impressum Liptzick per Baccalaureum Martinum Herbipolensem. Anno dñi Millesimo quingentesimonono. folio. Bresl. Stadtbibl.

lings mit gerunzelter Stirne und bedecktem Haupte, als ob sie die rednerischen Vorschriften geringschätzten, ein wenig in der Schule der Philosophen sässen, wie bald in der Oeffentlichkeit finster, zu Hause schlaff, erschnappten ein Ansehen durch das verachten anderer, denn Weisheit könnte, wie Fabius Quintilianus sage, geheuchelt werden, Beredsamkeit nicht. Einige aber, zudem von ehrwürdigerer Körpererscheinung, „dilatant enim (fährt er mit Anspielung auf die Pharisäer fort)[1]), ut de quibusdam similibus memoriae proditum est, fimbrias et phileteria complicant", und auf den Schein eines heiligeren Lebens (denn wer würde sie einer Sünde zeihen) allzukühn vertrauend, leugneten, dass es recht sei, die vorzüglichen Auslegungen der Doctoren (Kirchenväter), die heilsamen Decrete der Päpste und die heiligen Orakel Gottes durch den Glanz der Worte zu verherrlichen, und erachteten es für Frevel, sie mit Schmuckwerk zu vermengen. Sie klagten die Kunst der Wolredenheit vor allen Kanzeln und Tribunalen an und verurtheilten sie wie eine Buhlerin und hielten sie von den Kreisen und Disputationen ihres Coetus und den Zusammenkünften ihrer Freunde schändlich fern.. Und, was am unwürdigsten sei, sie vertrieben sie grausam aus den Gerichten, Versammlungen und dem Senat, damit entweder ihr Geist nicht verwirrt, oder sie ihrer Augen schmählich beraubt würden, oder, was er für der Wahrheit am nächsten kommend halte, dass nicht die Studien der Bildung der Sprache und der Pflege der Sitte, welche zwar von der Natur verbunden, aber schon vor Zeiten durch Unthätigkeit und Trägheit auseinandergerissen und fast bis zur Gegenwart durch Hartnäckigkeit und Hochmuth im Besitz gewisser zurückgehalten würden, wiederum zusammengeknüpft würden, und sie zugleich für weise und beredt gehalten würden, was, wie es mehr Arbeit erfordere, so auch gewiss den Sophisten mehr Gewinn brächte, oder dass sie von den Gesetzen ihrer Vorfahren, denen, wie ihnen die Kraft des Geistes und Verstand gegeben, so fürwahr die Kunst und Uebung der Rede verweigert gewesen wäre, nicht um Nagelsbreite abzuweichen schienen. Jenen habe aber wie diesen nicht der Wille

1) Matthaeus 23, 5.

schön zu reden, sondern die Gelegenheit gefehlt, da jene weder wolredende Autoren wegen Mangels an Büchern lesen, noch beredte Lehrer wegen der unglücklichen Zeit hätten hören können, diesen aber fehlten weder Bücher noch Lehrmeister, sondern der gemeine, wie man sage, Irrthum, ei Arbeit, Verstand hätte er sagen wollen, stünde ihnen schroff im Wege. Sie erinnerten sich nicht daran, dass der Fürst ihrer Secte, Sokrates, der hochweise, unschuldige und heilige Mann, wegen keiner anderen Schuld von den beredten athenischen Richtern zum Tode verurtheilt worden sei, als weil er nicht zu reden verstanden habe. Auch dächten sie nicht an die alten, welche in mannigfacher Art der Studien der Wolredenheit nicht entbehrt hätten. Zum mindesten seien für heilig und beredt gehalten worden Cyprianus, Ambrosius und Hieronymus, deren eifrigste und gewissenhafteste Nachahmer zu sein sie sich rühmten, während sie doch, die der Menge als die weisesten und heiligsten erscheinen wollten, nicht einmal einen Schatten von Gelehrsamkeit oder Heiligkeit, auch wenn sie bersten sollten (licet se rumpant), erlangen könnten. Aber, so schliesst er, damit wir nicht ins Wespennest stechen, wollen wir lassen jene in ihrer Religion oder vielmehr in ihrem Aberglauben hartnäckigen, zu welchem sie durch die Ueberzeugung schon geführt oder woran sie wie durch einen Eid gebunden und gefesselt sind, dass sie das Licht der Beredsamkeit nicht mit unverwandten Augen ansehen oder einen, der anderes als sie selbst lehrt, nicht vertragen können, damit sie wie die Ameisen mit jenen ihren Künsten den Lebensunterhalt mühsam erwerben, geizig verbergen, sparsam brauchen, und wir wollen ihre Kinder oder Schüler, wenn sie etwa welche zu uns schicken werden, wolwollend und nutzbringend unterrichten etc.

Die scharfen Ausfälle gegen die Scholastiker, besonders gegen die Theologen, würden wol schon genügend erklären, dass Rhagius zögerte, dieses Buch in aller Leute Hände zu geben, wir erkennen aber auch aus ihnen schon 1509 gegenüber der Vorrede zu den sieben Briefen des h. Hieronymus die wachsende Erbitterung, und in den allgemein gehaltenen Vorwürfen gegen die Verächter der Eloquenz sehen wir direct das Verhalten der „Sophisten“ gegen den Professor der Rhe-

torik, wenn wir die Ausführungen der vielgenannten Rede damit vergleichen. Wir müssen auch hier hervorheben, wie genau der Brief des Magisters Hipp mit der Wirklichkeit zusammenstimmt, und werden, was darin gesagt ist, dass die Scholastiker nur auf eine Gelegenheit warteten, dem verhassten Poeten zu Leibe zu gehen, um ihn unschädlich zu machen, gern glauben, ein Grund mehr, dass Rhagius sich etwas zurückhielt. Wir werden dem Johannes Hipp auch glauben, dass Rhagius in seinen Vorlesungen die Gegner verächtlich behandelte, und das sagt er selbst, dass er Feinde hatte, die ihn mit ihrem Hass und Neid ruchlos verfolgten und nicht ihrer Stellung, gemeinsamen Mahles und ihrer Rede werth hielten, ihm die öffentlichen Lehrzimmer verschlossen und ihre Schüler nichtswürdiger Weise abhielten ihn zu hören. Wenn er nun aber hinzufügt, das hätten sie nicht durch sein Verschulden (denn er habe niemanden gereizt, noch jemandem geschadet), sondern nach ihrer Natur und nach ihrer alten und verhärteten, um nicht zu sagen bösen, Gewohnheit und nach ihrem lieblosen Willen gegen ihn begangen, so werden wir ihn wenigstens davon nicht ganz freisprechen können, dass er die Gegner gereizt hat, wie er denn auch in der Widmung seiner Tacitus-Ausgabe sich die Gelegenheit nicht entgehen lässt, einen Hieb gegen die Beschränktheit und den Materialismus der Scholastiker zu führen. Wir dürfen nur erwägen, dass er selbst erwähnt, sie hätten ihm öfter Anlass gegeben „fortiter dicendi“. Es ist nur zu bedauern, dass wir so wenig Nachrichten über die Entwickelung des Zwistes besitzen; nur gelegentlich erfahren wir in den Verhandlungen des Universitätsconcils, dass mehrfache Reibungen vorgefallen sind, sodass die Rede, die den Endpunct davon bezeichnet, uns die einzige Aufklärung darüber bringt[1]).

1) Fidler kannte eine handschriftliche „Passio Aesticampiani secundum Joannem“, jedesfalls ein für unsere Zwecke hochwichtiges Document, das er aber nicht abgedruckt hat, weil seine Ausführungen mit dem Briefe des M. Hipp übereinstimmten. Fidler zählt als Gegner Aesticampians auf: Magnus Hund, Hieronymus Dungersheim de Ochsenfurt, Andreas Hund, Johann Sperber und Andreas Probst Delitianus. Sollte diese „Passio“ etwa eine Satire gewesen sein? Eine satirische „Passio domini papae secundum marcam auri et argenti“ aus früherer Zeit in Kloses Neuen litterarischen Unterhaltungen, Breslau 1744, I, 177.

Wer ihm persönlich entgegentrat, ist uns, da leider auch die eigentlichen Acten, die uns einigen Aufschluss hätten bieten können, verloren gegangen sind, nicht mehr möglich anzugeben, es wird eben bei weitem die Majorität der Universitätslehrer gewesen sein. Nur einer von seinen Feinden ist uns namentlich überliefert durch den Brief des Magisters Hipp, es ist der Magister Andreas Propst aus Delitsch oder, wie er, der Pseudohumanist, sich nannte, Andreas Epistates Delicianus, dem die bezeichnende Aeusserung in den Mund gelegt wird, Aesticampianus sei in der Universität wie das fünfte Rad am Wagen. Dass gerade dieser hervorgehoben wird, zeigt uns wol, dass er einer der Hauptgegner Aesticampians war. Gründe dafür lagen genug vor, denn da Delicianus praetendierte, selbst Humanist und Rhetor zu sein, musste er in dem vielgereisten, höher gebildeten und schon berühmten Aesticampian seinen übermächtigen Nebenbuhler erblicken.

Auf der anderen Seite besass Aesticampian auch Freunde. Er selbst erwähnt, dass der Herzog Georg ihm günstig sei und die Optimaten in der Stadt, und dass ihm gerade die gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer mit Wink und Wort zu Hilfe kämen. Aber auch hier entbehren wir der Namen. Emser, Myricius, Werler erscheinen nicht mehr in Aesticampianischen Büchern, aber Werler dediciert er freundschaftlich noch 1515 ein Buch[1]), und Hutten erwähnt in seinen Querelen[2]) Emser ehrenvoll neben seinem Lehrer, auch des Myricius wird später anerkennend von einem Gegner der Leipziger gedacht[3]), sodass wir die beiden letzten wol nicht unter den Gegnern zu suchen haben. Hipp und die Verhandlungen des Universitätsconcils geben an, dass Rhagius eine ganze Schar von Freunden hatte, die ihn auch bei dem ernsten Zusammenstosse mit seinen starken Feinden nicht verliessen.

---

1) M. Tul. Ciceronis Pulcherrimi. elegantissimique De oratore libri tres etc. Leipzig, Lotter, 1515, folio. Leipz. Univ.-Bibl.

2) Boecking III, 68.

3) Literarii sodalitii Apud Marpurgum aliquot cachinni super quodam duorum Lipsensium Poetarum in Lutherum scripto Libello effusi. Excusum Marpurgi, Anno M, D, XXVIII. septimo Calendas Octobres, 8°, A² („Autore Hermanno Buschio“ hat Johann Hess auf das vorliegende Exemplar der Bresl. Stadtbibl. geschrieben).

Die mannigfachen Kränkungen und besonders die Weigerung, ihm ein Local für seine öffentlichen Vorlesungen zu überlassen, veranlassten den sonst geduldigen Mann endlich zu einer öffentlichen Rede, die er selbst in seiner Einladung als Abschiedsrede bezeichnete, in welcher er jede Rücksicht fallen liess, um seinem Unmuthe einmal vollständig Luft zu machen und dann den Staub von seinen Füssen zu schütteln[1]).

Zum Verständnisse des weiteren müssen wir nun die Stellen der Rede ansehen, auf welche hin seine Feinde ihrerseits zum Angriffe gegen ihn vorgiengen. Er nimmt darin alle vier Facultäten durch und sagt von der ersten: Die Theologen sind gelehrte wie brave Männer, welche die Gedichte der Poeten nicht mehr hassen als die Pharisäer die Sünde. Wer leugnet dies? Aber ich frage dich (wendet er sich an einen Hörer), sage mir, warum sie andere Sünder und Zöllner zu ihren Gastmahlen rufen, die Dichter aber zu ihren priesterlichen Frühstücken niemals einladen? Fürchten sie, dass ihnen diese etwa zu viel von dem besseren essen oder trinken? Was sollen sie essen? Die Poeten mögen von Hülsenfrüchten und Schwarzbrot leben. Aber wir wollen auch jene ohne Schmach entlassen, dass sie euch nicht zürnen und uns schlecht behandeln, denn sie haben die Macht loszulassen und ans Kreuz zu heften, welche sie wollen. Dann sind die Juristen, welche, obgleich sie recht zu handeln wissen, es doch, einen oder den anderen ausgenommen, selten thun und den Poeten, welcher ihren Schülern keine Altweibermärchen, wie sie das aufs schlimmste auslegen, lehrt, sondern zum verstehen der Gesetze geschickt macht, weder in ihr Auditorium zulassen, noch zu ihrem Festmahle einführen. Aber auch jene mögen gehen, denn sie können lossprechen und verdammen. Es folgen die Mediciner, welche zwar den Poeten eingeladen haben, aber nicht sowol aus irgend welcher Zuneigung, als vielmehr aus reiner Prahlsucht, um sich ihm wie höherstehende vorzusetzen, gleich

1) Die Ankündigung ist uns noch bei Fidler erhalten: Joannes Aesticampianus hinc emigraturus pro more suo universis huius gymnasii magistratibus et subiectis supremum vale dicet. Dignentur itaque huc adesse cuncti, qui non tam hominem (poeta enim est) quam veritatem, quae Deus est, et amant et venerantur.

als wenn der gemeinen (sordidae) in die Küche gehörenden Medicin unsere göttliche und heilige Poesie weit nachzustellen sei, da doch die Stadt Rom die Dichtkunst immer, jene griechische (graeculam) Kunst niemals übte. Aber wir wollen auch sie sein lassen, da sie den Poeten mit ihren Tränkchen entweder schützen oder zum Orcus senden können. Noch bleiben die Philosophen übrig, die mich zum Theil wolwollend hörten, zum Theil tief verachteten, der erste Theil jedoch war sehr klein, der zweite sehr gross. Ich sage aber ihnen allen Dank, entweder weil sie mich einmal zum Frühstück eingeladen haben, oder weil sie mich durch ihren Neid und ihre Schelsucht zu rechtlichem Leben und öfter zu grader Rede (fortiter dicendi) angetrieben haben. — Und weiter unten sagt er: Denn ich werde gezwungen von hier wegzugehen, weil die Schrift sagt, wenn sie euch aber in dieser Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. Und ich werde nicht wegen angeborener Geistesstumpfheit oder wegen Schlechtigkeit der Denkart (deren jene Heuchler alle Poeten verdächtigen) gezwungen wegzugehen, denn ich habe von beidem eine nicht gemeine Probe gegeben, sondern allein durch das Uebelwollen und die Schlechtigkeit gewisser, welche euch, o edelste Studenten, hochmüthig beherrschen und habgierig eure Gelder ausplündern und euch von dem Wege des richtigen sprechens und der Richtschnur eines bescheidenen Lebens durch ihre ungesalzenen Reden und üppigen Schmausereien[1]) abrufen und verführen. Zu diesen, wenn sie anwesend wären, könnten die Worte des göttlichen Spruches (denn diese würden sie besser verstehen als die unsrigen) mit geringer Veränderung auf das zutreffendste gesagt werden[2]): Euch musste zuerst das Wort der Latinität gesagt werden, nun ihr es aber von euch stosset und achtet euch (selbst) nicht werth der römischen Beredsamkeit, siehe, so wende ich mich zu den benachbarten und barbarischen Völkern. Denn wen von den beredten Poeten haben eure Väter nicht verfolgt und wen habt ihr nicht zum Narren gehabt, welche euch zu bilden wie vom Himmel gesendet worden sind? Denn,

1) Zarncke, Die Statutenbücher der Universität Leipzig, Leipzig 1861, 30, Zeile 38.

2) Apostelgeschichte 13, 46.

dass ich aus vielen nur wenige hervorhebe, Konrad Celtis habt ihr fast feindlich vertrieben, Hermann Busch habt ihr lange und viel gequält hinausgeworfen, auch Johann Aesticampianus, nachdem er mit mannigfachen Maschinen bestürmt worden, werft ihr endlich über den Haufen. Wer von den Poeten wird da noch zu euch kommen? Niemand wahrhaftig, niemand, dem nur der Ruf eurer Tapferkeit zu Ohren gelangen wird. Ungebildet also und nichtssagend (ieiuni) werdet ihr leben, hässlich an Geist und ruhmlos, und wenn ihr nicht Busse thuet, werdet ihr alle als verdammte sterben.

Hatte nun aber Rhagius gedacht, nach dieser Aussprache unbehelligt seinen Stab anderswohin zu setzen, so hatte er nicht mit der Rachsucht der Gegner gerechnet, die nun danach trachteten, ihm noch vor seinem Abgange einen schweren Streich beizubringen. Die Rede bot ihnen die beste Handhabe, und sie griffen zu. Aus dem Liber conclusorum et actorum universitatis[1]), das uns von jetzt ab als weitere Quelle dienen wird, das aber leider nur kurze Protokolle über die Verhandlungen des Universitätsconcils nach den Aeusserungen der vier Nationen mit Angabe der Tagesordnung, aber ohne die endgiltigen Beschlüsse enthält, ersehen wir, dass die Theologen und die Mediciner zuerst Rechenschaft von ihm verlangten, und dass Aesticampian für ihre Ausforderung zuerst nicht aufzufinden war, und dann auf eine zweite Citation vor der Universität nicht erschien.

Der am 24. September 1511 unter dem Rectorate Johann Sperbers aus Heiligenstadt abgehaltenen Universitätsversammlung wird diese Situation vorgelegt. Da Aesticampian sich vor diesem Tribunal nicht eingefunden hat, so leiten die Verhandlungen des Tages ein weiteres Vorgehen nur ein; daraus erklärt sich die scheinbare Mässigung in den Beschlüssen. Es war der Universität, welche den ganzen Handel, da sie Ohrenzeugen der injuriösen Rede genug in sich schloss, sofort als einen die Allgemeinheit berührenden auffasste und demgemäss geschlossen gegen Aesticampian auftrat, vorläufig nur darum

1) Bl. 144^b-149^b Ms. Leipziger Universitätsarchiv. Herr Geh. Hofrath Prof. Dr. Zarncke hat mir die Benützung dieser Quelle durch Ueberlassung seiner Excerpte in liebenswürdigster Weise erleichtert.

zu thun, das corpus delicti, die Rede, und Aesticampians Gegenwart zu erlangen. Demgemäss beschlossen die Nationen.

Die bairische Nation wünschte, dass der Rector am nächsten Tage unter Zuziehung der zwei ältesten Beiräthe und der Beisitzer der Nation und anderer deputierter der Nation Aesticampian zum Ueberflusse durch einen geschworenen Diener berufen sollte, um ihn darin zu verhören, was nach hergebrachter Weise zu verhandeln sei, vor allem aber um die Rede zu fordern, und wenn er sie herauszugeben verweigern sollte, möchte ihm der Rector die Reinigung nach den Statuten auferlegen. Wenn er nicht erschiene, sollte er am Sonntage durch Anschlag an den Thüren ermahnt werden, und wenn nöthig, solle der Rector seine Acten an die Universität bringen. Im übrigen schlösse sich die Nation den anderen an, ohne Praejudiz für die Herren Theologen und Mediciner.

Die polnische Nation verlangte, dass Aesticampian, weil er, obwol er gewusst, dass der Rector und die ganze Universität ihn, um Gerechtigkeit zu üben, erwarte, nicht erschienen sei und, wiederum gefordert, zu kommen verweigert habe, an den Thüren öffentlich ermahnt werde und, wenn er danach erschiene, sich in Betreff der ihm vorzulegenden Artikel reinige. Wenn er dies nicht thäte, solle er nach den Statuten der Universität bestraft werden wie einer, der die Allgemeinheit verletzt und in Unruhe versetzt habe. Wenn es aber den anderen Nationen räthlich erscheine, möge er vor der Ermahnung zum Ueberflusse citiert werden, um sich wegen seines Ungehorsams zu reinigen.

Die meissnische Nation beschloss, dass Aesticampianus, weil er wiederum citiert nicht erschienen sei, am nächsten Tage nach den Statuten der Universität öffentlich citiert und dass gegen ihn procediert werden solle in Gegenwart des Rectors, der Beisitzer und der von der Nation deputierten, nämlich des Doctors Matthaeus Henning und des Magisters Ludwig Langschneider.

Die sächsische Nation beschloss, damit die ganze Universität nicht wiederum in Unruhe versetzt würde und vergeblich zusammenkäme, dass dem Rector drei deputierte aus jeder Nation zugesellt würden. Sie deputierte den Doctor Magnus

Hundt, den Doctor Johann Lindemann, den Ordinarius der juristischen Facultät, und den Magister Heinrich Greve dem Rector zum Beistande, welcher ex officio gegen Aesticampian einschreiten würde gemäss den Statuten der Universität mit Berichterstattung an die Universität, doch so, dass jener für seine Contumaz bestraft würde.

Aesticampianus wurde vor den Rector und seine beigeordneten gerufen und überlieferte ihnen eine Abschrift seiner Rede. Er liess sich auch bereit finden, am 2. October vor dem Universitätsconcil in dem Zimmer der philosophischen Facultät zu erscheinen, begleitet von einer Schar seiner Anhänger. Nach Verlesung der Rede beriethen die Nationen, was weiter zu thun wäre.

Drei Nationen waren darin einig, dass sie verlangten, Aesticampian solle gefragt werden, ob die von ihm vorgewiesene und eben verlesene Rede diejenige sei, welche er öffentlich gehalten habe. Die bairische Nation stellte dieselbe Frage auf, trotzdem er vor dem Rector und seinen mitdeputierten dies ausgesagt habe und viele von den anwesenden die Rede, als er sie gehalten, selbst angehört hätten. Sie wünschte, dass er gehört werde, dass aber nicht die „cohors“ derjenigen, welche er mit sich gebracht habe, zugelassen werde. Jedoch solle seiner Interpretation nicht stattgegeben werden, da die Worte klar seien und er ganz besonders im Anfange betone, dass er die Wahrheit sagen werde und seine Worte als ganz wahrheitsgemäss angesehen wissen wolle. Die sächsische Nation verlangte noch besonders darüber eine Erklärung, wie er habe sagen können, dass alle Facultäten schändlich gehandelt hätten, und warum er jede Facultät beleidigend durchgezogen habe, zuletzt, warum er von den Philosophen und allen Magistern zum Schlusse gesagt habe, dass sie von den Studenten Geld erplünderten und sie verführten.

Aus den folgenden Verhandlungen geht hervor, dass der vorgeführte angeklagte die Rede anerkannt, aber auch, wenn schon spöttisch lächelnd, zu entschuldigen und zu deuten versucht hat.

Hierauf erfolgte eine neue Berathung der einzelnen Nationen zur Beschlussfassung über die Strafe. Die sächsische

Nation, welche diesmal zuerst stimmte, muss wol die meisten Freunde Aesticampians enthalten haben, denn sie fällte den mildesten Spruch.[1]) Sie liess sich, wie folgt, vernehmen: Da Aesticampian die ganze Universität auf vielfache Weise beleidigend und schmachvoll wie uneingedenk seines Eides zu nicht geringem Eintrag und Aergerniss verletzt und verunglimpft hat und sich taliter et qualiter mit lächeln entschuldigt hat, so gefällt es der sächsischen Nation, dass er öffentlich an derselben Stelle, an welcher er die Universität verletzt hat, die beleidigenden und schmählichen Worte widerrufe und die Rede vorher dem Rector und den Senioren vorlege. Wenn er dies verweigern sollte, möge der Rector nach den Statuten (d. h. wol mit einer Geldstrafe)[2]) gegen ihn vorgehen und ihm unter Androhung der Strafe der Exclusion aufgeben, dass er sich in Zukunft der Beleidigungen und Schmähungen enthalte.

Die polnische Nation verlangte auf das Bekenntniss hin die Relegation auf zehn Jahre unter Hinzufügung, dass er, wenn er innerhalb der Zeit einen Doctor, Licentiaten, Magister, Baccalaur oder irgend einen anderen angehörigen der Universität oder die ganze Universität reize, durch sich oder durch einen anderen, direct oder indirect, durch Wort oder That beleidige, dass er dann ohne weitere Zusammenberufung der Universität für immer excludiert sei und dass dieser Beschluss so schnell wie möglich zur Ausführung gelange.

Die bairische Nation verwarf dem klaren Wortlaute der Invectiven gegenüber die Interpretationen Aesticampians als lächerlich und nichtssagend (paleatae) und gab einen Wahrspruch ab, der fast wörtlich mit dem der polnischen übereinstimmte, wol ein Zeichen, dass in diesen beiden Nationen die Phalanx der Gegner sass und dass man sich vorher schon über die Strafe geeinigt hatte. Nach dem Votum der Baiern sollte Aesticampian auch gedroht werden, dass die Universität, falls er Opposition mache, an diejenigen, mit welchen sie in Verbindung stehe, d. h. wol die anderen Universitäten, ausführlich und genügend die Ursache seiner Relegation schreiben

1) Am Rande ist von der Hand des Protokollführers bemerkt: Esticampianus a natione Saxonica non est exclusus neque relegatus.

2) Zarncke, Die Statutenbücher der Univ. Leipzig 1861, 18, No. 1.

und sich, ihn andernwegs mit Recht als meineidig erklärend, vertheidigen werde, und dass er nicht glauben dürfe, dass ihm die Universität verantwortlich sein werde. Leider ist nicht geschehen, was die Nation auch noch wünschte, dass die Invective in den liber conclusorum zugleich mit den anderen Acten ausführlich eingetragen werden sollte.

Die meissnische Nation äusserte sich dahin, dass Aesticampian, weil zu fürchten sei, dass er das der Universität und den Facultäten in öffentlichem Auditorium angethane Unrecht nicht widerrufen werde, auf unbestimmte Zeit unter Androhung der Exclusion ipso facto, wenn er sich nicht ruhig verhielte, zu relegieren sei.

Durch die Randbemerkungen in beiden Exemplaren der Matrikel (und aus Magister Hipps Freudenbriefe) wissen wir, dass dem Beschlusse der polnischen und der bairischen Nation gemäss die Relegation auf zehn Jahre ausgesprochen wurde.

Aesticampian, der so oft der Gunst des Herzogs Georg erwähnt, er erfuhr sie auch jetzt, als es sich um Ausführung des Universitätsbeschlusses handelte. Abgeordnete der Universität hatten dem Herzoge von dem Schritte Anzeige gemacht, und dieser verwendete sich für Rhagius, wie vorauszusehen war, — vergeblich. Schon am 5. October versammelte die Universität sich wieder, um die Willensmeinung des Fürsten anzuhören und über eine Antwort zu berathen, und die ganze Universität zeigte sich einstimmig.

Die bairische Nation wünschte, dass die ganze Universität unter Führung des Rectors „pro maiore reverentiae ostensione“ sich zum Herzoge begeben solle, um ihn zu bitten, dass er es nicht übel aufnähme, wenn das nach Form und Intention der Statuten rechtmässig gefällte Urtheil der Universität fest bliebe, da es ohne Schimpf und Eintrag für die Universität nicht widerrufen werden zu können schiene und weil S. Gnaden in ähnlichen Fällen nicht leicht Intercessionen irgendwelcher, um die untergebenen der Universität besser in Disciplin zu halten und um des Ansehens der Statuten willen, annähme. Nochmals wurde Aesticampian bedroht, und die angehörigen der Universität sollten bei Strafe davon abgemahnt werden, sich seiner anzunehmen.

Auch die Nation der Sachsen drückte sich ähnlich aus; sie erklärte, man müsste dem Herzoge willfahren, wenn nicht die Sache zum Schaden, zur Verwirrung und gegen den Ruf und die Ehre der Universität wäre. Der Herzog möge gebeten werden, dass er den Ruf und die Ehre der Universität höher achte als die eines einzigen Menschen.

Die polnische Nation berief sich darauf, dass eine Aussöhnung mit Aesticampian der Universität wenig Nutzen und Frieden, sondern vielmehr Gefahr und Zwist, wie man schon erfahren habe, bringen würde. Sie rieth den Fürsten zu ersuchen, dass er der Universität helfe, die Sentenz aufrecht zu erhalten und dass er die ganze Universität höher schätzen möge als einen Menschen, dass nicht bei gegebener Gelegenheit kühnere und schlimmere gegen die Universität aufstünden, da doch die Universität nicht in Streit, sondern nur in Frieden Fortschritte machen und zunehmen könnte. Auch sie bedrohte Aesticampian nochmals mit der Exclusion und deputierte den Laurentius Zoch aus Halle zu den früheren abgesandten für die Ueberbringung der Antwort an den Fürsten.

Ganz ähnlich äusserte sich die meissnische Nation.

Hatte die Intercession des Herzogs nicht gefruchtet, so war es wol selbstverständlich, dass eine Appellation des verurtheilten an seine eigenen Kläger und Richter, bei welcher es sich nur um eine Strafenänderung handeln konnte, kein besseres Schicksal zu erwarten hatte. Zudem hatte man, um jede Alterierung des Urtheils unmöglich zu machen, schleunigst die Relegation öffentlich bekannt gemacht. Trotzdem versuchte Aesticampian die Appellation, und am 9. October wurde darüber verhandelt. Sämmtliche Nationen verwarfen sie als frivol. Die Meissner betonten, dass sie nach schon erfolgter Ausführung der Sentenz eingelegt worden wäre, und war für Abweisung des appellierenden unter dem Zusatze „salva reverentia summi pontificis“, welcher uns schliessen lässt, dass Aesticampian mit einer Appellation an den Papst gedroht haben muss. Daher bezeichnen wol auch noch besonders die polnische und meissnische Nation die Appellation als Eidbruch.

Aesticampian war durchaus nicht gewillt, seinen freiwilligen Weggang in einen gezwungenen umwandeln zu lassen,

mit der Appellation an den Papst Julius II. war es ihm vollkommen Ernst und, um seinem Ansuchen bei der Curie Nachdruck zu geben, entschloss er sich selbst nach Rom zu gehen. Auffällig ist hierbei, dass er die Instanz des Kanzlers der Leipziger Universität, des Bischofs von Merseburg, ganz umgieng, und anderseits müssen doch die Intriguen seiner Gegner ihm Anknüpfungspuncte genug gegeben haben, dass er den römischen Hof zu behelligen wagte und ein günstiges Resultat hoffend gewiss grosse Kosten auf sich nahm.

Auf der Reise nach Italien begleitete ihn sein Schüler Caspar Borner.[1]) Sein Weg führte ihn über Freiburg im Breisgau; dort wenigstens, wissen wir, verweilte er im Gefolge des Kaisers. Urbanus Rhegius genoss dort seinen Umgang und hat uns in einem enthusiastischen Briefe ein lebendiges Bild der anregenden Persönlichkeit des Rhagius hinterlassen.[2]) Ob Aesticampian an dem Hofe seine Leipziger Angelegenheiten verfolgte, lässt sich nicht feststellen, wie sich auch nicht belegen lässt, dass er hier seinen zweiten Dichterlorbeer erhielt. Eins nur ist uns überliefert, dass er gegen die Gebühr von 100 Gulden ein Privilegium erhielt, vermuthlich als kaiserlicher Pfalzgraf sechs gekrönte Dichter zu creieren.[3])

Um jene Zeit war Aesticampians leicht erreglicher Freund Wimpfeling mit Jacob Locher Philomusus in Streit gerathen[4]) und hatte gegen diesen ein Pamphlet geschrieben: Contra turpem libellum Philomusi Defensio theologię scholasticę & neotericorum[5]), worin er sich in der Hitze des Gefechtes nicht nur von dem fortgeschritteneren Flügel der Humanisten lossagte, sondern zugleich eine starke Schwenkung nach der scholastischen Seite vollzog. In den Ausführungen des Buches bezeichnete er die „unfruchtbare und schauspielerhafte Erklärung

1) Funebris oratio habita in laudem Petri Mosellani, a Joanne Muslero Ottingensi, s. l. e. a. 8°. Göttingen, Univ.-Bibl.

2) Ch. G. Wilischius, Arcana bibliothecae Annaebergensis, Lipsiae 1730, 8°, 110.

3) Nach einem abschriftlich erhaltenen, undatierten Briefe Wimpfelings an Brant, den ich der Güte des Herrn Professors C. Schmidt verdanke.

4) C. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace, Paris 1879, I, 57.

5) S. l. e. a. 4°. München, Hof- und Staatsbibl.

der Dichter als gering zu schätzen" und behauptete, die Kenntniss der Dichter sei weder für einen Theologen oder Juristen noch Mediciner von Bedeutung, kurz, tauge zu nichts für das praktische Leben. Niemals hätten die Dichter Praerogative besessen, daher könne er sich nicht genug verwundern, dass der poetische Lorbeer für eine so grosse Würde und Auszeichnung geachtet werde, dass derjenige, welcher ihn erlangt, wenn auch ein Verächter aller anderen Wissenschaften, ja ihrer gänzlich unkundig, vor allen anderen, und zwar den gelehrtesten Männern, den Primat unter allen Magistern der Philosophie usurpierend, die erste Stelle an der Tafel, bei den Processionen und in den Schulen beanspruche, ja gegen alles Recht Aufnahme in die Universitätsconcile verlange, während er doch gar keinen Grad besitze, ausser dass man ihn als Poeten begrüsse, wenn überhaupt in der Poesie ein Grad genannt zu werden verdiene, da sie nur ein kleines Theilchen der einzigen Grammatik sei, die doch von allen freien Künsten als die unterste dastehe, in der Poesie, die kaum den Namen einer Wissenschaft oder freien Kunst verdiene, da sie sich weder auf irgendwelche Principien stütze, noch in ihr Beweise geschmiedet, noch Schlussfolgerungen, welche allein des wissens werth seien, hervorgelockt werden könnten. Daher könne er jene nicht loben, welche es erzwungen hätten, dass die blossen Poeten, die Lehrer keiner Wissenschaften, in die Concile der gelehrtesten Männer aufgenommen würden, diejenigen Poeten besonders, welche die ganze scholastische Theologie mit Eselsunrath verglichen.

Im sechsten Capitel nimmt Wimpfeling allerdings von seinen Vorwürfen eine ganze Reihe christlicher Dichter aus, darunter neben Reuchlin, Brant, Busch, Bebel, Eobanus Hessus, Gresemund, Ortvinus Gratius (!) u. a. auch Johannes Aesticampianus, aber man kann sich leicht vorstellen, wie die vielfach über das Ziel hinausschiessenden Angriffe Wimpfelings auf den aus Leipzig durch die Scholastiker vertriebenen Aesticampian wirken mussten. Seine Rede in Leipzig ist in vielen Stellen gerade das Gegentheil der Wimpfelingischen Elucubrationen, die einer Glorificierung seiner Gegner gleichkommen. Das war wol Grund genug, um seiner Freundschaft mit

Wimpfeling einen argen Stoss zu geben. Hierzu kam noch, dass er sich durch die Herabsetzung des Dichterlorbeers in seinem Privilegium geschädigt sah. Endlich fürchtete er von dem Buche Eintrag für die humanistischen Studien überhaupt. Als er daher Wimpfeling besuchte, überschüttete er ihn mit Vorwürfen und drohte sogar, dass er gegen das Buch schreiben würde, und nur halb besänftigt verliess er ihn, um mit seinen Reisegefährten weiter zu wandern.

In Rom erwarb Aesticampian die theologische Doctorwürde[1]) und setzte es auch durch, dass das Verfahren gegen die Leipziger Universität aufgenommen wurde. Der Papst ernannte für die Entscheidung des Falles den Doctor artium et utriusque iuris Henning Goede in Wittenberg zu seinem iudex delegatus.[2]) Die Leipziger Universität wurde nun aufgefordert, vor diesem zu erscheinen, und zwar erhielten persönliche Vorladung der Rector des Sommersemesters von 1511 Johann Sperber und der Syndicus der Artistenfacultät Johann Kol, Die Universität fasste die Angelegenheit, wie sie es mit Recht konnte, nicht als persönliche, sondern als die Gesammtheit betreffende auf und trat daher am 17. September 1512, unter dem Rectorate des Konrad Tockler aus Nürnberg, zu einer Berathung zusammen, um Procuratoren von Universitäts wegen zu erwählen. Die sächsische Nation ernannte zum Advocaten den Doctor iuris Petrus Freytag und den Collegiaten des Fürstencollegs Magister Wolfgang Blick zum Syndicus der Universität; diese sollten sich mit einem legalen Notare zu Goede begeben. Auf Doctor Freytag fielen auch die Stimmen der bairischen und meissnischen Nation, die polnische deputierte Wolfgang Blick. Der Endbeschluss und das Ergebniss der Verhandlungen mit Goede fehlen uns leider.

Eine andere Universitätsversammlung unter dem Rectorate des Sebastianus von der Heyde (Myricius) am 14. März 1513 beschäftigte sich mit derselben Sache. Wiederum wurde Wolfgang Blick als Syndicus bevollmächtigt, die sächsische Nation wollte ihm die Doctoren Freytag und Zoch zugesellt wissen. Um diese Zeit war aber das Gerücht nach Leipzig gedrungen,

1) Funebris oratio.

2) Für das folgende: Liber conclusorum 157—158 und 161^b^—162^b^.

dass Papst Julius gestorben sei, und die polnische Nation bemerkte daher in ihrem Votum, dass der Syndicus Blick dem iudex delegatus einwerfen solle, dass durch den Tod des Papstes, falls er sich bewahrheite, sein Amt erloschen sei. In der That war Julius im Februar abgeschieden, und dieser Zwischenfall scheint die Universität aller weiteren Verhandlungen überhoben zu haben, wenigstens finden wir in dem liber conclusorum et actorum universitatis nichts mehr davon eingetragen. Wir werden jedoch sehen, dass die Angelegenheit in einer anderen akademischen Quelle später noch Blasen wirft.

Aesticampian wandte sich von Rom nicht direct nach Deutschland zurück, sondern gieng, um zu den vielen Hochschulen, die er schon kannte, noch einen, und zwar einen der berühmtesten Mittelpuncte der Gelehrtenwelt hinzuzufügen, von Italien aus nach Paris[1]), wo er auch als Lehrer auftrat. Seine deutschen Landsleute waren dort aber mit ihm eben nicht zufrieden. Am 8. Juli 1512 schrieb gewiss nicht ganz ohne Recht Johann Kierher[2]) aus Paris an Michael Hummelberger, dass an Stelle des verehrten (erkrankten) Hieronymus Aleander ein gewisser Aesticampianus lehre, auch ein Deutscher, der aber ziemlich geschwätzig und im Vortrage schwülstiger als erlaubt sei, der den Deutschen statt einer Ehre eine Last sei und sich zu Aleander wie die Gans zum Schwane verhalte. Er erklärte dort die drei ersten Bücher de doctrina christiana des h. Augustinus.[3]) Von hier begab er sich nach Cöln, wo wir ihn im Anfange des Jahres 1513 finden.[4]) Aber mochten die Leipziger Drohungen, dass man den befreundeten die Ursachen seiner Relegation mittheilen würde, wirklich ausgeführt worden sein, oder war die Kenntniss der Leipziger Vorgänge durch das Gerücht nach Cöln gedrungen, oder führte endlich schon die Stellung der Universität zum Humanismus bald zu Con-

---

1) Wilischius, a. a. O.

2) Horawitz, Analecten zur Gesch. des Humanismus in Schwaben (1512—1518), in: Sitzungsber. der phil.-hist. Cl. der Wiener Ak. der W. 86. Band, 1877, S. 230. Für hic (?) ist dort nach dem Orig. hui zu lesen. Vergl. dann noch Cod. lat. Monac. 4007 Bl. 20.

3) Krafft, Briefe und Dokumente, 139.

4) Krafft, a. a. O. 138.

flicten, es gelang ihm nicht, daselbst festen Fuss zu fassen. Er nahm in Cöln seine Plinianischen Vorlesungen wieder auf[1]) und sammelte auch hier eine Schar tüchtiger Jünger. Petrus Mosellanus schloss sich ihm hier an und Jacob Sobius, auch Caspar Borner erscheint hier wieder als sein Schüler.[2])

Als Aesticampian das vierte Buch de doctrina christiana behandeln wollte, wurde ihm, wie in Leipzig, ein öffentliches Auditorium verweigert[3]), und da ihm der noch schwebende Process mit Leipzig ein weiteres ankämpfen gegen das Uebelwollen der anderen Universitätslehrer verleidete oder unräthlich erscheinen lassen musste, so verliess er Cöln, um in der Heimat die Gründung einer eigenen Schule zu versuchen.[4])

Auf der Reise berührte er Erfurt und verweilte hier einen Tag hochgeehrt unter den Anhängern des Humanismus. Begeistert singt Eobanus Hessus, dass er das einfache Mahl in Gesellschaft des Rhagius den Tafeln der Götter vorziehe[5]) und der Gothaer Kanonicus Mutianus Rufus, der Mittelpunct des Kreises der Erfurter Humanisten, machte seinen Freunden Heinrich Urban und Petreius Eberbach Vorwürfe, dass sie die für sie ehrenvolle und nutzbringende Gelegenheit, dem berühmten Manne ihre Aufwartung zu machen, versäumten.[6])

Die gerade Strasse Aesticampians führte weiter über Leipzig, und er hielt es nicht für nöthig, einen Umweg zu machen; bei Franz Lenhardt stieg er ab.[7]) Die Universität

1) Henr. Corn. Agrippae ab Nettesheim operum pars posterior, Lugduni per Beringos fratres, 8°, Epp. VII, XXVI.

2) Funebris oratio.

3) Krafft, Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators Heinrich Bullinger, Elberfeld 1875, 45.

4) Warum Krafft (Briefe u. Dokk. 141) eine zweimalige Vertreibung des Rhagius aus Cöln annimmt, ist mir nicht ersichtlich.

5) Operum Helii Eobani Hessi farragines duae. Halae Suevorum Anno XXXIX, 8°, Bl. 250. Bresl. Stadtbibl.

6) Conradi Mutiani Rufi epistolae (Ms. der Stadtbibl. in Frankfurt a. M.) Bl. 217 und 218^b, drei Briefe Mutians an Heinrich Urban, abgedruckt von Krafft, Briefe u. Dokk., 200. Krafft datiert den zweiten Brief, hat aber aus Versehen ein Blatt überschlagen und das Datum von No. 347 genommen. Das Datum stimmt für den dritten Brief.

7) Liber actorum et tractatuum inter senatum et universitatem, Ms. des Leipziger Universitätsarchives, 12^b.

erhielt sofort Nachricht von der Ankunft des relegierten und wendete sich an den Bürgermeister mit der Bitte: „mit yme zu gebaren als er woest“. Der Bürgermeister antwortete, dass er sich mit „seinen Herren“, dem Rathe, deswegen bereden werde, und so gewann Aesticampian Zeit, seinen Weg unbelästigt fortzusetzen. Zu derselben Zeit befand sich auch Doctor Henning Goede in Leipzig. Die Universität sandte ihren Notar zu ihm und bat ihn, er möge als iudex causae mit Aesticampian reden, dass er sich schleunigst von dannen mache. Goede versprach der Universität zu Willen zu sein, traf aber Rhagius nicht mehr an, und warnte die Universität, als er erfuhr, dass ein Theil der Professoren daran dachte, Aesticampian jetzt wegen Ungehorsams zu excludieren, vor einer Uebereilung, da durch die Appellation Aesticampians die Relegationssentenz schwebe und nicht in Kraft getreten sei.

Das ist die letzte Nachricht, welche wir über den Process des Rhagius und der Universität Leipzig besitzen, das wahrscheinlichste ist wol, dass die ganze Angelegenheit ohne eine Entscheidung eingeschlafen ist.

Rhagius gehörte zu den Menschen, an denen das Schicksal, nachdem sie einmal von Missgeschick heimgesucht worden sind, auch weiter seine Tücken zu üben fortfährt. In Cottbus, wo er sich im Anfange des Jahres 1514 einen neuen Wirkungskreis durch Gründung einer lateinischen und christlichen Schule (so nannte er die Schule, um, wie er sagt, den bellenden Hunden die Mäuler zu stopfen) zu schaffen versuchte[1]), scheint er nicht zu erfreulicher Thätigkeit gekommen zu sein, denn schon im Beginne des nächsten Jahres[2]) eröffnete er in Freiberg im Erzgebirge eine schola latina et christiana.[3]) Der Doctor der Medicin und Rathsherr Ulrich Ruel und Magister Nicolaus Hausmann hatten seine Berufung nach Freiberg veranlasst. Aesticampian zog als Schüler und zugleich als Gehilfen bei seinem Werke Jacob Sobius, Caspar Borner

1) (Joach. Camerarius), Libellus alter, epistolas complectens Eobani etc. Lipsiae, 1557, 8°, J 8^b. Bresl. Stadtbibl. Auch Krafft a. a. O. 143.

2) Vorrede der oben citierten Cicero-Ausgabe, auch Krafft a. a. O.

3) M. Hempel, Libellus D. Hieronymi Welleri etc. antea nunquam editus, Lipsiae 1581, 8°, 70. Bresl. Stadtbibl.

und Petrus Mosellanus zu sich nach Freiberg. Die Wirksamkeit Aesticampians, so grossen Anklang sie bei alt und jung fand — der Theologe Hieronymus Weller, dessen talentvoller Bruder Petrus und der nachmalige kurfürstliche Rath Wolfgang von Lüttichau[1]) befanden sich hier unter seinen Hörern —, erreichte aber schon 1517 ihr Ende, weil die Mehrzahl der Mitglieder des Rathes der Stadt meinte, dass die Erhaltung einer höheren Schule neben der vorhandenen Trivialschule nicht von Nöthen sei.

Dem vielgeprüften öffneten sich gastlich die Pforten der Universität Wittenberg, am 20. October 1517 wurde er daselbst als erster Professor der Plinianischen Gelehrsamkeit intituliert.[2]) Wenige Jahre lehrte und lebte er noch hier friedlich in Freundschaft mit Philipp Melanchthon und Martin Luther; er starb am 31. Mai 1520.[3])

Nachtrag. Zu S. 31 ist berichtigend anzumerken, dass Eobanus Hessus und Aesticampianus in Frankfurt an der Oder zusammentrafen, wohin Aesticampianus bei seiner Heimreise einen Abstecher machte (nach der Nachschrift des oben benützten Briefes des Aestic. an Mutianus Rufus, Libellus alter I 8 b).

1) Vorrede zu Hempel, Libellus.
2) Foerstemann, Album Vitebergense, 69.
3) Hempel a. a. O.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände der schwäbischen Reichsstädte im 16. Jahrhundert. I.

Von

Karl Trautmann.

Die nachfolgenden Mittheilungen fassen die Resultate einer systematischen und eingehenden Durchforschung der von den Litterarhistorikern bisher wenig beachteten Archive der ehemaligen schwäbischen Reichsstädte zusammen. Aus dem massenhaften und für die Kenntniss der Culturverhältnisse so wichtigen Material, welches uns in den Rathsprotokollen und Stadtkammerrechnungen vorliegt, wurde sorgfältig alles ausgeschieden, was für die Geschichte des Schauspiels und der damit zusammenhängenden Factoren von Interesse oder Bedeutung sein konnte. Diese allerdings ziemlich spärlichen Nachrichten fanden eine willkommene Ergänzung in den mitunter sogar schon für das 16. Jahrhundert in überraschender Reichhaltigkeit vorhandenen Theateracten. Gleichzeitig wurden auch die handschriftlichen Schätze der städtischen Bibliotheken und was sich hier und dort noch im Besitze einzelner Familien erhalten hat, in den Kreis der Forschungen hereingezogen.

Den Originaldocumenten soll in erster Linie das Wort gelassen werden; die wichtigsten derselben gelangen entweder in ihrem ganzen Umfange oder doch in ihren interessantesten Theilen zum Abdrucke. Was deren Wiedergabe betrifft, so ist zu erwähnen, dass der orthographische Charakter des Schriftstückes soweit als möglich gewahrt wurde. Eine Abweichung von der Vorlage erlaubte ich mir in dem Gebrauche der grossen Anfangsbuchstaben, welche nur bei Eigennamen und in Titulaturen zur Verwendung kamen, ferner in Aufhebung der willkürlichen Trennung zusammengesetzter Worte

und in der Nichtbeachtung des Unterschiedes zwischen s und ſ. Abkürzungen wurden zwischen runden Klammern ergänzt; die Interpunction folgt den modernen Principien.

Schliesslich sei bemerkt, dass unsere Untersuchungen vorerst die Städte Nördlingen, Augsburg, Ulm, Kempten, Kaufbeuren und Lindau umfassen werden.

Nördlingen.[1])

Nördlingen nimmt im 16. Jahrhundert unter den schwäbischen Reichsstädten eine ehrenvolle Stellung ein. Gelegen an dem Kreuzungspuncte der grossen Handelswege, die von Venedig nach Nürnberg, vom Rhein zur Donau führten[2]), entwickelte die Stadt — zur Zeit ihres höchsten Aufschwunges kaum über 10000 Einwohner zählend[3]) — eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Künste und Gewerbe, ohne gleichwol mit Schwabens Culturmittelpuncten Ulm und Augsburg wetteifern zu können. Es ist also ein immerhin bescheidenes Gemeinwesen, das sich unserer Betrachtung darbietet. Umsomehr muss man überrascht sein, hier auf eine verhältnissmässig reiche Entfaltung des dramatischen Lebens zu stossen.

Das Material, auf Grund dessen wir ein Bild von Nördlingens Theaterzuständen im 16. Jahrhundert zu entwerfen versuchen, ist dem wolgeordneten städtischen Archive entnommen und wurde uns vom Vorstande desselben, Rector Ch. Mayer, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Die reichste Ausbeute gewährten die mit dem Jahre 1546 beginnenden Acten über Theater und Meistersänger; bemerkenswerthe Ergänzungen boten ausserdem die leider für das 16. Jahrhundert nur lückenhaft erhaltenen Rathsprotokolle, einige Urkunden über Schulwesen und die schöne Sammlung der in seltener Vollständigkeit vorhandenen Stadtkammer-

1) Das beste Bild von Nördlingens Geschichte bietet das leider noch nicht vollendete Werk des Stadtarchivars Ch. Mayer „Die Stadt Nördlingen, ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit. Nördlingen 1877", wo auch zahlreiche Nachweise über die einschlägige Litteratur zu finden sind.

2) L. Müller, „Die Reichsstadt Nördlingen im schmalkaldischen Kriege. Nördlingen 1877" S. 21.

3) Mayer a. a. O. S. 28.

rechnungen. Hervorgehoben muss jedoch werden, dass die eben angeführten Quellen trotz ihrer Reichhaltigkeit eine lückenlose Darstellung nicht zulassen. Hauptsächlich sei in dieser Beziehung auf die Unzuverlässigkeit der Rathsprotokolle hingewiesen. Die Beschlüsse des Rathes in weniger wichtigen Angelegenheiten, und als solche betrachtete man ja meistens dramatische Aufführungen, zumal wenn sie von den gegen Ende des 16. Jahrhunderts zahlreich auftretenden Wandertruppen ausgiengen, scheinen nicht in die Protokolle eingetragen worden zu sein. Entweder wurde die Entscheidung auf mündliche Anfrage mündlich ertheilt oder nur auf der Rückseite der vom Bittsteller eingereichten Eingabe in kurzen Worten vermerkt. Gieng nun die Eingabe, wie es leider nur zu oft vorkam, verloren, so hinterliess das Gesuch in beiden Fällen keine Spuren. Es wäre daher unrichtig, aus dem oft jahrelangen schweigen der Rathsprotokolle auf ein ermatten des dramatischen Lebens schliessen zu wollen.

Die Gliederung unseres Stoffes ergibt sich von selbst. Wir unterscheiden 1) das Volksschauspiel in den Händen der Meistersänger und Handwerker; 2) die lateinische und deutsche Schulkomoedie; 3) die Aufführungen der Wandertruppen. Was die zeitliche Begrenzung betrifft, so muss erwähnt werden, dass wir unsere Untersuchungen bis 1634, dem Schreckensjahre der Belagerung Nördlingens, ausgedehnt haben. Die theatralischen Gepflogenheiten des 16. Jahrhunderts leben unverändert bis zum Beginne des Dreissigjährigen Krieges fort; dieser selbst aber bezeichnet auch für Nördlingen einen Wendepunct: das Ende des auf einheimische Kräfte sich stützenden Theaterlebens.

In Nördlingen bilden die Meistersänger[1]) den Kern, um welchen sich die theaterfreudigen Elemente der Bürgerschaft gruppieren. Ueber auftreten und Verbreitung der „holdseligen Kunst" in der alten Reichsstadt, über die Thätigkeit der einheimischen Meistersänger haben wir nur dürftige Nachrichten. Die Liedersammlungen, Privilegien, Tabulaturen und sonstigen

1) Ueber die Meistersänger in Nördlingen vergl. eine Abhandlung bei Weng und Guth, „Das Ries, wie es war und wie es ist. Nördlingen o. J. (1836)", Heft I, S. 87—88; Heft II, S. 3—12. Enthält nur allgemeine Bemerkungen ohne archivalische Grundlage.

Satzungen der Gesellschaft sind verloren gegangen; es fehlen daher genügende Anhaltspuncte, um Dichter wie den Schuster Curandi, einen Gesellen von Hans Sachs, Johann Zihler[1]), Hans Schreier oder Zant[2]) würdigen zu können. In der Localtradition ist die Erinnerung an sie, wie an das ganze Leben und Treiben des Meistergesanges überhaupt, vollständig erloschen. Zum ersten Male in den Acten erscheinen die Meistersänger „1539 ultimo januario" unter dem Rubro „Meistergesang" im Rathsprotokolle, wo es heisst: „Ist dem jungen Buttschbacher zugelassen ein singschul zu halten".[3]) Jedoch wird schon in der Donauwörther Stadtchronik[4]), welche der Kaisheimer Conventual Johannes Knebel in den Jahren 1528 und 1529 zusammenschrieb, die Nördlinger Schule rühmend erwähnt: „Dise schul deß maistergesangs waß nu an vil andern orten vnd stotten, alß Augspurg, Nurenberg, Vlm vnd Norling [Nördlingen], da vil guter maistersinger wasen, die auch dem gesang weit nachzochen". Ja, als im Jahre 1514 die Stadt Donauwörth zu Ehren Kaiser Maximilians I. ein grosses Meistersängerfest veranstaltete, hatten auch, wenn wir

1) Beide nennt als Meistersänger das Werk von Johannes Müller, „Merkwürdigkeiten der Stadt Nördlingen, nebst einer Chronik etc. Nördlingen 1824". Uebrigens sei bemerkt, dass Hans Sachs einen Lobspruch auf Nördlingen verfasst hat. Vgl. „Dichtungen des Hans Sachs. Erster Theil. Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, F. A. Brockhaus 1870" S. XLIII. [Ueber die in der Handschrift M 217 der Dresdner Bibliothek vorhandenen, vermuthlich eigenhändig niedergeschriebenen fünf Dramen Zihlers: Ruth, Vermählung Isaacs, Kindheit Mose, Jael mit Sissera, Jephta, behält sich Verf. vor, bei einer späteren Gelegenheit Bericht zu erstatten. — S. v. C.]

2) Wird genannt bei Schröer, „Meistersinger in Oesterreich", in den „Germanistischen Studien" herausgegeben von Bartsch Band II (1875) S. 231.

3) Ich entnehme diese Notiz dem Werke von D. E. Beyschlag, „Beyträge zur Kunstgeschichte der Reichsstadt Nördlingen. Zweites Stück. (Von der Formschneiderey und Buchdruckerkunst.) Nördlingen 1799" S. 15. Das Rathsprotokoll von 1539 hat sich in Nördlingen nicht mehr vorgefunden.

4) Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Dritter Jahrgang. Augsburg 1876, S. 108, in einer Notiz von Dr. L. Baumann, „Die Meistersänger und ein Volksfest zu Donauwörth", wo aus eben dieser Chronik interessante Mittheilungen über den Meistergesang in Donauwörth beigebracht werden.

Königsdorfer[1]) Glauben schenken wollen, Nördlinger Sänger dem an die Nachbarstädte erlassenen Aufrufe Folge geleistet. Diese aus gedruckten Werken entnommenen Mittheilungen über den Nördlinger Meistergesang im allgemeinen werden durch einige Urkunden des Archives ergänzt. Wir müssen an dieser Stelle bemerken, dass schon im Jahre 1521 bei der Bürgerschaft Nördlingens die Reformation[2]) Aufnahme gefunden hatte, denn gerade ihre Bedeutung für Pflege und Ausbreitung des wahren göttlichen Wortes ist es, was die Meistersänger in den Eingaben an den Rath mit Vorliebe und meistens mit Erfolg geltend machen.

Im August des Jahres 1554 wendet sich die Gesellschaft an den Rath mit der Bitte, ihr mehrere in städtischer Verwahrung befindliche Kleinodien, auf welche sie ein Anrecht hat, zu überlassen:

„Fursichtige, Ersamen, Wollweisen, Gunstige, Gebietent, Liebe Heren. Nachdem vnd sich bisher ein erbar gesellschafft, die meistersinger vnd burger alhie, die Teutsche maistergsang aus heilliger götlicher schrifft ym brauch vnd vbung gehalten, Got dem Allerhöchsten zu preis, lob vnd ehr, auch zu auspreittung seines gottlichen worts vnd einem ieden geistlichen zuherer zu nutz vnd beßerung. Dieweil aber an vill vnd mancherlei orten, von alter her vnd noch breuchlich ist, das man bei solchem meistergsang in schullen, ein ketten oder kron hat, damit man diejennigen singer verehret, so mit gesang das best thon, welche kleinot nichts anderst dan die kunst ziren, vnd nachmals die singer zu merrer vbung reitzen, ist einer gsellschafft derohalben anzeügt word(en), wie die alten meistersinger alhie ein ketten vnd kron, desgleichen Maria bilt vnd einen adler vor iaren gehabt, dieselbigen letzlich E. F. E. W. vberantwort, vnd villeicht noch möcht vorhanden sein; weill aber ein geselschafft sich mert vnd teglich zunimpt, ist sie willens vnd vermeint E. F. E. W. sollten ietz gemelte kleinot, die ketten vnd adler vnd sunst nichts mer, widerum mittheillen, doch in der meinung ein gselschafft will solche gnugsam vercautionniren oder E. F. E. W. mag 3 oder 4 aus vnser geselschafft selbs nemen vnd in solches vberantworten vnd so sich wurde vber lang oder kurtz zutragen, d(a)s dise vnser gselschafft wider abging, sollen

1) Geschichte des Klosters zum Heil. Kreutz in Donauwörth. Donauwörth 1819. Erster Band, S. 326.

2) Ueber Nördlingens Reformationsgeschichte vgl. Mayer a. a. O. S. 212—255.

doch die ehegenanten kleinott E. F. E. W. in aller stalt vnd mas wider on allen schaden zugestelt werden. Auf solches laugt Großgunstige Heren ein gantze gselschafft an E. F. E. W. mit vnderthenig bitten vnd begeren, E. F. E. W. wölle genanter gselschafft solchen gunstigen willen erzeigen vnd ine solche kleinot mittheillen; will ein gantze gsellschafft vm E. F. E. W. mit aller vnderthenigkeit gehorsamlich beschulden vnd in ander weg zuuerdiennen willens sein; hiemit E. F. E. W. vnderthenige mitburger, die meistersinnger."

Dem Gesuche wurde Folge geleistet, wie aus zwei Einträgen im Rathsprotokolle hervorgeht:

1554 (Sitzung vom 8. August): „Die meistersinger bitten vmb die kron, mariapildt vnd adler, wie vor alters hero jre geselschafft gehapt, jne wider zuzestellen vnd zuvberantworten, erpietten sich deß zuuercautionniren.

Ist jne ains tails diser kleinot, souer sie noch vorhanden, bewilligt."

1554 (Sitzung vom 10. August): „Maistersingern, den ist ain silbern klainot, nemlich 1 kettine, daran ein frawenpildt, 1 kron vnd der buchstab M hangendt (zu übergeben).

Sollen aber, wie es vor allters gehalten zu den rechnern gehn vnd solchs laßen einschreyben vnd caution zuthun, damit es nit abhanden komme."

Die hier erwähnten Kleinodien haben sich bis auf den heutigen Tag als Eigenthum der St. Georgskirche in Nördlingen erhalten und befinden sich gegenwärtig im städtischen Museum.[1])

Im Jahre 1554 war also die Gesellschaft in kräftigem Aufschwunge begriffen; die Zahl ihrer Mitglieder mehrte sich von Tag zu Tag. Lange jedoch hielt dieser blühende Zustand nicht an. Am 8. November 1557 reichten die Merker eine „Suplication" ein, welche uns mit bedenklichen Symptomen allgemeiner Gleichgiltigkeit gegen den Meistergesang bekannt macht:

„Fursichtige, Ersamen vnd Wollweise, Günstige, Gebietent, Liebe Heren; E. F. E. W. wolle vnß gemeine mercker vnd meistersinger, burger alhie, vnderthenigklichen vernemen. Nachdem bißher eine zeit, dem Almechtigen, Got vatter, son vnd heiligem geist zu lob, ehr vnd preiß, auß heillig(er) schrifft das Teutsch meistergesang

1) Eine ausführliche Beschreibung derselben, von einer Abbildung begleitet, findet sich bei Weng u. Guth, a. a. O. — Zwischen Maria-Bild und M, welche beide dem 15. Jahrhundert anzugehören scheinen, wurde später ein Crucifix, zu dessen Füssen König David mit Harfe und Psalter dargestellt ist, eingeschoben. Das von einer Krone überragte M dürfte auf Kaiser Maximilian I. hindeuten.

bei E. F. W. jm 51. jare, mit vergunstigung vnd guttem willen erhebt, auch noch erhalten bis daher; nun aber vnser singschullen dise zeit so gar abnemen, das etwa kam [kaum] in acht oder zehen personnen darzu koment vnd wir nichts desto wenig(er) vnser eigen gelt vnd kosten einpiesen vnd stutzte iederman an dem losen pfenig den man geben soll, damit wir die schull erhalten vnd die krentzgwiner verehren, wie den der prauch ist; auch sein die gesellen vnlustig, wan sie singen sollen vnd niemant zuhörte; so doch vnser voreltern nicht so rein vnd klar auß heilliger schrifft gesungen, sondern nun [nur] Maria, die mutter Christi vnd die heilligen gepreiset vnd damit etliche kleinatter vnd ander dinge mer ervbriget haben, welches wir nicht begeren, sonder wan wir nun dem Almechtigen zu lob dise lobliche kunst erhalten kunden, vnd an feirtagen vnser zeit damit vertriben, so doch andre etwan zu spillen, zechen vnd andern dingen mer lust haben, so were diß vnser lust; haben auch disen mangell vnserm pfarhern angezeigt, derwegen vnser buch(er) sehen laßen vnd er selbs bekennet, das dise lobliche kunst dem Almechtigen zu lob, auch gemeinen zuhörern zu guttem zu füdern sei, dieweill sie der heilligen schrifft gemeß ist vnd dariu gegrundet, das Gottes lob damit gemeret vnd vil schant vnd laster dadurch verhindert werden. Auch ist etwan an andern orten vnd stetten preuchlich, daß man die singschullen vmbesunst helt, doch jre obrigkeitten denselbig(en) mörker vnd singer ein jerliche verehrung thon[1]), damit man gemelte singschull nach notturfft erhalten kan. Derohalben ist vnser vnderthenigs hochfleissigs pitten vnd begeren an E. F. E. W., das E. F. W. wolle hierin ein genedigklichs einsehen haben vnd vnß auch alle jar ein kleine hillf thon, damit wir dem Almechtigen zu lob, auch zu merem außpreitung seines gottlichen worts dise lobliche kunst in vnser stat noch ferer kunden erhalt(en); dan so wollen wir vnser singschull auch jederman vmbesunst hören lasen; solchs wollen wir vmb E. F. E. W. mit gehorsamkeit vnderthenigklichen mit guttem geneigtem will(en) widerum beschulden vnd zu ieder zeit geern vnd willigklichen verdiennen. E. F. E. W. vnderthenige, gehorsame mitburger, die mercker vnd singer deß Teutschen maistergesanngs."

Diesmal war der Rath den Meistersängern nicht mehr so günstig gesinnt. Er verweigerte den verlangten jährlichen Beitrag mit der Bemerkung „singen zu offt". Glücklicher Weise blieb der Gesellschaft noch ein Hilfsmittel, um die erwachsenden Kosten zu decken und so ihr Dasein zu fristen:

---

1) Beides war z. B. in Strassburg der Fall. Vgl. Strassburger Studien etc. herausgegeben von E. Martin und W. Wiegand. Heft I. (1882.) S. 78, 79.

dramatische Darstellungen, welche auf die Masse des Volkes natürlich eine ganz andere Anziehungskraft ausüben mussten als die öffentlichen Singschulen, bei denen es manchmal langweilig genug hergehen mochte. Auch bei diesen Aufführungen tritt das religiöse Moment in den Vordergrund.

Urkundlich begegnen uns die Mitglieder der Gesellschaft als Schauspieler zuerst in einer „Supplication[1]) der mercker des Teutschen meistergesangs 1553“:

„Fursichtig, Ersam, Wollweis, Gunstig, Gepietent, Liebe Herrn. Nachdem ein erbare gesellschafft, die maistersinger vnd burger alhie, eine schöne geistliche comedia haben dichten lasen, aus heilliger gottlicher geschrifft vnd zu lob dem Allmechtigen, auch von der zeit wegen, so ietz vorhanden, zu halten furgenomen vnd die geschicht zeugnus gibt vnd fugurirt auf Christus ampt, ler, leiden, sterben, begrebnus, vrstend, ofenparung, himellfart, gotheit vnd ewigen gewalt, welches E. F. E. W. zum theill gesehen vnd gedachte gesellschaft mit einer ehrlichen geschenck verehret.[2]) Derohalben sich ietz gemelte gesellschafft aufs allerhöchst bedancken vnd in ander wegen vmb E. F. E. W. zuuerdiennen willens sein vnd aber ein erbar gesellschafft dise historia auf alle feirtag vnd montag pis vf ostern zehalten begerten, doch ein tag nun [nur] ein mal, nemlich die genanten montag von erbaren leutten wegen. Demnach so langt gedachter gesellschafft an E. F. E. W. vnderthenigs hochfleisig pitten vnd begeren, E. F. E. W. woll jnnen solchen günstigenn willen erzeigen vnd beweisen vnd solche comedia an sontagen vnd montagen also halten lasen. Des begert ein erbare gesellschafft vmb E. F. E. W. in vnderthenigkeit als gehorsame purger widerum zu beschulten vnd zuuerdiennen, pitten E. F. E. W. vm Ein gnedige anttwort. E. F. E. W. vnderthenige vnd gehorsame mittpurger, die mercker des meistersgesangs.“

Wir lassen die übrigen, auf dramatische Darstellungen der Meistersänger bezüglichen Actenstücke in chronologischer Ordnung folgen:

1) „Supplication der Maystersinger“ (ohne Jahreszahl, etwa um 1559): „Fursichtyge, Ersame, Wollweise, Günstige, Gepietent,

---

1) Befindet sich jetzt im städtischen Museum.

2) Die Verehrung des Rathes war gerade nicht bedeutend, wie wir aus einem Eintrag in der Stadtkammerrechnung des Jahres 1553 ersehen können: „Zalt denen, so die hystori von Josepho vnd seinen 11 bruedern, auch jrem vatter Israel etc. recedirt haben, jnn Hanns Straußen weinschenncken haus, wölche ain Erbar Rhat auch selbs personlichen angehört. Ehrgellt 2 thaler, facit (fol. 27) . . . . 2 fl. 2 ℔. 8 dl.“

Liebe Heren. E. F. E. W. well einer erbar gesellschafft der meistersinger begeren gnedigklich vernemen. Dieweill zu Nurnberg, Augspurg vnd ander steten preuchlich ist, das die burger vnd meistersinger comedi dichten vnd agiren, von der zeit an pis auf faßnacht, welches alles Got zu lob vnd ehr geschieht, dadurch gotteslesterung, spillen, fullerei, hurrerei, zoren, zanck vnd ander schant vnd laster mytt verhindert werden, deshalbe(n) hat ein erbar gesellschafft ein schön euangelisch comedi miteinander gelernet, dieselbig dem erwirdigen vnserm pfarhern zu ehr vnd wollgefallen in der Lateinischen schull ofenlich gehalt(en), im beisein der andern kirchendienner, auch etlich vnser günstige herrn des raths, mer ander burger vnd burgerin, daran menigklich ein wollgefallen gehabt vnd der pfarher zu großem danckh angenomen, mer auch vnß selbs geheisen, mir sollten bei E. F. W. vnderthenigklich ansuechen vnd gemelte comedie ander leuten auch halten. Weill aber E. F. W. ietz alle comedi abgeschafft, als wür von dem E. F. W. burgermaister woll bescheiden sein worden; möchte aber F. E. W. vermeinen, vnser comedi were der heilligen schrifft oder iemant zuwider, mag E. F. W. vnser pfarhern darumen verhören, dan eß sein gute mittell dardurch Gottes lob vnd ehr außgepreittet vnd sein nam gepreiset wurt; weill ietz sonderlich zu vnser zeit alles, das zu Gottes ehr gehort, vndergeett vnd dargegen vill ander schandt vnd laster zunemen, derhalbe(n) ist vnser vnderthenigs pitten vnd begeren, E. F. E. W. wölle vorgemelte vnser comedi vergünstigen ein sontag, zwen oder drei, ofenlich vor einer burgerschafft zu agiren oder so lang eß E. F. W. wollgefellig were; der jnhalt vnser comedi ist das gantz capittell wie eß Johannes am achten in seinem euangelion beschreibt. Jetz bitten wir E. F. E. W. vmb ein gnedige antwort. E. F. E. W. vnterthenige, gehorsamenn mitburger, die maistersinger."

2) „Supplication etc. ainer erbarn geselschafft der maistersenger daselbst, 1569" [19. December]:

„Ernnest, Fursichtig vnnd Weiß, Gebietentt vnnd Gunstig, Lieb Herrnn. Wiewol wir verschinennß freitags ann E. F. W. vnnderthenig gelanngenn lassenn, vnnd bitlichenn angesucht, vnnß zuuergünd(en), zu kunfftigenn weihennachtzeitenn, nebenn dem maistergesanngenn, auch ain spil oder commedj zuhaltenn, so ist vnnß doch sollichs zweifelsonn auß vrsachen, daß wir jnn vnnserm fürbringenn daß nothwenndigst vnnderlass(en), damalen von E. F. W. abgeschlagenn word(en). Vnnd damitt nun E. F. W. vnnser vorhab(en) recht verstee, so kennd(en) E. F. W. wir nochmalnn vnnderthenig nitt verhalt(en), allß wir vordem mitt E. F. W. vergunst, wie annderer genachpartenn stett, namlich Nurmberg, Augspurg, Vlm, vnnd sond(er)lichen Eßlingen[1]) maistersinnger jm

1) Laut gütiger Mittheilung des Esslinger Magistrats befinden sich im dortigen Stadtarchive keine die Meistersänger und deren dramatische Thätigkeit betreffende Urkunden.

brauch, vbung vnnd freihaitt haben, alhie etliche commedj vnnd spil gemacht vnnd gehaltenn, so habenn wir vnnß bißher beflissenn, solliche löbliche kunsst der maistergesanng vnnd commedj neb(en) vnnd mit anndernn genachparten erbarn stetten jnn vblichem brauch zubehaltenn vnnd noch kainß anndernn vorhabennß seind, auß Goteß wortt, gemainer statt, aber zuuorderst Gott zu lob vnnd ehrnn darinenn fortzufarnn; derwegenn wir vnnß dann vordem enttschlossenn, auch geiebt vnnd gefast gemacht auf jtztt khunfftige weihennachten nitt allain die maistergesanng vonn der allainseligmachenden gepurtt Christj zusingenn, sonnder auch dieselbige historj ein sontag, zween oder drej, weill jnn der kürchenn auch dauon gehanndltt württ, zuhalltenn, doch gar nitt auß hoffart, bracht oder vonn genieß wegenn, sonnder vilmehr Gott dem Allmechtigenn zu lob vnnd ehrnn, vmb besserung der zuhörer, auch erhaltung, befurderung vnnd erbaulichaitt willenn der geselschafft. Dieweil dann, Gunstige Hernn, die spil so auff der Latteinischen schuol die zeitt hero, nit wiss(en) wir, ob eß mit E. F. W. bewilligung bescheh(en), vilmehr mit der jugentt schadenn dann nutz gehalltenn werdenn, sich ennd(lich) dieselb(en) vnnß blatz zugeb(en) bewilligtt, so gelanngtt ann E F. W. vnnser vnnderthenig, höchlich bitt(en), Die wöllen vnnß wie zuuor, zu sollichem christlichenn werckh vnnd vorhabenn, darzu wir vnß allerding versehenn vnnd verfasst gemacht, günstigen willen gebenn vnnd vnß nit enttgelten lassen, waß zuuor auf der schuol anngefanngenn vnnd verbrachtt word(en); dann solte E. F. W. vnnß hierzu gar khainenn willenn geb(en), deß doch annd(er)nn zugesehenn, tragenn wir die besorg, es werde die geselschafft, so wir mit grosser müe, arbait vnnd vncossten erbauett habenn vnd noch gernn souil ann vnnß, neb(en) anderun genachpartten stetten, erhalten wolt(en), jnn kürz gar zerghenn vnnd vertrennt werdenn. Thun also E. F. W. vnnß hiemitt zu gunsten ganntz vnnderthenig befelhenn, zu vnndertheniger gehorsam neben vermüglichenn dienstlichem erbiettenn vnnd hierüber vmb vaterliche gewerung nochmalnn vnnderthenigst höchsts vleiß bithende, vnnderthenige gehorsame burger, die maistersennger, ain gantze ehrbare geselschafft."

Auf der Rückseite: „Ist jnenn verguntt, damitt die geselschafft nitt zertrent, sond(ern) erhalt(en) werde."

3) „Maist(er)senng(er) wöllenn aim E. Rat die commedj haltenn" [13. Januar 1570]: „Nachdem nun E. F. E. Weisheitt, vns meistersinger vnd burger alhie, auf vnser bittlich ansuchen die christliche commedj von der alleinselligmachende gepurtt Jesu Christj die weihnachtfeirttag jber vergund hatt zu halten, vnd wir dasselbig nun gottlob verricht, thon derhalben aus gehorsammer pflicht E. F. E. Weisheitt vnderthenig bedanken vnd ist ein erbare geselschafft geneigt, solche commedj E. F. E. Weisheitt, sampt denen zugethanne

vnd wer E. W. darzu liebe(n) wirt, zu halten, auff welche zeitt, ort oder end, wo vnd wan es E. F. E. Weisheitten wil gelegen sein, doch jn kürtz, dieweil wir noch die kleidung haben vnd gefast sein; thun vns hiemit E. F. E. Weisheitten vnderthenig beuelhen, bitten vmb ginstig antwortt. E. F. E. W. vnderthenige burger vnd meistersinger alhie."

4) „Maist(er)sennger woll(en) ain spill anrichten" [25. Januar 1574]:

„E. F. W. Gunstige vnd Gebuedete Herren. Ein erbare geselschaft der meistersinger mitsampt etliche burgern vnd geselen haben ein schene tragedj, nemlich die sechs kempfer[1]), abgeuebt, wie dise für die zwaa stet Rom vnd Alba nach langem krieg vnd schaden gekempft haben, also damit den krieg versonet vnd gestelet vnd zu diser zeit sehr tröstlich vnd foller guetter exempel, waß ein jder für sein vatterlandt zu thon schuldig ist, beides mit hilf vnd betten; solches begeren wir vor der gemein auf dem brothaus zu halten; bitten derhalben E. F. E. W. wollen vns daß vergunen die fasnacht zur kurtzweil zu treiben. Solches erbietten wir vns vmb E. F. E. W. mit aller vnderthenigkait zu verdenen."

Auf der Rückseite: „Sollenn vom h(err)nn pfarer ain schein bring(en) obß erbaulich vnnd nutzlich annzuricht(en), sich ain E. Rat mit beschaid darauff wiß zuverhallt(en). Act(um) 25 januarij, anno 74."

5) „Vnderthenige suplication einer e(rbarn) gesölschafft der maistersenger alhie" [24. December 1578]: „Ernuöst, Fursichtig, Ersam, Weiß, jnsonders Ginstig vnd Gepiettunde Herrn. Nachdem wir hieund(en) benanntte mitburg(er) vorhabens sein, ein schön geistlich comedj oder spil, von dem sterbenden menschen vnnd jungsten gericht, jetzt nach d(er) hailigen zeit zu vben vnd zu halten, derohalben so ist hierauff an E. F. W. vnser sampt einer erbarn gesölschafft der maistersenger vnd anderer ehrlich(en) personen vnd(er)-thenig bitten, vns sollichs offentlich zuhalten ginstiglich zulassen, dan wir sollich comedj dermaßen durch götliche hilff mit solchem ernst vnd fleiß firnemen, zieren vnd ins werckh richten wöllen, d(a)s E. F. W. vnd menigklich ein gn. wolgefallen daran sehen vnd haben werden. E. F. W. gehorsame burg(er) Casper vnd Melch. Bart, H(anns) Zeitreg(en), sampt einer e(rbarn) geselschafft alhie."

Auf der Rückseite: „Ist bewilligt, jedoch sollen von den zusehern mehr nit nemmen, dann bisher gebreuchig geweßen."

Den Verfasser des Stückes lernen wir aus dem Rathsprotokolle kennen [1578. Sitzung vom 24. December]: „Meistern der singer ist erlaupt Hans Sachsen comedj von dem jungsten gericht vnd

1) Vgl. Hans Sachs, herausgegeben von A. v. Keller und E. Goetze (Bibl. d. litt. Vereins) Band 8, S. 3 u. ff.

sterbenden menschen[1]) zuhalten, doch das sie von zusehern mehr nit nemen, dann bisher gebreüchig gewesen."

6) „Vnnderthenige supplication an ain Ersammen Rath d(er) stat Nördlingenn, der meistersinger vnnd ainer gantzen geselschafft daselbst" [14. December 1580]:

„Ernueste, Fürsichtige, Ersamme vnnd Weise, Gunstige, Gepüetende Herrn. Demnach wir dermallen ein gaistliche comedi, vonn dem patriarchen Jacob vnnd seinen zwölff sönnen etc. (wie soliches in dem erstenn buch Mosj vom 37. biß vffs 47. capitull, beedes jnclusiue noch lengs zusehenn ist) zu agiern vnnd zuhallten fürgenommen, soliches aber onne E. E. vnnd F. W. vergunst vnnd bewilligung nit volziehen khünden, so gelanngt darauff ann dieselben vnnser aller vnnderthenig pitenn, Sie wöllen vnnß gemelte comedi (wie von allters mehrmallenn beschehen) günstiglichs auf dem gewonnlichen hauß hallten zu lassen vergündenn vnnd daneben etliche breter, damit man die pruckh außbessern khünde, g(ün)st(ig)lich mithaill(en); das seind wir hingegen sampt vnnd sonnders vmb E. E. vnnd F. W. in vnderthenigkait zuuerdienen wie schuldig allso genaigt vnnd hierüber g. wilfarig(er) anntwort gewertig. E. E. vnnd F. W. vnnderthenige, gehorsame burger, die maistersinger neben Hanssen Zeitregen vnnd anndern burgern vnnd burgerssönnen, so zu diser comedj helffen." —

Hiezu die Bemerkung des Rathsprotokolles (Sitzung vom 14. December): „Maistersinger vnd mitgehilffen supplicirn jnen zuuergünden comediam von sant Jacobe dem patriarchen vnd dessen 12 son vff dem gewonlichen haus zuagirn vnd jnen bretter darzu zugeben. Ist bewilligt die comedj zu halten." —

Im Jahre 1580 brachten die Meistersänger noch ein anderes Drama zur Aufführung, wie Einträge im Rathsprotokolle beweisen.

Sitzung vom 1. Februar: „Meistersinger piten jnen zuuergunden comediam David vnnd Besabett[2]) offentlich zuagirn. Ist bewilligt, jedoch das sie sich mit beßer zucht vnd bescheidenheit, dann zuuor beschehen, erzaigen, auch die leüth nit vbernemen sollen, dann sonsten würd man jne kheine mehr vergunden."

Sitzung vom 15. Februar: „Comedienactores erpieten sich einem rhat die comediam, zu ehren, jn sonderhait zuhalten. Ist jnen gesagt sie mögens heür halten jn gewonlicher stund, dazu meine herrn vnd die jrige nach jrer gelegenhait khomen vnd zusehen mögen."

7) „Vnnderthenige supplication, ann einen Ersamen Rath alhie, der maistersinger sampt jrer geselschafft" [den 30. Januar 1581]:

„Ernuesste, Fürsichtige, Ersamme vnnd Wolweise, jnnsonnders Großgunstige Herrn vnnd Obern. E. E. vnnd F. W. werdenn sich

1) Vgl. Hans Sachs, Band 11, S. 400 u. ff.

2) Vielleicht das gleichnamige Stück von Hans Sachs, Band 10, S. 319 u. ff.

zweiffellsonne wol wissen zuerinnern, wie Sie vnnß vor wenig wuchenn ein comedia, vonn dem ertzpatriarchenn Jacob etc., zuhallten vergundt, welichen wir die zeither nachgesetzt; weillenn wir aber in erfahrung pracht, wie wir bey E. E. vnnd W. seynn angebenn wordenn, alls sollten wir zu demselbenn faßnachtspill hallten vnd agierenn vnnd dasselbig nun [nur] vonn gewins vnnd gellts wegenn thun. Wir seindt aber in dem vnnd anndern gegen E. E. vnnd W. vnngüetlich anngeben worden, wöllenn es auch die lassen verantworten, welche dieselbenn halltenn vnnd vnnß hiemit deßhalbenn enntschuldigt habenn.

Weillenn aber E. E. vnnd W. vor zwayen jarenn ein tragedia, von Augspurg, vonn Johannem Kernn verehrt wordenn vnnd wir vonn dem herrn pfarer anngesprochenn werdenn, dieselbige zu agieren, welichem wir mit vergunst E. E. vnnd W. nachsetzenn wöllen. Derowegen, wo vnnd wann es dennselben gelegen were, sein wir erpietig, E. E. vnnd W. obgemelte tragedia, vonn dem kayser Marco Annthonio zu Rom etc., in vnnd(er)thenigkait zuhalltenn. Verhoffen daruff vnabschlegige anntwort vnnd thun vnß alle sampt vnnd sonnders E. E. vnnd F. W. vnnd(er)thenig beuelhenndt, E. E. F. W. vnd(er)thenige, gehorsame, die maistersinger, sampt jrer geselschafft."

Genaueres über diese Tragoedie findet sich in der Stadtkammerrechnung des Jahres 1579 unter der Rubrik „Verehrt den frembden": „22. August. Johann Keren vonn Augspurg, so aim E. Rath ein tragedia vonn einer edlen Römerin, die sambt 7 jren sönen vmb christlichs glaubens willen zu Rom getödtet worden, vberschickt, ihm gegen verehrt ain reichsgulden i. m. (in Münze) . . . . . 1 fl. 3 dl."

Mit dem Jahre 1581 nehmen die Nachrichten von dramatischen Aufführungen, welche die Gesellschaft als solche veranstaltete, in den Acten ein Ende, ohne dass man jedoch deshalb behaupten könnte, die Zunft habe aufgehört zu bestehen. Einen wichtigen Factor im bürgerlichen Leben und Treiben bildeten die Meistersänger in Nördlingen niemals; im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts aber ziehen sie sich, wie es scheint, vollständig von der Öffentlichkeit zurück. Trotzdem erfreute sich die Stadt damals, wie ein 1597 zu Strassburg gedichtetes Meisterlied[1]) beweist, in den Kreisen der Zunftgenossen als Heimstätte des Meistergesanges einer gewissen Berühmtheit. Einmal noch, im Jahre 1594, taucht die Gesellschaft im Rathsprotokolle auf (Sitzung vom 29. April): „Dem collegio der meistersinger alhie ist bewilligt vf den ab-

1) Bei Schnorr, „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs etc. Berlin 1872" S. 1.

gang Caspar Borten jhr silberine kettin dem alten Grueber zu vertrawen." — Achtzehn Jahre später stossen wir dann zum letzten Male auf einen Meistersänger, den Schuhmacher Matthäus Koch, welcher im Juni 1612 während der Messzeit, mit geringem Erfolge, Aufführungen christlicher Komoedien veranstaltet. Ob der Meistergesang in Nördlingen die Stürme des Dreissigjährigen Krieges überdauert hat, vermögen wir nicht anzugeben; doch sei darauf hingewiesen, dass gerade die kleineren Reichsstädte mit der grössten Zähigkeit an demselben festhielten.[1]) Zum Schlusse sei noch der fremden Sänger Erwähnung gethan, welche nach Nördlingen kamen und den Rath um Erlaubniss baten, Singschulen veranstalten zu dürfen.[2]) Ein derartiges, am 11. September 1584 eingereichtes Gesuch hat sich erhalten; es lautet:

„Ehrsam, Fürsichtige, Weise Herrn. Nachdem nun durch den hochgelerten herrn Hainrich Frawenlob, doctor zu Maintz, ein herrliche kunst des Teutschen maistergesanngs a° 900 nach Christi geburt erfunden vnnd durch Kays. May. Ottonen mit namen, diser zeit regierend, approbieret worden, wie sy dann noch heuttiges tages in vilen reich- vnnd fürstenstätten hochgeliebet vnnd offenliche singschuelen vergunnet vnnd zugelassen werden, beyneben aber jch Jerg Braun von Augspurg sampt meinen mittgesellen Andreas Bawmaister vnnd Abraham Schädlin[3]), beede von Augspurg, mit diser vralten hochlöblichen kunst begabet, zudem auch nach meiner gelegenhait vnnd geschäfften mich hieher in dise weitberüempte reichstatt Nördling begeben, so gelanngt an Ewer Fürsicht vnd Weißhait mein vnndertheniges bitten vnnd begeren, Sy welle (Gott dem Allmechtigen zu lob vnnd merer ausbraitung seines göttlichen wortts vnnd heiligen namens) mir auf künfftigen sonntag ein christliche offenliche singschuel anzuschlagen vnnd zu halten vergünstigen; solches vmb Ewrer Fürsicht vnnd Weißheit jn vnnderthenigem gehorsam der gebür nach zuuergleichen, will ich ieder zeit vngesparet sein. Thue mich hiemit in Ewer Fürsicht vnnd Weiß-

1) Schnorr a. a. O. S. 24.

2) Im Jahre 1580 erhält laut Rathsprotokolls (Sitzung vom 3. Juni) ein „frembder singer" die Erlaubniss, „vff sontag ein singschul zuhalten".

3) Georg Braun und Abraham Schädlin waren gleichzeitig deutsche Schulmeister in Augsburg. Vgl. „Beiträge zur Geschichte der deutschen Schulen Augsburgs etc. von L. Greiff. Augsburg 1858" S. 153. Besonders der letztere ist eine in den Augsburger Theateracten vielgenannte Persönlichkeit. Vgl. auch Wellers Annalen Band II, S. 287.

heit gnedigem bedennckhen ganntz vnderthenig beuelchen. E. F. W. vndertheniger vnd gehorsamer Georg Braun von Augspurg."[1])

Wie man gesehen hat, bildeten die Meistersänger das leitende Element jener Theaterunternehmungen, deren Schauspieler aus den Reihen der Bürger hervorgiengen. Neben ihnen und mit der Gesellschaft in keinem Zusammenhange stehend, veranstalteten auch Handwerker dramatische Aufführungen, welche jedesfalls, wenigstens in Bezug auf Darstellung und Inscenierung, nur den bescheidensten Ansprüchen Genüge leisten mochten. Kartenmacher, Glaser, Goldschläger treten als Gesuchsteller auf. Das Unternehmen trägt immer einen privaten Charakter; die Anregung und Durchführung geht niemals von den betreffenden Zünften selbst aus. Die Darsteller sind meistens junge Leute; Hans Sachs scheint der Dichter gewesen zu sein, dessen Stücke sie mit Vorliebe auf die Bühne brachten.

Den 20. März 1566 erhalten „Baltes Blaicher, glasser vnd Stoffel Schwamüller, all baid burger zu Nordlingen" die Erlaubniss, eine Komoedie „von dem frumen Abraham" aufführen zu dürfen. Das erbauliche Stück wird am grünen Donnerstag, Karfreitag und Ostertag zur Darstellung gebracht. Der pecuniäre Erfolg war ein so geringer, dass die Unternehmer die Fortsetzung der Aufführungen verlangen mussten, um überhaupt nur ihre Auslagen bestreiten zu können. „Ist jnenn abgeschlagenn, habennß lang gnug gehallten," lautete der lakonische Bescheid. Besonderer Förderung von Seiten der Obrigkeit hatten sich diese Handwerkerspiele nicht zu erfreuen, die Gesuche finden mitunter eine ziemlich schroffe Abweisung. So ergeht es den 28. November 1572 dem Abraham Hübner und seinen Genossen, welche „Got dem Almechtigen zu lob, auch E. F. E. W. zu sundern ehren vnd wollgefallen vnd einer ehrbaren burgerschafft, baide, jungen man- vnd weibspersonnen, auf zukünfftige wiennachten vnnd newjar"

1) Laut Rathsprotokolls (Sitzung vom 11. September) wird das Gesuch genehmigt. Sie erhielten überdies eine Gratification, wie die Kammerrechnung ausweist: „Den 14. september: Abraham Schedlin, Andreas Bawmaister vnnd Georg Braunen, dreyen meistersingern vonn Augspurg, vff jr supplicirenn verehrt 1 fl. gr. i. m. (grob, in Münze)... 1 fl. 3 dl."

eine noch niemals gehaltene und gedruckte Komoedie vorführen wollen.

Den grössten Eifer auf diesem Gebiete entwickelte der Kartenmacherssohn Bernhard Merckle (oder Mercklin). Die erste seiner uns noch erhaltenen Eingaben wird am 15. December 1574 dem Rathe vorgelegt. Er theilt darin mit, dass er, Kaspar Ostertag und noch sechs andere junge Gesellen sich „jnn ainer comedj auß der chronica, von der falschen kayserin mitt dem vnschuldigen grafen“[1]) dermassen geübt haben, dass sie „one rom damit verhoffen zubesteen“. Die Aufführung wurde untersagt. Mehr Erfolg hatte ein von ihm in Gemeinschaft mit dem Goldschläger Peter Dilger am 25. Februar 1575 eingereichtes Gesuch in Betreff einer gleichwol nicht geistlichen, sondern weltlichen Komoedie, welche mit 14 Personen gespielt werden soll. Das Rathsprotokoll meldet hierüber: „Peter Dilger vnnd Bernhart Merckhlin ist vf jr ansuchen vergündt, das sie jr gelernte comediam von brüederlicher lieb vnd trew[2]) jn jren heüsern vnd zu zeiten, da man nit jn der khirchen ist, bis vff die charwuchen, aber nit lenger, auch sonsten jn kheinem ort halten vnd vben mögen“. Im nächsten Jahre versuchte Merckle abermals Stücke von nicht religiösem Inhalt auf die Bühne zu bringen. Er schreibt am 9. März 1576:

„Ehrnuest, Fursichtig, Ersam vnnd Weyß, Gebietenndt, Gunstig, Lieb Herren. Nachdem von allter hero der loblich gebrauch alhie gewesst, von kurtzweyl vnnd auch vbung der jugendt wegen, commedien järlichen in aller zucht zu agiern vnnd zuhallten; dieweyl dann ich, mitsambt meinen gesöllen, ain schöne commedj von könig Foelix aus Hispannia[3]) bey Sibilia, ainigen sone Florio genannt, welcher von jugendt auff zu deß Rhömers Lelij vnnd Julia seiner hausfrawen schöne dochter Bianceffora in rechtmessige liebe entzindt vnnd jnbrünstig was, gleichwol wid(er) seines vatters vnnd muett(er), von niderer geburth des geschlechts willen, daraus vil

1) Wahrscheinlich das gleichnamige Stück von Hans Sachs, Band 8 S. 107 u. ff.

2) Vielleicht Hans Sachsens „comedi mit vierzehen personen zu agieren, die trewen gesellen und brüder, zweyer könig sön, Olwier und Artus, hat sieben actus“, Band 8 S. 219 u. ff.

3) Wahrscheinlich die Komoedie von Hans Sachs, Band 8 S. 300 u. ff.

leydts vnnd trüebsal, doch lestlich vil gnadt vnd frewdt entstannden ist, gar lustlich vnnd nutzlich antzuhören, mit vergonst zuhallten vorhabens weren, derowegen an Ewer E. F. E. W. mein vnnd meiner mitgesellen vnnderthenig bitt(en), die wöllen vnns ain sollichs zuhallten bewilligen vnd darzu den vndern tanntzboden vnns vergonnen. Das vmb dieselben wöllen wir vnd(er)thenig verdiennen. Ewer E. F. E. F. vnd(er)theniger Bernhart Merckle, kartenmacherssone sambt meinen gesellen."

Die Abweisung erfolgte diesmal ausdrücklich aus dem Grunde, „weyl es khain geistliche sondern bulerische fabel ist". Am 12. December 1580 dagegen wird ihm gestattet auf dem neuen Tanzhause „beide tragedie von der junckfraw Pura vnd dem riter Godfrid, jtem von der kindheit Mosi offentlich zuhalten"[1]), jedoch „nit vnder den predigen und das darjnn gute ordnung vnd zucht gehalten werde". Im Jahre 1581 gibt er im Februar dem Rathe eine Vorstellung auf dem Schuhhaus[2]), mehrere Gesuche aber, welche er im December des nämlichen Jahres einreicht, werden abschlägig beschieden.

Zwischen Schulkomoedie und Volksschauspiel ist es schwer eine scharfe Grenze zu ziehen, besonders wenn die erstere sich in ihren Darstellungen der deutschen Sprache bediente. Oftmals auch versuchte man, trotz heftigem Protest von Seiten der Vorstände, Schüler zur Mitwirkung bei den Bürgerspielen heranzuziehen. Einen interessanten Fall dieser Art, in welchem sogar die Intervention des Rathes angerufen wird, schildert uns eine, wahrscheinlich aus dem Jahre 1553 stammende Supplication dreier Nördlinger Bürger, des deutschen Schulmeisters Gregorius Fuchs, des Buchbinders Gallus Pfundstein und des Schneiders Martin Klein:

„.... Alls wir ain comedien, auß heiliger göttlicher schrifft, vonn dem reichen mann vnnd armen Latzaro fur vns genohmen vnnd sollichs nach ains Ersamen Rats vnd alls lanng, souil Got gnad verleiht, hallten wöllen. Dieweill aber Gepiettendt Herrn wir vnsers erachtens mit personen gnuegsam versehen, dann allain das allerbest vnnd nutzparlichist diser comedien nit hetten, alls nämblich vier

---

1) Vielleicht die gleichnamigen Stücke von Hans Sachs, Band 11 S. 343 u. ff. und Band 10 S. 76 u. ff.

2) Über das Schuhhaus, so genannt, weil die Schuhmacher dort ihre Ware feilboten, sieh Mayer a. a. O. S. 82.

Latteinisch schueler[1]) vnnd nur die armen am magister begert vnd jne begriessen lassen, aber solchs hat er nit bewilligen wöllen; damit vns aber ain grosser vnkost vber vnnser ristung gath vnd schon zum thail gangen jst vnd noch gen wirt, damit es sein gestalt hat, wie ain solche comedien sein soll vnd wir nit daran verhindert werden, so jst an E. F. E. W. vnser hochvleissig bit vnd begern, die wollen gegen vns burgern thuen als die vetter vnd mit gemelten magister verschaffen, damit er vns mit 4 knaben, doch die auch tauglich dartzue sein, verhilfflich sein wolle. Nachdem nun aber Gonstig Herrn, vnnser vngefärlich zu diser comedien bey 38 personen seind vnnd ain grosse weittin dartzue haben muessen, lanngt an E. F. E. W. verrer vnser bit vnd begern, die wölle vnns auch alls burger betrachten, daran wir gar khain zweiffel haben vnnd vnns das tanntzhauß gnediglich vergunstigen vnnd erlauben" etc.

Die Zöglinge der lateinischen Schule treten in Nördlingen verhältnissmässig früh, aber nur in vereinzelten Fällen als Schauspieler auf. In der Stadtkammerrechnung des Jahres 1537 lesen wir unter der Rubrik „Erung den vnnsern": „Item Hanns Binder Latheinischer schullmayster alls er mit den knaben ain comoedj auß dem Therencium[2]) recediert, verert ..... 1 guld." Während der nächsten vier Decennien muss die lateinische Schulkomoedie, wenn sie überhaupt sich eingebürgert hatte, wieder in Verfall gekommen sein, denn als am 27. Februar 1587 der Rector der lateinischen Schule, Magister Theophilus Regner, beim Rathe die Erlaubniss erholte, „ein Lateinische comoediam genant Studentes[3]), darinn gutt Terentianisch Latein", aufführen zu dürfen, bittet er diese erste Leistung seiner Schüler nachsichtig zu beurtheilen, da man sie früher „zu dergleichen vbung niemalß angefürt". Die Versuche Regners, die lateinische Komoedie wieder in Aufnahme zu bringen, scheiterten an den unruhigen Zeitverhältnissen: schon am 12. Februar 1588

1) Wahrscheinlich zur Besetzung der Frauenrollen.

2) In der Nördlinger Schulordnung vom Jahre 1522 lesen wir: „In der ersten session nachmittag soll der schulmeister den Terentium auslegen". Wir entnehmen diese Stelle dem Werke von D. E. Dolp, „Gründlicher Bericht von dem alten Zustand und erfolgter Reformation der Kirchen, Clöster und Schule in der H. Reichs Stadt Nördlingen etc. Nördlingen 1738" Beilage 103.

3) Vielleicht die gleichnamige Komoedie des Ch. Stymmelius (bei Goedeke, Grundriss, Band I. S. 135, 31). Vgl. auch Holstein, „Das Drama vom verlornen Sohn, Geestemünde 1880" S. 49.

wurde ihm bedeutet, dass „ein E. Rath für rathsam angesehen, daß dießer zeit dergleichen kurtzweil verpleibe“.[1])

Eine besonders eifrige Pflege aber fand in Nördlingen die deutsche Schulkomoedie. Die Erwägungen, welche zur Aufnahme derselben führten, waren, im Anfange wenigstens, rein paedagogischer Natur, und auch in Nördlingen wird in den Gesuchen an den Rath vor allem auf die grosse Bedeutung solcher Übungen für die Ausbildung der Jugend hingewiesen. So schreibt z. B. der deutsche Schulmeister Georg Frass am 20. December 1598:

„. . . Mit waß sonderbarem vleis, ernst vnd aufsehen die comedien vnd tragedien, welche nit allein auß den weltlichen historien gezogen, sondern auch fürnemlich in heilliger götlicher schrifft verfasset, wegen jhrer sonderbaren nutzbarkeitten, zu allen vnd jeden zeiten exerciert, geübt vnd getriben worden, daß bezeigen beedes die glaubwürdig(en) geschichtschreiber vnd tegliche erfarung; dan solche exercitiuen vnd vbung, vnder vnd neben anderm, fürnemlich dahin dienet, daß vorderst die lüebe jugendt jr die in solchen comedijs vnd tragedijs eingefürte historias, sowol geistlich alß weltlicher sach(en), dermassen einbildet vnd in gedechtnus bringt, daß dieselbige nömmermehr darauß entfallen, welches sonst durch vielfeltig leßen vnd zuhören so steif vnd vöst nit hafften oder bleiben mag, zudem gemölte gedechtnus mörckhlich dardurch gestörckht, die geberten mit röden vnd bewögen nach gelegenheit der sachen, fein zierlich anoniedirt vnd gebraucht, die zunge zu wolreden vnd auspsrechen informirt vnd gericht, die jugend vor leuten etwaß fürzubringen erstarckht vnd sonst allerley guette exempel der tugend(en), zucht vnd erbarkeit zuer nachvolg fürgetragen werden . . .“

Bei näherer Betrachtung sieht man jedoch, dass nicht allein die „sonderbare guette affection vnd naiglicheitt“ der Lehrer gegen ihre „lüebe schueljugentt“ diese Aufführungen veranlasste. Der materielle, nicht der geistige Gewinn scheint Hauptsache gewesen zu sein; ein Umstand, der übrigens durch die verzweifelte financielle Lage der deutschen Schulmeister einigermassen entschuldigt wird. Das Einkommen war, wie

1) Bei Anlass der lateinischen Schulkomoedie sei noch erwähnt, dass im Jahre 1585 Nic. Frischlin vom Rathe eine Gratification erhält: „Herrnn Nicodemo Frischlino soll wider geschriebenn vnnd ime für seine vberschickte exemplaria comediarum, darunder Priscianus vapulans E. E. Rath dedicirt würdt, 5 Römischer daler vnnd dem potten 10 batzen zur verehrung gegeben werden.“ (Rathsprotokoll, Sitzung vom 23. Februar.)

die fortwährenden Klagen beweisen, gering, die Bezahlung des Schulgeldes musste meist erkämpft werden, da „auch das hartt vnd vbersaur verdiente quattembergeltt von den elttern nit herauß wil“. Unter solchen Umständen erschien die Hoffnung, durch Aufführungen von Komoedien einiges Geld zu gewinnen, allerdings sehr verlockend, und diese Hoffnung wird in den Gesuchen anfangs ganz leise angedeutet, später aber unumwunden ausgesprochen. Der eine bittet um die Spielerlaubniss, damit er diejenigen, so ihm „bißhero getrawet vnd geborget haben, etlichermaßen befridigen känndte“, ein anderer, um sich bei nahender Winterszeit vor Hunger und Kälte zu schützen, ein dritter, weil er demnächst 10 Gulden Hauszins und 15 Gulden Holzgeld zu zahlen habe. Nebenbei bemerkt fanden sich damals in Nördlingen in der Zunft der deutschen Schulmeister Elemente, welche, unsern heutigen Anschauungen nach, einiges Erstaunen erregen dürften. So war der oben erwähnte Georg Frass von frühster Jugend auf an beiden Beinen gelähmt. In einer Bittschrift vom 9. Januar 1600 schildert er dem Rathe seinen traurigen Zustand in der anschaulichsten Weise:

„. . . Ich hab ein solchen schmörtzlich(en) langweiligen zeitt, vnd ligtt mir mit der nahrung so hart, daß ichs E. F. E. W. nit genugsamlich(en) beschreiben kan; daß ist die vrsach(en) dieweil ich kein dritt meiner nahrung nachgangen kan vnd ist kein man in vnser gantzen burgerschafft, der so langen zeitt wie ich, laider Gott erbarms 35 jar, Gottes gefangner ist vnd wer weists wie lang ichs noch tragen muß, Gott allein weist es, der wöl mir geben den geist der gedult. In heillig(er) schrifft lesen wür, daß der könig Juda Manasy 37 jar lang blind in der Babilonischen geföngnus gelögen, aber mein gefengnus ist weit dribert, dan wan ich zu morgens aufstöhe, so muß ich den gantz(en) tag aneinand(er) 14 oder 15 stund an einem ort stil sitz(en), daß mir offtermals der angstschweiß außgeht vnd(er) der jetzigen bößen, hefftigen schueljugent, vnd nömbt der schmertz noch teglich an meinen lamben verlötzten glidern zu, also, daß ich für kein stub(en)dir vnd kein stieg hinab auch in die christlich(en) kürch(en) nit mer komen kan wie vor der zeit, döß mir an meiner söelen verhind(er)lich vnd schwörlich ist. Aber Gott wirt es wönd(en) nach seinem göttlichen wilen vnd wolgeualen.“

Trotzdem versah er sein Amt, jedoch mit Anwendung von Mitteln, welche den Vätern der Stadt zu kräftig erschienen, denn am 24. Januar 1588 wurde ihm mitgetheilt „sich die schuelkinder mit

büechernn zuwerffen zuenthalten, sonndern gepüerende beschaidenhait zugeprauchen". —

Bei Aufführungen von Schulkomoedien lag natürlich die oberste Leitung des ganzen Unternehmens in den Händen des betreffenden Schulmeisters. Mitunter wurde auch eine andere theaterkundige Persönlichkeit zum Mithelfer angenommen. Um aber in diesem Falle einander ganz sicher zu sein, scheint es Gebrauch gewesen zu sein, einen Vertrag abzuschliessen und ihn mit allerlei Ceremonien zu beschwören. In welcher Weise dies geschah, erfahren wir aus einem Schreiben vom 17. Mai 1611, in dem Georg Frass seinen Genossen Johann Zihler, einen „schreiber vnd liebhaber der poeterey", des Treubruches zeiht; sie hätten — sagt er — die Absicht gehabt, mit einander eine Komoedie aufzuführen, Zihler wolle dies nun allein thun, trotzdem „er doch wol weist, waß er mit mir abgerödt, geschworen, verlobt vnd versprochen, bey gebner hand, thraw, ehrn vnd glauben, sambt alle comediisknaben in ein rönglein eindupfft, mit word(en) nacheinand(er) mir angelobt, also lautendt, wie daß neben schrifftlein vnd zedelein außweist, döß ich hiemit E. F. E. W. zu erlesen vbergib, namlich daß mir alle samentlichen miteinand(er) in der meß die geistliche comedien von Adam vnd Euen, zum andern vom ertzvatter Abraham, zum dritten ein weltliche historien sambtlich wöllen agiern, auch nachmalß jnner vnd außer der statt, allemal miteinander zu halt(en), kein knaben, der angelobt hat, außschliesen, es wirde dan einer kranckh" etc. Dass man die Schüler mitschwören liess, mag befremdlich erscheinen; diese Vorsicht war jedoch wol angebracht, da die Knaben manchmal durch einen Collegen dem Unternehmer abspenstig gemacht wurden. Überhaupt gab es nicht selten Reibereien zwischen rivalisierenden Schulmeistern, und der Rath, welcher in solchen Fällen immer als Schiedsrichter angerufen wurde, hatte meist viele Mühe, um die streitenden Parteien wieder zur Ruhe zu bringen.[1])

Die deutschen Schulmeister beschränkten sich nicht allein darauf, mit ihren Zöglingen Komoedien aufzuführen. Die fort-

1) Aus diesem Grunde gestattete der Rath niemals mehreren Schulmeistern zugleich, Komoedien aufzuführen.

währende Beschäftigung mit der Bühne bot ihnen ja Gelegenheit auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen zu sammeln; es war daher natürlich, dass sie manchmal aufgefordert wurden, die Einübung und Leitung bürgerlicher Schauspieltruppen zu übernehmen, welche sich ab und zu bildeten. Wir geben hiefür zwei Beispiele. Im Jahre 1611 treten, einer Eingabe vom 23. August zufolge, der oftgenannte Georg Frass und der Meistersänger Matthäus Koch zusammen, um einige Sonntage nach einander eine „christliche vnd lehrhaffte comedien vom hochweisen konig Salomonis seinem gaistlichen vrteil vnd gericht, daruon jm 1. buch der konig am 3. cappitel meldung geschicht“ mit zwölf erwachsenen Personen aufzuführen, und zwar „jn kleidung vf allbesten maas, art vnd monier, daß in vnser statt niemals also agiert ist worden“. Am 10. August 1614 meldet Johann Zihler, der um diese Zeit ebenfalls die Stelle eines „schul- vnd rechenmaisters“ bekleidete, dem Rathe:

„. . . Ich endtsbenanter khan E. E. vnd F. E. W. nicht pergen, wie daß ich durch sonderbahre bewegung mich hinfort comoedien vnnd gaistliche spil auß häyliger göttlicher schrifft, dergestalt zu agiern vnderfangen, mit mannbarn, dapfern vnd geschickhten leüten, burgern vnd burgerssöhnen, welche wissen eine hofzucht, reuerenz, ehrerbüetung vnd alle bescheidenheit fürzunehmen. Wann jch dann dero, souil alß eß die notturfft erhaischen wollen, biß vber die 30 persohnen, mann vnnd junggsellen, vberkhommen vnd vnder sie vor außgangender mess die allerfürtrefflichste vnd weitberüembteste tragoedi von der zerstörung der edlen vnd allergrösesten statt Troya, so vnder der sonnen vnd dem gestirneten himmel gelegen, die allermächtigste, so vor vnd nach Christi geburt gebawet wardt, außgethailet, welche sie dann seithero wol vnd fein verständtlich angenommen, sich mit aller reuerenz, ehrerbüetung, wolredenheit, geberdt vnd weiß, abrichten lassen vnnd noch darinnen, so jchtwas fehlet, guetwillig gehorsamen, daß also ich mir ietzundt mit Gottes hilffe vertrawe, mit ihnen ein sondere ehr vnd lob zuerlangen . . .“

Er bittet daher um die Spielerlaubniss, und zwar „nur die feyrtäg, daran khein abentpredig ist vnd monatweiß allwegen nur einen sontag, daß were in eim vierteljahr khaum 3 spil“.

Gleichzeitig erklärt er, dass die Gesellschaft, um Unordnungen vorzubeugen, „eine guete ordnung“, das heisst ein alle Mitglieder bindendes Reglement erlassen habe.[1])

1) Das Gesuch wurde vom Rathe abgewiesen. Während der Messzeit dagegen hatte man ihm seine Vorstellungen erlaubt. „Zum valete“

Die Darsteller der deutschen Schulkomoedien waren immer die Zöglinge des Schulmeisters, welcher die Aufführung veranstaltete, und zwar, wie einmal[1]) besonders hervorgehoben wird, nur die ältesten derselben. Im Bedürfnissfalle wurde das Personal noch durch andere Elemente verstärkt: durch Knaben der lateinischen Schule[2]) oder sogar durch Handwerksgesellen. „Item dem schullmaister mit sein knaben auch ettlich handwerckhsknechten verertt, alls sy faßnachtspill auff der trinckhstubenn, so ain rath mitainander asß, hette . . . . 1 guld. 2 ort“[3]) heisst es in der Stadtkammerrechnung des Jahres 1526.

Über die deutsche Schulkomoedie in Nördlingen hat sich eine ziemliche Anzahl von Urkunden erhalten. Hiedurch werden wir in den Stand gesetzt, die Stellung klarzulegen, welche der Rath ihr gegenüber einnahm; wir erfahren, wie weit sich die Controle der Behörden erstreckte, wir erhalten einen Einblick in den geschäftlichen Theil dieser Aufführungen.

Man hat bereits gesehen, dass in den meisten Fällen, besonders gegen Ende des 16. Jahrhunderts, financielles Interesse in erster Linie die Veranlassung zur Darstellung deutscher Schulkomoedien bildete. Dass gleichzeitig der Ehrgeiz der Schüler und Eltern dazu drängte, ist wol selbstverständlich. Die Schulmeister benützten auch diesen Umstand in ihren Gesuchen; sie gaben dann vor, dass nur das bitten ihrer Schüler, das zureden der Eltern und anderer Theaterfreunde sie veranlasst hätte, überhaupt eine Komoedie einzustudieren oder aus der privaten Schulübung eine öffentliche Schaustellung zu

kam zur Aufführung „die allerfürtrefflichste vnd schönste comöedj vom könig auß Hispania, mit Florio vnd Bianceflora“. Der Erfolg des Unternehmens war ein geringer, er habe „von den [wegen der] Nürnbergern nichts zuwegen bringen khönnen“. Auch im Jahre 1613 hatten ihm seine Messkomoedien wenig eingetragen, da — wie er sagt — „die vil- vnd mancherley gauckhelspihl, fürnemlich aber der saildanzer, mir nit geringen schaden vnnd verlust zuegefüeget“.

1) In einer Eingabe des Schulmeisters Johann Böckh vom 5. Februar 1585.

2) So bittet am 9. Mai 1621 Georg Frass eine Tragoedie von der Zerstörung Jerusalems „durch etliche Lateinische: vnd andern (schüler)“ aufführen lassen zu dürfen.

3) Ort = Viertelsgulden. Über die Geldverhältnisse in Nördlingen vgl. L. Müller a. a. O. S. 196.

machen.[1]) Zum Beweise diene eine Supplication des deutschen Schulmeisters Johann Böckh aus dem Jahre 1576 (Februar):

„Ernuesst, Fürsichtig, Ersam, Weiß, Gebiettend, Günstig, Lieb Herrn vnd Obern. Demnach jch endsbenanter bewegt werde, bei E. F. vnd F. E. W. ain kleine bittliche ansuchung zuthun; jst von wegen etlicher meiner vertrauten schuljugent, welchen jch neülichen, außerhalb den schuelstunden, ain schöne, sehr kurtzweillige vnd der jugent fast nutzliche comedien, auß heilliger schrifft gezogen, von dem judicium Salomonis (dauon im ersten thail der königen jm dritten capitel zulesen ist) zulernen vnder acht personnen außgethailt, deß sie mitt sonderm lust exerciert vnd gelernet, daran dann etliche derselben eltern ain sonderlich gefalen haben, alß sie es zum thail an der probierung gesehen, das also etliche personen bei mir angehalten, solches mitt jnen offentlich zu ainer ehrlichen kurtzweil zu recedieren vnd zu spilen . . ."

Wir wollen gleich hier erwähnen, dass das einstudieren der Komoedien den Unterricht in keiner Weise beeinträchtigen durfte. Alles musste „außerhalb den schuelstunden" geübt werden, oftmals sogar zur Nachtzeit. So klagt einmal Georg Frass (in einer Bittschrift vom 22. Mai 1611), er habe „die gantze wönterzeit, bey tag vnd nacht, grose, langwirige mieh vnd fleis fürgewant vnd offter mals biß nach mitternacht bey einand(er) verpliben, biß ich mit Gotes hilf die söchs comediisknaben die heillige sprich, geberten, tugenten vnd wolredenhait mit großem fleiß erlehrnet habe".

War nun auf die eine oder die andere Weise Veranlassung zu einer Schulkomoedie gegeben, so musste der Lehrer jetzt die nöthigen Schritte thun, um von den städtischen Behörden die Erlaubniss zur öffentlichen Aufführung zu erhalten. Gemeiniglich wurde bei dem Rathe eine Bittschrift eingereicht, in welcher das ganze Unternehmen und besonders das zur Darstellung bestimmte Stück im günstigsten Lichte erschienen. Gleichzeitig mit der Bittschrift brachte man meistens ein Exemplar der betreffenden Komoedie in Vorlage. Die Komoedie wurde von den Pfarrherrn, die Eingabe dagegen vom Rathe sorgsam geprüft. Hauptsächlich zog man bei dieser Prüfung das reli-

1) Der Schulmeister Johann Zeitregen weist (in einer Supplication vom 3. März 1574) ausserdem noch darauf hin, „daß solches (das aufführen von Schulkomoedien) an allen ortten hin vnd widergehalten jm schwanckh gehet".

giöse Moment in Betracht; zur Aufführung wurden daher fast nur Stücke geistlichen Inhalts begutachtet. Dies wussten die Bittsteller wol, daher betonen sie immer, dass ihre Komoedie „der hailligen götlichen schrifft gleich vnd gemeß ist“, dass sie selbe „ordenntlicher vnd biblischer weiß“ halten wollen, „nit muetwilliger oder fürsetzlicher weiß, alls man sollichs zu ainem faßnachtspiel rechnen vnd halten wolt“. Zudem war ihnen ja bekannt, dass der Rath in Censurangelegenheiten ziemlich summarisch verfuhr und mit „gefenckhnus“ gegen die fehlenden nicht sparte. Wir wollen ein treffendes Beispiel dieser altreichsstädtischen Censurjustiz hier anführen. Es betrifft zwar nicht die Bühne, aber doch eine zu Nördlingens Theaterverhältnissen in Beziehung stehende Persönlichkeit, den schon erwähnten Schulmeister und „liebhaber der poeterey“ Johann Zihler. Am 26. Januar 1616 sucht er um die Erlaubniss nach, einen von ihm verfassten Commentar zur Bibel drucken lassen zu dürfen. Der Rath weist ihn ab, und man kann dieser Entscheidung, auf Grund des von Zihler mitgetheilten Programmes, nur beistimmen. Der unglückliche Mann hatte aber schon von seinem Werke 400 Bogen geschrieben; er wollte wenigstens einigen Gewinn aus seiner Arbeit ziehen und bat daher um eine kleine Vergütung „jn gentzlicher betrachtung, das solches alles khein müeßigang oder faullenzen, beuorab der stolz vnd vberhebung nicht, sondern die leibesnahrung vnd armuet gethan habe“. Man hatte Erbarmen und liess ihm zwei Gulden aushändigen mit der für einen Schriftsteller allerdings wenig schmeichelhaften Bemerkung: „soll sich als ein idiot künfftig dergleichen schreibens nicht mehr vndernehmen“. Die Noth des armen Schulmeisters muss gross gewesen sein, er konnte das dichten nicht lassen. Die Rathsprotokolle setzen uns in den Stand, diese Angelegenheit zu verfolgen.

1616. Sitzung vom 22. Mai: „Johann Zühler, schuelmeister, wurde verwisen, das er allerhandt newe zeitungen, die meistentheils onwarhafft, carminice verfertige vnd allenthalben außspargire, da es jme doch vor disem auch verbotten worden; der sich aufs beste, alls er gekont, entschuldiget. B(escheid): Er hette wol verschuldt, jhne mit gefenckhnus anzufaßen. Solle hinfüro solche sachen durchaus müeßig(en) oder angedeüte straf erwarten.“

1617. Sitzung vom 31. März: „Johann Zihler vbergibt etliche exemplaria einer getruckhten jahresrelation; dem ist gesagt, er weiß, das ihm bej gefenkhnusstraff verbotten, ohne consenß waß truckhen zulaßen, daher ein E. R. befrembde, das er darwider gehandelt. Soll derentwegen alle exemplar in die stattcammer lifern."

1617. Sitzung vom 23. April: „Hannß Zühler schuelmaister, welcher etlich hundert exemplaria von allerhandt onwarhafften sachen, wider eines E. Raths vor disem beschehen verpott, truckhen lassen, ist in fronuest verordnet, soll nach notturfft examinirt werden."

1617. Sitzung vom 28. April: „Hannß Zühler, schuelmaister ligt lenger, solle noch einmal examinirt werden."

1617. Sitzung vom 2. Mai: „Johann Zihler ist auf ein g. v.(rfehd) erlaßen vnnd ihme wol vndersagtt; soll auch an Nürnberg vnnd Amberg geschriben werden."

1617. Sitzung vom 12. Mai: „Johann Zihlern ist gesagt, das er bei gefenckhnusstraff vmb seine exemplaria nicht mehr anhallten solle."

1617. Sitzung vom 16. Juni: „Johann Zihlers wegen beruht das Nürinbergische schreiben ob sich."

1620. Sitzung vom 15. März: „Johann Zühler, welcher abermahlen sachen in offenen truckh geben wil, waß sich alhie verloffen, sol selbige vf die cantzlei lüfern."

1620. Sitzung vom 17. März: „Johann Zühlern ist gesagt, er wiß sich zuerinnern, welchergestalt ihm sein chronicschreiben, darzue er gar nit qualificirt, darnider gelegt worden. Welchem er nit nachsetze. Obwoln ein E. Rath vrsach, ihn mit fanckhnus vnd in anderweeg zustraffen, wöll doch ein E. Rath vf sein versprechen daruon abzustehen, seiner verschonen; sol aber an eines aidts stat angloben, demselben nachzusetzen; deß er gethan vnnd also glübt von sich geben."

Auch zum dramatischen Dichter war Zihler „gar nit qualificirt", da er selbst vor einem Plagiat nicht zurückscheute. Sein College Frass erzählt uns von ihm in der schon erwähnten Eingabe vom 17. Mai 1611: „(Er) wil selbs maister sein, wölches er die zeit seins lebens niemals erlehrnet, dan allein bey mir, wie er dan auch kurtzlich auß meinem buch ein comedien abdruckhen lassen in seim namen, alß wans ers gedicht, deß doch Hanß Sachsen historien vnd gedicht gewest." [1])

Hatten nun die geistlichen und weltlichen Behörden nichts anstössiges an dem Unternehmen gefunden, so wurde dem Gesuchsteller durch den Rath die Erlaubniss zur öffentlichen

1) Einen ähnlichen Fall theilt Schlager in seinen Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, Neue Folge, I (1839) S. 213 mit.

Aufführung ertheilt. Ohne Erlaubniss zu spielen war bei strenger Strafe verboten. Die Rathsbewilligung bestimmt neben anderen Details die Spielzeit, die Zahl der zu gebenden Vorstellungen, das Local, den Eintrittspreis.

Die dramatischen Aufführungen im allgemeinen und die Schulkomoedien im besondern scheinen in Nördlingen auf gewisse Zeiten im Jahre beschränkt gewesen zu sein. Meistens fanden sie um Weihnacht, um Ostern und während der Fastnacht statt, auch an Pfingsten, wo in der alten Reichsstadt eine berühmte und vielbesuchte Jahrmesse[1]) abgehalten wurde. Als Spieltage wählte man mit Vorliebe Sonn- und Feiertage, ohne jedoch darum die Werktage grundsätzlich auszuschliessen. So erhält z. B. Georg Frass am 9. Januar 1600 die Erlaubniss, „vonn faßnacht an biß vf mitfasten sein comoediam von der belagerung der stat Jerusalem, doch allein in der wochen zweymal vnd an keinem sontag oder feyrtag zu halten, außgeschiden die faßnachtwoch, darin er 2 oder 3 mal solche comoediam agirn mag“; und am 5. December wird ihm bewilligt „sein vorhabende comoediam ann den montägen, biß vf den weißen sontag zu hallten“. Die Sonntagsvorstellungen waren mehr für das Volk berechnet, Montags dagegen spielte man „von erbaren leutten wegen“. Befremdend ist, dass, wie wir gesehen haben, selbst am grünen Donnerstag und Karfreitag Aufführungen stattfanden. Was den Beginn der Vorstellungen betrifft, so sah man sehr streng darauf, dass Gottesdienst und Predigt hiedurch nicht die geringste Störung erlitten. Jedem Gesuchsteller wird eingeschärft ja „nitt vnnder der predig“ zu spielen. Trotzdem erreichte man nicht immer den gewünschten Zweck, denn in einer Sitzung vom 26. November 1599 constatiert der Rath, „das die predig durch die comoedias vnvleissig besucht werden“, und verweigert daher für diesmal die Bewilligung. Im Rathsprotokolle des Jahres 1598 (Sitzung vom 29. December) lesen wir: „Jörg Fras soll sein comoediam nicht vnder der nachmittagpredig halten, auch niemand jns haus lassen, biß man die Türkhenglocken ausgelitten“. Da die sogenannte Türkenglocke, welche zum Gebete

1) C. Mayer a. a. O. S. 20, L. Müller a. a. O. S. 21.

für Abwendung der Türkengefahr mahnte, Nachmittags um drei Uhr geläutet wurde[1]), so darf man wol behaupten, dass die Aufführungen um diese Zeit ihren Anfang nahmen.

In Bezug auf die Zahl der Vorstellungen galt als Norm eine mehrmalige Wiederholung der Komoedie zu gestatten. Die Schulmeister speciell spielten meist einen ganzen Monat hindurch, aber nur an den Sonntagen. Häufiger als einmal in der Woche zu spielen wurde als eine Ausnahme betrachtet.

Als Spiellocale im allgemeinen werden in den Acten theils öffentliche Gebäude, wie das Rathhaus, die Trinkstube, das Brodhaus, das Schuhhaus, die lateinische Schule[2]), oder Privathäuser genannt. Die Schulkomoedien hielten die betreffenden Lehrer in ihren Schulstuben ab; entfaltete das Stück eine grosse Personenzahl, oder rechnete man auf starken Zuspruch von Seiten des Publicums, so stellte der Rath eine der eben erwähnten städtischen Räumlichkeiten zur Verfügung, und zwar, wie es scheint, ohne dafür eine Vergütung zu beanspruchen. Von Aufführungen in Kirchen oder auf offenem Marktplatze ist niemals die Rede. Dagegen spielten die Schulmeister mit ihren Knaben auf Wunsch in Privathäusern, besonders bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten. Auch hiefür fehlt es nicht an Belegen. Im Jahre 1546 erhält der deutsche Schulmeister Kaspar Kanntz vom Rathe einen strengen Verweis, weil er auf Fastnacht, gegen den Willen des Bürgermeisters, bei einer Hochzeit eine Komoedie „auß der heiligen schrift gezogenn“ aufgeführt hatte. Im Jahre 1553 bittet der nämliche Unternehmer die bekannten zehn Alter überall spielen zu dürfen, wo man es verlangen würde. Im Jahre 1576 lesen wir in einer Supplication des deutschen Schulmeisters Johann Böckh: „Neben dem so begere jch auch gar nicht darmitt in der statt herumbzuziehen, vil geschrais oder anders zumachen“, worauf der Rath beschliesst ihm unter dieser Bedingung die Erlaubniss zu ertheilen. Diese Privatvorstellungen wurden also nicht gerade gern gesehen.

1) C. Beyschlag, „Geschichte der Stadt Nördlingen bis auf die neueste Zeit. Nördlingen 1851“ S. 107.

2) Ueber diese Locale geben Aufschluss die Werke Mayers und Joh. Müllers.

Der Eintrittspreis war ein sehr geringer; er überschritt niemals zwei Pfennige. Im Jahre 1576 wird dem schon genannten Johann Böckh anbefohlen „nit vber 1 ₰ von einer person zunemen", drei Jahre später gestattet man dem Hans Zeitregen zwei Pfennige zu fordern. Wie die nachfolgenden Bemerkungen des Rathsprotokolles beweisen, galt diese Taxe auch für Spielleute und Seiltänzer.

1575. Sitzung vom 30. Mai: „Spilman von Minchen pitet jme zuuergünden sein gauckhelspil oder himelreich zuhalten lassen. Ist bewilliget, doch das er von einer person nit mer den 2 ₰ vff das hechst deshalben nemen soll."

1588. Sitzung vom 3. Juli: „Johanni Francisco Romano, einem gauckler, erlaubt daß springspil zuhalten, doch nit mehr alß 2 ₰ von einer person zunemen, vf den sontag."

Der vorgeschriebene Eintrittspreis durfte nicht willkürlich erhöht werden; trotzdem kommen Ueberforderungen des Publicums vor, daher die fortwährenden Mahnungen des Rathes „die leut nicht zu vbernemen".

Bei den Schulkomoedien wurde das Eintrittsgeld mitunter von den Frauen der Unternehmer erhoben. So erklärt Georg Frass, als er im Jahre 1611 die Absicht hatte, in Gemeinschaft mit Johann Zihler Aufführungen zu veranstalten: „Waß den vncosten aller sachen anbetrifft, wil ich halb helft erstatten vnd daß comedij gelt gebirlichenweiß halb mit jm deilen, durch sein muter vnd mein weib einnemen laßen."

Ueber Bühnenapparat und Costüm konnten leider bestimmte Anweisungen nicht aufgefunden werden.

Die Ankündigung der zu gebenden Stücke geschah manchmal durch Umzug der Schauspieler unter Trommelschlag; dieses Verfahren war aber dem Rathe, wahrscheinlich wegen des hiedurch entstehenden Tumultes, nicht immer genehm. „Jerg Frass mag sein tragediam am tag Matthiae halten", heisst es am 31. Januar 1600 im Rathsprotokoll — „doch soll er nit vf der gass die personen herumbgehen lassen." Um diesem Uebelstande abzuhelfen, kamen daher frühzeitig Theaterzettel in Gebrauch. In einer Eingabe vom 8. Juli 1614 gibt Johann Zihler die Zusicherung, er wolle sich, „wie bisdahero behuetsam erzeigen, khein drommel hören lassen, söndern nur blos

anschlagen". Drei Jahre vorher klagt er seinen Rivalen Georg Frass wegen unbefugten abreissens von Theaterzetteln an: „Er hat mir mehr schaden zuegefüegt, dann nutzen, wann er sich vnderstanden, daß mir die meß v̈ber durch sein bößen bueben ein anschlagzettel v̈ber dem andern ist abgerissen worden, welchs mir frembde meßleüth angezeigt".

Die Aufführung und deren Vorbereitungen sollten überhaupt in der Stadt so wenig Aufsehen als möglich verursachen. Dazu erklären sich denn auch die Schulmeister im voraus bereit, z. B. am 7. Februar 1599 Johann Schneider und Johann Halpruner: „...wir wöllen kheine person inn kleidern v̈ber die gaßen gehen (lassen), sonnder jre kleider auff das haus ordnen, auch aine nach der anndern alls wann sie die comedj besichtig(en) wolten, hinauff gehen vnnd sich droben bekleiden lassen, damit khein lauffen auff den gaßen darauß entstanden möchte".

Eine kurze Erwähnung verdient die sogenannte Rathskomoedie. Es war Sitte, aus Erkenntlichkeit für die erhaltene Spielerlaubniss dem Rathe eine Separatvorstellung der betreffenden Komoedie anzubieten. Gieng man darauf ein, so wurde ein der Würde der Stadtvertretung entsprechendes öffentliches Local zur Verfügung gestellt. Die geladenen Personen, vorab die Rathsherrn und „dern weib, kindlin vnd zugeherigen", hatten Freiplätze, die übrigen Besucher zahlten Eintrittsgeld. Da der Rath ausserdem als Gegenleistung entweder noch einige Aufführungen erlaubte oder eine Gratification auszahlen liess, so war die Sache im Grunde mehr ein gutes Geschäft als ein Act der Dankbarkeit.

Zur Vervollständigung unserer Nachrichten über die deutsche Schulkomoedie lassen wir in chronologischer Reihenfolge ein Verzeichniss der aufgeführten oder zur Aufführung vorgeschlagenen Stücke folgen. Leider ist zu bemerken, dass der Autor nur in den seltensten Fällen genannt wird.

1552: Gregorius Fuchs, deutscher Schulmeister, hat „ain biblische hystory auß dem ersten buech Mosy das XVIII. bis auff das XXIII. capitel außgezogen, nemblich wie Christus der herr durch seinen engel befalch dem Abraham, das er seinen ainigen sun, den er lieb hett, solle zum branndtopffer auffopffern, wellichs Abraham

alls ein gotsforchtiger thuen vnd mit seinem son sollichs vollbringen wollen". Er bittet das Stück aufführen zu dürfen. Wird abgeschlagen.

1553: Kaspar Kanntz, deutscher Schulmeister, bittet eine von ihm herrührende Bearbeitung der zehn Alter aufführen zu dürfen.

„Fursichtig, Ersam, Weis, Gunstig vnd Gebuedtend, Lieb Herrn. Alls nun ettlich commedj vnd spil verrucktter dag geuebt worden, derowegen ich durch ettliche ehrliebende bürger gebetten vnd ich vmb derselbigen vilualtigs ansinen dermassen bewegt worden, das ich auch ains fur handen genumen, welches die zehen allter genant, so auch jm jar anno 1528 allhie gehalten worden, von welchem noch bis auff denn heutigen dag vil gesagt wurt; dieweill dann dasselbig bis in die 25 jarlang nit geuept, vnd anderß nichts ist, dann auß helger, gottlicher, wiblischer schrifft, vast gemeingkhlich allen stenden der wellt wurt angezaigt, was menigkhlich thon vnd lassen soll, hab ich daßelbig vberloffen, mit merernn reimen dann zuuor gehallten, corrigiert vnd gebessert, neben vnd mit mehrenn figurnn, die mit jren reimen vnd deitungen zuuorderst der jugent vnnd volgends menigkhlich darauß zubessernn haben, welches auch nit vmb sunderlich gelts willen, sunder auß allem freintlichen genaigtem willen denen, so vnsser begern würdt, angefangen ist, wo ich derhalben solches zimblichen maß zu spilen von E. F. E. W. vergunst haben mochte, bit ich sampt meine hellffer derselben gunstigen antwort..." Die Entscheidung des Rathes fehlt.

1574: Johann Zeitregen, deutscher Schulmeister, bittet „die schön vnd liepliche comedia von dem lieben Abraham, wie er seinen sun Isackh auffgeopfert, auch wie Sodoma vnd Gomora von wegen der grossen sund vertilget worden", aufführen zu dürfen. Wird am 3. März bewilligt.

1576: Johann Böckh, deutscher Schulmeister, bittet „ain schöne, sehr kurtzweillige vnd der jugent fast nutzliche comediam, auß heilliger schrifft gezogen, von dem judicium Salomonis (dauon im ersten thail der königen jm dritten capitel zulesen ist)" aufführen zu dürfen. Wird im Februar bewilligt.

1577: Johann Böckh, Notarius und deutscher Schulmeister, bittet „ain schöne biblische historia, comödj oder spilweiß, vom könig Nebucadnetzar, auß dem ersten, andern vnd dritten capittel Daniels genommen" aufführen zu dürfen. Wird am 4. Januar bewilligt.

1579: Georg Weiher, deutscher Schulmeister, bittet eine „comedia vom gedultigen vnd frommen Job" aufführen zu dürfen. Wird am 9. Januar bewilligt.

1580: Georg Weiher bittet eine „comediam Hecastum genant" aufführen zu dürfen. Wird am 29. Januar abgeschlagen.

1585: Johann Böckh bittet „ain schöne diser zeitt nutzliche,

auß heiliger göttlicher schrifft, dem buech Esra gezognen comedy" aufführen zu dürfen, „alß nemblichen von dem könig Ahsueros, wie er die königin Vasthj jres gegen jme bewisnen vnngehorsambs halben, von jrer königlichen ehr abgesetzt vnd er jme für dieselbigen aines Juden tochter, Esther genant, an jrer statt zu ainer königin erwöhlet vnd waß fernner für schönner lehr darjnnen begriffen". Wird am 5. Februar bewilligt.

1587: Georg Frass, deutscher Schul- und Rechenmeister, bittet „ein comedien oder spil" aufführen zu dürfen, „welches genommen ist vnd geschriben stedt jm heilligen propheten Danielis am driten cappitel, nemlich von dem könig Nebucadnetzar vnd beneben auch von denn drey menern die jn den gliehenten offen sein geworffen worten vnd nachmals, wie sie Godt der Herr durch seinen heillig(en) engel auß dem fewer erlest hadt". Wird am 8. December abgeschlagen.

1598: Georg Frass hat „die schönen historiam von der aufopferung des lüeben Jsaacs, daruon jm ersten buech Moysis am 22. cappitel möldung geschicht, reymenweiß zusamengebracht". Er bittet das Stück aufführen zu dürfen. Wird am 20. December bewilligt.

1599: Georg Weiher bittet eine „comediam de judicio Salamonis" aufführen zu dürfen, seine Collegen Johann Schneider und Johann Halpruner dagegen eine solche „von der Judith". Wird am 17. Januar bewilligt.

1599: Georg Frass hat „mit sonderm höchsten fleis die schöne geistlich(en) historiam von der belögerung der statt Jerusalem von dem Aßirischen könig Senacherib, daruon jm buech döß prophetten Jesaias am 36. cappittel meldung geschicht, reim(en)weiß abgeschriben vnd tragedijweiß zusamengebracht vnd schrifftlich verfassett. Zum andern auch die schönen geistlichen tragediam von der belögerung, zerstörung vnd gefengnus Juda vnd der statt Jerußalem, von dem Babilonischen kenig Nöbucadnetzar, daruon jm großen prophetten Jöremias meldung geschicht, jm andern deil, tragedijweiß abgeschriben vnd schrifftlich verfaßett. Zum dritten auch die schönen geistlichen tragediam von der lötzsten zerstörung der statt Jerusalem von dem Römischen kriegsheer döß großmechtigist(en) Römischen kaisers Nöron, wie Vespasianus Judöam vnd sein son Tittus, der Remische feldobrist, Jerusalem streittbarich erobertt vnd zersteret hatt, daruon Josephus vnd Egesippus meldung thuett, jm dritten vnd lötzten deil fein ordenlich tragedijv̄nd reimenweiß zusamengebracht, abgeschriben vnd schrifftlich verfaßett zu agirn". Er bittet seine Trilogie aufführen zu dürfen. Wird am 26. November abgeschlagen.

1600: Georg Frass hat „mit sond(er)barem höchstem fleiß die schönnen geistlichen historian von der entpfengnus vnd geburtt

Johannis vnd die geburt Jössu Christij vnssers haillands, auch wie die weisen heilligen drey könig das kindlin Jössus verehren vnd anbetten. Daruon jn beiden heilligen euangelisten Lucas vnd Matheus, am ersten vnd am anderin cappittel möldung geschichtt vnd geschriben stött, comedijweiß zusamengepracht vnd schrifftlich herinen verfassett". Er bittet um die Spielerlaubniss. Wird am 5. November abgeschlagen.

1603: Georg Frass hat „die gaistliche historien königs Sauls, mit verfolgung könig Dauits, daruon jm ersten buech der könig jn siben capitel erzöllt vnd möldung geschicht, tragedijweiß zusamengebracht". Er bittet das Stück aufführen zu dürfen. Wird am 14. December 1603 abgeschlagen.

1607: Georg Frass bittet „ein gaistliche comedien von Adam vnd Eua, daruon jn heillig(er) schrifft jm ersten buech Moissus am 3. cappittel meldung geschichet" aufführen zu dürfen. Wird am 26. Januar abgeschlagen.

Wenn wir zur Betrachtung der wandernden Schauspielgesellschaften übergehen, welche die alte Reichsstadt entweder berührten oder dort Aufführungen veranstalteten, so ist vor allem darauf hinzuweisen, dass Nördlingen wegen seiner verhältnissmässig geringen Bedeutung nicht wie andere grosse Städte, wie Frankfurt, Nürnberg, Augsburg u. s. w., ein Reiseziel für Wandertruppen bilden konnte. Wenn solche trotzdem nicht selten auftreten, so verdankt die Stadt es in erster Linie ihrer günstigen Lage an dem Kreuzungspuncte zweier grosser Verkehrswege, dann ihrer vielbesuchten Pfingstmesse. Vom Rathe wurde dieses fahrende Volk ziemlich milde behandelt, niemals ist in den Acten von irgend welchen Abgaben an die Stadtcasse die Rede. Als Regel scheint gegolten zu haben ausserhalb der Messzeit so wenig als möglich derartige Schaustellungen zu gestatten.

In den folgenden Mittheilungen müssen wir natürlich die Seiltänzer, Bärenführer, Gaukler u. s. w. unberücksichtigt lassen[1]) und unsere Aufmerksamkeit den eigentlichen Schauspieltruppen allein schenken. Uebrigens fällt es mitunter schwer, zu entscheiden, welcher von beiden Kategorien eine Gesellschaft angehört. Der Zeitenfolge und der Nationalität nach zerfallen dieselben in drei Gruppen: Italiener, Deutsche, Engländer.

1) Eine Erwähnung verdient allenfalls, dass am 10. Juli 1611 Franciscus Schloss, „Francösischer seilfahrer vnd springer", bittet „sein spil offentlich zuhallten", jedoch abgewiesen wird.

Ueber die Italiener geben uns verschiedene Einträge in den Stadtkammerrechnungen Aufschluss.

1547: Unter der Rubrik „Spylleute“. „Zalt den Welschen pfeiffern durch burgermeister Wolff Grauen opffergelt (fo. 86) .... 1 fl. 1 ℔ 21 ₰.“

1549: Unter der Rubrik: „Den spilleuten“. „Zalt funff Venedigischen spilleuten, die sich durch Anthonien von Botzen, jrn dolmetschen, anzaigen lassen Kay. Mait. nachzeziehen, vff jr ansuechen ehrgelt (fo. 107) .... 1 fl.“[1])

1559: Unter der Rubrik „Spylleüte“. „Zalt Bartholome von Venedig, sampt 5 seinen mitgesellen, auch von Venedig, als statt: oder hoffpfeiffern, ehrgelt (fo. 209) ...... 1 fl.“

1560: Unter der Rubrik „den Spilleuten“. „Zalt Johann von Mantua, sampt vier seinen mitgesellen, als hofierpfeiffern oder spilleuten, ehrgelt (fo. 201) .... 1 fl.“

Müssen wir uns, was die Italiener betrifft, mit diesen spärlichen Bemerkungen begnügen, so fliessen dagegen für die deutschen Wandertruppen[2]) die Quellen reichlicher. Eine Anzahl von Bittschriften hat sich erhalten; die interessanten Mittheilungen, welche sie bringen, werden durch die Rathsprotokolle ergänzt.

1580: Balthasar Klein aus St. Joachimstal[3]), wie es scheint, ein Marionettenspieler, erklärt, er habe „ein schönes wergkh, nemblich die schöne historie von der grossen stadt Niniue vnnd dem propheten Jona, herbracht, wie ehr Jonas erstlich vor dem Herrn fleucht, sich auffs meer begibt, auß dem schiff darein geworffen, vonn einem walfisch verschlickht vnnd wieder auß lanndt bracht wirt, wie herrnach ehr jnn die stadt zeucht vnnd was dan der gantze text derselben historie von anfang biß zum endt vermag. Wie ehr

1) Diese Venetianer scheinen mit jenen italienischen Spielleuten identisch zu sein, welche einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Wilh. Loose in Meissen zufolge im Jahre 1549 (15. November) beim Nürnberger Rathe um die Erlaubniss nachsuchten, ein Spiel „auß ainer alten Römischen historj vom hercules“ halten zu dürfen. Vgl. auch R. Genée, „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels etc. Berlin 1882“ S. 127.

2) Nebenbei bemerkt unternahmen auch die Nördlinger Schulmeister mitunter Kunstreisen. So spielte z. B. Georg Frass mit seinen Knaben im Jahre 1611 eine Komoedie „zu Popfingen (Bopfingen in Württemberg) vf dem rathsboden .... darob daß volckh sambt prödigern vnd ein E. Rath ein sonders wolgeuallen gehabt, vns in sonderheit ein verehrung gethann“.

3) Vgl. auch Wellers Annalen, Band II. S. 287.

Jonas sich auch letzlich gegen der stadt setzt vnnd ein khürbiß vber ihn wechst, welches dan alles gar arttig vnnd schön angericht vnnd gar schön vnnd lieblich zu sehen vnnd zu hören ist". Er bittet den Rath um die Erlaubniss, „solches wergkh in dieser jhrer löblichen stadt auffzurichten vnnd dieselbe historie zu agieren". Zugleich fragt er an, ob der Rath „wergkh vnnd comedia jn sunderheidt" zu sehen wünsche. Wird am 11. März bewilligt, die Aufführung für den Rath aber abgelehnt.

1582: Balthasar Klein aus St. Joachimstal bittet „zwo schöner historia auß dem allten testament, welche comediaweiß durch schöne figurn agiert werden," aufführen zu dürfen. Die erste ist die „historia von dem propheten Jona vnnd der grossen stadt Niniue", welche er schon 1580 in Nördlingen aufgeführt, „aber doch in der zeitt heer das wergkh vnnd die action gebessert", die zweite „die schöne historia des hochberümbtten vnd weysen khünig Salamon, anfangkch seins khünigreichs biß zum beschluß, wie er in sein ersten gerichtsitzen daß weiß vrttl felt der zweyer weiber mit dem toden vnd lebendigen khindt". Wird am 5. September bewilligt.

1583: Rathsprotokoll, Sitzung vom 18. Januar. „Einem frembdenn spilman ist sein begeren, ein comediam vonn der geburt Christi zu haltenn, abgeschlagen".

1583: Der Marionettenspieler „Jerg wetzl von Augspurg mit 3 Mitconsorten" reicht am 22. Juli beim Rathe folgende Bittschrift ein.

„. . . Vngefarlich bey einem viertljahr hab ich mich bey E. V. F. W. von wegen einer herrlichen, schönen, geistlichen historien, welliche nicht ein gemein geugllwerckh, sonnder meniglich allt vnnd jungen persohnen zu erjnnerung jres lebens ein seer nutzliches werckh ist, vnnderthenig angemeldet, welliches mir dißmalls von wegen des aduents vnnd vnbequemer zeit, das E. V. F. W. diser zeit weder fechtschuellen noch anndere werckh kheines nix zulassen, biß auf ein anndermall verwidert vnnd abgeschlagen worden, mit wellichem meinem herrlichen, schönen werckh, weil jch vf der haimraisß bin, jch E. V. F. W. zu vnnderthenigenn eeren vnnd gemeiner burgerschafft zu sonnderm nutz vnnd wollgefallen, von Schwebischen Gmindt hieher zuzogen bin, wie jch dann dises werckh seithero jnn allen fürnemenn reichsstötten des ganntzen Schwebischen chraisß, zu Memingen, Kempten, Kauffbeyren, Wannga, Waltza, Biberach, Rauenspurg, Pfullendorff, Iberlingen, anjetzo aber zu Schwebischen-Hall vnnd Schwebischen-Gminndt, erstlich einem Ersamen Rath vff dem rathausß, nachmals gemeiner burgerschafft ob deren danntzhauß oder brottlaubenn, vmb gepürliche ergötzung, auch allen schwebischen graffen vnnd herren gehallten habe; damit aber Gepuetundte Herren, E. V. F. W. vnnderthenig be-

richtet werden, wamit dises werckh zugee, seinen anfanng vnnd endtschafft neme, würdt solliches, wie die wort geen, also mit dem werckh vnnd alles auß der heylligen schrifft des allten vnnd neuen testaments der vier eeuangelisten, khunstlich vnnd herrlich jnn Teutsche carmina gesprochen, durch proportionierte figuren allenmassen vnnd gestallt, als wann die nattürlichen lebetenn, durch khunst, jnstrumente vnnd anndere zugerichte matterien volbracht vnnd angefanngen. Erstlichen auß dem allten testamennt, von dem ertzuatter Abraham, wie er seinen sohnn Isackh vnnserm Herren vnnd Gott auffopffert, nachmalls vom khünig Herodias, wie er seiner thochter wegen, Johannem den theüffer vnschuldigclich enthaupten lasst, von Maria, dem ennglischen gruesß vnnd der allerheylligisten gepurth Jesu Cristj, wie der Herr zu Jerusalem einreitt vnnd hernacher die kheüffer vnnd verkheüffer auß dem templ threibt, jtem vonn des Herren abentmal, wie es Christus hat eingesetzt, wie auch der Herr den jungern die füeß wascht, wie der Herr mit seinen jungen petten an den olberg geet vnnd von Judas verratten, von der schaar der Juden gefanngen, hinundtwider gefüert, gepeinigt vnnd gecreutzigt, wie Pettrus Malchus sein ohr abschlecht, wie sich Judas erhennckht, wie auch der Herr von Joseph vnnd Nicodemus vom creütz genomen vnnd begraben worden ist, jtem die herrlichiste auffersteeung Christj, wie Maria Magdalena vnnd Maria Jacobin den Herren zusalben das grab beschuchen [besuchen] vnnd junen ein enngel erscheint etc., also das solliches werckh der ganntze passion vnnd vill anndere herrliche stuckh mer sein, welliche sich alle lebendiger weiß ganntz nattürlichen, wie die heyllig schrifft vermag vnd die sprüch gesprochen werden, erzaigen thuet; dieweil jch dan Gepuetunde Herren E. V. F. W. abermalls zu eren zuzogen sein vnnd dißes werckh jnn allen stötten auf begeren einem Ersamen Rath zuuorderst, von wegen vbertrang des volckh, ballten müessen, lanngt an E. V. F. W. mein vnnderthenige pith, wauer dieselben solliches für sich zuhallten begeren, die wollen mir vf 12 vhr oder wann es jnen glegenlich sein würdt, eine stundt ernennen lassen, will ich mich damit gehorsamlich erzaigen; nachmalls lanngt auch an E. V. F. W. mein gehorsames pithen, dieweil sollich werckh auß der heylligenn schrifft vnnd ein geistliche sachen ist, auch meniglich allt vnnd jung seer nutzlich ist, jnn gnediger bedenckhung, das biß mitwoch oder donerstag des heyligen apostels sannt Jacobstag ein feyrtag ist, E. V. F. W. wollen mir solliches werckh gemeiner burgerschafft auf disen feyrtag, ob der brodtlauben zuhallten gnedig verwilligen; es sollen die leüth gar nicht vbernomen werden, sonnder meniglich seines gellts woll vernüegt werdenn . . ." Die Entscheidung des Rathes fehlt.

1584: Hans Jacob Iltess von Strassburg bittet „ein schön, lustig vnd gaistlich schawspil vom reichen man vnd armen Lazaro,

darinen zehen prophetten zeugknuß geben," während der Messe aufführen zu dürfen. Er habe selbes bereits „hin vnd wider bey fürsten vnd herrn, auch in stötten vnnd märckten" gehalten. Wird am 10. Juni bewilligt, „jedoch soll er, wann er darzue baucken oder trumeten brauchen wölle, sich ann orten verfüegen, die dem marckt oder sonsten den handelsleüten nit zue nahendt sein".

1584: Balthasar Klein aus St. Joachimstal bittet ein „herrlich schönes exempelspiel, nemblich die sieben weyse auß Gretzia vnnd die zehen altter der wellt, welches auch schön vnnd lieblich zu sehen vnnd zu hören ist," aufführen zu dürfen. Wird am 9. October abgeschlagen.

1590: Rathsprotokoll, Sitzung vom 11. September. „Die historiam vonn dem reichenmann vnd armen Lasaro begerte ein frembder auff dem dantzhaus als ain comoediam zu agieren. Ward solches vergunt, doch beneben jhme angezeigt, die leüt nit zu vbernemen vnd erst nach gehalltner mittagpredig anzufahen."

1593: „Andreas Hainrich vonn Cosstnitz" bittet „beede gaistliche spil oder comedj, nemblich(en) vonn dem verlohrnen sohn vnd enthauptung Johannjs," welche er „mit artlichen vnd herlichen schenen bildern" vor Fürsten, Grafen und in Städten gehalten habe, aufführen und nebenbei einen lebendigen Wolf vorzeigen zu dürfen. Die Entscheidung des Rathes vom 21. Februar lautet: „Endrissen Heinrich von Kostnitz ist bewilligt vf kunfftig montag, afftertag vnd mittwoch die comoediam von dem verlohrnen sohn vnd enthaubtung Joannis auf dem schuchhaus zu agiern, doch auff der gass kein spil zugebrauchen vnd die leüt nicht zu vbernemen, auf gemelten haus aber mag er ein instrument oder ander spil haben".

1602: Georg Vittbier von Staden, Komoediant, sucht nach, seine begonnenen Aufführungen fortsetzen zu dürfen, auch erbietet er sich, „wens einem Achtbaren, Hoch vnd Wolweißen Ratt gefellt, vor Eur Ehruest, Hoch- vnd Wolweißen sonderlich zu spielen vnd seine kunst zu gebrauchen". Darauf die Entscheidung vom 5. Juli: „Jörgen Vittbier von Staden, einem comoedianten seine vorhabende spil vnd döntz zu halten abgeschlagen; soll sich benüegen lassen, das ihme gestern solche zu halten durch den hn. ambtsburgermeister bewilligt worden, dabei es bleib, soll sein pfenning weiter zöhrn."

1604: Eine Compagnie Komoedianten bittet ihre Stücke aufführen zu dürfen. Die Supplication derselben wurde bereits in dieser Zeitschrift (XI, 625 f.) mitgetheilt. Nachzutragen ist noch, dass der Rath das Gesuch am 20. Januar abwies. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit den Namen des, allem Anscheine nach deutschen Principals: „N. Eichelin vnd mitverwanten comoedianten ist vf jr supplicirn angezeigt, die sach sey also beschaffen vnd wichtige vrsachen vorhanden, das ein E. Rhat jetztmals jhnen nit könne willfaren."

1606: Peter Geyer, „tragedist vnd comedienspiller", bittet Aufführungen veranstalten zu dürfen:

„Ernuöste, Fursichtig, Ersam, Weißgonustige, Gebiedundte Herren, Burgermaister vnnd Räthe. Es gelannget an Euer Ernuöst vnnd Weißheiten mein vnderthenigs bitten, die wöllen mir gonnstig verlauben vnnd vergonnen, negstkomenden sondag vnnd montag die schönen vnnd geistlichen comedy oder spill von d(er) gotsförchtigen vnd keuschen, frommen frawen Susanna, deßgleichen die geistliche vnd trostreiche comedy von dem verlornen sonn vnnd die tragedy von der Lisabetha, eines kauffmans dochter von Mesina, mit Lorentzo vnnd jrren dreyen bruedern[1]), zuehaltten vnnd agiren lassen, thue mich Euer Ernuöst vnnd Weißheiten vnd(er)thenig hierinen beuelchen." Wird am 26. Februar abgeschlagen.

Englische Komoedianten zeigen sich in den Jahren 1604, 1605, 1607 und 1609.

1604: Stadtkammerrechnung. „5. Januarij: Zalt etlichenn, so sich für Engelender angebenn vnnd biß jnn 14 personen gewesen, welche commedien zuhalten begert, das jnen aber für dißmaal abgeschlagenn, entgegenn verehrt worden 4 fl. gr. j. m. (grob, in Münze)..... 4 fl. 12 ₰."

1605: Stadtkammerrechnung. „10. May: Etlichenn Engelenndern, dern bis jnn 16 personen, so ainem E. Rath ein comedia auß dem propheten Jona etc. zu ehrn gehalten, entgegen verehrt 16 fl. grob, thut minitz...... 16 fl. 1 ℔ 18 ₰."

1607: Rathsprotokoll, Sitzung vom 7. Juni. „Engellendische comoedianten erpoten sich einem E. Rhat zu ehren ein comoediam zu halten. Darauf jhnen danckh gesagt vnd vermeldet worden, ein E. Rhat hab ietzt (nicht) gelegenheit, sondern mit andern sachen zu thon; sollen jhnen aber 4 fl. aus der statcamer verehrt werden." Die Stadtkammerrechnung bestätigt die Auszahlung der Gratification: „17. Junii. Ettlichen Engelendern, so meinen herrn ein comedi zuhaltenn sich anerboten. Verehrt 1 fl. grob j. m....... 4 fl. 12 ₰."

1609: Rathsprotokoll, Sitzung vom 9. Juni. „Zehen Englischen comoedianten ist dise meßzeit zugelaßen, comedias vnnd tragoedias, doch jrem vorzeigen vnd erpieten nach auß göttlicher schrifft, dartzu außer den händen zu agiren."

Wir sind mit unsern Mittheilungen über Nördlingens Theaterleben im 16. Jahrhundert zu Ende. Möge es der gerade dort so rührigen Localforschung gelingen, noch manches für unsern Gegenstand wichtige Document ans Licht zu fördern.

---

1) Vielleicht die gleichnamige Tragoedie von Hans Sachs, Band 8 S. 366 u. ff.

Zur Zeitbestimmung Goethischer Schriften.

Von

G. von Loeper.

Wer über einen allgemein bekannten und viel durchforschten Gegenstand wie Goethes Gedichte schreibt, wird schon nach kurzer Frist den Eindruck haben, sein Buch sei veraltet und überholt. Er wird wünschen, dasselbe von den gewonnenen neuen Standpuncten umschreiben und alle die inzwischen ihm zugegangenen Belehrungen und gemachten eignen Ermittelungen verwerthen zu können. So wenigstens ergeht es mir mit den 1882 und 1883 herausgegebenen zwei Bänden jener Gedichte: fast jeder Tag hat mich in Einzelheiten eines bessern belehrt.

Die Anregung, eine der Quellen meiner vielfach neuen chronologischen Bestimmungen nochmals zu prüfen, entnehme ich Düntzers Artikel in den beiden ersten Heften der neuen „Akademischen Blätter", welcher überschrieben ist: Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes. Mit Interesse hat der Verfasser von den aus Eckermanns Besitz in den meinigen übergegangenen „Vorarbeiten zur Chronologie von Goethes Leben und Schriften, nebst Auszügen aus dessen Tagebuch" durch meine Ausgabe Kenntniss genommen und zugleich dem Wunsche Ausdruck gegeben, über die Schriftstücke näher unterrichtet zu werden.

Dass dieselben von dem fleissigen und gründlichen Theodor Musculus, dem Verfasser des „Alphabetischen Namen-Registers der in Goethes Werken erwähnten Personen", gleichfalls herrühren, habe ich bereits in der Vorrede zum 2. Bande der Gedichtsausgabe mitgetheilt. Ich füge hinzu, dass die Arbeit in den Herbst 1837 fiel, was nicht ausschliesst, dass sie noch für die Ausgabe der Goethischen Werke von 1836, namentlich

zum Divan benutzt werden konnte. Es liegen mir in losen gebrochnen Foliobogen vier Entwürfe jener Auszüge vor, jede Handschrift das Material von 1749 bis 1832 umspannend, Mscr. I ganz kurz auf einem Bogen, Mscr. II genauer annalistisch auf sieben, Mscr. III, anfangs als die endgiltige Arbeit betrachtet, auf fünfzehn, und Mscr. IV, sehr vervollständigt, auf sechs und zwanzig Bogen. Gewöhnlich findet sich auf der rechten Hälfte des Bogens der zunächst disponierte Text, und auf dem Rande links das nachträglich, namentlich aus dem Tagebuche hinzugefügte Material. Nur gelegentlich sind die Quellen angeführt, und zwar, ausser dem Tagebuch, die Werke, Ausgabe letzter Hand, und die Briefwechsel mit Schiller und Zelter, besonders da, wo die Quellen einander widersprechen.

Als Beispiel diene die chronologische Bestimmung der Elegie „Metamorphose der Pflanzen", welche Viehoff nach Goethes Annalen ins Jahr 1797 setzt, Düntzer dagegen, ohne Angabe seiner Quelle (Gedichtscomm. I, 254 u. III, 654), erst am 17. Juni 1798 „abgeschlossen" sein lässt und Strehlke bis ins Jahr 1790 zurückverlegt. Musculus folgt nun zunächst auch den Annalen und weist das Gedicht (Mscr. II, S. 13 und Mscr. III, S. 21) ins J. 1797, dann, nach dem Tagebuch, (Mscr. IV, S. 40) ins Jahr 1798, streicht es dann hier, um es wieder nach 1797 zurückzuversetzen, jedoch mit dem Notabene am Rande: „Annalen setzen sie ins Jahr 1797" und dem Zusatze: „s. Tagebuch: 17 u. 18. Juni 1798". Musculus liefert mithin eine unbestreitbare, unmittelbar dem Tagebuche entnommene Notiz, und ich wüsste nicht, aus welchem Grunde ich ihr bei den Gedichten (II, 526), zumal sie noch anderweitig unterstützt wird, nicht hätte folgen sollen. Musculus konnte aus derselben Quelle gerade für das Jahr 1797 schöpfen. Dies zeigen seine Angaben für Mai bis Juli (Mscr. IV, S. 36), welche, abgesehn von der angeführten Notiz, lesen: „Schreibt im Mai den Aufsatz: Israel in der Wüste. Dichtet die Ballade: der Schatzgräber, am 22. Mai den neuen Pausias und am 24. die Lieder 'Wenn die Reben wieder blühen' und 'Zu lieblich ists ein Wort zu brechen' (Notabene Tagebuch: zwei kleine gereimte Gedichte; s. zugl. Briefe Bd. 3, S. 115 u. 117), desgl. am 4. u. 5. Juni die Braut von Corinth und Oberons

und Titanias goldene Hochzeit. vom 6.—9. d. M. den Gott und die Bayadere. Lernt am 10. den Lord Bristol kennen. Besuch vom Apellationsrath Körner (Bd. 31, S. 76). Macht ein Schema zur Beschreibung der Peterskirche in Rom (Brfe Bd. 3, S. 126, 156), schreibt sodann den 23. Juni ein ausführliches Schema zum Faust, dichtet am 24. die Zueignung an Faust. Schreibt ferner den Prolog zu Faust. Hirt kommt nach Weimar, bleibt einige Wochen. Verkehr mit diesem über Kunsttheorie. Goethe verbrennt am 1.—9. Juli alle an ihn gesendete Briefe seit 1772. Schreibt am 2.—5. Juli den Aufsatz Laokoon (Briefe Bd. 3, S. 163. 167). In diesem Monat mag auch der Zauberlehrling gemacht worden sein".

Dazu noch auf einem losen Zettel: „In den 20ger Tagen des Juni 1797 wurde das Schema des Faust weiter ausgedehnt u. der Prolog, Titanias goldne Hochzeit und anderes daran gedichtet (Goethes Tagebuch)".

Hienach habe ich den „Schatzgräber" dem Mai 1797 zugewiesen (Gedichte I, 366), wo leider das „Nach" der vorletzten Zeile auch in die letzte Zeile, an Stelle des beabsichtigten „vor", übergesprungen ist. Düntzer vermisst dabei „gerade das, was an der Stelle war, dass Goethe mit dem Briefe vom 26. September [1797? 1798?] den Schatzgräber übersandte" (Akadem. Bl. I, 99). Jener Brief und jene Sendung sind mir unbekannt. Gemeint scheinen Nr. 314 und 315 des Goethe-Schillerschen Briefwechsels vom 23. Mai 1797, welche Vollmer und auch Düntzer in seinem „Schiller und Goethe" (1859) und jetzt wieder in den „Akademischen Blättern" auf die gedachte Ballade, letzterer dagegen in seinem Gedichtscommentar sowol I, 242 als III, 113, wol wegen Schillers Aeusserung von der metrischen Vollendung des Gedichts, auf den „Pausias" bezieht. Aber weder die Ballade (von 40 Zeilen), noch die Elegie kann an der angegebenen Stelle als „kleines Gedicht", als „kleines Ganzes" gelten, während in anderem Zusammenhange Goethe allerdings andre Gedichte, z. B. den „getreuen Eckart" von 45 Zeilen, „klein" nennt — noch auch die erstere mit ihrer „Tages Arbeit, Abends Gäste, Saure Wochen" Schillers Bezeichnung verdienen: „ordentlich recht sentimentalisch schön". Erinnert man sich des Praedicats „klein" in der obigen Tage-

buchnotiz vom 24. Mai, also vom Tage nach der Aeusserung an Schiller vom „kleinen Gedicht“, so erhellt die Beziehung auf eines jener beiden oben unter dem 24. Mai erwähnten Gedichte. Schillers emphatisches „sentimentalisch schön“, sein Zusatz von der absonderlichen Geistesatmosphaere Goethes, dessen Hinweis auf Petrarca, obschon nicht auf seine Sonette, lassen auf ein kleines Liebesgedicht schliessen. Ich brauche nicht ausdrücklich „Nachgefühl“ zu nennen, da Schiller mit seiner metrischen Bemerkung auf die künstliche Reimverschränkung, wodurch dies Gedicht sich auszeichnet, scheint hindeuten zu wollen. Am 24. constatierte Goethe in seinem Kalender das gethane Werk, was nicht ausschliesst, dass das erste der Gedichte schon am 23. gedichtet und Schiller gesandt worden sei. Auch hinsichtlich der Entstehung des „Pausias“ besteht eine kleine Differenz, insofern Musculus oben nur den 22. Mai nennt, Riemer ausserdem noch den 23., an welchem Tage Goethe aber schon von „unserm Blumenmädchen“, als einem Schiller bekannten, fertigen Gedichte spricht und nur die zu wählende Ueberschrift erörtert. Riemer entnahm sein Datum wol nur diesem Briefe.

Auch für Goethes Arbeiten auf der Reise des Jahres 1797 bieten Musculus' Auszüge neues. Dass das schöne Gespräch über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, nach der „Chronologie“ dem Jahre 1797 angehörig, genau am 18. und 19. August, unmittelbar nach dem Besuche beim Decorationsmaler Fuentes (am 17.), zu Frankfurt verfasst ist, ergibt zuerst mein Mscr. IV, S. 37, wenigstens fehlt die Angabe noch bei Hempel (28, 95). Auch gehören hieher die vier Balladen von der schönen Müllerin. Erst aus meinem Mscr. IV, S. 37 erfahren wir das genaue Datum der ersten: „Beginnt hier [Heidelberg] am 26. die Ballade: der Edelknabe und die Müllerin. Reist am 27. von da ab — kommt am 29. in Stuttgardt an — vollendet hier die vorgenannte Ballade. Schreibt am 4. September den Aufsatz: Vortheile, die ein junger Maler u. s. w. und die Ballade: der Junggesell und der Mühlbach, desgl. am 5. und 6. September die Ballade: der Müllerin Reue“. Unbeeinflusst erscheinen diese Notizen sowol von dem Briefwechsel mit Schiller (Nr. 358 vom 31. Aug.),

wonach Goethe damals bereits die 2. Ballade angefangen, welche dichterisch auch schon in V. 32 der ersten im Keime enthalten ist, als auch von den Tag- und Jahresheften, welche die erste Ballade gar nicht und nur die zweite und vierte erwähnen. Düntzers Vermuthung, dass die Briefe an Schiller, womit der Dichter die zweite und vierte übersandte, von Bedeutung seien für deren Abschluss, vermag ich nicht zu theilen: die mit „schreibt" eingeführten Tagebuchauszüge enthalten in der Regel das Datum des abgeschlossenen Gedichts, womit nachträgliche Correcturen vereinbar sind. Düntzer ist mir auch hier unverständlich; er sagt: „dass er [Goethe] die dritte (?) und vierte Ballade schon in Stuttgardt am 5. und 6. [September] entworfen (?), glauben wir Musculus". Dieser spricht aber gar nicht vom „entwerfen", und die Entwürfe der dritten Ballade fallen erst in den November.

Wann die letztere fertig geworden, ist gleichfalls streitig. Düntzer stützt sich für die Annahme des 16. Juni 1798 nach dem Gedichtscommentar (II, 369) auf eine Notiz in Goethes Tagebuch, nach den Akademischen Blättern (I, 95) auf einen Riemerschen Bericht, den ich nicht kenne. Musculus' Auszüge (Mscr. IV, 40) lauten dagegen anders. Am 6. April 1798 sei Goethe von Jena nach Weimar zurückgekehrt; alsdann heisst es weiter: „Setzt vom 10.—21. April den Faust fort. Macht ein Schema über Homers Ilias und den Plan zur Achilleis. Schreibt am 12. u. 16. Mai die Ballade: der Müllerin Verrath. Den 20. Mai nach Jena. Schreibt am 24.—28. Mai die Einleitung zu den Propyläen. Macht mit Schelling optische Versuche und vollendet am 12. u. 13. Juni die Elegie: Euphrosyne [bei mir Gedichte I, 425, von Düntzer beanstandet, als ob man nicht ein Unternehmen in mehreren Tagen vollenden könnte]. Schreibt am 16. Juni: die Musageten, das Blümlein Wunderschön. Schreibt ferner das Gedicht: deutscher Parnass [danach meine ganz allgemeine Zeitangabe a. a. O. II, 305]. Den 21. Juni zurück nach Weimar". Man sieht, der 16. Juni bleibt, auch wenn man ihm die Ballade von der Müllerin entzieht, genug belastet. Von der Ilias erscheint Goethe nach seinem Briefe an Schiller vom 12. Mai (Nr. 461) durchaus nicht absorbiert, da er noch zur Fortsetzung der Zauberflöte Zeit und

Stimmung fand. Und ebenso zeigt sein Brief (Nr. 470) vom 24. Juni, dass er das danach an Schiller zurückgesandte französische Original von Jena mit herübergenommen, um das ohne dasselbe vor der Abreise am 20. Mai in Weimar ausgearbeitete Gedicht nachträglich damit zu vergleichen. Ich vermuthe, dass es dasjenige Exemplar war, welches ich nebst Goethes Manuscript der Ballade gegenwärtig besitze (s. Ged. I, 370). Die so positive Musculussche Zeitangabe scheint mir hienach an innerer Unwahrscheinlichkeit oder gar Unmöglichkeit nicht zu leiden.

In die nun folgende Zeit setzt Musculus, die Arbeiten und Ereignisse chronologisch aneinanderreihend, die „Weissagungen des Bakis", womit sehr wol bestehen kann, dass sie, Riemer zufolge, zuerst am 23. März 1798 in Goethes Tagebuch notiert seien (meine Gedichtsausg. I, 459). Wann sind sie dann später darin notiert? Diese Frage lässt Riemer offen. Nach Musculus (Mscr. IV, S. 40) fällt in die Zeit vom 21. Juni jenes Jahres bis zur Theatereröffnung am 12. October in nachstehender Reihe folgendes: „Ist beschäftigt mit den Propyläen, mit Theater- und Schlossbau. Besuch von v. Marum [hiezu im Mscr. III, S. 22 eine Stelle aus dem Briefe an Schiller vom 21. Juli]. Schreibt die Weissagungen des Bakis. Übersetzt den Aufsatz Diderots von den Farben und schreibt Anmerkungen dazu". Grade Marums Anwesenheit und der Briefwechsel mit Schiller im Hochsommer (Nr. 472 — 480) weisen auf die gedachte Dichtung, speciell als auf eine collective die Aeusserung in Nr. 478 vom 15. Juli: „ich will sehen, was ich jedem einzelnen Tage abstehlen kann, das mag denn Masse machen, wenn es kein Ganzes macht".

Von den übrigen Balladen wird der „Todtentanz" bei Musculus, den die Chronologie grade ex professo behandelt, später gesetzt, als man nach Riemer (Mitth. II, 548 u. 577; Briefe S. 196 Note) annehmen durfte. Aber schon Frhr. v. Biedermann klagt über die Ungenauigkeit der bezüglichen Angaben Riemers (bei Hempel 27, 1, S. 476 zu Nr. 818). Bei einem Vergleiche der gedruckten „Chronologie" des Jahres 1813 mit Musculus' Mscr. IV findet man in letzterem allein solche genaue Tagesdaten, welche unmittelbar des Dichters Tagebuch

entnommen sein müssen. Danach fällt die Cantate „Idylle“ auf den 18. und 19. Januar, die Rede auf Wieland auf die Tage vom 24. Januar bis 5. Februar, womit die Entlehnung von „Jördens Wörterb. Buchstabe W.“ aus der Grossherzogl. Bibliothek vom 25. Januar übereinstimmt (so wird auch die Annahme, das kleine Gedicht „Eigenthum“, I, 65 der neuen Hempelschen Ausg., falle in das Jahr 1813, dadurch unterstützt, dass der Dichter am 13. März dieses Jahres Wielands Merkur von 1773 und 1774, mithin auch das Heft mit dem zu Grunde liegenden Mémoire von Beaumarchais, von der Weimarischen Bibliothek erhielt), der Aufsatz „Ruysdael als Dichter“ auf den 31. Januar (bei Hempel 28, 555 ist nur der erste Druck 1816 ersichtlich; s. auch das. 27, 1 Nr. 828), die Parabel „Pfaffenspiel“ auf den 23. Februar, der Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende“ in den März (Goethe entlehnte von der Bibliothek Shakespeares Werke, deutsch und englisch, Ende Februar und Anfang März), das Lied „Gewohnt, Gethan“ auf den 19. April in Oschatz („Aufenthalt daselbst von 12 Uhr Mittags bis 3/4 auf 3 Uhr Nachmittags“). Dann heisst es von Teplitz: „schreibt zugleich am 22. Mai die Ballade: Die wandelnde Glocke. Auch die Ballade: Der getreue Eckart fällt in diese Zeit“. Nach genauen Angaben betreffs des Aufsatzes über Zinnformation („Nochmals im Tagebuch den 26. u. 28. November über Zinnformation diktirt; s. auch Bd. 32, S. 84“), des Verkehrs in Dresden mit Talma (in den Annalen nicht erwähnt) und über die Rückreise von da nach Weimar 17. bis 19. August folgt (Mscr. IV, S. 63): „Schreibt am 23. August die Ballade: Der Todtentanz“, und in Mscr. III, S. 38 am Rande das N. B. „den getreuen Eckart theilte Frau v. Goethe am 6. Juli mit, den ihr Goethe in diesen Tagen von Teplitz zugesandt hatte“. Er ist mithin in Teplitz gemacht wie die wandelnde Glocke. Dahingegen den Todtentanz schrieb er am 23. August in Weimar und las ihn am 24. August Riemern vor. In Mscr. IV setzt Musculus nach einer der Riemerschen Aufzeichnungen hinzu: „Notabene. Reiset den 26. August nach Ilmenau. Dr. Riemers Zettel“. Interessant ist noch die spätere Notiz: „Schreibt vom 17. bis den 20. Oktober den Epilog zum Essex“, nach Goethes Annalen: „gerade an dem Tage [den Tagen] der Schlacht von Leipzig“.

Hinsichtlich der Ballade vom „zurückkehrenden Grafen" bietet Musculus nur die kurze Angabe: „Schreibt am 27. und 28. December [1816] für den Künstlerverein in Berlin das Lied: 'Zu erfinden, zu beschliessen'. Schliesst sodann die Ballade 'Herein o du Guter' ab" (in meiner Gedichtsausg. I, 355), hinsichtlich des „Paria" die noch kürzere (Mscr. IV, S. 84): „Vollendet am 17. December [1821] den Paria" (a. a. O. I, 387).

Da Düntzer (Akad. Bl. I, 97), um „eine Art Controlle" üben zu können, auch um den Wortlaut meines Gewährsmannes über „Die neue Sirene" bittet, so bemerke ich, dass dies Gedicht sich in den Mscr. II und IV von Musculus ohne genauere Zeitbestimmung beim Jahre 1827 findet, dann im Mscr. III, S. 58 gleich andern Productionen jenes Jahres nachträglich mit Monats- und Tagesdatum versehen worden ist, woher die theilweise verbliebene chronologische Unordnung des folgenden Auszugs herrührt: „1827 (aetat. 78). 9. Jan. und 5 [gestrichen] im März und April an dem Mann von 50 Jahren, ferner an den Wanderjahren im Mai, Juni. Faust im Mai, November und December. Im Juni schottische Balladen: matt und beschwerlich und Gut Mann und gut Weib [s. meine Gedichtsausg. I, 377]. Den 1. August chinesische Jahreszeiten supplirt [von mir ebenda II, 552 übersehn]. Gedicht: Die neue Sirene 29. Juli und 21. August [ebenda I, 406]. 8.—23. März über Manzoni's Adelchi [vergl. an Zelter 29. März]. Neueste deutsche Poesie; am 8. Febr. Die Tabelle hiezu [bei Hempel 29, 266 fgg.]. 9. April über Jacobi's Briefwechsel [bestätigt durch den Wortlaut der Tagebuchstelle von diesem Tage: „Etwas über Jacobi's Briefwechsel concipirt", nach v. Biedermann das. S. 219 Note]. 3.—9. März Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemard's [s. S. 727]. 2. April Whims and Oddities [das. S. 772 nur mit der allgemeinen Jahresangabe]. 15.—17. April Kritik der Petersburger Preisaufgabe [838 der Sprüche in Prosa]. Den 20., 21. November über das Leben Napoleons von W. Scott [am 19. erhielt Goethe Walter Scott, Life of N. Bonaparte T. 8. u. 9. von der Grossh. Bibl.; vergl. Werke bei Hempel 29, 768 Note]. Über chinesische Gedichte Anfang Februar" u. s. w. Weshalb sollte man nun das doppelte Datum vom 29. Juli und 21. August bei der „Neuen Sirene" anzweifeln, wie von Düntzer geschieht?

Haben ein solches nicht so viele Gedichte, namentlich des Divans? Musculus notiert im folgenden Jahre bei dem Gedichte zu Zelters 70. Geburtstage: „am 20. October und 6. December geschrieben". Ist das bedenklich?

Die Musculusschen Auszüge sind selbstverständlich wie jede abgeleitete litterarische Quelle, wie die Riemerschen, die Eckermannschen Aufzeichnungen, wie Goethe selbst, nur mit strengster Kritik zu benutzen. Dies zeigt sich mehrfach geboten. Er setzt z. B. das Gedicht „Ein Gleichniss" (meine Gedichtsausg. II, 456) theils allgemein in das Jahr 1828, und zwar nach den Dornburger Gedichten (Mscr. III, S. 59), theils speciell in den Mai dieses Jahres (Mscr. IV, S. 97), offenbar wegen des Briefes an Zelter vom 21. jenes Monats, während das Gedicht schon im März 1828 gedruckt, also spätestens im Februar versandt worden war. Nicht zuverlässiger erscheint bei dem engen Conex der Musculusschen Vorarbeiten mit dem Inhaltsverzeichnisse der Quartausgabe von 1836 fg. — Musculus war eben das Organ der Herausgeber für diese Seite ihrer Arbeit — auch die allgemeine Jahresangabe 1828 in diesem Verzeichniss. Das Gedicht sieht so aus, als sei es unmittelbar nach dem Empfange der französischen Uebersetzung, auf welche es sich bezieht, verfasst; deshalb vermuthete ich (bei Hempel 2. A. II, 456) einen frühern Ursprung; ihn beweisen zu wollen, ist mir nicht eingefallen. Beispiele der Unzuverlässigkeit des Inhaltsverzeichnisses sind die Daten 1812 beim zweiten Mailiede, das wir bis 1810 verfolgen können, der 7. September 1783 beim zweiten Nachtliede des Wanderers, welches klar drei Jahre früher fällt, obschon Düntzer das alte Datum rechtfertigen zu können meint, das Jahr 1787 bei dem Epigramm „Neue Heilige", das Jahr 1775 bei dem Gedichte „Hofnung", nur eine Vermuthung von Musculus. So halte ich auch die Zeitangaben bei den s. g. Dornburger Gedichten des Jahres 1828 der Prüfung im einzelnen bedürftig. Demselben werden im Inhaltsverzeichnisse die Strophen: „Und wenn mich am Tag die Ferne" zugerechnet, obschon wir die Entstehung vom Jahre 1826 kennen (im Stammbuch des Grafen Moritz Brühl am 23. December dieses Jahres und schon früher). So halte ich mich auch wolberechtigt, dem Altersgedichte

„Der Bräutigam" einen etwas frühern Ursprung 1825 oder 1826 zu ertheilen, nachdem ich das Concept desselben unter den Entwürfen der 1826 schon druckfertigen Helena gefunden (a. a. O. II, 406). Nach Dornburg nahm Goethe nur rein Papier oder noch zu bearbeitende Entwürfe mit, nicht alte Bogen, welche erledigte und schon gedruckte Arbeiten bedeckten. Wo Riemer genauer ist als Musculus (z. B. bei „Fliegentod" II, 448), schien es mir dagegen überflüssig, letzteren auch nur zu nennen.

Mit Dank nehme ich einige Berichtigungen Düntzers an; die Verse zu Gemälden einer Kapelle (a. a. O. II, 433) beziehn sich nicht auf eines der in der Rochus-Kapelle bei Bingen befindlichen Bilder; ich folgte in der Annahme, die im Gedichte gemeinten Gemälde seien für jene Kapelle bestimmt gewesen, einer aus Weimar erhaltenen handschriftlichen Notiz, für welche andre Kapelle? — das wäre noch zu ermitteln. Dann habe ich bei „Königlich Gebet" (II, 333) zu bemerken unterlassen, dass das Gedicht, weil schon in der Steinschen Sammlung befindlich, schon vor das Jahr 1777 fällt.

Mit etwas neuem sei mir gestattet zu schliessen. Aus einem Briefe von Schlosser an Lavater (4. Nov. 1774) war bekannt, dass Goethe von den zur Vertheilung erhaltenen drei Exemplaren seines Werther das für seine Schwester, Lenz und Lavater gemeinschaftlich bestimmte mit einer „Zuschrift" zunächst an Schlossers sandte. Aus den Bodmerianis des neuesten Goethe-Jahrbuchs (V, 188) erhellt nun, dass jenes Exemplar, welches Lavater erst am Martinstage 1774 Bodmern mittheilen konnte, die Strophe: „Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben", also das Motto der Werther-Ausgabe von 1775 (Thl. I), mit einer Variante im 1. Verse enthielt, dass mithin diese Verse als Zuschrift oder als Theil einer solchen Ende Sept. 1774 (etwa den 23.) an Goethes Schwester, Lenz und Lavater gerichtet wurden.

Endlich theile ich noch einen neuerdings durch Professor Birlinger ermittelten Separatdruck des Gedichts „Wanderers Sturmlied" mit. Es erschien in Nr. 8 des Extrablatts der Nordischen Miscellen den 1. März 1810 S. 157—159. Vermuthlich wurde Goethe erst durch diesen Druck wieder an das Gedicht erinnert.

Die Zukunft.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg aus den Jahren 1779—1782.

Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von

Otto Hartwig.

Die Universitätsbibliothek zu Halle hat vor einiger Zeit von Frau Emma Ross, geb. Schwetschke, die Handschrift eines Gedichtes vom Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg zum Geschenk erhalten, welches den Titel trägt „die Zukunft“. Die Geschenkgeberin hat die Handschrift von ihrem verstorbenen Manne, dem Archaeologen Ludwig Ross, ererbt. Wie dieser in den Besitz derselben gekommen, erzählt er uns selbst, leider nicht so genau, wie wir es wünschen möchten, in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Jahrg. 1832. No. 78 mit folgenden Worten: „Das Manuscript, welches den folgenden Mittheilungen zu Grunde liegt,“ (a. a. O. No. 109—111 gibt Ross eine Analyse des Gedichtes) — „fand sich unter dem Nachlasse eines vieljährigen vertrauten Freundes des verewigten Dichters und kam durch Schenkung von den Erben dieses Freundes vor etwa sechs Jahren in den Besitz des Referenten“. Dieser Referent hat sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ nicht mit seinem Namen genannt, sondern nur mit einer Chiffre (50) unterzeichnet. Dass derselbe aber Ludwig Ross selbst gewesen ist, ergibt sich aus dem Abdruck des dritten Gesanges des Gedichtes, den Ludwig Ross in der „Allgemeinen Monatsschrift für Literatur“ Band 1. S. 32 u. f. (Halle 1850) besorgt und mit einer Einleitung versehen hat. Hier heisst es über die Provenienz der Handschrift S. 36: „Von dieser didaktischen Vision ... hat sich unter den Papieren eines zu Anfang der zwanziger Jahre verstorbenen Jugendfreundes

des Grafen eine vollständige Handschrift erhalten, die seit einem Vierteljahrhundert in unsern Besitz gelangt ist". Dass die uns vorliegende Handschrift dieselbe ist, welche L. Ross besass, lässt sich, abgesehen von der Herkunft derselben, aus der Beschreibung entnehmen, die Ross in den „Bl. für lit. Unterhaltung" S. 333 gegeben hat. „Das Aeussere des Manuscripts gibt keinen Aufschluss" (über die Geschichte des Gedichts); „es besteht aus losen Bogen und Blättern in Folio und führt den Titel: 'Die Zukunft, ein ungedrucktes Gedicht in fünf Gesängen von Graf F. Leopold Stolberg'. Von derselben Hand, von welcher der Titel[1]), sind auch die vier ersten Gesänge geschrieben; es ist die fliessende, nachlässige Hand eines Gelehrten oder Geschäftsmannes, wie sie vor einem halben Jahrhundert üblich war. Der fünfte Gesang zeigt die steife und derbe, aber deutliche Handschrift eines Abschreibers damaliger Zeit; die Zeilen sind nach dem Lineal geschrieben; jede Seite führt die Ueberschrift: 'die Zukunft, fünfter Gesang', und nach Art solcher Leute ist am Ende jeder Seite der gehörige weisse Rand nicht vergessen."

Unsere Handschrift des Gedichtes scheint die einzig erhaltene desselben zu sein. Weder Theodor Menge, der Biograph Stolbergs, hat eine andere Quelle über das Gedicht benutzen können als die Veröffentlichungen von L. Ross (Der Graf Friedrich Leopold Stolberg. Bd. I. S. 101. Anm. 2.), noch hat J. H. Hennes (Aus Friedrich Leopold von Stolbergs Jugendjahren, Frankfurt 1876) irgend eine Andeutung über Handschriften des Gedichtes gemacht, welche sich im Stolbergischen Familienarchive zu Brauna fänden. Ebensowenig Joh. Janssen, der des Gedichtes in seiner ausführlichen Biographie Stolbergs nur flüchtig (Bd. I. S. 75) gedenkt, während es Hennes überhaupt gar nicht erwähnt. In den von ihm mitgetheilten Briefen Stolbergs findet sich auch keine sichere Anspielung auf dasselbe. Doch aus einer derselben ersieht man, dass er sich 1781 mit Ideen trug, die den in unserem Gedichte ausgesprochenen nahe

1) Mir scheint der Titel allerdings auch von der Hand des Schreibers des Gedichtes geschrieben; aber wenn ich nicht irre, ist der Titel später geschrieben als das übrige.

verwandt sind (S. 154). Und doch hat es ausser unserer Handschrift sicher mehrere Abschriften gegeben. Von einer oder zwei von ihnen haben wir bestimmte Nachricht. Boie schreibt 1783 an v. Halem (Menge a. a. O. S. 101): „Von Stolbergs Zukunft habe ich vier Bücher gelesen und bin auch von dem grossen Dichtergeiste durchglüht worden, der durch das Ganze weht. Ihre Verse darüber sind sehr gut.“ (Halem, Gesammelte Schriften Bd. V. S. 28 u. f.)

Haben wir damit zugleich ein unverwerfliches Zeugniss für die unzweifelhafte Herkunft unseres Gedichts von Stolberg, so wird diese auch noch direct durch das Zeugniss von Stolberg selbst bestätigt. In seinen Gedichten (S. W. I. 313) findet sich aus dem J. 1792 eine „Zueignung eines unvollendeten Gedichts: die Zukunft“ an seine „Freundinn Caroline Adelheit Cornelia“ (Gräfin von Baudissin), und in dem 1788 erschienenen Romane „Die Insel“ hat er 15 Verse „aus einem ungedruckten Fragment: die Zukunft“ abdrucken lassen (S. W. III. 258).

Ueber die Abfassungszeit des Gedichtes belehrt uns dasselbe selbst zur Genüge. Da es Gesang II. 748 heisst:

Dreissig Sonnen sah ich noch nicht,

und II. 797:

Also sang ich, als Friedrich zum zweiten Male mit Lorbern
Wiederkehrte etc.,

womit zweifellos auf den am 13. Mai 1779 abgeschlossenen Frieden von Teschen angespielt wird, so ergibt sich für die ersten zwei Gesänge als Abfassungszeit der Sommer 1779. Da Stolberg diesen Sommer und Herbst über in Eutin, dann in den Bädern Meinberg (Lippe-Detmold) und Pyrmont (bis zum 12. August) verweilte, später über Hannover nach Tremsbüttel, dem Wohnsitze seines Bruders Christian, von hier nach Eutin, und wieder nach Tremsbüttel und Eutin zurückkehrte und erst im November in Kopenhagen auf seinem Gesandtschaftsposten eintraf, wird sich schwerlich sicher ausmachen lassen, wo die beiden ersten Gesänge entstanden sind. Da er von Pyrmont aus das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes besuchte (11. August), sich aber auf dasselbe keine Anspielung in unserem Gedicht findet, möchte ich glauben, die zwei ersten Gesänge des Gedichtes seien vor dem August 1779 abgefasst.

Auf die in Meinberg und Pyrmont „froh“ verlebten Tage des Juni und Juli weist auch eine andere Zeitbestimmung hin.

Vom dritten Gesange steht es nämlich fest, dass er sechzehn Monate nach dem Abschlusse der beiden ersten begonnen wurde. Denn es heisst III. 1 u. f.:

Kommst du wieder zu mir nach langem Säumen, Siona?
— — — — —
Kommst du wieder? Schon zehn Mal und sechs Mal füllte die Sonne
Mit den Strömen des Lichts das Horn des silbernen Mondes,
Seit du mir entschwandest.

Das würde also, wenn wir den Abschluss der beiden ersten Gesänge in den Juni oder Juli 1779 setzen, auf eine Zeit um die Wende des Jahres 1780 hinweisen. In dem Laufe des Jahres war die Gräfin Emilie Schimmelmann (III. 15) („mein bestes Milchen“ der Briefe) gestorben, und Stolberg am Schlusse des Jahres in Folge der Entlassung seines Schwagers Bernstorff als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Kopenhagen entschlossen, von seinem Gesandtschaftsposten nach Eutin zurückzukehren. Da schreibt er denn in der Hoffnung auf baldiges wiedersehen und frohes zusammenleben am 13. Januar 1781 an seinen Bruder Christian (Hennes S. 154): „Es ist doch wunderbar und schön, dass ich in meiner Stube sitzend, an einem neblichten Tage mich auf den Altan von Kronenburg, und von da hin zu Dir versetzen, mich in den Born der Vorzeit, der so oft in sein stärkendes Bad mich genommen, tauchen, Geister der Todten beschwören, die Höhen der Zukunft erfliegen, und in diesem Augenblick Dich umarmen kann! Mit Dir hinfort oft und viel diese Pfade zu wallen auf dem Zaubergefilde der Phantasie, oder am Strom der Vorzeit, oder auf den Höhen der Zukunft, bald geleitet an der Erinnerung und bald an der Hoffnung Hand, und dann oft im Gefühl des Beisammenseins und der gegenwärtigen Zeit, freudig ruhen, 'Müden Pilgern gleich, auf die Stäbe gelehnt', das ist mir eine süsse Vorstellung.“ Wenn nun in diesen Worten, wie schon bemerkt, keine directe Beziehung auf unser Gedicht enthalten ist, so möchte ich doch glauben, dass, da die Ideenkreise, welche hier berührt werden, bis auf den Wortlaut sich mit dem in dem Gedichte behandelten decken,

gerade damals Siona sich wieder dem Dichter genaht habe. Die Angabe, dass der 3. Gesang 16 Monate nach der Vollendung der ersten beiden Gesänge entstanden sei, stimmt dann sehr gut mit unserer Annahme zusammen, dass die ersten zwei Gesänge im Juni oder Juli 1779 vollendet sind; beide Angaben stützen einander. Ob der Dichter damals Gesang 3 und 4 unmittelbar nach einander niedergeschrieben hat, lässt sich nicht ermitteln. Der 4. Gesang enthält keine Angabe, die sich chronologisch verwerthen liesse, doch da Boie (s. oben) Gesang 1—4 zusammen las, werden die beiden letzten (3 u. 4) auch gleichzeitig entstanden sein, jedesfalls der vierte Gesang nicht so viel später nach dem dritten gedichtet worden sein, als dieses von dem fünften erweisbar ist. Denn dieser ist sicher erst im Sommer 1782 gedichtet. Stolberg preist sich in ihm glücklich, dass er „ein liebendes Weib mit Nachtigallenseele, Taubenaugen und goldenen Locken“, „seine geliebte Agnes“ (von Witzleben) gefunden hat. Da Stolberg sich Anfangs November 1781 verlobte und am 12. Juni 1782 verheiratete, so ist die Zeit der Abfassung des fünften Gesanges in Verbindung mit den Versen V. 1 u. f.:

Nun erschallet der Nachtigall Lied auf hangenden Buchen
Ueber dem stillen See und auf den duftenden Erlen
An dem Ufer des bräunlichen Baches u. s. w.

damit festgestellt und zugleich auch der Ort fixiert, wo er entstanden ist: in Eutin, in dem Hause, das sich Stolberg kurz vorher gekauft hatte und in dem jetzt der Director des Eutiner Gymnasiums wohnt. Da ferner Stolberg vom 10. Juni 1782 an nach Oldenburg verreist war und der nordamericanische Unabhängigkeitskrieg als noch nicht beendet bezeichnet wird, V. 173 u. f., so haben wir auch einen ganz bestimmten Endtermin für die Abfassungszeit des Gedichtes, das also vom Juni 1779 bis zum Juni 1782 den Dichter beschäftigt hat.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum Stolberg dieses Gedicht nicht vollendet und veröffentlicht habe. Die Antwort ergibt sich aus dem Inhalte des Gedichtes von selbst. Der Gesandte eines deutschen Fürstenhauses an den Höfen von Kopenhagen, Berlin und Petersburg durfte doch selbst im to-

leranten 18. Jahrhundert nicht ein Gedicht drucken lassen, in dem sich u. a. Verse finden wie folgende (III. 164):

Meinet Ihr, es würde der Genius deutscher Freiheit
Ewig schlummern, gekrönte Verräther?

Auch die Verse auf Friedrich den Grossen am Schlusse des 2. Gesanges und auf die Kaiserin Maria Theresia (V. 50 u. f.) hätten einem activen Diplomaten keine Freunde erworben.

Und wie hatten sich des Dichters eigene Ueberzeugungen, namentlich seine kirchlichen, später geändert! Aus dem „Cheruskischen Edeling“, der von einer zukünftigen deutschen Adelsrepublik mit freien Bauern[1]) geträumt hatte (s. Gesang 3), der gegen die „welschen Priester“, „die gleissenden Täuscher“, geeifert und Luther verherrlicht hatte (Ges. II. 695), war ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche und ein Anhänger der „Monarchie von Gottes Gnaden“ geworden. Wie sollte nach solchem Gesinnungswechsel er da noch dazu kommen, ein Gedicht zu veröffentlichen oder veröffentlichen zu lassen, das ihn noch im ganz entgegengesetzten Lager gezeigt haben würde! Nicht die Sorge um die bei einer Veröffentlichung des Gedichtes nöthig werdende Ausbesserung und Vollendung der hie und da allerdings recht holprichten und fehlerhaften Hexameter, nicht die Einsicht in andere formelle oder materielle Mängel des Gedichts, das ja seinem Gegenstande nach nicht zu einem vollkommen künstlerischen Abschluss zu bringen, sondern nur subjectiv zu vollenden war, haben dieses ein „unvollendetes Gedicht“, „ein Fragment“ bleiben lassen, sondern der Umschwung, der in der ganzen Lebensrichtung des Dichters sich allmählich anbahnte und der 1800 mit seinem Uebertritt zum Katholicismus zum Abschlusse kam. Darum aber ist unser Gedicht, von allem andern abgesehen, ein sehr werthvolles Denkmal der inneren Entwicklung von Friedrich Leopold zu Stolberg. Nicht minder aber auch für die chaotisch gährende Zeit, in der es entstand.

---

1) Der Vater Fr. L. zu Stolbergs war der erste norddeutsche Gutsbesitzer, der die Leibeigenschaft aufhob und den Bauern Eigenthum und Freiheit gab. Die Vorliebe Stolbergs für diese deutsche Adelsrepublik scheint besonders durch seinen Aufenthalt in Bern entzündet worden zu sein.

Der Vollständigkeit halber möge hier noch die Zueignung des Gedichts „die Zukunft“ an die Gräfin Karoline Adelheid Cornelia von Baudissin[1]) aus dem Jahre 1782 eine Stelle finden.

Wie an der ruhenden Schäferinn Fuß der Spalte des Felsens
Blumentränkend ein Quell mit säumendem Murmeln entgleitet,
Und auf jeder Welle das Bild der Schäferinn wieget,
So entstanden mir oft bei meiner zärtlichen Freundinn
Neue Gedanken und spiegelten hell die Seele der Freundinn.
Wie der wachsende Quell im Schatten hangender Bäume
Unter der Nachtigall Lied melodisch rauschet, ein Waldbach
Ist er bald, er wächset zum Strom, schon rollt er die hohen
Wogen donnernd und schäumend hinab in des Oceans Fluthen;
Also wurden melodisch die neuen Gedanken, es rauschet
Schon der Strom des Gesangs! Durch ferner Zukunft Gefilde
Wird er rollen, bis ihm der Ewigkeit Meere sich öffnen.
Zukunft! Ewigkeit! Wie hebt der Wonnegedanke
Einen Sterblichen, ihn der gestrigen Wiege Bewohner,
Und des morgenden Grabes! — Dich hebt in blühender Jugend,
Dich, mit Reizen der Schöne Geschmückte, der Wonnegedanke,
So wie mich! Vertraut mit dem Oceane der Zukunft
Sah ich freudig und ernst Dich oft an seinem Gestade
Wallen, sah Dich dann im stillen Thal der Empfindung
Lächelnd Blumen pflücken und bunte Kränze Dich winden
Mit sanft schonender Hand, daß vom erschütterten Stengel,
Daß vom werdenden Kranze die Thräne des Morgens nicht triefe!
Dann begleitet' die Muse Dich oft, sie pflückte die Blumen,
Welche Du wandest zum lieblichsten Kranz. Der Enkelinn Seufzer
Wird Elvinens[2]) Urne mit leisem Flügel umwehen
Und nach Lauras[3]) Seele wird ihre Seele sich bilden!
Du umschwebest sie dann auf rosigem Schimmer des Morgens,
Oder auf mondlichem Strahl, und kehrest seeliger wieder
Zu den himmlischen Lauben, ich lausche Deiner Erzählung
Dann und fühle mich seeliger durch die Wonne der Freundinn!

---

1) Die Gräfin Baudissin war eine geb. Gräfin Schimmelmann und Schwester der Gräfin Julie Reventlow. In Stolbergs Briefen wird sie Linchen genannt. Janssen S. 162.

2) Siehe Deutsches Museum 1782. Juli. Briefe von Agnes und Ida. (L. Ross.)

3) Mit Bezug auf ein ungedrucktes Trauerspiel „Laura“. (L. Ross.)

Erster Gesang.

Ich bin Staub und Asche, gestern geboren, und morgen
Wallen über mich hin die Füße des nichtigen Enkels.
Schatten heisset, und Traum, mein Leben, mein Wißen ist Dämmrung;
Eitel ist alle mein Thun, denn meine Kräfte sind Ohnmacht!
Kaum gewährt mir die fliehende Stunde des Lebens zu schauen
Um mich her, und dennoch verliert sich mein Blick in die Zukunft?
Darf er es thun? . . . . O Du, der mit dem Meere die Erde
Gürtete, und umher mit sternigten Himmeln sie wölbte,
Der in eine Hütte[1]) von Erde die Seele des Menschen
Einschloß, und sie lehrte den Himmel Heimath zu nennen,
Der aus dem Strome der Zeiten ihr einen Tropfen vergönnte,
Aber himmlische Inseln verhieß im ewigen Meere,
Welches wie einen Tropfen den Strom der Zeiten verschlinget;
Ewiger Vater des Alles, so ist, so war, und so seyn wird,
Wenn mein Geist sich erhebt auf neuer Ahndungen Hügel,
Vater, folgt er nicht dann dem Triebe, den Du ihm anschufst?
Weinen ist die erste Stimme des Menschen, und Sehnsucht
Ward von Dir zur Gefährtin dem Sohne des Weibes gegeben,
Daß sie walle mit ihm die Bahn des Lebens im Staube.
Sie entlocket Thränen dem einen, reichet dem andern
Süßer Hoffnungen Becher, erscheint im Schlummer dem Müden,
Wenn aus bessern Welten ein Traum sein Lager umflattert,
Und besucht in wachenden Träumen die Seele des Dichters,
Aber entschwebet ihm nicht auf Purpurschwingen des Morgens,
Ehe sie Bilder der Zukunft in seiner Seele gelaßen:
Mich entflammen die Bilder der Zukunft, ich nehme die Harfe
Und erhebe mein Haupt um meinen Brüdern zu singen,
Welche Gesichte mir die geweihten Stunden verliehen.
Bin ich aber zu kühn, und darf ich, weil ich der Erde
Früchte genieße, nicht dem heiligen Dunkel mich nahen,
O so bewahre mich, Herr, vor vermeßenem Frevel, und laß mir
Früh die Bläße des Todes ins sinkende Angesicht wallen,
Eh ich der Ewigkeit Hülle mit eitlen Flügeln umflattre,
Welche Engel vielleicht mit weiser Stille vorbeygehn!
Denn sie wißen nicht, wie lange die rollende Erde
Soll in wechselnder Schöne die flammende Schwester begleiten,
Du nur weist es, o Gott, mit Dir der Endlichen keiner.
O Du, der mit begleitenden Engeln die Erde zu richten
Kommen wirst, wenn Du das Buch der Schrecken enthüllest,
Wenn in flammender Schrift der Menschen Thaten erscheinen,
Laß, Weltrichter, mich seyn ins Buch des Lebens geschrieben!

1) L. Ross möchte Hülle lesen. Hütte steht aber in der Handschrift.

O Du, deßen mächtigem Fuße die Himmel erzittern,
Der mit tausendmal tausend Blizen die Höh und die Tiefe
Schreckt, deß Saum am Gewande die sinkenden Cherubim blendet,
Deßen Werde! die Schöpfung mit jungen Himmeln hervorrief,
Deßen Sinke! die Himmel mit allen kreisenden Sonnen
Würde wieder zurück in den Schooß des Undings versenken,
Wie ein herbstlicher Sturm die falben Blätter verwehet;
Deßen Odem unsterbliche Jugend den Seraphim einbließ,
Deßen Donner der Engel empörte Flammen-Geschwader
Von der Veste des Himmels herunterstürzte zur Hölle!
Wenn Du die Frevler zu strafen, mit Deinem Verderben umgürtet,
Kommen wirst, wenn Dir der Sonnen Antlitz erbleichet,
Wenn die Morgensterne zu leicht in der furchtbaren Wage
Steigen, und Söhne des Himmels der schrecklichen Ewigkeit fliehen,
Wenn in einem Wuthausruf den Klüften der Hölle
Melden ihre Bewohner: es komme der zürnende Richter!
Rache gehe vor ihm! ihm folge blaße Verzweiflung!
Wenn die Gräber der Todten vor Deiner Stimme sich öffnen,
Wenn dieselbe Posaune den ersten der Todten hervorruft,
Und mit der lebenden Mutter zugleich den Säugling verwandelt,
Ach erbarme dich dann des schwachen sündigen Staubes,
Laß, Sohn Gottes, mich seyn in Deine Hände gezeichnet! =
Einsam ging ich am Ufer des Meeres, in nächtlicher Stunde,
Und es lauschte mein Ohr dem ernsten Wogengesange,
Ueber mir hingen wölbende Wipfel alternder Buchen,
Die mit verschlungenen Wurzeln den Hang des hohen Gestades
Gegen reissende Fluthen in herbstlichen Tagen beschützen;
Bebend zeigten sie bald, und verbargen wieder, der Sterne
Häupter, mit wankendem Laube, so leise, daß mein getäuschter
Blick der bewegten Stern' am blauen Himmel sich freute;
Und mich däucht', ich hörte der Sterne tönenden Kreislauf,
Da erhub sich mein Geist; er flog von Sonne zu Sonne,
Bald von Himmel zu Himmel, vom kleinen zum größern, und alles,
Was mein Blick sah, schien mir ein Tropfen gegen der Schöpfung.
Meere, welche mein Geist mit schwellendem Segel durchschiffte.
Aber es stieg nun östlich der Mond mit glänzenden Wangen
Ueber erröthende Wogen, sein trautes Antlitz entlockte
Mich den Himmeln, es senkte mein Geist sich wieder herunter
Zu der niedrigen Erd und ihrer Jugendgespielen.
Ach wie ist die Erde so schön im Schimmer des Mondes!
Dacht ich! wie so schön im Rosengewande des Morgens,
Wenn die Sonne sich hebt aus ihrem glänzenden Lager!
Erde, jugendlich schön, das bist Du! werden noch viele
Lenze dein heiliges Haupt mit jungen Blumen umwinden?
Oder rollest Du schon entgegen dem Untergange?

So verlor sich mein Geist, in Irren vieler Gewebe,
Rund umnachtet vom schauervollen Dunkel der Zukunft;
Wo ich wähnete Licht zu sehen, da war es ein Irrlicht
Schwebend am Abgrund über den Pful des menschlichen Dünkels.
Sieh', ich sann und schmachtete nach Erkenntniß, da rauschte
Neben mir, da stralte bei mir, im Glanze des Himmels
Eine Götter-Gestalt! Des schwachen Sterblichen Kniee
Wankten, und ich sank zu Boden! Himmel und Erde
Schwanden vor mir, ich wähnte zu sterben, fühlte die Bande
Reissen, welche den ewigen Geist mit dem Leibe verbinden.
In der Entzückung entschwebte die Seele dem Leibe, sie sah ihn
Bleich und starr im Schimmer des Mondes liegen, und bebte
Von der Erschüttrung (es däuchte sie so) des plötzlichen Todes.
Nun erblickt sie die Stralengestalt und wähnet, ihr Engel
Sey die Erscheinung; mich bist Du zu führen vom Himmel gekommen?
Und mit diesem Lächeln? Ach irrst Du nicht, heiliger Engel?
Mich? Du irrst! Du verkennest den schwachen sündigen Menschen,
Der verlängertes Leben vielleicht zur Rettung verdiente,
Aber nicht den glänzenden Kranz am Ziele der Laufbahn!
Ich bin nicht Dein Engel, Du bist noch sterblich, und kehrest
Wieder zum irdischen Leibe zurück aus dieser Entzückung.
Sieh! ich bin die himmlische Muse; Du wähntest die Zukunft
Auszuspähn? Kein Sterblicher kanns! Unsterbliche wißen
Manches, ahnden mehr, und lernen; wo der Erkenntniß
Hülle schattet, da beten sie an in heiliger Ferne.
Die Gesichte der Zukunft zu zeigen bin ich gekommen,
Einige heller, dunkler die andern, viele mit Wolken
Ganz umnachtet, ich kann Dir nicht Alles, o Sterblicher, zeigen,
Was ich weiß, und darf auch Vieles selber nicht wißen.
Schweb auf jene Wolke mit mir! Ich schwebte mit stummer
Ehrfurcht ihr nach, und bebte von bangen freudigen Schauern,
Und erkühnte mich nun sie anzuschaun; in hoher
Bildung stralte sie, hell mit unaussprechlicher Schönheit,
Sonnen glichen die Augen der Himmlischen, ihre Wangen
Glühten wie die Stunde des Morgens, ein rauschender Schimmer,
Wie des Nordlichts, war ihr Gewand, des Regenbogens
Farben gürteten sie, es wehte golden ihr Haupthaar!
Schweigend sah ich sie an und staunte, heller und heller
Ward ihr Antlitz verklärt, und Morgenröthen des Himmels
Stiegen empor ins Antlitz Siona's, stiegen und sanken,
Je nachdem aus der Fülle des Herzens Wehmuth und Wonne
Sich in flammenden Strömen ergossen, oder wie leichte
Düfte, schwebend sich huben empor auf geistigen Flügeln.
Wie ich oft in thauenden Stunden der kühlenden Frühe,
Freudig staunend, mit trunkenem Blick, des rosigen Himmels

Immer ändernde Schönheit bewunderte, wenn sich die Wolken
Bald wie Purpur-Mäntel entfalteten, bald in gewölbten
Mündungen über einander sich rollten, in wechselnder Schöne
Dann mit Gold sich gürteten, oder auf flammenden Flügeln
Schwebten über der glänzenden Fläche des rauschenden Meeres,
Also schaute mein Blick ins Antlitz der himmlischen Muse.
Aber wie vor den Stralen der Sonne die Blicke sich senken,
Senkte sich meine Seele, da nun in stralender Wendung,
Strömende Flammen im Aug', auf mich die Himmlische schaute.
Dennoch blickt ich wieder empor, da hatte die Hohe
Sanft gemildert den Blick, er schimmerte nun wie der Mondschein,
Und holdselig lächelten ihre geöffneten Lippen,
Als in melodischen Tönen zu mir die Göttliche redte:
  Schau, ich öffne die Augen Dir nun, und ich will Dir auch deuten
Viele Gesichte, doch werden sie schnell vorüber Dir schweben,
Denn es fleugt die geweihte Stund auf Flügeln des Windes!
  Sprach's, und zeigte mir mancherlei Bilder, und deutete Vieles
Schnell, mit inhaltsvollen und fliegenden Worten; ich will euch,
Freunde der Zukunft, zuerst der Offenbarungen Bilder
Zeigen, es sollen euch dann weissagende Worte ertönen.
  Sieh', ich schaute vor mir vier Weiber; ruhend und üppig
Lag auf schwellenden Polstern Asia, schüchtern und dienstbar
Krümmte sich Afrika, schön in niederwallenden Locken
Stand, und sah empor zum vertrauten Himmel, Europa,
Neben ihr strebte sich aufzurichten die zürnende Schwester,
Doch es hielten sie Bande zurück an den staubigen Boden,
Wild und schön, mit streubendem Nacken, flammenden Augen
Schaute sie um sich, auch lauschte Amerika wilden Gesängen,
Welche von himmelschreienden Thaten, strömendem Blute,
Von entvölkerten Ländern und Helden in Fesseln erschollen.
  Gegen Aufgang sah ich und hoch am Himmel mit Stralen,
Wie der Sonne, bekleidet, ein Weib, der hangende Mondschein
Unter ihren Füßen in blaßem Schimmer, ihr Haupt war
Mit zwölf Sternen, den schönsten der Söhne des Lichtes, umkränzet.
Diese sah vordem des Heiligen Offenbarung,
Seher, der die Stimme des Herrn an sieben Gemeinen,
Der die neuen Lieder am Throne, die Schrecken-Posaunen
Hörte, und das furchtbare: Wehe den Kindern der Erde!
Der des Himmels Herrlichkeit sah und Salem die neue,
Und die wehenden Bäume des Lebens am rauschenden Strome.
Diese sah Johannes, und hörte gen Himmel sie rufen,
Denn sie sollte gebären, und litt, wie Töchter der Erde
Nimmer litten, es drang der Schmerz ihr bis an die Seele.
Da erhub sich ein rother und ungeheurer Drache,
Der trat hin vor das Weib, auf daß er möchte verschlingen

Ihres Leibes Geburth; es ward ein Sohn ihr gegeben,
Welcher sollte weiden mit einer eisernen Ruthe
Alle Heiden, der ward entrückt zum Throne des Höchsten,
Und es floh in die Wüste das Weib; noch wollte der Drache
Sie verfolgen, da wurden dem Weibe Flügel gegeben
Adlers Fittigen gleich, als aus geöffnetem Rachen
Giftige Ströme der Drache spie. Da thät [aber] weit auf
Ihren Mund die Erde, die giftigen Ströme verschlingend.
Also sah sie Johannes, ich sah sie in schwebender Ruhe
Lächeln. Mit himmlischer Liebe, mit Zügen göttlichen Adels
Schaute sie bald voll Demuth hinauf zur Heimath des Vaters,
Bald mit sanftgemilderter Hoheit herunter zur Erde.
Jungfraun sah ich eine entschweben den Wogen und wieder
In die Wogen sich senken, der einen folgte die andre;
Wenn in wölbender Schwebung gen Abend eine sich senkte,
Stieg im Aufgang empor die andre; der Sinkenden Locken
Tauchten noch kaum, so stralte schon wieder der Steigenden Scheitel.
Diese waren Töchter der Zeit, Jahrhunderte waren's,
Waren an Größe sich gleich, und sehr verschieden an Miene;
Aber ich sah nicht alle, vermochte nicht alle zu zählen,
Denn so bald die himmlische Muse die stralende Rechte
Senkte, ward ich schnell umnachtet, schwanden die Bilder,
Und mein starrender Geist war nur aufs öde Bewußtsein
Seines Daseyns gerichtet, ihm stand im Fluge die Zeit still.
Edel sah ich und kühn der Jungfraun eine sich heben,
Eine Fackel schwang sie in stralender Rechte, da schaute
Ihr ins Antliz Europa, und ward erhellet, und schaute
Ihrer Kinder viele, mit Jochen belastet, mit Ketten
Viele, die lösete sie mit starken leitenden Händen.
Zürnend entstieg die folgende Jungfrau rauschenden Fluthen,
Hielt in der Rechten ein Schwert, und in gleich nervigter Linken
Eine Wage, sie wog, und hieb mit blizendem Schwerte
Von Amerikas Nacken und Händen die drückenden Bande;
Eh die Retterin sich in die Wogen hatte gesenket,
Sank die Rechte der Muse, [und] mir entschwanden die Bilder.
Einen Riesen sah ich im Schoße Asia's, seine
Rechte lag mit drückender Last auf Europens Hüfte,
Aber sie stieß ihn von sich, er wich unwillig, und krümmte
Sich mit knirschenden Zähnen an Asia's Busen.
Mit erlöschender Schönheit, in Spuren schwindender Würde
Sah ich mit niederhangendem Haar, im Wittwen-Gewande,
Stumm und thränenlos und überstäubet mit Asche
Eine Traurende; schon in rosigen Jahren der Jugend
Hat die gefangene Jungfrau geweint an des Euphrats Gestade
Und die schweigende Harfe gelehnt an Babylons Weiden.

Wittwe irrte sie nun. Nicht eine Stätte der Ruhe
Ward ihr gegönnt, sie schaute mit Sehnsucht auf Asia's Busen,
Wie ein dürstendes Kind nach Mutterbrüsten sich umsieht,
Aber ihr wehrte der Rieß, auch ward sie oft von Europen
Hart verstoßen; das Weib mit Sonnenstralen bekleidet
Winkte liebend ihr oft vom glänzenden Aufgang herunter,
Aber danklos wandte sich von ihr die zürnende Wittwe.
Immer schwebten Jungfraun empor, und tauchten sich immer
Wieder in die Wogen, der einen folgte die andre.
Wenn in wölbender Schwebung gen Abend eine sich senkte,
Stieg im Aufgang empor die andre; der Sinkenden Locken
Tauchten noch kaum, so stralte schon wieder der Steigenden Scheitel.
Wieder sank Siona's Rechte, da schwanden die Bilder.
Nicht mehr zürnend, schmelzend in heissen Thränen der Reue
Sah ich nun, und knieend das Weib im Wittwengewande,
Siehe, da nahm sie die Sonnenbekleidete mild in die Arme,
Gab ihr Schmuck und Feyergewand; die Schöne der Jugend
Stieg, wie glänzende Tropfen des Thaus vom Fuße der Pflanze
Durch den wankenden Stengel in bunte Töchter des Lenzes,
In die erneuten Mienen empor. Da ward ihr vom Himmel
Ein zweischneidiges Schwert gebracht, versammlete Feinde
Schlug sie, zwang den Riesen ihr auszuweichen, und setzte
Sich in blendender Schönheit auf Asiens weichen Schooß hin.
Nachbarinnen, die sonst von ihrer Schwelle sie stießen,
Lagen im Staube vor ihr und brachten Sühnungs-Geschenke.
Immer sandte des Schimmers mehr und hellere Stralen
Um sich her die Sonnenbekleidete, viele der Stralen
Trank mit dürstendem Aug Amerika, Asia viele,
Ja auch Dämmrung folgte der Nacht auf Afrikas Stirne,
Und sie wagte um sich zu schaun und sich aufzurichten.
Aus des Abgrunds Tiefen erhub sich ein schuppigter Drache,
Dampfende Wolken von Rauch entstiegen mit ihm dem Schlunde.
Diese verbargen oft den Glanz des himmlischen Weibes,
Dennoch siegten immer die Stralen des himmlischen Weibes.
So verhüllen Nebel in trüben, herbstlichen Tagen
Oft das flammende Haupt der segenströmenden Sonne,
Dennoch sieget zuletzt die segenströmende Sonne,
Und die Erde freut sich mit ihr. Der singende Schäfer
Wagt es nun, durch felsigte Pfade die Heerde zu treiben,
Und der Schiffer öffnet dem Winde schwellende Segel,
Aber der laurende Räuber verbirgt sich in schaudrige Höhlen,
In die Wüste kehren zurück die reissenden Thiere,
Und zur wiederächzenden Kluft der klagende Uhu.
Als der Dampf verschwunden war, da richtete zürnend
Sich der Drache auf und speyte strömende Flammen,

Engel des Abgrunds schwebten empor, und zündeten Fackeln,
Angethan wie Engel des Lichts, und zahllose Schaaren
Menschen folgten dem täuschenden Schimmer, und sangen und tanzten
In des Abgrunds Schlünde hinein, zwar stralte die Hohe
Sonnenbekleidete stets mit himmlischem Glanze, doch viele
Folgten aus Wahl den Flammen des Feindes, und wurden verschlungen.
Also sinkt der Fuß des bethörten Wandrers, in kalten
Nächten, wenn er verleiten sich läßt [durch] das hüpfende Irrlicht;
Ach, er wähnt zu finden, in einer befreundeten Hütte,
Wärmende Gluthen, stärkende Speise, Freuden der Rebe,
Und des Seelen wiegenden Schlummers süßes Labsal,
Aber es lockt ihn der flatternde Schimmer hinab ins Verderben.
Hätt' er nicht des höhern Pfades Krümmung verlaßen,
Den mit freundlichen Blicken der Mond ihm sorgsam erhalten,
O so hätt er sein heimisches Thal und sein friedsames Moosdach
Früh im röthenden Stral der Morgensonne gesehen!
Hätte mit überraschenden Freuden und Küssen sein treues
Weib im bräutlichen Bette geweckt, und die rosigen Kinder.
Wer wird nun von den Wangen der jammernden Wittwe die Thränen
Wischen? wer sich nun der schluchzenden Kinder erbarmen?
Einen Engel sah ich fahren herab von dem Himmel
Auf die Erde, der trug in der Linken die Schlüssel des Abgrunds,
Eine Kette rasselte in der furchtbaren Rechten;
Dieser band den Drachen, schleuderte ihn in den Abgrund,
Und versiegelte dann des dampfenden Schlundes Oeffnung.
Diese Bilder schwanden und wichen neuen Gesichten.
Vor mir sah ich ein großes Feld, und Gräber der Todten,
Und es schwebten Engel herab vom Himmel, die hielten
In der Hand Posaunen, bliesen in die Posaunen,
Und es bebte die Erd' im Schall der hellen Posaunen!
Da erstanden Todte. Auf allen Seiten der Ebne
Oeffneten hie und dà sich Gräber, doch blieben der Gräber
Gegen ein geöffnetes mehr denn tausend geschloßen.
Da erscholl vom Himmel eine mächtige Stimme:
„Seelig ist, der an der Auferstehungen ersten
Theil hat, diese sind der Macht des Todes entronnen!
Werden leben mit Gott! mit Gott und Christus regieren!"
Und ich sah vom Himmel eine goldne Wolke
Schweben und auf die Erde sich senken, mit göttlichem Glanze
War sie umstralt; wohin die goldne Wolke sich senkte,
Schwebten die Auferstandnen verklärt und wurden mit Liebe
Von den erstgebornen Brüdern, welche die Wolke
Hatte getragen, gegrüßt, und vom Messias gesegnet.
Meinen Blicken wurden sie nun in blendenden Stralen
Unsichtbar; so lang ich sah die blendenden Stralen,

Stiegen Jungfraun, schön wie Jüngstgeborne des Himmels,
Aus beglänzten Wogen und senkten lächelnd sich wieder
In beglänzte Wogen. Mit grauen, bebenden Locken
Hub aus der Tiefe die Zeit ihr Haupt, und freute sich innig
Ihrer Töchter, schön wie ein Frühlingsmorgen erhub sich
Jede, jede senkte sich schön wie ein Sommerabend.
Als die zehnte nun in die Fluthen tauchte, da schwebte
Mit dem Messias empor und den Auferstandnen die Wolke,
Und Siona's Rechte sank, es schwanden die Bilder.
Schreckliche Bilder sah ich, mit seinen Engeln den Drachen
Und der Heiligen Heer, und Heere wüthender Feinde,
Diese verzehrte Feuer vom Himmel. Der höllische Drache
Ward mit seinen Engeln hinab in die Tiefe gestürzet.
Wie von Aufgang zückend ein Bliz gen Untergang fähret,
Fuhr die Herrlichkeit des Messias, mit zahllosen Schaaren
Engel begleitet zur Erde herab. Die Todten erstanden
Alle, die Lebenden wurden verwandelt. Der großen Erscheinung
Unterlag die Seele des schwachen Sterblichen, jede
Meiner Kräfte wurden gehemmt, und nah der Vernichtung
Schien ich mir, im letzten Gefühl des zagenden Geistes.
Als die Fluth der Empfindung nach langer Ebbe zurückkam,
Sah ich die steigende Herrlichkeit des Messias dem Himmel
Wieder nahe, mit zahllosen Schaaren begleitender Engel
Und dem glänzenden Heer der auferstandnen Gerechten.
Nun war ganz verlaßen die Erde; da scholl es vom Himmel
Werde! und es bebte die Erde, wie nie sie gebebt hat,
Schlünde wurden geöffnet, Königreiche verschlungen,
Unterirdische, steigende Feuer, donnernde Blize,
Sturm, Strudel, strömende Wolken, brausende Meere,
Wechselnde Gluthen und Finsterniße vernahm ich und sinnlos
Sank ich wieder hin in die kalten Arme des Schreckens.
Als die Fluth der Empfindung nach langer Ebbe zurückkam,
Sah ich in himmlischer Schöne die neue Erde mir lächeln.
Also sieht ein Mann, den mitternächtliche Stürme
Von den Bliz-erleuchteten Rücken thürmender Wogen
Stürzten in die Tiefe des Meeres, ihn wieder zu heben,
Bis laut brechend das Schiff an zackigter Klippe zerschellt ward
Und die Fluth ihn betäubt ans hohe Gestade hinan schmiß,
Also sieht er beym Erwachen im goldenen Strale
Rosiger Morgenstunden um sich bethaute Gefilde,
Schimmernde Gipfel besonnter Gebürge, schlängelnde Ströme,
Fleckigt von wallenden Schattenbildern säuselnder Pappeln,
Und die unermeßliche Fläche des mächtigen Weltmeers.
Süße Vergessenheit saugt er aus jeder thauigen Blume,
Und ihm rauscht Entzückungen zu die purpurne Woge.

So war mir, als ich die neugeschaffene Erde
Vor mir lächeln sah in Reizen blühender Jugend. —
Feyerlich senkte Siona die Hand, es schwanden die Bilder
Alle, sie hieß mich schweben zu meinem liegenden Leibe,
Der noch bleich und starr im Schimmer des Mondes dalag,
Und es schwebte wieder hinein die Seele, schon stand ich
Aufgerichtet, es war die himmlische Muse verschwunden,
Und der steigende Mond, der, als die Entzückung mich faßte,
Noch erröthend vom Aufgang, einer gekräuselten Wolke
Untersten Rand mit dunklem Golde bemahlte, der schwebte
Nun am obersten Rande mit versilbernden Stralen.
Pleias und Orion waren nicht merklich gestiegen,
Sirius funkelte noch durch die Esche des einsamen Hügels,
Dicht noch über dem dörflichen Thurme stralte Capella.
So schnell lernet und handelt die Seele des Erdgebornen,
Wenn sie frey sich fühlt von den Banden der trägen Genoßen.
Ewigkeiten sind ihr bestimmt zum lernen und handeln.

Zweiter Gesang.

Zwischen der Ewigkeit beyden unendlichen Oceanen
Liegt die Insel der Zeit, mit mannigfaltiger Küste,
Mir zur Linken der Vorwelt Gefilde, Gefilde der Nachwelt
Mir zur Rechten, diese gehüllt in nächtliche Nebel.
Klein des Lebens Pfad, auf welchem wir Sterbliche wallen,
Zwar mit Dornen bepflanzt, doch tragen die Dornen nicht Rosen?
Zwar mit Rosen geschmückt, doch stechen nicht Rosen mit Dornen?
Wankend zwischen der thörichten Lust und der lebenden Sorge
Irret der Mensch und wendet den Blick, wenn Gräber ihn schrecken,
Dennoch öffnet ihm selber ein Grab sich unter den Füßen,
Und es stürzet ihn täuschend hinein die tanzende Stunde.
Aber den Weisen täuschet und schreckt die kommende Stunde
Nicht, und Graun umnachtet ihn nicht beym Grabe des Freundes.
Sieh, er wandelt ruhig hinan den moosigen Hügel
Zu der Urne des Freundes und pflücket Blumen im Moose,
Lächelnd sieht er sie an mit weinenden Augen, die Blumen
Schimmern von Thränen der Wehmuth zugleich und Thränen der Hoffnung,
Wie vom nächtlichen Thaue das Thal und vom Thaue des Morgens.
Lieblich fiel mein Loos und Rosen blühten am Pfade,
Den ich wandelte, knospende Rosen werden mir blühen.
Unter der Ruhe schattenden Zweigen wand mir die Freude
Manchen Kranz, mich labte mit ihrem Weine die Freundschaft,

Und mit heiligem Bande den besten Seelen verschwistert,
Segn' ich mit ihnen den besten der Väter, die beste der Mütter,
Welche vom Himmel herab mit höherem Segen uns lächeln.
Heilige, süße Natur! an Deinen schwellenden Brüsten
Sog ich früh die Milch der Empfindung, sauge sie immer.
Ach, in Deinen Hainen, an Deinen blumigen Quellen
Und am krummen Gestade des wogenrauschenden Meeres
Hub sich meine Seele zuerst im Wonnegesange!
Dennoch wäre die Bahn mir zu eng, auf welcher ich wandle,
Und ich würde flehen der Zeit: beflügle den Kreisschwung!
Würde rufen den Stunden: werft die sausenden Spulen
Eilender, daß ihr des nichtigen Lebens Gewebe vollendet!
Sähe mein Blick nicht vorwärts und rückwärts, über die Wogen,
Hin in die Oceane. Die schwere irdene Bürde
Drückt mich nicht, wenn schwebet mein Geist auf Flügeln der Ahndung;
Siehe, sie huben mich über den Nebel, welcher der Zukunft
Küste verhüllt, ich schaute hinein in die ewige Ferne,
Aber eh ich die hüllende Decke der Zukunft entfalte,
Schau ich einmal zurück auf die gantze Küste der Vorwelt,
Sie ergötzet den Geist mit mannigfaltiger Aussicht.
  Eden lächelt dort in seinen hangenden Blüthen,
Weste wiegen sich leicht in wehender Düfte Gesäusel,
Dunkle Haine neigen sich über wogende Flüsse,
Bäche schlängeln im Thal und tränken wankende Blumen.
Ach, dort wohnte die Freude, die nun als Gast uns besuchet,
Dort die lächelnde Hoffnung, sie war der Ruhe Gespielin,
Bebte noch nicht mit fliegendem Haar und klopfendem Hertzen,
Jeder knospende Wunsch enthielt die Frucht der Erfüllung,
Sanft und milde war jeder Genuß, wie Brüste der Amme,
Stärkend jeder und feurig, wie Liederzeugende Weine!
Und die reine Jungfrau, die Tochter Gottes, die Unschuld
Wandelte freudenathmend und schön in goldenen Locken,
Oder schimmerte sanft, gewiegt in den Armen der Einfalt!
  Himmel und Erde! wie wüthet das Meer! wie toben die Stürme!
Dort! es stürzen Wolken herab! die sprudelnden Thale
Schnauben Fluthen empor, wie der zürnende Wallfisch, die Höhe
Schwingt mit glühender Hand die wetterstralende Geissel,
Und es spaltet sich unter dem Donner die heulende Tiefe.
Zwischen schwimmenden Leichen, zwischen fluthenden Zedern,
Ueber den wankenden Kaukasus und den ächzenden Atlas
Wandelt Gottes Rache mit ihrem rasselnden Köcher.
Eingehüllt in Nacht, mit rothen Flammen umgürtet
Stürzet sie unter dem eilenden Fuß Gebürge hinunter,
Thale beben empor. Wie unter dem Fusse des Pilgers

Glänzende Kiesel rollen dahin vom Bache gewaschen,
So entstürzen werdende Inseln dem festen Gestade,
Irland hier, Sicilien dort, die duftende Ceylon,
Albion, Naxos und Delos und Creta mit rauschenden Eichen.
Von dem starrenden Nord zum Menschenfeindlichen Südpol
Krachte mit Gebährerin Angst die zitternde Erde,
Und sie spaltete sich. Aus zagender Schwestern Umarmung
Rissen, Amerika, Dich des wilden Oceans Fluthen.
Zahllos, wie nach schwülen Tagen am purpurnen Abend
Summende Seidenbeflügelte Mücken des spiegelnden Sees
Abendröthen fallend mit wachsenden Kreisen bezeichnen,
Also schwimmen, todt und lebend, Menschen und Thiere
Im unendlichen Meer, der grauen Scheitel des Greises
Achtet die Rache nicht, und nicht des schreyenden Säuglings,
Den die fortgerissene Mutter am Busen noch fest hält.
An den starrenden Jüngling schmiegt sich die liebende Jungfrau,
Aufwärts schauend mit warnendem Blick und wallenden Brüsten,
Stehend auf zackigtem Gipfel des überhangenden Felsen,
Eine Woge stürzt sie hinab mit rauschenden Tannen.
Wie der Regen ein Würmchen vom wankenden Gräschen herabschwemmt,
Werden Löw und Roß und Elephanten ergriffen,
Gipfel retten die Gemse nicht, und nicht das Caninchen
Seine Felsenritze, der wolkenhöhnende Adler
Wird mit triefender Brust ein Raub der gierigen Fische,
Auf den Alpen wälzt sich und Pyrenäen der Wallfisch,
Leviathan würgt die zappelnde Beute des Haines,
Irrend suchet umsonst der Seehund sonnigte Steine.
Einsam schwimmet dort die Lebenrettende Arche,
Eines Sterblichen Werk, mit allen Jahrhunderten schwanger.
Durch zerstreute Wolken lächelt wieder die Sonne
Ohne Flecken, und glänzender sehen des Mondes Bewohner
Deine Wangen, o Erde! Die Wasser senken sich wieder
Langsam. Noah betritt mit den Seinen Ararats Berge,
Vom Altare lodert der Dank des Frommen zum Himmel,
Gottes Bogen stralt, ein Zeichen ewiger Gnade!
Neue Geschlechte bedecken die Erde, Kinder der Thorheit
Bauen schwindelnd Babels Thürme und werden zerstreuet!
Frevlende Sodom, Du loderst empor mit der bösen Gomorra!
Abraham redet mit Gott in freyer ländlicher Hütte,
Könige herrschen und Laster umher in thürmenden Stäten.
Pharaoh, Drach im Schilf, Du drängst die Enkel der Frommen,
Ueber Israel schwirrt die blutige Geissel der Knechtschaft,
Pharaoh, fleuch! umsonst, die überhangenden Wogen
Schwemmen Roß und Wagen hinab vor Israels Augen.

Seht die Führerin, Flammen bey Nacht, und Wolke des Tages!
Moses ist des Ewigen Freund, der Sterblichen gröster,
Dichter und Wunderthäter und Held, Befreyer, Seher,
Stützet die Hände dem betenden, seine flehende Stimme
Rufet den Sieg, es winken ihn her die gehobenen Hände!
Seht den dampfenden Sinai! hört Posaunen und Donner!
Korah, Dathan, Abiram verschlingt die flammende Erde!
Josua ruft, die Sonne gehorcht dem rufenden Helden,
Steht zu Gibeon still, der Mond in Ajalons Thale.
Vor der heiligen Lade des Bundes öffnet der Jordan
Seine Fluthen, Israel zeucht durchs Wogengewölbe.
Jerichos Mauern fielen im Schall der hellen Posaunen!
Fackeln lodern, es hallen Drometen: Midian weiche!
Hie ist Schwerd des Herren und Gideon: Midian sinke!
Was gelüstet das thörichte Volk? Die Töchter und Söhne
Wird zu Mägden und Knechten der stolze König euch rauben,
Eures Schweisses Lohn und eurer nächtlichen Wachen
Nimt er hin, die Gift des Ackers, der Traube, des Oelbaums,
Fröhnen werdet ihr ihm mit Rossen, Sensen und Lanzen.
Ach den Weisen höret das Volk nicht! Sehet den Riesen
Unter des Knaben Hand mit eignem Schwerte getödtet!
Heilige Muse, Du liebtest den Knaben, wandest ihm Palmen
Um den Hirtenstab und um den goldenen Scepter.
Seine Lieder erschollen am wiederhallenden Sion
Und am blühenden Ufer des Schilffumsäuselten Jordans,
Leise wallend floß der lauschende Kison Kedumin,
Leise neigte Gethsemane's Hain sich über den Kidron,
Wenn zum tönenden Psalter erscholl die Stimme des Sehers!
Wie erleuchtet die Herrlichkeit Gottes die Weihe des Tempels!
Könige herrschen in Ephraim, Könige herrschen in Juda,
Dicht am Tempel des Ewigen lodern Götzen Altäre!
Wagen Israel und seine Reuter! gen Himmel
Fährt auf feurigen Rädern mit flammenden Rossen Elias.
Ach im Staube weint die Tochter Sion! es heulet
Ephraim! Aschenhaufen bedecken die Trümmer von Salem!
Saget es nicht in Gad und nicht in Askalons Gasse!
Aber es liegen ja Gad und Askalon auch in der Asche!
Alles ist öde von Dan bis Bersaba! Jungfraun und Knaben,
Kinder und Greise folgen dem Stecken des grausamen Treibers.
Denn die Jünglinge fielen! es fielen die rüstigen Männer!
Ach es jammert die Tochter Sion an Babylons Wassern,
Ihre Harfen hangen verstummt an Babylons Weiden!
Aber nach siebzig rollenden Sonnen kehret sie wieder,
Salems Thürme heben sich wieder, die heiligen Hallen
Sions schallen wieder von preisenden Feyer-Gesängen!

Freudig weilte die himmlische Mus' in Israels Thalen,
Aber auch schwingt sie sich über des Libanons wehende Zedern,
Unter ihr schwinden, wie Schmetterlinge, die sonnenden Adler.
Ach mit Gräueln sieht sie bedeckt das Antliz der Erde!
Unter dem Libanon sieht sie Adonis purpurne Wangen,
Hört der feyernden Jünglinge Klage, der feyernden Jungfraun,
Ueber den Tod des blühenden Jägers, welchen im Walde
Hatte mit schimmerndem Zahn ein schnaubender Keuler ermordet.
Thoren, sie wähnten, es klage mit ihnen die Göttin von Paphos,
Habe den Jüngling geliebt und seine blutige Leiche
Weinend mit fliegendem Haar in weichen Händen gehalten.
Wahre Thränen fließen und Händeringender Mütter
Jammer heulet dort beym unerbittlichen Moloch,
Der in glühenden Armen die winselnden Säuglinge aufnimmt,
Süß wie Saitenklang und wie die Stimme der Jungfrau
Ist der Säuglinge Winseln, der Mütter Verzweiflung dem Gotte!
Krokodilen opfern und Stieren die Weisen des Niles,
Weihen des Mastix süße Gerüche dem stinkenden Knoblauch!
Zahllos wie die herbstlichen Schaaren schreyender Dohlen
Sind die Götter der Griechen, des hohen Olympos Bewohner,
Und von Gottheit wimmeln die Quellen, Thäler und Haine.
Von dem Bette der Morgenröthe bis zu des Tages
Rollendem Golde tappen die Völker in nächtlichem Irrsal,
Oder folgen dem täuschenden Schein des blendenden Wahnsinns.
Chinas Priester taumeln ihm nach in schwindelndem Dünkel,
Fohi's Jünger, welcher sich rühmte himlisches Adels;
Seine sterbliche Mutter habe der Bogen des Himmels
Unter blauen Gewölben auf weichen Wolken umarmet.
Unsinn lehrten er und seine Jünger die Völker,
Eine willenlose Gottheit, ohne Bewußtseyn,
Dennoch sie der Urquell aller denkenden Geister,
Sie der Strudel, welcher die Geister wieder hinabschlingt.
Wasch uns rein von Sünden! ruft der Indier, Brama,
Wasch uns rein! und stürzt in die blauen Wirbel des Ganges.
O Du, dessen Sonne mit gleichstralender Milde
Deines Ganges Ufer und Deines Jordans erhellet,
Vater, flehet nicht Dir des büßenden Indiers Stimme,
Der von ihren Flecken die sündige Seele zu waschen
Ins gefürchtete Bad des gewissen Todes sich tauchet?
Auch der Perser, welcher sein Knie der sengenden Sonne
Beugte, flehte Dir, der Mond und Sonne gemacht hat!
Hermes der edle Dir, in seines Lichtes Umstralung
Sonnten Egyptens Priester, aus tiefen Quellen der Wahrheit
Schöpften sie, aber täuschten, hüllten die Völker in Nebel,
Reichten statt des silbernen Quells berauschende Becher!

Deine Weisheit, Hermes, sang der Musen Gespiele
Orpheus, seine Gesänge vernahm der fluthende Hebrus,
Mitten im Wirbel standen still die kreisenden Strudel,
Felsenwälzende Ströme, die sonst von Rhodope's Gipfeln
Donnernd stürzten hinab in den Schaum des brausenden Hebrus,
Schwebten wie getragen auf leisen Flügeln des Westes,
Wenn er sang, ihm lauschten die wilden Thiere des Waldes,
Ihm mit allen Wipfeln der Wald! Die Seelen der Menschen
Schwangen sich Himmelempor auf Flügeln seiner Entzückung,
Oder wiegten sich sanft in neuer Ahndung Gefühlen.
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
Blinder Greis, ich höre deine göttliche Leyer.
Unter wehenden Schatten sangst Du am lauten Gestade,
Riefst Gestalten; feurig und schön wie die Jugend des Himmels
Schwebten sie, ewig zu leben, empor, aus Ilion's Asche.
Griechenland, Harfenton ist allen Zeiten Dein Name,
Lieder und Thaten gebar in Dir und säugte die Freiheit!
Heil, Lykurgus, Dir, und Heil den Enkeln der Edlen!
Ewiger Ruhm umschwebt des engen Thermopülä's Urnen.
Alle Musen winden sich Kränze von attischen Blumen,
Edles Athen! es wandelt in Deinen Hallen die Weisheit
Heiter wie der Morgen, und nennet sich Sokrates, feurig
Wie der höheren Sonne Gluth, und nennet sich Plato.
Nicht zu theuer erkauft dem Vaterlande die Freiheit
Durch des geliebten Bruders Blut Timoleon! nicht durch
Eignes Grames Thränen und seiner Mutter Verwünschung.
O des ehernen Schimmers im fallenden Cheronea!
Schwarzer Tag! es steigt die heilige Schale der Freyheit,
Philips sinket und Alexanders, dem muthigen Jüngling
Widersteht umsonst die schönste Blüthe der Jugend,
Kadmos heilige Schaar! Der Helden weichet nicht einer,
Jeder fällt und küsset, noch frey, die Erde voll Blutes.
Wie verzehrende Flammen auf Sturmesflügeln getragen
Lodern hie und dort im unermesslichen Walde,
So das siegende Heer des Ehretrunknen, und immer
Ehredurstenden Alexanders. Spreu der Winde
Ist ihm Asien, war nur Wunsch des Knaben, dem Jüngling
Ist die Erde zu klein, in seinem brechenden Herzen
Stirbt mit ihm der Wunsch nach uneroberten Welten.
Wie von weissen Alpen ein wachsender Schneeball herabrollt,
Kiesel wälzet er erst, dann große Steine; schon reist er
Aus den Wurzeln die Stämme der bergabrauschenden Tannen,
Felsen nun, der Sitz von zwanzig Tannen auf einmal;
Ueberhangende Gipfel mit ihren Wäldern und Strömen

Stürzen donnernd hinab in des Thales Strom, der rückwärts
Schäumend braust, gedrängt in seinen bebenden Ufern,
So die furchtbare Rom! auf blutigen Steinen gegründet,
Schrecken der ältern Schwestern umher, Italiens erste
Bald, und Herrscherin bald von den Wolken-umgürteten Alpen
Bis zum flammenströmenden Aetna! siegende Schlachten
Schärfen ihren Söhnen den Muth, ihn härtet das Unglück,
Wie den rothen glühenden Stahl das zischende Wasser.
In den ländlichen Hütten, am frohen Tische der Armuth
Wachsen stolze Helden empor, sie nennen die Einfalt
Ihre Mutter, nennen die Freiheit ihre Verlobte.
Feindliche Flammen vertilgen die Stadt, sie hebt sich, ein Phönix,
Aus den Aschenhaufen, die siegenden Gallier fliehen,
Pyrrhus sieget und weilt, die überwundne Karthago
Zittert, ein Knabe schwört, o Rom, Dir ewige Rache.
Heil dem edlen Hannibal! dem des Vaterlands Ehre
Schon im neunten Jahre die schönen Thränen erpresste!
Siehe, der Jüngling stürzet Sagunt, es thürmt sich vergebens
Gegen ihn die Mauer der Alpen, hangenden Gemsen
Gleicht das klimmende Heer auf unerstiegenen Gipfeln.
Mächtige Heere schmelzen vor ihm wie Schnee vor der Sonne,
Cannä schwimmt in Blut, des Helden heimische Neider
Retten Rom, und Scipio rächt sich in Zama's Gefilde.
Herrschend schweben die Adler im stolzen Griechenland, herrschend
Nun in Asien. Scipio ist im Enkel erstanden,
Und die gefürchtete stolze Karthago liegt in der Asche.
Schau den siegenden Marius, triefend vom Blute der Cimbern,
Schau den verlassenen Marius unter den Trümmern Karthagos.
Römer würgen Römer, alle Tugenden fliehen,
Und mit ihnen die Freiheit, unter gierigen Herrschern
Seufzt vom Aufgang bis zum Untergange die Erde,
Und die Herrscher gehorchen Tirannen. Mithridates
Schwöret Rache der schwindelnden Rom, und erschüttert die trunkne,
Aber umsonst, es sollen die eignen Söhne sie strafen.
Marius! Sylla! Katilina! mit blutigem Flügel
Schweben über euch die Flüche sterbender Brüder.
Julius, grosser Geist, Du Stolz und Schande der Menschheit,
Harmlose Völker würgte Dein Schwert! Dein einziger Wunsch war
Tiranney, ihm bluten Iberien, Gallien, Deutschland,
Ihm die fernen Britonen; mit abgehärteten Würgern
Gehst Du über den Rubicon, und es starret Dein Haupthaar
Einmal, einmal bebet der Fluch durch Deine Gebeine!
Rom, Dein Schicksal entscheidet Pharsalia, Julius sieget,
Cato stirbt, es erröthet bei Cato's Tode der Sieger,
Ahndend, Wonne harre der Tugend und Rache des Frevels!

Julius, rüste Dein Heer, auf daß der Parthen Geschwader
Dein nicht spotten! Dir winken die blutigen Manen der Römer,
Crassus blaßer Schatten und Roms eroberte Adler!
Ha, es triefet Dein Blut an Brutus blinkendem Dolche!
Heil dem Edlen! Ihm winkten die zürnenden Manen der Väter,
Cato's mächtiger Schatten, und seines Vaterlands Freiheit!
Schöner kurzer Tag der wiederkehrenden Freiheit!
Mit dem sinkenden Haupte Brutus gehest Du unter!
Brutus! edelster Römer, und letzter! gönne den Stolz mir,
Diese Blume des Liedes, naß von Thränen der Freude,
Dir mit bebender Hand um Deine Urne zu winden!
Italien zittert, die Königin flieht, Antonius windet
Sich im Blut der Verzweiflung, es herrschet Cäsar Augustus.
Laß den entarteten Römer dem feigen Tyrannen gehorchen,
Mag ihm spenden sein tönendes Lob der entartete Grieche,
Saba's Priester knie vor ihm in Wolken des Weihrauchs,
Und er theile mit Krokodilen des Niles Verehrung!
Seiner Sklaven Stimme gehorche der starrende Gete!
Und es sinke vor ihm der Mohr in den brennenden Sand hin.
Ihm nur blute Afrika's Muschel die köstlichen Tropfen,
Und es gleite für ihn die Spule Sidonischer Frauen;
Pactolus rolle sein östliches Gold für ihn und der Tagus
Nur für ihn am Erdumgränzenden Ufer des Abends,
Unterthan sei Spanien ihm und Gallia's Jugend
Trage, zwar mit zürnendem Stolz. doch trage die Fesseln!
Dennoch spricht Teutonia Hohn dem Weltbeherrscher,
Und es sinken die Legionen in Winfelds Hainen.
Dank sei unsern Vätern! es jauchzte der reissende Waldstrom,
Würger, trunken von eurem Blute, es seugte die Wiese,
Würger, an eurem Blute! Denn in der Faust des Cheruskers
Stürmt der Speer, es blitzet das Schwert in der Rechte des Katten.
Dank sey meinem Vater Hermann! das klopfende Herz ruft
Laut mir zu: Ich stamme von Dir! und herrschten nicht lange
Meine Väter in Hermanns Hain, eh würgende Priester
Kamen, Dich, Du heilige Lehre des Himmels, entweihten,
Ehe, stolzer Carl, vor Dir sich Wittekind beugte?
Hätten andre wohl als Hermanns Enkel geherrschet?
Dank sey meinem Vater Hermann! unbezwungen
Blieb durch Dich Teutonia; bis ans Ende der Tage
Bleibt sie unbezwungen allein von den Töchtern Europas!
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
Sieh, es erblaßen, es schwinden die Thaten der Vorzeit wie Sterne
Vor dem rosigen Morgen, es fleußt in goldenen Stralen
Von dem Himmel herunter der Tag der Erbarmungen Gottes!

Freudeweinend erhebe gefaltete Hände gen Himmel.
Erde, Dich besuchet Dein Heil! Der Gott der Götter,
Jesus Christus, des Ewigen Sohn! Die Himmel erschuf er!
Seinen Lippen entquollen die ewigen Ströme des Lebens,
Denen der Seraph, denen der Wurm sein Leben entschöpfet,
Denen Wonne der Himmel, die Hölle Qualen entschöpfet,
Flüchtige Freuden der sterbliche Mensch und flüchtige Schmerzen.
Daß den flüchtigen Freuden und flüchtigen Schmerzen nicht möchten
Ungemischte Qualen, ewige Qualen entströmen,
Daß der Sohn des Weibes Erbe würde des Himmels,
Ward ein Sohn des Weibes auch Er! der Himmel umschloß ihn
Nicht, nun schlummert er unter dem Hertzen der sterblichen Jungfrau!
In der Krippe weinet ein Kind, in Windeln gewunden,
Deßen Werde! die Schöpfung mit jungen Himmeln hervorrief,
Deßen Sinke! die Himmel mit allen kreisenden Sonnen
Würde wieder zurück in den Schooß des Undings versenken,
Wie ein herbstlicher Sturm die falben Blätter verwehet!
Deßen Odem unsterbliche Jugend den Seraphim einbließ,
Deßen Donner der Engel empörte Flammengeschwader
Von der Veste des Himmels herunterstürzte zur Hölle!
Ueber ihm hanget der lächelnde Blick der betenden Mutter,
Alle Himmel beten ihn an, ihm lächelt Jehovah!
Beb, o Hölle, winde Dich Satan in wüthendem Jammer,
Denn Dir zürnet das weinende Kind an den Brüsten der Jungfrau!
Freue Dich, zitternder Greis, der Abendröthe des Lebens,
Freue Dich, spielendes Kind, der Morgenröthe des Lebens,
Euer Bruder ist worden, der alle Himmel beherrschet!
Bringet die Lahmen und Tauben zu ihm, die Blinden und Kranken,
Laßt die Lahmen und Tauben daheim, die Blinden und Kranken,
Denn er suchet sie auf in ihren niedrigen Hütten.
Todten giebt er Leben und weinenden Sündern Vergebung.
Vor ihm schwebet lächelnd auf weichem Gefieder die Gnade,
Allmacht folget ihm nach mit ruhenden Blitzen im Köcher!
Seht in seiner seeligen Heerde den guten Hirten,
Auf den grünenden Auen und am quellenden Wasser;
Seine Lämmer nimmt er in seine Arme, hegt sie
Sanft an seinem Busen, Er sucht die Verirrten, verbindet
Schwerverwundete, führet langsam säugende Mütter!
Kommet, Schwache, zu ihm, und zagende Mühbeladne.
Siehe, Er wird nicht das zerstossene Rohr zerbrechen,
Nicht auslöschen den glimmenden Docht, ob eine Mutter
Ihres Kindleins vergäße, wird er der Seinen gedenken!
Bis zum Tode liebt er die Seinen! Himmel und Erde!
Bis zum Tod am Kreuz! Um unsrer Missethat willen
Ward er verwundet, Er ward für unsre Sünde zerschlagen,

Ihn, Ihn drückt, auf daß wir Friede hätten, die Strafe,
Wir, wir sind, Heil uns! durch seine Wunden geheilet!
Seine Seufzer erschüttern in ihren Tiefen die Erde,
Und die Sonne verhüllt sich in siebenfältigem Dunkel!
Ihn umschleußt das kühlende Grab! Erstanden, erstanden
Ist der Sieger des Todes! der Ueberwinder der Hölle!
Tod, wo ist Dein Stachel? Wo ist, o Hölle, Dein Sieg nun?
Unter seinen geliebten Menschen wandelt er wieder
Wenige Tage, der Herr, der Herr, barmherzig, geduldig
Und von großer Gnad und Treue! fähret gen Himmel,
Setzt sich zur Rechten des Vaters, von dannen er wieder
Kommen wird zu richten die Lebenden und die Todten!
  Hallelujah Ihm! Ihm ward ein Name gegeben
Ueber alle Namen! Es werden im Namen des Sohnes
Alle Knie sich beugen, im Himmel, unter der Erden,
Und auf Erden werden alle Zungen bekennen,
Herrscher sey der Sohn zur Ehre Gottes des Vaters!
  Sehet im stillen Hause die ersten Zeugen versamlet,
Glühend und treu, entschloßen wie er den dornigten Fußpfad
Zu der Heimath zu wallen und tausend Brüder zu führen,
Freudig zu leiden bereit und für seine Lehre zu bluten!
Plötzlich fährt vom Himmel herab auf brausenden Winden
Gottes Geist, der ehmals auf den Wassern der Erde
Einsam schwebte, senket sich flammend auf jeden der Zeugen,
Flamme des Himmels läutert, erhellt und wärmt und kräftigt,
Zündet an den Entschluß und läßt in Thaten ihn lodern!
Sie, als wären sie trunken vom Flammenbecher des Himmels,
Reden in ungelernten Sprachen, Fülle des Geistes
Strömt aus ihren Lippen, es reissen Fluthen des Heiles
Siegend die Hörenden hin, und über den Fluthen des Heiles
Schwebet segnend der Geist! in tausend Bäche vertheilet
Sich der heilige Strom, es schwellen heilige Bäche
An zu Strömen mit den Jahrhunderten, schwellen zu Meeren,
Rollen ihre Wogen gen Abend, rollen gen Morgen
Ihre Wogen, Tugenden blühen an ihrem Gestade,
Friede Gottes säuselt in überhangenden Schatten,
Zwischen Dornen glühet die Frucht unsterblicher Freuden.
  Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
  Todesstimmen tönen und röchelnde Flüche, die Adler
Roms umschweben mit flammendem Blick die entheiligte Sion,
Drohender schwebet über dem Gnadenstuhl Gottes Rache!
Krieg, so blutig war keiner, es werden seelig gepriesen,
Welche traf Dein Schwert, denn in Jerusalems Straßen
Krümmen sich, unter des Hungers Geissel, blasse Gerippe!

Andre sinken dahin auf Leichen, die sie beneiden,
Schwellend vom Gifte der Pest! Mit schäumendem Becher des Todes
Spottet ihrer die säumende Stunde, sie reichet den Becher
Ihren blassen Lippen, schon träuft von der Stirne kalter
Schweiß hinein; so reißt die spottende Stunde den Becher
Wieder zurück, entfleugt und giebt ihn der jüngern Schwester,
Welche unerbittlich wie sie der zagenden höhnet,
Bis, von tiefer Stufe des Elends, zur tiefern gesunken,
An der Schwelle der ewigen Qual sie langsam sterben.
Roms Tyrannen wüthen, es bluten Märtyrer, zahllos
Sind der blutenden Schaaren, ohne Beispiel die Martern,
Aber es lächeln die Erben des Himmels entgegen dem Tode,
Singen preisende Psalmen, umweht von lodernden Flammen,
Oder blicken freudig herab auf quellende Wunden,
Denn es entströmet das Leben der Prüfung den quellenden Wunden,
Andre beten gepeinigt für ihre Peiniger, athmen
Mit gebrochner Stimme des Todes Segen dem Würger!
Froh, als tanzten sie schwebenden Fußes im bräutlichen Reigen,
Eilen blühende Jungfraun wilden Thieren entgegen!
Einige sterben länger. Sieben sengende Sonnen
Gehen auf und unter ihren schrecklichen Qualen;
Keiner träufelt Oel in ihre stechenden Wunden,
Ihnen netzet keiner mit labender Quelle die Lippen!
Aber es höret ihr Geist die säuselnden Bäume des Lebens
Am krystallnen Strome! Ihr Engel bebt vor Verlangen
Nun zu lösen die Bande des Lebens, aber sie selber
Beben nicht, sie lächeln, sie preisen, sie singen, sie sterben!
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
Sonne durchstrale die Nebel des nordischen Eilands! ich sehe
Schon die moosigen Thüren von Selma, blühende Helden
Zogen aus und ein durch Selma's wölbende Hallen.
Oftmal kehrte, schön wie der Tag, in blendenden Stralen
Fingal siegend zurück; mit dunkelwallenden Locken
Eilten, mit klopfenden Busen und sternigten Augen die Bräute
Seinen Kriegern entgegen, sie kränzten die Scheitel des Königs,
Kränzten Ossians Speer, und kränzten Ossians Leyer.
Everallin eilte mit ihrem säugenden Oskar
Ihrem Helden entgegen, es flossen Ossians Thränen
Auf den Schwanenbusen und auf das säugende Knäblein.
Oskar wuchs empor wie die Eschen am schlängelnden Cona,
Leicht und schön und stolz wie ein Hirsch, ihn liebte Malvina,
Ach Malvina die schöne [Tochter] des kriegrischen Toskar!
Oskar fiel und Fingal fiel, es fielen die Edlen
Alle! Zitternd trauret in Selma's hallender Wölbung

Ossian blind und grau, es weint die schöne Malvina
Nur mit ihm, sie erschüttert mit ihm die klagenden Saiten!
Lieblich schallen die Heldengesänge des bebenden Greises
In der Stimme Malvina's am Schilfgesäusel des Cona!
Oftmal schweben, in Nebel gehüllt, die Ahnen des Sängers
Um die graue Scheitel, auch senkt auf Stralen des Mondes
Oskar's Seele sich oft auf die schimmernde Lippe Malvina's.
Welch Getümmel, Olymp, auf Deinen Höhen? Die Götter
Zittern. Constantin erhebt die Fahne des Kreutzes,
Zeus Cronion erbleicht! Der Erderschütternde Dreyzack
Bebt in Poseidons Rechte! Die rosige Schöne
Stirbt auf den Wangen der Göttin von Paphos! Foibos Apollon
Flieht, und seinem Köcher entfallen die goldnen Pfeile.
Rüste Dich, Pallas! Aräs, erhebe die donnernde Stimme!
Schwinge, Häraklās, schwing die Heldenzerschmetternde Keule!
Stürmen neue Titanen? stürzt die neuen Titanen
In die Tiefen der Erde! wälzet schwere Berge
Auf des Riesen haarigte Brust und spottet der Frevler,
Wenn sie aus tiefen Schlünden Feuer speien gen Himmel!
Ihr verstummt wie Gräber? wie eure Bilder im Tempel?
Heilige Religion, Du siegst! die Sonne der Wahrheit
Stralt, die tanzenden Irrwische schwinden, täuschen den Wandrer
Nun nicht mehr! o Religion, ein himmlischer Reigen
Reiner Tugenden schwebet um Dich, wie rosige Stunden
Um den thauenden Morgen, wenn nächtliche Schatten entflohn sind.
Thürmend erhebt sich Byzanz von zweien Meeren gebadet,
Asia neigt sich, es neigt sich vor ihr Europa die schöne;
Schwellende Segel bringen ihr Reichthum, frevlende Hände
Rauben der herrlichen Rom den Schmuck, den ewige Thaten
Ihr in vieler Jahrhunderte Reihe siegend erworben.
Jüngere Schwester, Du schwindelst vor Stolz! Die Herrschaft der Erde
Theilt sie mit der älteren Rom, die Tyber trauret,
Und der Städte Königin weinet unter dem Schleyer.
Ach, den rauben ihr wilde Barbaren! In der Asche
Jammert mit zerrissnem Gewand, in fliegenden Haaren,
Rom, ein Lied der Länder umher! Wie bist du gefallen,
Herrscherin, Braut des Siegs! wer riß die Ehre der Lorbern
Aus den Locken Dir? wer, Jungfrau, schmähte Dein Lager?
Siehe, Dein Buhle verließ, auch hat mit tönenden Flügeln
Dich verlassen der Ruhm! Erhebt, Italiens Töchter,
Eure Häupter, Tarent und Capua, freue Dich, Vejus!
Jauchze, Sparta! Corinth! Athen! Mycene und Theben!
Ihren Trümmern entschwebt Carthago's mächtiger Schutzgeist,
Sieht die flammende Rom, und fähret mit Freud in die Tiefe!
Seine Helden umgeben ihn forschend, Hannibal lächelt,

Und laut jauchzen, mit lachendem Hohn, die kleinern Schatten!
Wie der blumige Lenz sich über die Erde verbreitet,
Nach und nach (noch tritt mit starrendem Fuße der Winter
Auf den glänzenden Nacken des Norden, aber der Frühling
Lächelt in Tempe schon und in Valencias Thalen.
Segenathmend, umtanzt von jungen Freuden, begleitet
Von der süßen Liebe, von Nachtigallen umtönet
Wandelt der Sohn des Himmels, er löst gefesselte Ströme,
Welche freudig sein Lob mit jauchzenden Wellen verkünden.
Ihn begrüßen in schattender Wölbung blühender Haine
Tausendmal tausend Sänger, schon duften die Ufer der Donau
Ihm, schon ihm die Ufer der Elbe. Philomela
Singet nun in Daniens wehenden Hainen, und wiegt sich
Auf den säuselnden Wipfeln an Hellebeks hohem Gestade),
So verbreitete nach und nach, mit segnendem Einfluß,
Sich die Religion; Iberien weiht ihre Tempel
Nun, und Gallien, Wodan entflieht mit schnaubenden Rossen
Aus Teutonia's Hain, und Hertha's Wagen verschwindet.
Neue Tugenden stralen, es lächelt im weissen Gewande
Sanfte Unschuld, die Völker erkennen die Tochter des Himmels,
Weihen sich ihr und vertreiben die eitlen Söhne des Wahnes.
Zürnend entfliehn, in Blutgewanden, die Götter des Norden,
Wie von der Sonne geschmolzen der Schnee vom Gebürge herabstürzt.
Stürze hinab in den Abgrund, Tor! mit furchtbarem Hammer!
Tyr, Du starker, und Du, o mächtigster Odin! die Wahrheit
Schwingt ihre Fackel, die euch verderblicher dräuet
Als der unterirdische Wolf und Nidgarts Schlange.
Wie im leichtgesinnten Pöbel ein wüthender Aufruhr
Schnell sich verbreitet (zuerst entsteht ein dumpfes Gemurmel,
Dann erhebt der Frecheren Einer lauter die Stimme,
Alle nun, es reden umsonst die Edlen, es winken
Selbst umsonst die silbernen Greise, wildes Getümmel
Steigt gen Himmel empor, die Wüthenden waffnet die Wuth schnell,
Steine fliegen umher, es lodern Fackeln, es sammlet
Auf den Märkten sich, es fluthet in Straßen der Aufruhr
Und bethört sogar des stillen Dorfes Bewohner.
Mit des Segens Geräth, der Sense, der zackigten Gabel,
Und der Axt bewaffnet, erscheinen die Söhne der Einfalt;
Thoren! sie wähnen zu streiten für edle Rechte der Freiheit,
Und erheben den Arm für Frevler, welchen der Freiheit
Heiliger Stern zu sanft in sichernden Ufern gleitet),
So entstand, so wuchs des täuschenden Mahomeds Anhang,
Und es wähnten die Völker, die heilige Quelle der Wahrheit
Sprudle labend und hell aus jener nächtlichen Höhle,
Wo dem Manne von Erde der Engel Gottes erscheine.

Selbst ein Säugling der Lust verhieß er kriechende Freuden
In dem Paradiese, gewährte kriechende Freuden
Auf der Erde; löste die strengen Bande der Pflichten,
Welche drücken, aber zur Wonne der Tugend uns gängeln!
Dennoch hätte, süß wie er war, berauschend und perlend,
Seinen Becher nicht der taumelnde Morgen getrunken,
Hätten nicht Flammen und Stahl des Wahnes Träume verbreitet.
Von Häraklës Säulen bis zum fluthenden Indus
Schwärmen rottende Jünger des Lügners, Heuschrecken ähnlich,
Welche das reifende Brod an hangenden Halmen vertilgen.
Fünf gestiftete Reiche verbreiten die lügenden Lehren,
Eisern ist ihr Scepter, und blutig ihrer Tirannen
Thron, den Unterthanen ein Schrecken, Gräuel den Nachbarn!
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
Deutsche gleiten in Nachen hinüber zu den Britonen,
Siegen, herrschen, es tönen die Siegeszeichen der Deutschen
In der Sprache des Ueberwundnen, welche den Goldsand
Inhaltvoller, edler Worte unter den trüben
Fluthen ihrer gemischten Wasser glänzend mit fortrollt.
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
Weh euch, Priester in Rom! Das heilige Feuer der Wahrheit
Solltet ihr überall mit euren Brüdern verbreiten,
Daß es einzig, und wärmend, und allgemein und erleuchtend
Wie die himmelwandelnde Sonne Leben und Freude
Möchte spenden, ihr habt es verborgen! schwache Schimmer
Blieben den Völkern, und wenn sie wie diese geleitet in frommer
Einfalt langsam wandelten, sprangt mit lodernden Fackeln
Unter die redlichen ihr und führtet sie irre, das Räuchwerk
Eures Christenthums betrübte die Sinne der Schwachen.
Gleich, als hieltet ihr die ewige Wage der Vorsicht
In der gehobnen Rechten und legtet das Schicksal der Menschen
Mit der Linken hinein, in die eine Schaale die Loose
Dieser Zeit, die Loose der Ewigkeit in die andre,
Spracht Entscheidung ihr! Es fröhnten die Völker Europas
Euch, ihr setztet Könige ein und stürztet vom Thron sie!
Ihr, ihr sandtet die Söhne der Themse, der Marne, der Donau
Hin zum Jordan, sie sollten zugleich den heiligen Felsen
Und den Himmel erobern, so hatte der Priester verheissen;
Edle Ritter vollbrachten unsterbliche Thaten, des Blutes
Ströme waren wie Wasser, die hohe Fahne des Kreutzes
Wehte herrschend in Salem, am Königsthrone von Gottfried,
Wehte herrschend am Throne der Enkel Gottfrieds in Salem.
Aber es siegten wieder die Söhne des Morgens, der Jordan

Sah sie siegen und sträubte schäumend, des Libanon Cedern
Rauschten unmuthvoll in tausendjährigen Aesten,
Furchtbar drohte nun der Barbaren Herrschaft, und Blut floß
Um die wachsenden Grenzen des Reichs, es schauten die Völker
Zagend hin, so schaut man aus Siciliens Ebnen
Hin zum dampfenden Aetna. Wie dem dampfenden Aetna
Rothe Flammen entsteigen und Felsen wälzend ins Meer sich
Sengend ergießen, ergoß sich Mahomeds Heer, zweyhundert
Städte stürzet sein Stolz und stürzet Constantinopel.
Heule, Donau, heule, Wasser des Hellespontos!
Heulet, Inseln umher! erblasse, Rhodos und Cypern!
Euch auch nahet der Tag der Unterjochung, vergebens
Kämpfen Salems Ritter für euch, ihr Ruhm ist ewig,
Aber sie fallen, es fällt mit ihnen die Ehre der Inseln.
Spanne kühn den Bogen, o Tell: Dein lächelnder Knabe
Bebt nicht unter dem zischenden Pfeil, der gespaltete Apfel
Fällt von des Knaben lockigtem Haupt, Dein tönender Bogen
Ist das frühe Hahnengeschrey des Tages der Freyheit!
Blutig gehet er auf, der Freyheit Tag; sein Morgen
Heist Jahrhundert, schöner war keins! ein stralender Reigen
Hoher unsterblicher Thaten umschwebet sein Haupt, es umschweben
Helden-Schatten von Murten sein Haupt, von Laupen, von Sempach.
Zahlloß schwebt, Bluttriefend und bleich, und Flüche zischend
Hinter den Helden das Schattengefolge des Heers der Tirannen.
Dreymal glückliches Land, in Segentriefenden Thalen
Wohnet Einfalt, Freiheit, Ruh! auf schwindelnden Gipfeln
Wohnet Einfalt, Freiheit, Ruh! Denn heiliges Blut floß
In dem Segentriefenden Thal und auf schwindelnden Gipfeln.
Eure Väter begossen mit eigenem Blute der Freyheit
Zarte Pflanze, nun schatte der Baum wie Libanons Zedern,
Blüthe trägt er und Früchte zugleich und spottet des Sturmes.
Eures Glücks Genoß bin ich durch Thränen der Freude,
Schweizer geworden! ich segne das Land der nervigten Tugend,
Schweizer, bleibt ihr getreu! getreu der Einfalt und Eintracht.
O daß ich vom Gipfel des Gotthard mit Stimme des Sturmes
Könnte rufen, daß über der Reuß laut donnernde Wogen
Meine Warnung erschöll auf allen Gipfeln der Alpen!
Daß im wiederhallenden Thal sie dreimal und viermal
Rufte, bleibt der Einfalt getreu! und Schweizer, der Eintracht!
Vielfach ist des Sterblichen Thun und vielfach die Wege
Ihres Thuns. Es enteilt in thauenden Stunden der Jäger
Seinem Lager, verläßt das süße Weiblein, und klimmet
Auf den Zacken der Felsen, die schnelle Gemse zu haschen.
Dieser springt in den Nachen, eh der Morgenstern schwindet,
Wenn die graue Dämmrung auf kaltem Strome sich wieget,

Um die Söhne der Fluth in täuschende Netze zu locken.
Jener suchet Kräuter, und Welten suchte Columbus.
Weltensuchend, durchglüht von heissem Verlangen, verachtet,
Selbst sich fühlend, erlag er seiner eigenen Größe
Nicht, er schweigte den Neid, und hören muß ihn der Kleinmuth!
Wie der Jüngling die Launen der Braut, ertrug er des wilden
Oceans Wogen, die Stürme, den Hunger, seiner Genossen
Wuth! Ihn hatte die steigende Fluth und die Ebbe der Hofgunst
Gegen Menschen und Schicksal gestählt, es fühlte der Edle
Einer Stille des Meers, des Sturms und der Sterblichen Brausen!
Lange suchte, nun fand er die ferngeahndete, neue
Welt, es suchten Andre nach ihm und fanden. Verhülle,
Muse, verhülle Thaten, deren die Hölle sich freute!
Gott, Du zähltest die Thränen, und wogst in schwebenden Schalen
Deiner Erschaffnen Blut, und hörtest tausendmaltausend
Flüche, hörest sie noch, und Deine Gerechtigkeit säumet?
Völker, es schlummert die säumende nicht! Die Söhne der Inka's
Sieht sie in der Fessel, verwüsteter Paradiese
Kinder in der ächzenden Gruft des dampfenden Bergwerks!
Ja bald fehlten Hälse dem Joch! von Afrikas Küste
Werden Mohren geraubt, gekauft vom Bruder die Schwester!
Von dem Vater der Sohn! es taumelt trunken der Vater
Von dem perlenden Gift, mit welchem der Käufer ihn täuschte!
Ach, bald wird, umsonst, am Palmenufer des Vaters
Laute Verzweiflung heulen, es eilt der spottende Krämer
Mit der Beute davon, die Händeringende Mutter
Rührt ihn nicht! nicht ihn die weinende Jungfrau! so treff' ihn,
Gott, Dein — Doch wer bin ich? es darf dem Staube der Staub nicht
Fluchen! Und schon schnauben vielleicht die feurigen Rosse
Vor dem Wagen der Rache Gottes! schwarze Wolken
Hüllen ihn ein, schon zucken vielleicht verderbende Wetter!
  Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! in den Thalen der Vorzeit
Schweben Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber!
  Deutschland, heiliges Land, Dir wallt im klopfenden Herzen
Heiß mein Blut! ich freue mich Dein, wie des Sieges der Held sich
Freut, ich liebe, Vaterland, Dich, und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehrte den Vater nicht mehr und die Mutter!
Viel sind Deiner Ehren, und tausendjährig, und immer
Wieder neu! Du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Einsamen Muths, der Treue, des freien Sinns, der Einfalt!
Deine Dichter sind stark wie Deine Weine, so feurig
Und so rein, und hoch wie Deine kreisenden Adler!
Deine Weisen verkünden der Kenntniß Tiefen, und forschen
Unabläßig, bescheiden und kühn, mit prüfendem Bleywurf.
Keiner forschte tiefer, und höher schwang sich nicht einer,

Luther, als Du! Du liebtest mit keuscher Inbrunst die Wahrheit,
Buhltest um die Tochter des Himmels, herztest sie feurig,
Weihtest Dich ihr, und wecktest aus langem Schlummer die Völker.
Welcher Wahnsinn hat euch ergriffen! Christen, ihr kaufet
Von dem welschen Priester um Gold die Vergebung der Sünden?
Unglückseelige! tappt von gleißenden Täuschern geleitet
In des Dunkels Irren umher? Die Leuchte des Wortes
Nahmen sie euch, hier ist sie, schaut und prüfet! Die Deutschen
Freuten sich der Leuchte des Wortes, schauten und prüften,
Viele folgten dem himmlischen Schimmer, es tobte vergebens
Rom, es tobten vergebens die Fürsten der Erde, der kühne
Mönch sprach Trotz dem Priester in Rom und den Fürsten der Erde.
Mild ergoß sich der heilige Strom der hellen Erkenntniß,
Freye Schweizer schöpften, es schöpften denkende Britten,
Scandinavien trank, von der Felsenwiege des Rheines
Bis zum Eisgestad erscholl die Stimme der Wahrheit.
Unter des harten Spaniers Joch und verfolgenden Priestern
Seufzte Belgien, um des grimmigen Alba Gerichtsstuhl
Floß wie auf Gefilden der Schlacht das Blut der Erwürgten,
Floß, und rief zum Himmel um Rache; Gottes Rache,
Furchtbar auf eilenden Flügeln, und furchtbar, wenn sie säumet,
Eilte, sie hub dem Volke das Herz! da warf es die Fessel
Muthig hin und griff zum heiligen Schwerte der Freiheit.
Edle Thaten stifteten, edle Thaten erhielten
Deine Freiheit, Belgien, und vom Meere zu Meere
Scholl, sey stolz, Dein Ruhm zugleich und die Ehre der Freiheit!
Wie dem eilenden Jüngling (ihm fliegen in sausenden Lüften
Seine Locken, die Mähne dem Roß) die ändernde Landschaft
Schnell entgleitet; als flögen sie, schwinden badende Schwanen
Ihm dahin, und singende Philomelen im Busche,
Flüsse fluthen gegen den Strom, es eilet der Landsee
Mit dem Walde davon, mit Auen, Saaten und Triften,
So enteilt mir, auf Flügeln des Liedes, der näheren Vorzeit
Thatengeweb, in ihm auch Du, [o] göttlicher Gustav!
Schwert des Herren! Du Schild der Religion und der Freyheit!
Dürft' ich weilen, ich würd' in Albions lauschenden Thalen
Shakespears Zauber weilen, und Miltons heiliger Leyer,
Aber ich eil', es entstürzt mir im Fluge die zürnende Thräne,
Daß am Ufer des Rheins die herschenden Lilien wehen!
Laß in eilendem Fluge, Gesang, den Namen des Weisen
Penn, des sanften Vaters von zahllosen Kindern, erschallen!
Nenne mit Ehrfurcht Peters Namen, des Helden und Weisen!
Nenne, Gesang, mit Ehrfurcht Carl! Der klügelnden Feigheit
Schößlinge spötteln sein im lächelnden seidnen Jahrhundert.
Ströme der Vorzeit hätten emporgehoben den Helden,

Und es wäre wogend sein Ruhm mit den Jahren erschollen,
Aber unsrer Zeiten Ebbe bracht' auf die Sandbank
Ihn und seine Thaten und seinen Ruhm, es fühlte
Seine Größe der Held und verkannte die Kleinheit der Zeiten!
Wie ein Adler, er flog von Bergen zu Bergen, sich nieder
Auf den heimischen Felsen senkt, so senket mein Flug sich,
Und mir kehren wieder die Zeiten, welch' ich erlebte.
Dreissig Sonnen sah ich noch nicht, doch haben die Sonnen,
Welche mir auch leuchteten, großen Thaten geleuchtet.
Friedrich sah ich, umringt von sieben Völkern, ihm drohten
Untergang die Söhne der Donau, der Marne, der Newa,
Und des Ladoga, und Söhne des Eisgestades,
Aber sie wanden ihm Lorbern, und nahmen von ihm die Palmen.
Seine Tausende sandt' ins freye Corsika Frankreich,
Seine Tausende fielen, und neue Tausende kamen.
Wie die fleckigten Wespen der ämsigen Bienen Geschlechte
Ueberfallen, es streiten für ihren Honig die Bienen,
Und für ihre Kleinen im Stock mit muthigen Herzen,
Tausend Wespen fallen, doch aus der Spalte des Felsen
Summen die Schaaren hervor, bis endlich die edlern
Honigsamlerinnen erneuten Schaaren erliegen,
So die tapfern Corsen den Schaaren Ludwigs, der Freiheit
Spätere Rächer starben den Tod der schmählichsten Qualen.
Sey, o Frankreich, stolz! dem kleinen muthigen Volke
Nahmest Du die Freiheit, sey stolz! den grossen muthigen Völkern
Nimmst Du Gesundheit, Liebe zur Freiheit, Sitten und Glauben,
Seuche gabst Du der Insel des fernen Südmeers, und Leichtsinn,
Schlimmere Seuche sie! dem ganzen bethörten Europa!
Deutschlands Ritter, das Heldengeschlecht, entnervst Du, lehrest
Gleissende Reden die Männer, auf daß sie mit ehrlichen Worten
Wie in Deiner schlüpfrigen Sprache die Schalkheit betünchen!
Deutsche Mädchen lernten von Deinen welkenden Töchtern
Mit der täuschenden Schminke die Rosen der Wangen zu decken.
Alle nicht! viel sind der biedern Jünglinge, denen
Vaterland mehr ist als Schall, und Tugend und Glaube kein Schatten.
Auch der Mädchen sind viele, denen der Tugend Empfindung
Ueber ungeschminkte Wangen wallende Rosen
Schnell verbreitet, auch Dich, die weiße Rose des Mitleids,
Lockt des weichen Herzens Gefühl auf bebende Wangen!
Alle Deutsche taumeln nicht vom schäumenden Becher
Deines Witzes, verführendes Land! es lieben noch viele
Deutsches Geistes edleren Wein, der feurig und heilsam,
Wie das Blut der Reben am Rhein, zu Thaten entflammet,
Glühend vom Stral des Genius und geheiligt der Wahrheit!
Klopstocks Harfe tönet — nein, des sterblichen Klopstocks

Harfe tönet nicht, es ist die Harfe Siona's!
Oder lehrte den Sterblichen sie? O wenn ich als Knabe,
Göttlicher Sänger, Dir oft in Deine Umarmungen eilte,
Wenn ich mit Dir dem rieselnden Bach und der Nachtigall lauschte,
Und den Wogen des Meers am Waldumkränzten Gestade,
Eh' ich Dein heiliges Lied vernahm; und wenn Du den Jüngling
Früh gen Himmel hubst auf Flügeln Deiner Entzückung,
Wenn Du liebtest den Knaben, und mehr den Jüngling, und wenn Du
Nun mich liebst, so laß mich im Namen der Deutschen Dir danken,
Deinen Deutschen, daß Du von mehr als Nectar entflammet
Heilige Fittige hubst, uns mit dem Himmel vertrautest!
Also sang ich, als Friedrich zum zweiten Male mit Lorbern
Wiederkehrte, nicht, wohl uns! mit blutigen Lorbern!
Denn er zuckte sein Schwert, da wandte mit bäumenden Rossen
Sich der geschreckte Krieg! die zischenden Schlangen erstarrten
Auf der Zwietracht Haupt, im weißen Wagen des Friedens
Kehrte der Segen zurück, der lächelnde Fleiß und die Freude.
Gott, das wollest Du einst dem lechzenden Friedrich gedenken,
Wenn die ernste Stunde, vor welchen Königen grauet,
Ihn umschwebet, ihm mit kaltem Schweiße die Stirne
Netzet! wenn sie ihm vor bangen Ohren des Schlachtfelds
Flüche wiederholt, und tiefe Seufzer des Landes!
Wollest dann die Stimme des tausendzüngigten Segens,
Der in ruhigen Hütten dem friedebringenden Helden,
Der am Pfluge ihm und in der Kelter ihm danket,
Hören, und Dich sein in der Stunde des Todes erbarmen!
Ist es möglich, so laß, eh in dem sinkenden Haupte
Seine Augen brechen, ihn noch die Wahrheit erkennen!
Laß im Staube vor Dir in heißen Thränen ihn büßen,
Tausende falten die Hände für ihn, o sieh und höre!

(Schluss folgt.)

Spengler, Franz, Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Litteratur im XVI. Jahrhundert. Wien, Konegen, 1883. 97 SS. 8°.

Die vorliegende Schrift bildet das 3. Heft der seit kurzem erscheinenden „Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur und des geistigen Lebens in Oesterreich“, die ausgesprochenermassen den Zweck und die Aufgabe haben, die Entwicklung der deutschen Litteratur, insofern sie sich auf österreichischem Boden vollzogen hat, in ein helleres Licht zu setzen. Sie behandelt das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit eines Mannes, über den bis jetzt in so eingehender Weise noch nicht gesprochen worden ist. Freilich ist der Lebens- und Entwicklungsgang Schmeltzls auch jetzt noch nicht bis zu völliger Sicherheit aufgehellt und vieles, das uns geboten wird, geht über Vermuthungen nicht hinaus, aber wir erhalten doch in des Verfassers Schrift zum ersten Male ein anschauliches Bild von der Wirksamkeit des österreichischen Dichters.

Die Hauptquelle für die einzelnen Daten aus dem Leben Schmeltzls bildet sein „Lobspruch der Stadt Wien“, aber auch nur in beschränkter Weise, da immer nur Andeutungen, nicht bestimmte Angaben gemacht werden. Fast alles, was über Schmeltzls Leben vor 1540, in welchem Jahre sein „verlorner Sohn“ in Wien aufgeführt wurde, gesagt werden kann, ist unsicher. Seine Stellung als Cantor in Amberg wird durch nichts anderes als durch die handschriftliche Notiz auf einem in Privatbesitz befindlichen Exemplare seines „Zuges in das Hungerland“ nachgewiesen. Der Verf. hat es leider unterlassen, eine genaue Umschau in Amberg zu halten, um die Richtigkeit jener Notiz zu prüfen. Vielleicht hätte eine sorgfältige Nachforschung in den dortigen Archiven und in den auf die Reformationsgeschichte Ambergs bezüglichen Schriften irgend ein sicheres Ergebniss zu Tage gefördert. Ich führe nur an, dass der vom Rath der Stadt erbetene Prediger Andreas Hügel aus Salzburg, der 1538 die evangelische Lehre predigte, aber schon nach zwei Jahren in Folge der Gegenreformation entlassen wurde und nach Wittenberg zurückkehrte, in seiner „Vermanung an einen erbaren Radt und Gemeine der Stadt Amberg“ (1542) erwähnt, dass der Schulmeister zu Amberg Mag. Johannes sammt seinen Coadjutoren von den Widersachern des Evangeliums so verunglimpft worden

sei, dass er sich schriftlich selbst vor den fürstlichen Räthen zu Neumark verantworten musste. „Der Doeg von Edom (vermuthlich der Landrichter zu Amberg) nahm die Prediger gefänglich ein und legte sie an solche Orte, da man die Diebe und Mörder hinzulegen pflegt, und nöthigte sie aus Schrecken der Pön und Strafe das heilige Evangelium von Christo zu widerrufen, und welcher solches nicht thun will, wenn er ihm gnädig ist, soll er ihm gebieten, dass er in drei oder vier Tagen das Land räume; wo nicht, so wolle er ihn den geistlichen Ordinarien zu strafen überantworten, wie er denn neulicher Zeit solche Tyrannei an dem Pfarrer zu Lindau geübt hat“ u. s. w.

Ferner mussten, da Schmeltzl von Leipzig spricht und den sächsischen Dramenstätten nicht fern steht, überdies auch eine gelehrte Bildung zeigt, die ihm auch vom Verfasser (S. 76) zugesprochen wird, Nachforschungen in den Matrikeln der Universitäten Leipzig und Wittenberg angestellt werden, um zu erkunden, ob er vielleicht dort seine Studien gemacht hat. Denn wenn es von ihm heisst, er sei in Wien zum Studium gegangen, so bezieht sich dies doch wol auf das wissenschaftliche Leben, das im Schottenkloster von ihm mit anderen Klostergenossen gepflegt wurde. Alles spricht dafür, dass Schmeltzl schon vor seinem Eintritt in Wien wissenschaftlichen Studien obgelegen hat.

Auch dürfte wol Schmeltzls Verhältniss zur Reformation nicht klar gestellt sein. Ist er, der sich sicherlich der neuen religiösen Bewegung angeschlossen hatte, allein durch seine „unglücklichen“ ehelichen Verhältnisse veranlasst worden, zum Katholicismus zurückzukehren, oder haben noch andere Beweggründe obgewaltet? Es ist anzunehmen, dass jene handschriftliche Notiz von protestantischer Seite ausgegangen ist, wenn es dort heisst, er sei ein papistischer Pfaff geworden, Gott gebe es ihm zu bereuen. Auch folgt aus derselben Notiz gar nicht, dass seine Ehe eine unglückliche gewesen sei, denn es heisst, er habe ein ehrlich ehelich Weib und Kindle gehabt, und habe nachher in Oesterreich seine Hausfrau verleugnet. Im Widerspruch damit steht seine eigne Aussage in der „Comödie von der Hochzeit“, auch ihm sei ein gottlos unzüchtiges Weib zugeschickt worden. Jedesfalls stellt sich Schmeltzls Handlungsweise nicht sehr vortheilhaft heraus, wenn er seine Familie in Stich lässt und dem Hungertode preisgibt, um nach Verleugnung seines evangelischen Glaubens eine katholische Pfründe zu erhalten; oder wenn er wirklich durch die Gegenreformation aus einer sicheren Lebensstellung vertrieben wurde, so musste er doch als rechtschaffener Familienvater Weib und Kind mit sich nehmen. Freilich scheint er seinen Sohn Jonas später wieder zu sich genommen zu haben (S. 14).

Schmeltzl trat also gegen 1540 oder etwas früher in das Schottenstift in Wien und widmete sich hier der Erziehung der

Jugend in der Stellung eines Schulmeisters. Er verliess dasselbe 1551 und erhielt die Pfarre zu St. Lorenz am Steinfeld, was uns durch seinen „Zug in das Hungerland" (1556) und durch das „Denckbuch der Pfarr St. Lorentzen", das zwei Eingaben Schmeltzls an das Domcapitel zu Gurk aus dem Jahre 1557 enthält, bestätigt wird. Nach 1557 hören wir nichts mehr von ihm.

Der Darstellung des Lebens Schmeltzls (S. 1—20) folgt die Besprechung seiner Werke (S. 21—93). Im Vordergrunde stehen seine Dramen. Dieselben waren den Litterarhistorikern bis jetzt fast nur dem Namen nach bekannt, und es ist das Verdienst des Verfassers, dieselben nach ihrem Werthe geprüft und sonach Schmeltzls Stellung in der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts bestimmt zu haben. Danach hat Schmeltzl das deutsche Schuldrama nach Oesterreich verpflanzt, aber er hat ihm keine dauernde Heimat gründen können, weil der strengkatholische Kaiser Ferdinand I. jeden reformatorischen Versuch principiell unterdrückte und sehr bald der Jesuitismus seinen Einzug in Oesterreich hielt. Sein erstes Drama, das er 1540 in Gegenwart des kaiserlichen Hofes aufführte, das aber erst 1545 im Druck erschien, ist die nach Binders Acolast bearbeitete „Comedia des verlornen Sons".[1]) Das Verhältniss beider wird genau erörtert. Es ergibt sich, dass Schmeltzl seine Vorlage nicht bloss gekürzt, sondern auch den Text geändert hat.[2]) „Dem Drama

1) In meinem „Drama vom verlornen Sohn" (Halle 1880) habe ich leider auf die Besprechung der Bearbeitung Schmeltzls verzichten müssen, weil die Verwaltung der k. k. Hofbibliothek in Wien, welche das einzig erhaltene Exemplar dieses Stückes besitzt, mein Gesuch um Uebersendung desselben zuerst überhaupt gar nicht beantwortete und, als das Gesuch durch das preussische Cultusministerium wiederholt wurde, erklärte, dass sie sich zu ihrem Bedauern nicht in der Lage sähe, das als Unicum anzusehende Exemplar an einen so entlegenen Hafenort zu versenden. Auch Hans Salats Bearbeitung (1537) habe ich nicht heranziehen können, weil sie erst 1881 von Baechtold veröffentlicht worden ist. — Die Ansicht, die auch Hr. Spengler (S. 24) zu theilen scheint, dass Gnapheus und Waldis aus einem verloren gegangenen „drama sacrum" geschöpft haben oder dadurch angeregt sein könnten, hat Goedeke in der Recension meiner Schrift (Göttinger gel. Anz. 1880 S. 658) mit dem Hinweis darauf zurückgewiesen, dass der besonders bei Waldis durchgeführte Gedanke von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht erst in die Parabel hineingelegt, sondern natürlich darin entwickelt sei, und da er ein reformatorischer sei, so könne eine Dichtung, die wesentlich darauf beruhe, nicht älteren Ursprungs sein.

2) Die Worte „Wer nie auskam, der kam nie heim" (S. 35) finden sich auch in dem Drama von der schönen Magelona, das 1539 ein Student zu Leipzig nach Veit Warbecks Uebersetzung aus dem Französischen (Augsb. 1536) bearbeitete.

gebührt der Vorzug freier Bearbeitung, die die Vorlage nach Text und Inhalt, wenn auch nicht durchweg mit gleichem Erfolge gebessert hat. Jedenfalls ist es zur Aufführung passender geworden" (S. 39). Dass Schmeltzl noch andere Bearbeitungen des Stoffes gekannt hat, wie der Verf. annimmt (S. 26), ist mir nicht wahrscheinlich.

Die „Judith" von 1542 ist uns nur in einer Abschrift erhalten, die Karl Weinhold 1854 von einem Exemplar Çastellis nahm, das wahrscheinlich in den Besitz der Grazer Universitätsbibliothek übergieng, später aber verloren gegangen ist. Sie ist eine getreue Bearbeitung des biblischen Stoffes, und weder Greff noch Birck sind von Schmeltzl benutzt worden. In demselben Jahre (12. Juli 1542) erschien das dritte Drama „Aussendung der zwelff poten und die Frage des Reichen jünglings". Es verfolgt einen paedagogischen Zweck: es sollte dem Missbrauch des Schulstürmens entgegentreten, doch hat dieser mit dem Inhalt nichts zu thun. Der „Hochzeit zu Cana" (1543) liegt Rebhuns Drama zu Grunde, es ist aber auf ein Drittel gekürzt. Der „plintgeborne Sonn" (1543), eine Versificierung von Joh. 9, das schlechteste Stück, das Schmeltzl geschrieben hat, ist für den Sonntag Laetare verfasst worden. Dass der Sonntag Laetare auch sonst für Schulaufführungen bestimmt gewesen ist, mag richtig sein, folgt aber nicht daraus, dass Cyriacus Spangenberg eine Komoedie vom Evangelium des Sonntags Laetare verfasste (Goed. I, 230, 168). Nachzutragen wäre aus Goedeke I, 320, 275a, dass Peter Probst denselben Stoff vom blindgebornen Sohn bearbeitete. „David und Goliath" (1545) wird vom Verfasser für das beste Stück Schmeltzls gehalten, besonders wegen der dramatischen Technik und des ausgesprochenen patriotischen Sinnes. Das letzte Drama „Samuel und Saul" (1551) mit der Tendenz, die Verderblichkeit der Rebellion zu zeichnen, lässt den Fortschritt des Dichters erkennen. Auch als Herausgeber des lateinischen Dramas „Philaenus", das einen früh verstorbenen jungen Humanisten, Johannes Prasinus, zum Verfasser hat, erscheint Schmeltzl.

Zu Schmeltzls Zeitgedichten gehört der bekannte und oft wieder gedruckte „Lobspruch der Stadt Wien", von dem nur noch ein Exemplar der zweiten Auflage von 1548 vorhanden ist. Das Exemplar des Frhrn. v. Maltzahn ist keine Abschrift aus dem XVIII. Jahrhundert, sondern der Facsimiledruck von M. Kuppitsch von 1844 (v. Maltzahn, deutscher Bücherschatz, S. 162, Nr. 996). Der Lobspruch mit seinen lebhaften Schilderungen und anmuthigen Bildern könnte Anlass werden, Schmeltzl den österreichischen Hans Sachs zu nennen, wie es Denis mit Rücksicht auf seine Dramen gethan hat. Das zweite Zeitgedicht, der „Zug in das Hungerland" (1556), behandelt den Türkenzug des Erzherzogs Ferdinand, an welchem Schmeltzl vielleicht als Feldprediger theilgenommen hat. Das

Maltzahnsche Exemplar siehe im deutschen Bücherschatz, S. 141, Nr. 885.

Zuletzt folgt eine für die Musikgeschichte werthvolle Sammlung von Volksliedern, hauptsächlich Quodlibets, die Schmeltzl 1544 für seinen Verwandten, den Buchdrucker Johann Petrejus in Nürnberg, veranstaltete. Das Maltzahnsche Exemplar s. im deutschen Bücherschatz, S. 82, Nr. 551.

In einem Nachtrag (S. 94 f.) weist Hr. Spengler die Annahme Hrn. Nays in der Bibl. Germ. erotica S. 141, dass Schmeltzl Verfasser des gegen die Laster der Trunkenheit und Unkeuschheit gerichteten didaktischen Gedichtes sei, das 1551 in Wien erschien, mit triftigen Gründen zurück.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Druckfehler habe ich nur S. 44 (l. Ozias zu der Judith), S. 62 (l. frühere und Kriegsleute), S. 88 (l. Hauptbelustigungen der Deutschen) gefunden. Der Züricher Joseph von 1540 (S. 40 Anm. 1) enthält 92 Bll. Das Citat von Goedeke Grundr. (ebd.) soll wol S. 303, Nr. 72 lauten.

Geestemünde. Hugo Holstein.

Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel, ord. Prof. der d. Litteratur an der Univ. zu Bern. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1882 (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz u. s. w. Dritter Band). 6 Bll., DXXXVI und 423 SS. 8°.

Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727. Mit Anmerkungen hggb. von Ludwig Hirzel. Anhang: Ein bisher unbekanntes Gedicht Hallers aus dem J. 1721. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1883. 146 SS. 8°.

An dem hundertjährigen Todestage Hallers erschien zu Bern eine „Denkschrift, herausgegeben von der damit beauftragten Kommission auf den 12. December 1877“, welche das Interesse für diesen bedeutenden Menschen, Dichter und Gelehrten zunächst wieder in seinem Vaterlande erweckte. Zugleich bot die von der Berner Stadtbibliothek veranstaltete Haller-Ausstellung Gelegenheit zu ernsteren Studien über Leben und Werke des Dichters. Seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts hatten nur wenige, wie R. Wolf, L. Eckardt, Henle (Gött. Professoren 1872, S. 29—59), das Andenken Hallers erneuert. So war diese Denkschrift doppelt willkommen: Hallers Lebenslauf verfasste Dr. Blösch, von dem auch der Artikel in der Allg. Deutsch. Biogr. (X, 420—427) herrührt; seine

Bedeutung als Dichter schilderte Ludwig Hirzel, seine Leistungen im Gebiete der medicinischen und Naturwissenschaften A. Valentin, L. Fischer, J. Bachmann. Zwei Jahre darauf erschien eine „von der Universität Bern gekrönte Preisschrift: Haller und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur“ von Adolf Frey.

Nach langer liebevoller Beschäftigung mit Haller hat Ludwig Hirzel, welcher aus bisher ganz unbekannten Quellen geschöpft hat, Hallers Gedichte herausgegeben und „eingeleitet“. Wir verdanken Hirzel einen zuverlässigen Text der Gedichte nach der letzten von Haller selbst noch besorgten Originalausgabe; 31, in der „Nachlese“ folgen 14, Gedichte, von denen 4 zum ersten Male aus Handschriften mitgetheilt werden: eine musterhaft kritische Ausgabe. In der „Einleitung“ hat Hirzel das Leben Hallers sorgsamer und eingehender geschildert als alle seine Vorgänger, wie er auch die Stellung Hallers in der Geschichte der deutschen Litteratur nach allen Seiten in das hellste Licht gesetzt hat. Diese Einleitung bringt auch da viel neues, wo es nicht ausdrücklich gesagt ist; so hat Hirzel zuerst eine umfassende Biographie geschrieben: für die Nachfolger wird es nun leicht sein, im einzelnen manches zu ergänzen und zu verbessern. Eine sehr erwünschte Zugabe zu seinem grösseren Buche ist seine 1883 erschienene Schrift: „Hallers Tagebücher“ u. s. w. — „Das Leben des Herrn von Haller von D. Johann Georg Zimmermann, Stadt-Physicus in Brugg“ (Zürich 1755, 430 SS.) war für die meisten spätern Biographen des Dichters die Fundgrube der Nachrichten bis zum J. 1754 gewesen; trotz der rhetorischen, oft phrasenreichen Sprache ist das Buch reich an vielen trefflichen Ausführungen und Bemerkungen.[1]) Hirzel hat sich mit den leicht zugänglichen Quellen nicht begnügt. Er hat die autobiographischen Skizzen, von Hallers Hand selbst entworfen, welche in der k. Bibliothek zu Mailand sich befinden (s. darüber Tageb., S. 2), sorgfältig benutzt; ebenso Briefe an Haller, die auf der Stadtbibliothek zu Bern bewahrt werden — über 13000, S. CCXLIX, vgl. S. DVI; — ferner Hallers Briefe an Gemmingen, an Bodmer (16; s. Beilagen 349—366), an seinen Sohn (Roche, 3. April 1764, S. CDVII); er hat bisher unbekannte Gedichte zugänglich gemacht: so ist es ihm bei seiner unermüdlichen Spürkraft, bei seinem gewissenhaften Eifer gelungen, ein lebensvolleres und farbenhelleres Bild von Haller und seiner Zeit, soweit sie für den Dichter in Frage kommt, zu entwerfen, als allen Biographen vor ihm. Ich hebe zunächst einige Einzelheiten hervor, um den Leser zur Lectüre des Buches und der „Tagebücher“ Hallers anzuregen. In der autobiographischen Skizze, welche vor Hirzel noch niemand benutzt hat, erzählt Haller anmuthig seine

1) Lessing hat dasselbe im wesentlichen gelobt; vgl. Hirzel, Einleitung, S. CCCXLVIII und CCCLXIV.

Reise nach Tübingen, die er 1723 unternahm (Einleitung XIII; Tageb. 5 u. f.). In Tübingen nahm den jungen „Purschen" J. G. Cotta, der Enkel des Begründers der bekannten Firma, freundlich auf. Die Einwohner, erzählt Haller, sind freudige und vergnügte Schwaben ... meist alles beruht auf Professoren und deren Häusern. Die Liebe zur Poesie hebt er hervor; leider waren aber die Gedichte an Werth nicht so hervorragend wie durch ihre Zahl. Der Philosoph und Mathematiker Bilfinger, Anhänger Leibnizens, und Georg Duvernoy, Professor der Anatomie, bei dem Haller wohnte, waren die einzigen, die dem gelehrten Jüngling Genüge leisten konnten. In Tübingen „wurde eben nicht viel gründliches gethan. Die angenehme Lage und die Freundlichkeit der Einwohner reizten zur Lustbarkeit. Die Frauenzimmer, die Lustreisen, sonderlich aber das Schmausen nahme die Zeit und, was ärger ist, die Begierde zum Lernen weg". Die Einrichtungen der Universität waren schlecht; anatomische Demonstrationen konnten nur an Leichen von Hunden vorgenommen werden. Die Roheit des Studentenlebens schildert Haller anschaulich. Aus dem geistlosen Treiben sehnte er sich hinweg. „Von Holland hörte nichts als Lobsprüche des sittsamen Lebens; Boerhavens Werke schienen mir Meisterstücke zu sein." Aus der Zeit in Tübingen macht Hirzel zum ersten Male die fragmentarischen Verse bekannt, die „im Würtembergischen" überschrieben sind (Nachlese 227; Tageb. 74). Sie sind dem bisher nur handschriftlich erhaltenen Tagebuche Hallers, das seine Reise durch „Nieder-Teutschland" beschreibt, entnommen. Die Verse sind von Bedeutung: die spätere politische Dichtung Hallers kündigt sich an; auch die Sehnsucht nach der Heimat und ihrem einfachen Naturleben klingt aus ihnen hervor. Wenn Haller das „unglückselige Volk" beklagt, denn „Der Aehren göldnes Meer, das auf dem Lande schwimmt, Ist dir zur Mühe nur, dem Prinz zum Nutz bestimmt" etc., so gibt er selbst zu den Versen den Commentar in der Schilderung der öffentlichen Zustände in Württemberg (S. 19; Tageb. S. 9 u. f.). Auch die Reise nach Leyden wie das Leben dort stellt Hirzel ausführlicher als alle bisherigen Biographen dar. „Die Holländer", berichtet Haller, „bey denen über zwey Jahre zugebracht, haben mir überhaupt aufrichtig, gerade denkende, arbeitsame und dabey sinnreiche Leute geschienen" (vgl. Tageb. 28). Ueber die Anregungen, welche er durch Boerhave erhielt — die Commentare zu den Vorlesungen seines Lehrers erschienen 1739—44 — wie durch den Anatomen Albinus, hören wir Haller selbst reden. „Hätte ich meine Reise-Jahre alle so zugebracht, so würde an Gelte viel ersparet, an Wissenschaft viel gewonnen haben" (Tageb. 42). Von Boerhave, dem „unansehnlichen, vierschrötichten Mann mit Katzen-Augen, einer kleinen Nasen und schwarzem Gesichte" etc. (Tagebuch 106), rühmt er später, dass in ihm das beste Herz und der

grösste Geist zu wohnen scheine. Ausführlich redet Haller über die Lebensweise, den Handel der Holländer, die Regierung; speciell über Leyden, über die Einrichtungen der Universität die culturhistorisch anziehendsten Bemerkungen! Sein köstliches Urtheil über den Philologen Peter Burmann († 1741) mag hier stehen, weil es bezeugt, wie der junge Denker und Dichter bei aller gelehrten Kenntniss der Vergangenheit sich den frischen Sinn für die Welt, in welcher er lebte, stets bewahrt hat: „Ein Mann, der in dem Alterthum sehr belesen und der lateinischen Sprache in ihrer Reinheit mächtig sein mag, aber sonst ein hitziger Schulfuchs, des in der neueren Geschichten wenig versteht und alle Leute anbillt" (Tageb. 108). Unter anderen charakterisiert er kurz die Enkel des berühmten Joh. Friedrich Gronov († 1671) und den später in Wien zu hoher Berühmtheit gelangten Arzt van Swieten, der später sein grimmiger Gegner wurde. Ausflüge in die Umgebung von Leyden boten ihm Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen; z. B. Amsterdam, „vor 180 Jahren, ein Fischerstättgen", besitzt es „itzt über 200,000 Einwohner", da es durch die Schiffahrt nach Ostindien nach und nach so gross geworden sei (Tageb. 46). Den Hafen, die Gebäude schildert er genauer; auch die portugiesische Synagoge hat er besucht: „steinern, länglicht, schön genung. Inwendig ist eine erhobne Bühne mit Gittern, worauff der Rabbi im Hut und Perruque, wie im Domino stund und lase" etc. (Tageb. 100). Die Juden fand er reich, angesehen; sie mischen sich auch mit den teutschen Juden nicht, welche sie verachten (47, vgl. 100). Bei der anschaulichen Schilderung, die Haller von dem „berühmten Garten des Juden Pinto" macht (54, vgl. 103), mit seinen Teichen, künstlichen Muschelgrotten, Lusthäuschen mit Marmorsäulen etc., wurde ich lebhaft an Gutzkows Trauerspiel „Uriel Acosta" erinnert, und an den Garten des kunstliebenden Vaters der Judith.

Briefe von Haller aus jener Zeit — aus der Stadtbibliothek in Bern von Hirzel benutzt — zeigen, dass seine Tübinger Freunde mit ihm in Verbindung blieben. Seinem Gmelin, der im October 1725 nach Russland gieng, sang er eine Abschiedsode, die er nie in seine Gedichte aufgenommen hat: „Erwählter Freund! du Hälfte meines Lebens" (Nachlese 228 f.). Die Verse bezeugen Hallers tiefes Gefühl für Freundschaft; auch ist die Sprache in ihnen flüssiger und leichter als in vielen seiner bekannteren Gedichte: der fünfte Vers der vorletzten Strophe erscheint nur etwas trivial. — Inmitten seiner gelehrten Arbeiten drückt der achtzehnjährige Jüngling 1726 in einem Gedichte seine „Sehnsucht nach dem Vaterlande" ergreifend aus. Von der im Sommer desselben Jahres mit seinen Landsmännern v. Diesbach und Morlot unternommenen Reise nach Norddeutschland gibt das Tagebuch eingehenderen Bericht. Ueber Utrecht, Nymwegen kamen sie nach Cleve, wo sie in einem benachbarten Lust-

schlosse des Generals Mosel mit König Friedrich Wilhelm I. und dem damals vierzehnjährigen Friedrich zusammentrafen. Die Schilderung des Königs ist höchst charakteristisch: man vergleiche besonders Tageb. S. 62, 64. „Ob wir gedient?" Nein. „Ob Hr. von Diesbach nicht wollte?" Nein, könnte der Republique sonst dienen. Der König verabschiedete sich, indem er „den Hut zog", und stieg zu Pferde. „Es ist ein ziemlich langer besetzter Herr, trägt ein naturel-grau Perückgen, roth Gesicht, graue Augen, kleine Nase und sehr kleinen Mund, le regard majestueux, ferme." Bei dieser Zusammenkunft Hallers mit dem Könige erinnere man sich an dessen Vorliebe für die „langen Kerls". Haller war sehr gross; als er später in Halle einen „langen Soldaten von Bern, Namens Ganting", gesehen, setzt er hinzu: er war ein Daume kürzer als ich (Tageb. 80). Ergetzlich ist auch die Schilderung von dem „besofenen" General Mosel, der des Prinzen Pferd besteigen wollte: diesen selbst schildert Haller sehr interessant, nur schreibt er ihm irrthümlich „schwarze Augen und Haar" zu. — Ueber Wesel, Osnabrück („hierum leben die Menschen recht säuisch: Menschen, Schweine, Pferde, alles untereinander geht zu einer Thüre ein" . . .) gieng es nach Hannover. In Herrenhausen sah Haller den Prinzen; „dünne Beine, sieht frech drein und kann gross genung thun" (Tageb. 69); die Orangerie gefiel ihm. Er und seine Begleiter gaben sich für Officiere aus. „Diese Feinte half uns in einem Lande, da nichts als Edelmann oder Offizier gilt, ziemlich durch." Ueber Braunschweig nach Wolfenbüttel: die Bibliothek schildert er genauer; u. a.: „Es mögen hier wol 200,000 (Bücher) sein: oben sind häufige mscpt., aber noch ziemlich lediges Platzes: Sie ist sehr lichte, aber das Gebäude hat zu viel Holz. Das Vornehmste ist in Politicis, Historia Germaniae medii aevi etc. Darauss Hr. Eckart viel genommen"[1]) (Tageb. 71). Dem Herzog August Wilhelm, „einem kleinen dicken Herrn mit einem rothen Gesichte", wurden sie vorgestellt; „er war gnädig, sprach teutsch." Von da nach Halberstadt: „ein admirable schön Land" (Tageb. 74). In Halle, der „vornehmsten Hohen Schule von Teutschland", besuchte er den Mediciner Coschwitz, welchen er einige Jahre vorher im Verein mit Duvernoy wegen dessen Behauptung eines Speichelgangs unter der Zunge bekämpft hatte. „Es scheint, dem Manne fehlt noch an Fleiss, noch an Geschicklichkeit, aber an Gelt und Büchern." Christian Thomasius († 1728) sah er mit seinen „Herren Com-

1) Hirzel, der sonst so sorgfältig durch Anmerkungen überall den Leser orientiert, hätte hier bemerken sollen, dass Joh. Georg Eckhart (oder Eccard) gemeint ist, der Gehilfe des grossen Leibniz bei seinen historischen Arbeiten, der durch die Herausgabe altdeutscher Denkmäler und seine historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi (1711) auch jedem Freunde deutscher Sprache von Bedeutung ist.

pagnons": „ein höflicher alter grauer 72jähriger Mann im Unterkleide, artigen Unterhalts." Der berühmte Mediciner Fr. Hoffmann wird ergetzlich charakterisiert; Zuhörer („Pursche") hatte er gegen 40. In Hamburg, dessen Strassen Haller so voll Leute findet wie zu Amsterdam (Tageb. 85), gefiel ihm die Oper: „Die Decorationen offt gewechselt, eben nicht gar zu geschwind, die Kleider prächtig" .. „es währt von 5—9 ohne Zwischenspiel." Auch die Komoedie besuchte er; „die Bande war von Leipzig, Haack ... 1 Mark, Parterre." Der grosse Philologe Joh. Albert Fabricius[1]) († 1736), der zuerst medicinischen Studien sich hingegeben hatte, und in Hamburg seit 1694 lebte, gefiel ihm sehr gut: „er hat eine erstaunliche Büchermenge, in vielen Zimmern, von allerhand Wissenschaften" (Tageb. 85). Hübner und Richey, erwähnt Haller, habe er nicht gesprochen. Ende August traf Haller wieder in Leyden ein. Im Herbste kam dahin Joh. Gessner, mit dem ihn innigste Freundschaft und gemeinsame Studien verbanden. 1727 am 23. Mai erhielt er die Doctorwürde zu Leyden (Einl. XXXVIII f.). Bald darauf begab er sich nach London. Ueber seinen Aufenthalt daselbst berichtet Hirzel wieder nach Hallers Aufzeichnungen; die über Paris sind leider zum Theil unleserlich. Die Urtheile über das geistige Leben in England und die englische Litteratur fesseln unsere Aufmerksamkeit. Das Interesse der „tiefsinnigen und spitzfündigen" Engländer an den „tausenderley Zeitschriften" rühmt er ebenso wie den Reichthum des Landes, die gute Regierung und — mit einem Seitenblick auf sein eigenes Vaterland — „die grosse Beehrung der Gelehrtheit, während man anderstwo auf Adel und Kriegsdienste so viel hält". Für alles, was einem kundigen Reisenden von Interesse sein kann, hat der junge Haller Augen: er beschreibt London, das Leben auf der Themse schildert er wie das Treiben in Caféhäusern, rühmt die englische Münze wegen ihrer Solidität, vergleicht die Sterblichkeitsverhältnisse von London und Paris und stellt die politischen und confessionellen Verhältnisse dar (Einl. XLI f. und Tageb. 121—141). Von den Dichtern erwähnt er noch mit keinem Worte Shakespeare, Milton, Pope, wol aber Addisons Cato, dessen mit Steele zusammen herausgegebene Zeitschrift Spectator, ferner Butler, Rochester, Swift. Offenbar erst nach seiner Rückkehr

1) Auch über diesen fehlt eine Anmerkung Hirzels a. a. O. 85, während über Richey († 1761) der Leser belehrt wird. Fabricius führte ein einfaches und glückliches Familienleben. Haller: „er hat artige, wohlgeputzte Töchtern, zu denen wir uns anfangs verirrten", — war dienstfertig und freundlich gegen jedermann — nach Haller: „ein höflich und artiger Mann". — Mit Brockes, Richey u. a. gründete Fabricius 1715 die „Teutsch-übende Gesellschaft". Von Fabricius auch einige deutsche Gedichte; vgl. über ihn Allg. Deutsch. Biogr. VI, 518 f.

aus England hat Haller andre bedeutende englische Dichter kennen gelernt. —

Basel, wo er 1728 eingetroffen war, fand er, den Selbstaufzeichnungen nach, unkommlich und altfränkisch (Einl. XLVI). Auf dem Rathhause erfreut ihn Holbeins Leiden Christi; der Todtentanz bei der französischen Kirche. „Die Stellungen gut genug; dabey sind Verse, grotesque." Vielleicht hat der berühmte Bernoulli, dessen Vorlesungen über höhere Mathematik Haller eifrig hörte und der in seinen lateinischen Versen dichterische Begabung bekundete, bestimmt haben Benedict Stähelin und Karl Friedrich Drollinger durch den Vorwurf, die Deutschen seien gegen die Engländer zu philosophischer Dichtung unvermögend, Hallers Ehrgeiz entflammt, als Dichter den Engländern gleich zu kommen. In Basel drängten die Eindrücke seiner Reisen den jungen Dichter zu poetischer Gestaltung. Was Hirzel über Drollinger sagt, ist auch nach Wackernagels Aufsatz über ihn beachtenswerth. Nachdem Drollinger Besser, Canitz gelesen und die englische Litteratur kennen gelernt hatte, wandte er sich von dem früher bewunderten Lohenstein — gerade wie Haller — fast mit Ekel ab. Dass Stähelin mit der englischen Sprache von Jugend auf vertraut war und englische Schriftsteller wie Shaftesbury und Pope viel in Händen hatte, betont Hirzel mit Nachdruck. Mit den Gedanken der Denker genährt, welche aus den Ergebnissen der Naturforschung mit leidenschaftlicher Anspannung aller Kräfte die tieferen Fragen nach der Natur und der wahren Aufgabe des Menschen zu beantworten suchten, fand Haller in den englischen Dichtern congeniale Geister, welche seinem innersten Bedürfniss entgegen kamen. Wenn er selbst erzählt, in Basel habe ihn mit aller Kraft die „poetische Krankheit" erfasst, welche mehrere Jahre verschwunden geschienen, so spricht er beinahe philiströs-undankbar von der Gunst der Musen, aber die Worte bezeugen doch, dass ein innerer Drang ihn zum dichten gezwungen. Die Gedichte über die Ehre (1728 Juni), die Alpen (1729 März beendigt), die von Leibnizischen Anschauungen beeinflussten Gedanken über Vernunft, Aberglauben, Unglauben (Juli 1729), wie die Ode die Tugend (Oct. 1729), beweisen, dass Haller trotz dem Glauben an einen persönlichen und allgütigen Gott aller Unduldsamkeit feindlich entgegentrat, dass in ihm jene göttliche Unruhe des Denkers lebendig war, die sich mit dem überkommenen und durch Gewohnheit geltenden und geheiligten nicht zufrieden gibt, welche den grossen Geistern aller Zeiten eignete. Sie zeigen, dass er allem Scheinwesen feind, den Selbstbetrug auf allen Gebieten des Lebens hasste, dass er mit bitterem Grimm die Heuchelei und den Trug unwürdigen Priesterthums bekämpfte. — Zu der Alpenreise, die Haller in Begleitung von Johann Gessner machte, gibt Hirzel Auszüge aus der Beschreibung, die

Haller selbst verfasst hat. Was in seiner Seele vorgieng, ist für das tiefere Verständniss des Gedichtes von Wichtigkeit, das zuerst in dichterisch künstlerischer Form für die Erhabenheit des Hochgebirges den Sinn erschloss, den Gegensatz von Natur und Cultur hervorhob und diese als die Feindin alles wahren Menschenglückes hinstellte, das endlich die schlichte Sitteneinfalt und Reinheit eines sonst „verachteten Volkes" rühmte. Eine aufmerksame Würdigung verdienen die Ausführungen Hirzels über den Einfluss, welchen auf Haller Beat Ludwig von Muralt geübt hat. In einer damals viel gelesenen Schrift war dieser für die freiere Natürlichkeit der Engländer eingetreten und hatte gegen die verderbliche Einwirkung der grossen Städte und des Luxus geeifert (schon im Tagebuch S. 121 bezieht sich Haller auf ihn, vgl. Einl. LXII ff.). Treffend ist die Gegenüberstellung von Brockes und Haller, wie die Darlegung, dass Haller keineswegs bloss Naturschönheiten habe beschreiben wollen, endlich dass das Gedicht bei seinem universellen Gehalte auch einen national schweizerischen Charakter erhalten hat.

In dem Gedicht über Vernunft etc. wendet sich Haller gegen den Missbrauch religiöser Empfindung und gegen Priesterbetrug, ganz besonders gegen das Papstthum. Mit Recht erinnert Hirzel, dass Hallers Jugend in die Zeit der religiösen Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten fiel: durch die Schlacht bei Villmergen fand nur ein vorläufiger Abschluss statt. Protestantische Flüchtlinge, die aus Frankreich und Piemont vertrieben waren, sah der Knabe in Bern Schutz suchen. So erscheint es begreiflich, ich lasse Hirzel reden, wie aus dem so tief religiösen Innern des Dichters die eigentlich furchtbaren Worte kommen konnten:

Vor seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath,
Was böses ist geschehn, das nicht der Glaube[1]) that? (S. LXXVII f.)

Ueber diese Darstellung von Hallers Jugend bis zu seiner Rückkehr nach Bern habe ich ausführlicher berichtet mit Hinweis auf die von Hirzel herausgegebenen Tagebücher, weil ich hoffen konnte dadurch am besten von dem gediegenen Inhalte des Buches eine Vorstellung zu machen. Und doch folgen in Hirzels Werke

1) Später seit der 3. Auflage (Bern 1743) „ein Priester". Hirzel hat auf den Einfluss hingewiesen, den Haller auf v. Cronegk ausgeübt hat; gleich auf die ersten Verse seines Trauerspiels „Olint und Sophronia" (S. CCCLVIII) (1758 starb Cronegk). Mir scheint es sicher, dass auch der bekannte Vers Cronegks, welchen Lessing in der Hamb. Dr. 2. St. bespricht: „Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht" (Act I Sc. 3), in der Lectüre Hallers seinen Ursprung hat. In der „nachdrücklichen Kürze" einiger Sentenzen, die Lessing rühmt, hat sich Cronegk als gelehriger Schüler Hallers erwiesen.

nun erst die wichtigsten Ausführungen. Das wesentlichste deute ich kurz an, bevor ich eigenes hinzusetze. Haller, „dem Recht und Freiheit nicht bloss Phrase war“ (LXXXVII), musste von den Zuständen seiner Vaterstadt aufs empfindlichste getroffen werden. Dem jungen Dichter, in welchem die satirische Ader leidenschaftlich pulste, wurde es schwer, satiram non scribere. Im Abschnitte „verdorbene Sitten“ stellt Hirzel die politischen und sittlichen Zustände der entarteten Republik mit ihren „regimentsfähigen Familien“ dar, in welcher man, wenn es möglich gewesen wäre, auch die Freiheit zu denken geraubt hätte. Er beschwört die Schatten des Majors Davel, des Samuel Henzi, vgl. CCXL ff., und führt zahlreiche Aeusserungen von Zeitgenossen an zur Beleuchtung seines Gemäldes, besonders von Muralt, Lupichius, Gruner und Brunner. Als Haller bereits in Göttingen war, schrieb ihm J. G. Altmann (1747): Auf dem Rathhauss intriguirt man, ann der Herrengass heuchelt und betriegt man und unter der gemeinen Bürgerschaft isst und trinkt man und das wird euch nichts Neues sein (S. CV; aus einem Msc. der Stadtbibliothek in Bern). In der Satire „verdorbene Sitten“, im April 1731 vollendet, hat Haller jedoch zwei edlen Männern ein Denkmal gesetzt: Michael Augsburger und Isaac Steiger. Der „Versuch Schweizerischer Gedichten“ erschien im Sommer 1732. Im Abschnitte „Aufnahme und Wirkung der Gedichte“ wird gezeigt (CXV—CXXVII), wie viel Feindschaften sich Haller durch seine Gedichte zugezogen, so dass an eine Stellung in seinem Vaterlande nicht zu denken war. Aber einen treuen Freund gewann er: Bodmer. Mit seinen Freunden in Sachsen besprach dieser die neue Dichtererscheinung: Briefe von Joh. Ch. Clauder in Leipzig an Bodmer führt Hirzel aus dem Msc. der Stadtbibl. in Zürich an. Gottsched rühmte die Gedichte, ohne zuerst den Verfasser zu kennen, durch Bodmer erfuhr Clauder und er den wahren Verfasser. Auch in einer lästigen Polemik mit dem Pietisten Dippel stand Bodmer seinem Freunde treulich zur Seite (CXXIII f. und S. 350 f. Briefe Bod.). In der 2. Auflage seiner Gedichte — Bern 1734 — (Einl. CXXVII—CXLIX) suchte Haller durch grössere Reinheit des Ausdrucks wie durch Ausmerzung matter und Veränderung leicht missverständlicher Stellen seinen Beurtheilern Genüge zu thun. Unter den „neuen Stücken“ sind von Gedichten — auch einige prosaische, für die Charakteristik des Dichters wichtige Aufsätze waren beigegeben — besonders hervorzuheben: „über den Ursprung des Uebels“, in welchem Gedichte Haller einige Gedanken Leibnizens für seine poetischen Zwecke benutzt hat. Nicht mehr; sehr richtig sagt Haller selbst, ähnlich wie 21 Jahre später Lessing in seiner Abhandlung „Pope ein Metaphysiker“: Ein Dichter ist kein Weltweiser, er malt und rührt und erweiset nicht (Gedichte S. 118). Die Satire „der Mann nach der Welt“ bildete eine Art von Fortsetzung der „verdorbenen Sitten“. Doch hier hat Haller seinen

eigenen Worten gemäss (S. 102) nach dem Leben, aber auch nach verschiedenen Personen gezeichnet. In dem Zueignungsgedicht an J. Steiger spricht Haller zu einem grossen der Welt mit stolzer Würde, wie sie bei deutschen Dichtern vor ihm nicht gebräuchlich war: hierin ein würdiger Vorgänger Klopstocks. — In dem Capitel „Erfolg der 2. Auflage. Göttingen" zeigt Hirzel, wie wenig die Vaterstadt die Grösse ihres Mitbürgers zu würdigen wusste; bei zwei Bewerbungen wurde Haller abgewiesen, so dass er eine Berufung an die Universität Göttingen mit Freuden annahm, Herbst 1736. — „Die ersten Jahre in Göttingen" (CLXI—CXCII) waren für ihn eine Zeit der Arbeit, der Anerkennung, aber auch schweren Kummers. Seine geliebte Mariane (geb. Wyss) starb vier Wochen nach der Ankunft. Von drei Gedichten zu ihrem Gedächtniss ist die Trauerode, die Haller achtundzwanzigjährig schrieb, auch weiteren Kreisen durch Schillers Lob des „schönen Liedes" bekannt. Durch dasselbe lernten die Zeitgenossen Haller von einer neuen Seite als Dichter des Herzens kennen. Wahrscheinlich hat Haller nach dem Tode seiner Gattin das früher begonnene grossartige Gedicht, das leider Fragment geblieben ist, „über die Ewigkeit", weiter fortgesetzt. Mit Anfang des Winters 1736 begann er jenes bis zu seinem Tode fortgesetzte Tagebuch (entstellt herausg. von Heinzmann 1787), das einen so tiefen Einblick gewährt in die verderblichen Wirkungen, welche falsche Vorstellungen von Gott selbst auf die hervorragendsten Menschen machen. „Welche geistigen Qualen", sagt Hirzel (CLXVIII), „musste seine ... im übrigen so klare und feste Natur erdulden durch eine starr und düster gewordene Religion, welche demjenigen, der sich ihr in die Arme werfen wollte, nicht Trost und Linderung mehr gewähren konnte, sondern ihn nur drückte und ängstigte." Und bezeichnend genug, Haller hört auf, seine Empfindungen künstlerisch zu gestalten, als ihn die Neigung zum Pietismus zu beherrschen beginnt. Nachklänge früherer Stimmungen nennt Hirzel die noch folgenden Dichtungen Hallers seit dem J. 1736, oder durch äussere Anlässe geforderte poetische Kundgebungen. Zur feierlichen Einweihung der Universität dichtete Haller das Festgedicht (1737), in welchem er Göttingens Blüte prophezeit; mit grösserem Antheil des Gemüths die Ode an den verdienten Freiherrn von Münchhausen, der Hallers Grösse stets zu schätzen gewusst hat. Hallers dichterischer wie wissenschaftlicher Ruhm wuchs; seine Leistungsfähigkeit war eine wunderbare. In den Jahren 1739—44 hat er fünfundzwanzig wissenschaftliche Werke, darunter einige von der höchsten Bedeutung, wie das über die Pflanzen der Schweiz und die Ausgabe der Institutionen des Boerhave (s. oben), veröffentlicht. Aber bei seiner reizbaren, argwöhnischen[1]), grüblerischen Natur fühlte er sich nicht glücklich.

1) Vgl. das Urtheil seines Freundes Michaelis CCXLI Ankg.

Kränklichkeit, Unglück in der Familie — seine zweite Gattin Elisabeth Bucher starb im Juli 1740, und Haller vermochte es, gegen Ende des folgenden Jahres sich wieder zu vermählen! — der Mangel an wahren Freunden, nur J. D. Michaelis und der auch als Dichter bekannte Arzt Werlhof blieben ihm stets treu, Eifersüchteleien der Collegen[1]), nährten die Sehnsucht nach der schönen Heimat. Dazu kamen Angriffe von Gottsched und dessen Anhang (s. CXCII—CCXXV). Gottsched hatte noch im Mai 1739 an Bodmer über Haller mit aller Hochschätzung geschrieben. Die Ursache seines plötzlichen Hasses stellt Hirzel genau dar; ein Brief Bodmers an Hagedorn war bisher nicht beachtet worden. Haller hatte eine scharfe Kritik gegen den Artikel eines ihm unbekannten Verfassers veröffentlicht in dem zu Göttingen von Neubur herausgegebenen „Sammler". Getroffen aber war Adelgunde Gottsched. „Daher", schreibt Bodmer, „ist der Zorn der Frau, des Mannes und der ganzen Clique auf ihn gefallen."[2]) Mit dem erscheinen von Breitingers „Critischer Dichtkunst" (1740) und mehreren Abhandlungen Bodmers, in welchen Hallers Gedichte als Zeugnisse für die von ihnen aufgestellten Ansichten und Lehren benutzt wurden, hörte das bisherige gute Einvernehmen zwischen den Zürichern und Leipzigern auf. Gegen Haller trat Gottsched auf in der 3. Auflage seiner „Dichtkunst", in welcher er die Dunkelheit der Miltonischen Secte anklagte; vor allem seine Schildknappen. Ein schimpfliches Werkzeug seines Neides, um mit Lessing zu reden, wurde eine Zeit lang Christlob Mylius, derselbe, der später Haller so viel zu verdanken hatte (vgl. CCCVII ff.) und dessen Schriften nach seinem frühen Tode Lessing 1754 herausgegeben hat. Während Haller allen diesen Angriffen gegenüber ruhig blieb, erstand ihm in Immanuel Pyra, Conrector am Kölnischen Gymnasium in Berlin, ein mannhafter Vertheidiger: „Erweis, dass die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe". Nach Pyras Tode nahm Breitinger Hallers Muse in Schutz. Er berief sich auf den „nunmehr verstorbenen" Drollinger, auf einen jungen Poeten, der zum Schrecken der Feinde Hallers bald Flügel bekommen dürfte: Samuel König war gemeint; auf — Gottsched selbst in seinen „Critischen Beyträgen".

Die 3. Auflage der Gedichte, in welcher viele der Schriftsprache widersprechende Formen verbessert waren, erschien indessen 1743. Seinem Freunde Werlhof hatte Haller viel zu verdanken (Briefe von ihm in Hallers Nachlass, vgl. CXCV). Der Einfluss auf die jüngeren Dichter Gleim, Lessing, Kleist, Klopstock, später Uz, Wie-

1) Einer der schlimmsten Gegner Hallers war J. G. Brendels. CCCXX.

2) Und doch bekannte Frau Gottsched noch 1753 in einem Briefe, dass Haller ihr Lieblingsdichter sei (CCCLX).

land konnte Haller für unwürdige Angriffe entschädigen. Endlich schien auch die Erfüllung der Hoffnung, in das Vaterland zurückzukehren, nahe zu sein. Dort war freilich der aufstrebende Theil der Bürgerschaft der anmassenden Oligarchie vergeblich entgegengetreten; neben Henzi wurde auch der eben erwähnte König auf zehn Jahre aus Bern verbannt (CCXXXV—CCXLIV). Allein Haller wurde bei seiner Anwesenheit in Bern 1745 zum Mitgliede des grossen Rathes ernannt. Noch acht Jahre blieb er jedoch in Göttingen. Wie die schriftstellerische Thätigkeit fasste Haller seinen Lehrerberuf streng auf; Zeugnisse seiner Schüler s. CCLI f.

Was die Universität, das Land ihm zu verdanken hatten, zeigt Hirzel ausführlicher. Seit dem April 1747 war Haller der Leiter der Göttinger gelehrten Zeitung. „Unbestechliche Wahrheitsliebe, liebevolle Anerkennung jeden Verdienstes, aber auch mitleidslose Schärfe gegen jene seichte Gelehrtheit, welche auf die Verachtung anderer sich Altäre bauen will“, das schienen ihm die unerlässlichen Bedingungen eines wahren Kritikers. Gleich Leibniz dehnte er sein Interesse aus über alle Gebiete des menschlichen Wissens. Im Laufe von dreissig Jahren, wie Hirzel zeigt, hat Haller — auch von Bern und Roche sendete er Beiträge — wichtige Erscheinungen auf allen Gebieten, besonders auch aus der schönen Litteratur, und nicht bloss Deutschlands, besprochen. Im J. 1754 äussert Zimmermann (a. a. O. S. 430): „Die Auszüge und Beurtheilungen aller Arten Bücher, die von der Hand des Hrn. v. Haller in der Bibl. raisonnée von 1742—1751, in den Gött. gelehrten Zeitungen von 1745 bis auf die gegenwärtige Zeit, und hin und wider in anderen Journalen vorkommen, sind nicht zu zählen“. Dass Feinde einem solchen Manne nicht fehlten, ist zu erwarten. In dem Abschnitte „Viel Feind, viel Ehr“ (CCXLVI—CCLXX) hat Hirzel die Angriffe gegen ihn dargelegt. Besonders empfindlich waren Haller die Streitigkeiten, welche durch das erscheinen der Schrift des bekannten französischen Arztes und Philosophen de la Mettrie „l'homme machine“ (1747) hervorgerufen wurden. Hatte la Mettrie doch sich sogar nicht gescheut, Hallers Gedicht „Doris“ für seine Zwecke auszubeuten. Auch der Bruch mit dem Mediciner Huber, den Münchhausen Haller zu Liebe nach Göttingen berufen hatte, der seit 1742 aber nach Kassel übergesiedelt war, und dadurch mit dessen Schwiegervater J. M. Gessner in Göttingen gieng Haller sehr nahe. Die Hannoversche Regierung aber, der König selbst hielten ihn in so hohen Ehren, dass Haller eine Berufung nach Berlin (1749) ausschlug, freilich nach langem schwanken. Mitbestimmend war die Hoffnung, in Bern eine ansehnliche Stellung zu erhalten. Es ist ein tadelnswerther Zug in seinem Charakter — ich erlaube mir, mich dreister als der Biograph auszudrücken —, dass Haller, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, bei der neuen Auflage seiner Gedichte die Wirkung der in

gerechter Jugendentrüstung gedichteten Verse durch abschwächende Bemerkungen verkümmerte. Die Stellen, welche einst in schönem Feuer gegen die übermüthige Dummheit und den anmassenden Hochmuth gedichtet waren, sollten nun den Machthabern seines, wie er nun sagt, „glückseligen Vaterlandes" — vgl. auch S. CDXIII — möglichst ungefährlich erscheinen. Gewiss mochte eine grössere Milde seiner Ansichten eingetreten sein; aber hat nicht Haller selbst die 1749 an die Oeffentlichkeit tretende Verschwörung Henzis[1]) und seiner Genossen in der 6. Auflage der Gedichte (1751) als „eine Frucht der versunkenen Sittenlehre und der verlornen alten Bürgerliebe" charakterisiert (Gedichte S. 108)? In diesen „Wandlungen" (CCLXXII u. f.) erscheint der sonst edle Mann wenig sympathisch; auch wegen der allzugrossen Bescheidenheit in seinen Vorreden möchte ich seinem Freunde, dem Mathematiker Lambert (CCLXXIX), Recht geben. Dass viele Aenderungen des Textes in der 4. Auflage und den späteren aus Hallers Bestreben nach grösserer Sprachreinheit, nach metrischer Correctheit, nach einer edleren Bildlichkeit hervorgegangen sind, hat Hirzel dargethan (CCLXXXIII ff.).

In den „letzten Jahren in Göttingen" (CCLXXXVIII ff.) wurde Haller noch von der Feindseligkeit Gottscheds empfindlich getroffen. In der Göttinger gelehrten Zeitung hatte er Gottscheds „Grundlegung der deutschen Sprachkunst" einer strengen, aber würdigen Kritik unterzogen und „die gedrungenen Dichter" in Schutz genommen. Daraus entwickelten sich Kämpfe, welche Hirzel näher verfolgt. Die Arbeit Hallers an der Göttinger gelehrten Zeitung in jenen Jahren hat er aufs anziehendste dargestellt. Das tiefe Interesse Hallers an der schönen Litteratur, sein unbefangener Blick, seine gerechte Kritik, das sichere aesthetische Urtheil, seine Freude an der Entwickelung der deutschen Litteratur wie an der Hebung des deutschen Bewusstseins treten uns aufs überzeugendste entgegen. An dem „Hermann" Schönaichs, der Haller so unwürdig und ungerecht angriff (vgl. CCCXXXVI f.), lobt er im Jahre 1752 trotz den Schwächen des Gedichtes den Muth, der einen Hermann dem von fremden verachteten und fast zertretenen Deutschland anzuwünschen sich nicht scheut (s. CCCXI). Dass Haller auch später für deutsche Art und deutsches Wesen gegen die welsche lebhaft eingetreten ist in einer Zeit allgemeiner Verachtung der Deutschen, das zeigt besonders die treffliche Vorrede vom J. 1757 zu Rösels Geschichte der Frösche: diese ganze Darlegung wird kein Deutscher ohne tiefe Bewegung lesen können (bei Hirzel CCCLXXVIII—CCCLXXXII).

---

1) Durch Hirzels Darstellung in Verbindung mit J. J. Bäblers Schrift über Henzi gewinnt man ein anschauliches Bild von Henzi auch als Schriftsteller.

Wie würdig fasste Haller das kritische Richteramt auf! Die „billige“ Kritik, sagt er 1748, „schreckt den elenden Scribenten von der Feder“ — ein Mahnruf, wie mir scheint, für den jungen Lessing[1]), der allgemeinen Duldung des schwachen und elenden entgegenzutreten! —; „sie zwinget den mittelmässigen, sich anzugreiffen; sie warnet den grossen, sich selbst nichts zu schenken, und nichts unvollkommenes, nichts übereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmack aus.“ Wenn Haller auch noch mit seiner Zeit in dem Banne der einseitigen Anschauung stand, dass an dichterische Leistungen der moralische Massstab angelegt werden müsse — das „docere cum delectatione“ in Scaligers Poetik blieb im wesentlichen noch in Geltung —, der richtige Zug einer genialen Natur zwang Haller dazu, den freieren Aufflug eines Klopstock, Lessing, Wieland, Herder mit seinem Beifall zu begrüssen. Seiner religiösen Ueberzeugung gemäss wurde er nicht müde, Voltaires Schriften auf allen Gebieten zu folgen und bei aller Anerkennung „der Stärke seines Geistes“ ihn zu bestreiten. Mit Rousseau beschäftigte er sich seit dem J. 1753, als er dessen preisgekrönte Abhandlung über den Einfluss der Künste und Wissenschaften recensierte (vgl. CCCLXXIV f.). Die englischen Dichter wie Young, Richardson, Fielding waren ihm sympathisch. — Dass Haller übrigens für die Göttinger gelehrte Zeitung nicht 12000 — wie „einer alten Tradition zufolge“ auch Hirzel nach einer Angabe Heinzmanns erwähnt (CCXLVIII) —, sondern 1200 Recensionen verfasst hat, zeigt überzeugend Heinrich Rohlfs Deutsch. Archiv für Gesch. der Med. III. Bd. 2. Heft (1880) S. 270 f. Aus einer Biographie Hallers von Blumenbach 1785 ist der Druckfehler in andre Bücher übergegangen. Blumenbach aber in seiner 1786 veröffentlichten Litteraturgeschichte sagt, . . „ducenas supra mille recensiones profectas ab Hallero“ . . — Im Jahre 1753 wurde Haller als „Rathhausamman“ in die Heimat berufen. Die seiner unwürdige Stellung konnte er durch Hinweisung auf ehrende Berufungen des Auslandes — er schwankte zeitweise, ob er sie annehmen solle — bald verbessern. Friedrich der Grosse suchte ihn (1755) durch Leonhard Euler für Halle zu gewinnen, v. Münchhausen ihn wieder nach Göttingen zu ziehen. Der Weltruf Hallers als Mann der Wissenschaft nicht nur, auch als Dichter kam hinzu. S. den Abschnitt „Stimmen der Zeit“: Urtheile von Lessing, Friedr. Nicolai, Mendelssohn, Kant; Verhältniss zu Uz und besonders Wieland. Auch in der untergeordneten

1) Man vergl. übrigens die bekannte Stelle in Lessings „Briefen antiq. Inhalts“ II. Theil 1769 (Lachm.-Maltz. VIII 194): „gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper“ u. s. w.

Stellung aber hatte Haller für Bern segensreich gewirkt: sie hatte ihm überdies Zeit zu grossen wissenschaftlichen Arbeiten gelassen (vgl. CCCLXIX f.).

Schon 1758 wurde Haller Director der Salzwerke von Bex in der Waadt. So konnte er auf dem Schlosse zu Roche bis zum 1. Oct. 1764 in Zurückgezogenheit, aber mit dem würdigsten beschäftigt, ruhig leben. Denn nicht bloss für die Wissenschaft war er thätig: Fünf weitere Bände seiner Physiologie, botanische und meteorologische Studien. Wie später Goethe seinen Faust wirken lässt, so half Haller dem Landvolk durch die ärztliche Kunst, so liess er sumpfige Gegenden urbar machen und in gute Aecker und Wiesen wandeln. Dabei aber blieb der „Verkehr mit den Zeitgenossen“ (vgl. CCCLXXXVI f.) nicht unterbrochen. Mit dem jungen Lausanner Arzte Tissot, mit Charles Bonnet in Genf besonders wechselte er Briefe. Gegen Rousseau reizte ihn Bonnet; s. dessen Brief vom 18. Juni 1762, an welchem Tage der pacte social und Emile von Henkershand verbrannt wurden, „cette sentence si juste a été aussitôt exécutée. Und Haller: je ne lui accorderais jamais de liberté qu'il ne donnât caution de ne plus écrire que sous la censure d'un corps sensé de théologiens (CCCXC)! Mit Voltaire, der den Berliner Hof verlassen hatte, hat Haller auch nicht eben freundliche persönliche Berührungen gehabt im J. 1759. Durch eine Schmähschrift war Voltaire höchst erregt und forderte Hallers Beihilfe zur Unterdrückung des Libells, ihn an seinen Handel mit La Mettrie erinnernd. Haller erwiderte, er habe nie ein Verbot von König Friedrich und den Behörden zu erwirken gesucht; und er gab Voltaire fein zu verstehen, dass ein Philosoph mit mehr Ruhe einem Aristophanes[1]) oder Anytus gegenüber sich benehmen sollte (CCCXCVII f.). Das rege Interesse für Voltaires Schriften blieb jedoch Haller, wiewol er ihn oft bestritt. Hervorzuheben ist, dass er in einer Recension des J. 1764 (G. G. A.) bemerkt, die „wunderschöne“ Athalia Racines habe vielleicht nur deshalb Voltaires böse Laune fühlen müssen, weil sie aus dem Alten Testamente sei. Shakespeare nimmt er gegen ihn in derselben Recension in Schutz und weist in demselben Jahre ein andermal auf Wielands Uebersetzung des von ihm „oft gelesenen“ Shakespeare hin.[2])

1) Die Dichtergrösse des Aristophanes hat Haller so wenig gewürdigt, wie die Dichter lateinischer Dramen des 16. Jahrh. sie gewürdigt. Wie diese zog auch er dem Aristophanes den glatten Terenz vor. S. aus dem „sermo Academicus“ (Beilagen III, 386) „obscoeni Aristophanis“ . . „Est . . . in Terentio infucata quaedam simplicitas suam servans elegantiam . . .“

2) Das Urtheil über Molière vom J. 1759 (G. G. Z.), vgl. S. CCCXCIX, zeigt, dass Haller diesem Dichter nicht gerecht geworden ist. S. auch

Nach Ablauf des Aufenthaltes in Roche dachte Haller wieder ernstlich an die Rückkehr nach Göttingen. Seiner Familie zu Liebe (Brief an den Sohn CDVII), und weil seine eigenen Stimmungen wechselten, blieb er in Bern. Man übertrug ihm die wichtigsten und einflussreichsten Aemter, aber — was er sehnlich wünschte — der obersten Behörde, dem „kleinen Rathe", hat Haller nie angehört. Und doch liess der alternde Dichter in wiederholten Aeusserungen es nicht an „unterthänigster Ergebenheit" gegen den Rath von Bern, wie Hirzel sich ausdrückt, fehlen. Die Bestrebungen der Schweizer Vaterlandsfreunde, die sich in der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach versammelten, schienen ihm für den bestehenden Staat und die bestehende Religion gefährlich: dem stets aristokratisch gesinnten Haller waren die Anhänger des verhassten, demokratischen Rousseau verdächtig.

Indessen blieb sein Dichterruhm unvermindert (vgl. CDXX f.). Die 10. Auflage der Gedichte erschien 1768 in Druck; die Widmung an die Königin Ulrike Luise von Schweden, die Schwester Friedrichs d. Gr., welche bereits die 9. Aufl. (1762) enthielt, war wiederholt. Während Friedrich den Gelehrten hochschätzte, um den Dichter aber sich nicht kümmerte[1]), hatte die geliebte Schwester sich an Hallers Gedichten stets erhoben und erfreut. Die ein Jahr nach Gellerts Tode († 1769) erschienenen „moralischen Vorlesungen" zeigten, wie sehr Haller von Gellert zu allen Zeiten geliebt und geschätzt wurde. Klopstock hatte schon 1759 neben Luther und Opitz auch Haller als Sprachschöpfer gepriesen; durch diese drei Männer seien die Deutschen an den Unterschied der prosaischen und poetischen Sprache erinnert worden. Herder wies in den „Fragmenten zur d. Litt." (1767) wie in den „Krit. Wäldern" (1769) wiederholt auf Stellen in Hallers Gedichten hin. Und der junge Goethe erhielt in den sechziger Jahren in der Vaterstadt durch sie damals die ersten Anregungen. Der scharfsinnige Lichtenberg, der seit 1763 in Göttingen studierte, hat später hervorgehoben, wie

das Gedicht „Die verdorbenen Sitten" (S. 87). Urtheile aus dem „Tagebuche" führt A. Frey (a. a. O. 43) an, die noch wegwerfender sind. Aber den philisterhaft befangenen Kritiker überall in Haller zu sehen, ist nach Hirzels Buch nicht mehr möglich.

1) Nachdem Friedrich in seiner Schrift de la littérature allemande (1780) Leibniz gerühmt, führt er fort: Je pourrais grossir cette liste des noms de Thomasius, de Bilfinger, de Haller et de bien d'autres: mais le temps présent m'impose silence . . u. s. w. (œuvres de Fr. Berlin 1847, VII, 118). Vom Dichter Haller sagt Friedrich freilich nichts. Vgl. die Schrift des Ref., die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht: Friedrich der Gr. u. die deutsche Litt. Vortrag. (Basel, Schweighauser 1875.) S. 12 u. 29.

sehr Haller auf Leute von Geist und Nachdenken eingewirkt habe, während Klopstocks Bewunderer meist „unausstehliche Pinsel" waren.

Auch in den späteren Jahren hat Haller trotz seinen gelehrten Arbeiten die litterarischen Erscheinungen der Zeit eifrig verfolgt. Aus den Beiträgen zu der Göttinger gelehrten Zeitung erweist sich der lebhafte Antheil an Ossians Gedichten; besonders verdient aber Hallers kurze Recension des Lessingischen „Laokoon" Beachtung. Haller vertheidigt seine eigenen Verse aus den „Alpen": der Dichter könne Eigenschaften, die inwendig liegen, besser als der Maler ausdrücken. Selbst sichtbare Schönheiten könne der Dichter malen, die einem Maler unbekannt bleiben .. „Von dieser Art ist die Perle, die von einer Feye an das Ohr einer jeden Schlüsselblume beim Shakespear angehängt wird" (s. CDXXXIV). In dem Briefe an Gemmingen März 1772 — „Beilage" V S. 403 — richtet sich Haller ähnlich gegen das XVII. Capitel des „Laokoon".

Als Dichter trat Haller noch in seinen „Romanen" auf: „Usong" 1771, „Alfred" 1773, „Fabius und Cato" 1774 (CDXXXIX—CDLXIV). Gegen Rousseaus Ideen besonders wollte er zeigen, welche Folgen die übertriebene Lehre von der Gleichheit der Menschen haben könne. Aus dem „Usong" ertönt die Mahnung an die Fürsten, statt despotischer Willkür zu fröhnen, ihren grossen Pflichten und Aufgaben gerecht zu werden. Dass er in der Gestalt des Oel-Fu Züge aus seinem eigenen Leben eingewoben, hat Hirzel gezeigt: Haller selbst — Brief an Gemmingen —, dass er auch theilweise an den Philosophen Ch. Wolf gedacht habe. Nicht bloss gewisse Zustände in den europäischen Monarchien schwebten ihm vor; auch die einheimischen Schäden seines Vaterlandes hat er im Auge gehabt. Das bezeugen jene von Goethe als Motto zu seinem „Gottfried von Berlichingen" gewählten Worte: „Das Uebel (Goethe: Unglück) ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig". Im „Alfred" beleuchtet er die constitutionelle Monarchie, wie sie in der englischen Staatsverfassung sich ihm vorstellte, im „Fabius und Cato" die aristokratische Republik, die er verherrlicht. „Wenn ich irre, so ist es kein Eigennutz, keine Nebenabsicht, die mich verleitet." Die jüngere Generation, deren Stimmung eine Recension der Frankfurter Gel. Anz. wiederspiegelte — sie steht auf S. CDXLIX —, nahm die Romane kühl auf.[1]) Wenn auch Ch. Dan. Schubart, der sonst Haller hochhielt, den „Alfred" langweilig nannte, so ist doch, wie mir scheint, bemerkenswerth, dass die Vorrede Hallers zu dem letzten Roman, in welcher es u. a. heisst[2]): „Vielleicht ruft die wiederholte Stimme

1) Jetzt abgedruckt in Deutsch. Litt. Denkm. Nr. 7 und 8 S. 86 f. Vgl. Einleitung S. LXXIX von Scherer, der wie Hirzel die Gründe für Goethes Autorschaft nicht für triftig hält.

2) Haller äusserte in ihr, dass Fénelons und Montesquieus Er-

der Wahrheit die Fürsten von der Jagd, von den Tänzen und der Musterung zurück in den Verhörsaal und zur Arbeit eines Fürsten" — dass sie die Farben zu Gemälden wie in Schubarts „Fürstengruft" gegeben hat: z. B. die das Gewissen ... „durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger und Jagdlärm übertäubt", — Die Angriffe von Mauvillon und Unzer gegen Hallers Dichtergrösse (1771 u. 72) waren die Vorboten ungerechter Geringschätzung durch die Dichter des „Sturmes und Dranges". Ihnen musste Haller auch durch seine religiösen Ansichten als ein zurückgebliebener erscheinen: „Briefe über die wichtigen Wahrheiten der Offenbarung" 1772 und „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister gegen die Offenbarung" 1775—77 3 Bde. Einem Goethe mussten die jetzt von Haller verfochtenen Sätze von der ursprünglichen Verderbniss der Menschennatur unsympathisch genug sein. Wie konnte er anders als gegen Haller die „stolzen Weisen" in Schutz nehmen, welche glauben — sich die Anzeige der Schrift Hallers in den Frankfurter Gel. A. [1]) —, diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr als das Wartezimmer des künftigen Zustandes? Und doch ist der Ton Goethes gegen Haller versöhnlicher als die Urtheile von Theologen aus jener Zeit.

Die Zeit des Greisenalters kam, in welcher Haller sich einsamer fühlte denn je: seine Freunde Werlhof und Münchhausen starben; eine neue Welt — so schreibt er 1774 an Gemmingen — steigt empor, die ich nicht kenne (CDLXIX). Was sollte er für Gemeinschaft haben mit dem Kreise der geistreichen Julie Bondeli in Bern, in welcher Wieland und Rousseau hoch gerühmt wurden? Auch mit vielen Erscheinungen der Litteratur in Deutschland war er unzufrieden. Sulzers Angriffe gegen die Anakreontiker waren ihm aus der Seele gesprochen. Einer der besten Anakreontischen Dichter, J. G. Jacobi, hatte, wie Hirzel zum ersten Male hervorhebt, gegen Haller mehrere kleine Schriften veröffentlicht, in denen er für Voltaire eintrat und gegen Hallers Ernst sich wendete. Haller schwieg nicht (vgl. CDLXXIII ff.). In dem Briefe an Gemmingen, in der neuen Ausgabe der kleinen Schriften 1772 (Beilage S. 397 f.), gab er eine Vergleichung zwischen Hagedorn und seinen eigenen Gedichten; seine wahre Absicht aber, wie er selbst in einem von

---

mahnungen auf die Gemüther der mächtigen nicht ohne jede Einwirkung geblieben seien: auf deutsch aber seien sie noch nicht oft genug, nicht lebhaft genug gegeben worden (s. CDXLI). — Schubart und nach ihm Schiller gaben sie mit aller Leidenschaft ihrer Feuerseelen.

1) Vgl. Deutsch. Litt. Denkm. a. a. O. S. 174 f. v. Biedermann spricht die Recension Goethe ab; Minor findet Herderschen Einfluss in ihr an mehreren Stellen (Studien zur Goethe-Philologie S. 110); Scherer denkt an Schlosser (a. a. O. S. LXXX).

Hirzel zuerst veröffentlichten Briefe an Gemmingen bekennt, war, den Anakreontikern die Wahrheit zu sagen. Seine Opposition gegen die „fröhliche Secte“ soll nicht „das Murren eines Sauertopfes“ sein; er will jedoch nicht, dass sie alle „ernsthafte Dichterey verdringe“ und „mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerin“ werde. — Wie Wieland, wurde ihm bald auch Lavater zuwider, über den er früher nicht ungünstig geurtheilt. In seinem Todesjahre (1777) spricht er in einem Briefe an Gemmingen seine Unzufriedenheit mit dem 3. Theile der physiognomischen Fragmente aus. Charakteristisch die folgende Aeusserung: „Selbst Spinoza ist bei ihm ein frommer, religiöser Mann. Wieland, Goethe, Friedrich etc. werden angebethet“. Goethes Werther aber hatte er zwei Jahre vorher ein „Werk voll Feuer und Leben“ genannt und nicht wie so viele andere eine Absicht Goethes gewittert, den Selbstmord zu entschuldigen. Auch über Clavigo äusserte er sich günstig; einige Auftritte fand er zu lang; „Carlos, der Verführer des Clavigo, ist wohl geschildert.“ In der „Claudine“ rühmt er „viele Scenen voll Munterkeit und Leben“; der Held ein „wohlgezeichneter, besonderer Charakter“. Durchaus nicht sauertöpfisch, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, urtheilt er über Werke der „Stürmer und Dränger“: ich verweise z. B. auf die Worte über „Julius von Tarent“ von Leisewitz, über Wagners „Kindermörderin“ (CDLXXXVI). In seiner Aeusserung in einem Briefe an Gemmingen vom 8. März 1777: „die unbelohnten, verachteten Deutschen thun in Werken des Witzes Wunder, wenigstens in höheren lyrischen Gedichten“, spiegelt sich die herzliche Freude über den Aufschwung unserer Litteratur. Viele Trauerspiele wollen ihm nicht gefallen, aber in „diesem Genre“ ist es „freilich besser, man rühre und erhitze, als dass man einschläfere“. — Die Briefe an Gemmingen wird Hirzel uns hoffentlich bald ganz vorlegen können: sie werden den Antheil des greisen Dichters an allen grossen Fragen der Zeit gewiss überraschend darlegen. Von der Stimmung, in welcher Haller die eilfte Ausgabe seiner Gedichte (Bern 1777) besorgte, zeugen mehrere auf S. CDXC angeführte Aeusserungen an Gemmingen. Nicht nur formelle Aenderungen nahm Haller vor; Alter und körperliche Leiden vermehrten seine religiöse Verdüsterung: ein Buch wider die Schrecken des Todes erbittet er sich von dem Theologen Less in dem letzten Briefe an Heyne nach Göttingen vom 7. December. Am 17. Juli hatte ihn Joseph II. durch seinen Besuch geehrt; am 12. December schon schloss er die Adleraugen für immer, welche, wie Zimmermann im „Deutschen Museum“ sich ausdrückte, den unermesslichen Raum des Wissens durchforscht hatten. In dem letzten Abschnitte der „Einleitung“, „Stimmen der Nachwelt“, zeigt Hirzel, wie wenig das Vaterland die Grösse seines Sohnes auch nach dem Tode zu würdigen wusste. Durch die „Unordnung und Sorglosigkeit auf der Berner Stadtbibliothek“, wo die Handschriften

der Briefe an Haller aufbewahrt wurden, giengen viele Originale verloren. In Deutschland blieb dagegen die Verehrung für Haller. Möser sagte 1781 das bedeutsame Wort: Haller war unser erster Dichter, wir hatten vor Haller nur Versemacher. Bedeutendere Männer in Schwaben — auch der Herzog Karl von Württemberg — wie im übrigen Deutschland, besonders Herder (s. sein Gespräch „Gott“ 1787), Engel, Manso, Hottinger, selbst der Gottsched-Verehrer Adelung, erneuerten sein Andenken. Von den Dichtern zeigte Friedrich Matthisson grosse Vorliebe für Haller (DXVI ff.); die Freundschaft mit Hallers vertrautem Freunde Bonnet verstärkte sie.

Die reifere Epoche der neunziger Jahre wurde Haller nicht minder gerecht. Herder sprach in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität (1793), in welchen er die Ode auf die Ewigkeit so hoch stellt, auch von den grossen Verdiensten, die Haller sich durch seine Prosa erworben, „dass ihm auch die deutsche Kritik vielleicht den ersten Kranz reichet“. Und Schiller hat in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung bekanntlich über Haller feinsinnige und tiefe Bemerkungen gemacht. „Er lehrt mehr, als er darstellt“; gross, kühn, feurig, erhaben, habe sich Haller selten oder niemals zur Schönheit erhoben. In der Vereinigung des naiven und sentimentalischen hatte Schiller das Ideal des grossen Dichters erkannt. Die „pathetische Satire“ Hallers, bemerkt Schiller, fliesst aus einem glühenden Triebe für das ideale. Seit der Jugend hatte Schiller die Gedichte Hallers geliebt. Das 1795 verfasste Gedicht „Columbus“ ist ein schönes Zeugniss, wie der Geist Hallers[1]) Schiller dichterisch entzünden konnte. Mit Recht sagt Hirzel: „auch nur dies eine Beispiel dürfte hinreichen, die tiefe Verwandtschaft von Schillers Geiste mit demjenigen Hallers zu erweisen und es zu begründen, wenn man ... (Lemcke Gesch. d. d. D. I, 453) Schiller den Fortsetzer und Vollender von Hallers grossem Stile genannt hat.“ Die zahlreichen Reminiscenzen an Haller in Dichtungen Schillers aus der Jugend und aus späterer Zeit hat Hirzel wiederholt hervorgehoben, für das einzelne auf Boxberger verweisend: „Schiller und Haller, Erfurt 1869“. A. Frey (a. a. O. 205 f.) hat einige Nachträge geliefert. Ich hebe hervor, dass die berühmten, im 18. Jahrh. oft nachgeahmten Verse Hallers: „Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh“ von Schiller nicht bloss in seiner Jugendabhandlung (über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen) angeführt werden.[2]) Ihre Wirkung

1) S. das Gedicht „Vernunft, Aberglauben“ u. s. w. S. 45: Ein forschender Columb ....

Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muss sein.

2) Der erste, der das bemerkt hat, war Danzel, Lessing 1850. I, 127.

auf Schiller bezeugt eine andere Stelle überzeugend. In der 2. Sc. des I. Actes der „Räuber“ hiess es ursprünglich[1]): (Moor) „nenn es Schwäche, dass ich meinen Vater ehre — es ist die Schwäche eines Menschen, und wer sie nicht hat, muss entweder ein Gott oder ein Vieh seyn, lass mich immer mitten inne bleiben.“ — Ursprünglich sprach Franz in seinem Monolog gegen Schluss der 1. Scene noch die Worte: „Seichte Träumer mögen sich an der Schaale mästen, mögen in den Vorhöfen der Wahrheit niedersitzen, höhere Geister dringen auf den Kern und die Quelle“. Es ist Franz, der über die bescheidenen Worte des grossen Haller höhnt:

Ins innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äussre Schale weist!

Wie sehr Hallers Gedicht „über die Ewigkeit“ Schiller ergriffen und stellenweise beeinflusst hat, ist gezeigt worden (s. bei Hirzel DXI). Man vergleiche aber auch Hallers Verse: „Er sah dem Spiel der Welt noch heut geschäftig zu; Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt, Und alles wird zu nichts . .“ u. s. w. (S. 151) mit dem ganzen Schlusse des Gedichtes „Melancholie an Laura“ von Schiller: „Wie der Vorhang an der Trauerbühne Niederrauschet bei der schönsten Scene, Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus“. Dieselbe Ode Hallers hat noch auf ein Bild in einem Gedichte Schillers vom J. 1795 Einfluss gehabt, was bisher meines Wissens noch nicht bemerkt worden ist.[2]) Ich meine „die Ideale“: in demselben Jahre war das oben erwähnte Gedicht „Columbus“ entstanden. Man denke an Hallers Darstellung der Ewigkeit: Ich häufe ungeheure Zahlen u. s. w. (S. 152) mit dem Schluss: „Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir“. Die Stelle schwebte Schiller offenbar vor, wenn er die „Beschäftigung“ rühmt, „die zu dem Bau der Ewigkeiten Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, Doch von der grossen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht“. — Bei dem Nachweis der Einwirkung Hallers auf den jungen Schiller hätte auch der politisch-pathetische Zug in Hallers Gedichten mehr betont werden sollen, für welchen Schiller von so reizbarer Empfänglichkeit war. Sehr treffend sagte Hottinger in einer Würdi-

1) s. A. Cohn „Ein Bogen der I. Ausgabe (der Räuber) in unterdrückter Fassung“ im Arch. f. Litt.“ 1880, IX, 277 ff.

2) Boxberger citiert die bezeichnende Stelle aus einem Briefe Schillers an Lotte vom Jahr 1789: „Es geht mir damit wie mit Hallers Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieser traurigen Zeitsumme ab und sie bleibt immer ganz vor mir liegen“ (bei Frey a. a. O. 202). Aber er zieht keinen Schluss daraus für das Gedicht „die Ideale“. Auch Frey erwähnt nur richtig, dass Schillers Verse . . „hinab ins Meer der Ewigkeit“ an Hallers „furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit“ erinnern (a. a. O. 209).

gung Hallers (bei H. DXIV): „Die Gallerie von schlechten Regenten, welche er in den 'Verdorbenen Sitten' aufstellt, ist.. unstreitig ein Meisterstück von satirischer Darstellung. Jeder Hieb ist tödtlich; jeder Schlag zermalmend." Und wie werden Schiller jene Stellen in den „Alpen" hingerissen haben, wo Haller das Glück eines freien Volkes preist, „wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten, Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt" (S. 33)! In seinem „Don Karlos" hatte Schiller ursprünglich die Absicht, wie er 1783 an Reinwald schreibt, in der Darstellung der Inquisition die „prostituierte Menschheit" zu rächen. „Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, den Dolch auf die Seele stossen." Die gewaltigen Verse in Hallers „Vernunft, Aberglauben und Unglauben" — s. besonders S. 49 u. 53 — sind wie ein Motto zu diesem ursprünglichen Plane des Werkes.

Sollte Hallers Einfluss auf Goethe nicht erkennbar sein? Hirzel hat schon 1877 geäussert, selbst noch bei Goethe fände man Anklänge an Haller.

Mit einer trefflichen Würdigung der dichterischen Persönlichkeit Hallers und seiner Stellung in der deutschen Litteratur schliesst die „Einleitung". Es folgen die Gedichte; der „Nachlese" fügt Hirzel die „Bibliographie" bei (241—293). Die Ausgaben werden verzeichnet sammt den Vorreden, auch den in französischer Sprache in der französischen Uebersetzung der Gedichte, die von V. B. v. Tscharner herrührt, dann die Nachdrucke, die Einzeldrucke, die Handschriften (S. 280 „Morgengedanken 21 Mart. 1725" — Handschrift in der Brera zu Mailand — S. XXIV gibt Hirzel aus inneren Gründen als Datum den 25. März an). Wichtig besonders die erste Auflage von 1732, die nur 10 Gedichte enthielt, die zweite von 1734, 9 Gedichte nebst Zueignung an Steiger und 3 „neue Stücke"; in „ungebundener Rede" noch 3. Dazu neu „Ursprung des Uebels". Abgesehen von der Verbesserung der „Sprach-Fehler" Veränderungen zur Abwehr des Argwohns, „als pflichtete ich denen .. Säzen der Freygeister bey". Die III. Auflage von 1743, 20 Gedichte: XII. „Der Ursprung des Uebels", XX. „Unvollkommene Ode über die Ewigkeit"; die IV. von 1748 Göttingen; die VI. von 1751, 28 Gedichte; die IX. „vermehrte und veränderte" 1762; die X. 1768 und die XI. 1777, die letzte von Haller selbst besorgte, welche Hirzel seinem Texte zu Grunde gelegt hat. Die Lesarten der früheren Auflagen und die „Nachweisungen" S. 293—346. Wie viel kann man aus Hallers Aenderungen im Laufe der Jahre — soweit sie nicht aus schwächlicher Rücksicht auf die „hohen Herren" vorgenommen sind — für die Kenntniss des veränderten Geschmacks in Deutschland im 18. Jahrh., wie viel für das Verständniss poetischer Technik überhaupt lernen!

Zu den Anmerkungen, welche Haller selbst zu seinen Gedichten unter dem Text gegeben, hat Hirzel sachliche und sprachliche hinzugefügt: an vielen Stellen brauchte er auf seine Einleitung nur zu verweisen. Haller hat mit der Sprache gerungen; der Ueberfluss der Wörter, sagt er selbst, fehlte mir völlig, und im Briefe an Gemmingen erklärt er (S. 402), gegen Ch. Günthers Leichtigkeit fühle er eine gewisse Armuth im Ausdruck. Die sehr „unreine Mundart“, die in seinem Vaterlande selbst die Gelehrten sprechen, klagt er an: oft aber erhält sein Ausdruck gerade durch die Mundart eine frische Unmittelbarkeit. Viele Formen erinnern ganz an das ältere Deutsch: so S. 7 der Tacht vgl. 73 (des Lebens kurzer Tacht), mhd tâht, Luther das Tocht, Günther Docht und Dacht (Weigand DW. I, 376); S. 25 die Huft = Hüfte, mhd die huf; S. 30 ein Gems, mhd gamz, aber fem.; S. 37 eine Bach wie noch Luther und Opitz; S. 66 die March, das alte Wort für Grenze vgl. 90 und 106 „die Marchzahl-Tafel“, auch 152; S. 69 den gestrupften Arm (Hirzel = verschrumpft): der Strupff = geschlungener Knoten bei Schottelius, und unter „strupfen“ bei Weigand II, 841; S. 89 das fahn, ohne Grund, mhd der vane wie S. 141 das Punct, mhd der puncte; S. 92 den aufgehabnen Geist, das alte richtige Particip von aufheben; S. 111 es (das Schicksal) zückt uns seine Gaben = reisst hinweg, so mhd zücken, früher lautete die Stelle bei Haller anders, s. Lesarten S. 324. Ein norddeutscher Leser besonders wird oft Mühe haben, Haller ganz zu verstehen; die Erklärungen Hirzels werden ihm willkommen sein; S. 106 „bricht ihm und andern ab“ (bei H. nicht erklärt) = „spart sich ab“ versteht nur ein Schweizer gleich. Dass der Anhang Gottscheds nicht selten mit Unrecht an Hallers Sprache krittelte, hat Hirzel hervorgehoben CCCXXXVI ff. Im übrigen gebraucht Haller auch niederdeutsche Ausdrücke, z. B. S. 46 in der Anmerkung der Schlick = Schlamm. Eine genauere Untersuchung der Eigenthümlichkeit von Hallers Sprache, als sie bisher angestellt ist (Material bei Frey a. a. O. 62—91), hält Hirzel mit Recht für nothwendig, s. Vorwort S. 3.

Sehr sorgfältig sind die Erklärungen Hirzels zu den satirischen Gedichten, diesen Ergüssen tiefgehendster Eindrücke Hallers in seiner Jugend; viele Anspielungen erhalten erst durch sie volle Klarheit. Im Beginn der „verdorbenen Sitten“, wo Haller von der Vergeblichkeit der satirischen Dichtung spricht, — „Stellt Falschmund, wann ers liest, sein heimlich lästern ein?“ — verlangen die folgenden Worte eine Erläuterung: „Und stünde Thessals Bild ...“ (S. 88). Ein Hieb gegen einen gehässigen Neider! Offenbar ist mit Thessalos der in Neros Zeit lebende, nicht unbegabte, aber anmassende und dünkelhafte Gegner des Hippokrates gemeint, der sich den ἰατρονίκης nannte. Kurt Sprengel, welcher die Zeugnisse der alten anführt, spricht von seinem pöbelhaften Stolz und seiner Ver-

achtung aller von den alten gemachten Entdeckungen (Pragm. Gesch. der Arzneikunde Halle 1823. II^3 42 f. vgl. Haeser Gesch. der Med. I^3 270).

Zu einer Stelle in den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ fehlt auch in der Einleitung, wo Hirzel so sorgfältig das Verhältniss zu Lessing behandelt, der Nachweis, dass die Klage Hallers, „die gelehrten Sterblichen“ wissen zwar alles, aber sie kennen sich nicht und begehren sich nicht zu kennen (S. 46 und 47), auf Lessing tiefen Eindruck gemacht hat und dass dieser die Verse Hallers in einer Jugendschrift citiert: „Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit, Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit“. Ich meine das merkwürdige Fragment: „Gedanken über die Herrenhuter“ (vom Jahr 1750, wie K. Hebler in den Lessing-Studien S. 22 f. gezeigt hat). Man stelle sich vor, führt er dort aus, ein Mann stünde zu unsern Zeiten auf, der gegen „unsere so gepriesenen Weltweisen“ auszurufen wagte: Ach! eure Wissenschaft u. s. w., der uns lehrte, die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig zu empfinden, was würden unsere Philosophen mit dem Manne anfangen? (s. Ausg. von Lachm.-Maltz. 11, 1, 26 f.; und Hempel 14, 209[1]), wo auch nicht angeführt ist, dass Lessing Verse von Haller citiert). Einer der Hauptsätze Lessings in diesem Bruchstücke lautet: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen“; in seiner Bosheit und Verwegenheit, wie die Geschichte der Philosophie und Theologie zeige, hänge er diesem mehr als jenem nach. Ebenso Haller gegen Ende des I. „Buches“ des Gedichtes Ursprung des Uebels (S. 124):

Doch wo gerath' ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun und nicht zu wissen!
Sein Will ist uns bekannt, er heisst die Laster fliehn
Und nicht, warum sie sind, vergebens sich bemühn u. s. w.

In den „Beilagen“, von welchen die Briefe an Bodmer mit ihren zahlreichen interessanten Einzelheiten, ferner der sermo academicus nebst der Vergleichung zwischen Hallers und Hagedorns Gedichten oben erwähnt sind, finden sich noch neben der Vorrede zu Werlhofs Gedichten die Prosastücke aus der Jugendzeit. In der Schutzschrift (Nr. 2) vom J. 1733 setzt Haller, in demselben Gedankengang wie 22 Jahre später Lessing, klar auseinander, dass ein Dichter nicht wie „ein Weltweiser“ zu verfahren habe. „Ein Dichter“, sagt er u. a., „wählet einen gewissen Vorwurf, nicht eine vollständige Abhandlung davon zu machen, sondern einige besondere

1) Erich Schmidt in seinem 1884 erschienenen „Lessing“ Bd. I. erwähnt in der Analyse des Lessingischen Aufsatzes ebenfalls nichts davon; den Einfluss Hallers auf Lessing stellt er sorgsam dar S. 96 ff.

Gedanken darüber anzubringen. Also soll es ihm frey stehen, so weit zu gehen, als er will, und stille zu stehen, wo es ihm gefällt" (S. 370). Vgl. oben S. 128.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich; der Druck correct. Ausser den bereits von Hirzel selbst bezeichneten Druckfehlern habe ich von nennenswerthen folgende angemerkt: CIV muss es futiles heissen; Gedichte S. 41 andrer (Plage); S. 352 Hochedler. Im Abdruck französischen Textes S. CLXXIX l'estime; CCXLII amusé (statt amusée) und (qu'on a) faite (statt fait); CCCLXXXIX le Pacte und exécutée; CCCXC accorderais. Am Schlussé (S. 411—423) ein zuverlässiges „Namensverzeichniss" (zu „Aristophanes" gehört noch S. 386, zu Mylius noch 202), welches das Studium des Buches wesentlich erleichtert.

Berlin. Daniel Jacoby.

Ueber ein neugefundenes mittelhochdeutsches Handschriftenbruchstück der Freiberger Gymnasialbibliothek und über das Gedicht von der vrouwen turnei.

Von

Eduard Heydenreich.

Bei einer Durchmusterung der alten Drucke, welche die Bibliothek des Gymnasium Albertinum zu Freiberg in Sachsen besitzt, fand ich in einem dicken Bande einer sehr alten undatierten Ausgabe des Thomas von Aquino, welche mit der Bibliothekssignatur „Cl. VII. 8" bezeichnet ist, ein grosses Pergamentblatt. Es war auf der Innenseite des alten, starken Einbandes aufgeklebt und zeigte zwei Columnen mittelhochdeutscher Verse. Mit einiger Vorsicht gelang es leicht, das Pergamentblatt von dem Einbande vollständig loszuschälen und dadurch auch die beiden Columnen auf der Rückseite des Blattes blosszulegen. Die Schrift ist klar und gut leserlich, die Liniierung deutlich sichtbar, der gegebene Raum möglichst ausgenutzt. Indem ich zur leichteren Citierung Ziffern, welche in der Handschrift fehlen, beifüge, gebe ich im folgenden den buchstäblichen Wortlaut meines Fundes:

Ni so hohen pris gewan

Wan daz wir unse ere
Behalden wn̄ unse wipheit
Swelh vrouwe disse cronen treit
Di beiaget also hohen pris
Daz ector noch paris gewan
Si minne iren liben man
Vn̄ habe in mit triuwen wert
Des prises man von vrouwen gert

Di vrouwen ian an ir wort
Di erste sprach aber vort:
Wold i mir ein gelubede tu
Ich brenge iz harte wol darzu
Daz wir lop irw'ben
Ev dan wir irst'ben
Ich wil uns irtrachten ein spil
Davon gewinne wir eren vil
Swa man iz vorneme
Daz iz uns wol anzeme
Di vrouwen sprachin alle san
Swa mite wir mugen lon intvan
Di des nicht wolde loben
Di wolde ouch w'lichin toben
Di erste sprach aber vort
Dit habet ir vrouwen wol geho't
Von einer si zu der andern gi
Ir alr gelobede si intvi
So scire du daz geschach
Si hup ub un̄ sprach
Wol ub ich habe gedacht
Daz iz w'de volbracht
Wir teilen uns inzwei
Un̄ machin einen turnei
Sint wir sus eine sin
Un̄ inlazen niman h'in
Si hizen di burc zu slizen
Un̄ daz man davor lize
Torwarten un̄ wechtere
Di begonden uns zumere
In allen landen besagen
Nu hezt daz harnasch h'tragen
Un̄ ouch die ros bereiten
Hir in ist nicht lenger beiten
Du sprach ein vrouwe wol gezogen
Iz ist selden me gefplogen
Iz inzemt nicht guten wiben
Wir lan den tornei bliben
Wi begonde ich des ich ni began
Solde ich riten als ein man
Daz wer unwiplich getan
Wir sullen von der rede lan
Di erste sprach aber vort
Daz hat ir vrouwen wol gehort
Sw' hi widersprichit

Un̄ sine triuve brichit
Den tunde ich meineide
Un̄ triuvelose beide
Sin mochte nichhein rat sin
Man brachte daz harnasc darin
Set du wapende sich san
Manic vrouwe wol getan
Ouch wart indi hosen geschut
Manic vrouwe wol gemut
Is was ein selicliche hant
Di disse rimen alle bant
Sint im zu griven dar geschah
Da maninc ebenture lach
Ir iclich hatte ein senstenir
So wol gesteppet huffenir
Begreif ni mannes hant
So man han den vrouwen v [1])
Si waren schire bereit
Un̄ di helme ufgeleit
Un̄ schiden sich inzwei
Sus hup sich der turnei
Daz eine daz solden Sachsen sin
Daz ander di h'ren ub' rin
Di vrouwe hup sich ab' dar
Di den turnei meisterte g . r [2])
Un̄ sprach ir sult uch nennen
Daz man uch muge irkennen
Iclich vrouwe nach ir man
Dabi man si irkennen can
Si worden is zurate
Un̄ nanten sich vildrate
Di vrouwen gemeinliche g . r
Ouch was ein maget ald . r
Di was ub' ir tage
Gegangen sunder clage
Zen iar oder me

1) Hinter dem letzten v des 71sten Verses ist das Blatt abgeschnitten, so dass der Reim zu Vers 70 fehlt.

2) Die Lücken in den Versen 79. 86. 87. 91. 92. 98. 99 (dur.) liegen sämmtlich auf einer starken, das ganze Blatt senkrecht durchziehenden Leimlinie, die wol durch Buchbinderarbeit entstand. Einzelne Buchstaben reichen über dieselbe hinaus, hinter dem Schluss-n aber von Vers 99 ist das Blatt abgeschnitten, so dass auch hier, wie im Vers 71, der Reim fehlt.

Si conde sich vil wol vers...
Si was wol gewachsen un .:.t
Uñ ou hovisc gemut
Ir vat' ginc daz gut abe
Im was intrunnen di habe
Iz was ir also comen
Der si e hette genomen
Der liz iz sin du.ch daz g..
Sus ginc di maget dur. di n..
Nu geloubet mir der mere
Swi arm ir vat' were
Sin ros stunt da vil gereit
Sin wapen Colone dabi geleit
Da gebrach nicht eines rimen vane
Daz tet di iuncvrouwe ane
Di andern vrogeten si sere
Wi ir name were
Si begonde denken um einen namen
Si miste sich des sere schamen
Daz ir vat' daheime lac
Uñ ouch ir mage nichhein inpflac
Turneiis nach dem si sich nente
Nu dachte si sere um einen namin
Des si sich nicht dorfte schamin
Swa man iz vorneme
Daz iz ir wol anzeme
Si sprach einen namen wil ich haben
Der h'zoge walraben
D' is von linporc genant
Davon so w'de ich wol bekant
Her is der besten ritter ein
Den di sunne i beschein
Behalde ich hute sinen namen
Ich inwil mich nimmer sin gescam̄
Si wart des namen harte vro
Uf bunden si di helme do
Di iuncvrou gap ir guten trost
Si vur uz an einir schost
Si wart da wol bestanden
Uñ stach mit ir wizzen handen
Ein sper so ritt'liche inzwei
Daz allez daz uf dem velde schrei
Za linporc za
Di tornei wil zusamen sla
Di iuncvrou rante darzusa

Uñ tet iz also gut da
Daz .nan wunder an ir sach
Diz .olc gemeinliche sprach
Daz .er h'zoge walrabe[1])
Alda den pris muste haben
Si rifen linporc uber al
Mangen ungevugen[2]) val
Machte si von den pferden
Nider zu der erden
Uch mochten sere irbarme[3])
Der meide blanken arme
Den vrouwen tet der tornei we
Wan si in begondens ni me
Di iuncvrou hette sin gerne me
Man horte da nicht wan klinc a clinc
Uñ sah da nicht wan drinc a drinc
Ir cunst da ritt'liche irschein
Harte manic wiziz bein
Daz wart da vil sere irschalt
Du di ros mit gewalt
Gein ein ander drungen
Di helme sere klungen
Du des gnuc was getan
Du musten si darabe lan
Uñ inkesten sich gar
Si lizen heimelichin dar[4])
Daz harnasc da si iz namen
E di h'ren quamen
Si hatten schone sich getwagen
Uñ iz insolde niman sagen
Di h'ren wordens doch gewar
Wan di ros waren sweizzic gar
Der vrouwen vil da lagen
Di h'ren begonden vragen

1) In Vers 139 ist hinter daz eine Lücke von einem Buchstaben, ebenso Vers 137 und 138, da das Pergament hier zerrissen ist. Von dem in V. 137 verlorenen m ist noch n erhalten, das v von volc aber und das d von der fehlen; jedoch könnte es der Schrift nach V. 139 eher daz .or heissen.

2) Zwischen ungevugen V. 142 und val steht ein durchgestrichenes schal.

3) Hinter irbarme V. 145 folgt anscheinend noch ein n, durch Rasur halb beseitigt.

4) Über dar V. 161 ist interlinear tragen geschrieben.

Ir cleinen kemerere
Di sageten in di mere
Wi ein di andern nider stach
Un̄ daz da maninc sp' zubrach
Du di heren daz vornamen
Un̄ si zusamene quamen
Si lachten derre mere
Un̄ iz duchte si doch vil swere
Daz di vrouwen iz hatt.. getan
D. sp..ch un.. in ein man[1])

Diese 179 Verse sind ein Theil des 412 Verse zählenden Gedichtes „der vrouwen turnei“, dessen Text bisher nur ungenau aus der Coloczaer Handschrift abgedruckt[2]) und von von der Hagen in fehlerhafter Weise bearbeitet worden ist[3]); und zwar entsprechen diese Verse der Freiberger Handschrift den Versen 100—288 der Zählung von der Hagens. Dabei ist Vers 1 oben am Rande nachgetragen und entspricht dem Vers 105. Vers 2 aber ist mitten aus dem Zusammenhang gerissen. Derselbe wird verständlich durch Mittheilung der 3 nächstvorhergehenden Verse, welche sowol im Coloczaer Codex als in der Heidelberger Handschrift 341 gleicher Weise also lauten:

Ein ander vrowe die was wîs
Die sprach waz sol uns hôher prîs
Zu dirre werlde mêre.

Interpunction und Unterscheidung langer und kurzer Vocale fehlt im Freiberger Bruchstück.

Zum Verständniss des mitgetheilten Fundes empfiehlt es sich, von dem ganzen Gedichte eine Inhaltsangabe[4]) zu machen. Den in dem Freiberger Fragment enthaltenen Theil hebe ich dabei durch cursiven Druck hervor.

---

1) Vers 178 f. sind zerfressen; die punctierten Buchstaben fehlen; hatt.. V. 178 ist wol hatten, V. 179 wol so zu ergänzen: Du sprach unt' in ein man.

2) Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Joh. Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pest 1817. Seite 75—87.

3) Von der Hagen, Gesammtabenteuer. Iter Band, Seite 367—382.

4) Eine kurze Inhaltsangabe findet sich auch bei Genthe, Deutsche Dichtungen des Mittelalters II, 1841. Seite 236. 237.

In einer überrheinischen Burg wohnten zusammen vierzig ritterliche Bürger mit den ihrigen, unter einem erwählten Hauptmann, der jede Zwietracht schlichtete, so dass alle einmüthig für einen standen und so überall gefürchtet und berühmt waren. Sie gewannen auch in manchem Turniere den Preis, während ihre Frauen daheim ebenso einträchtig lebten. Die Ritter griffen dabei gewaltig um sich, fanden aber einst einen mächtigen Gegner, und nach mannigfaltigen Kämpfen und Verheerungen wurde ein Tag zur Sühne vermittelt, zu welchem man ungewaffnet kommen sollte. So begaben sich die Ritter an einem Sonntage nach dem bestimmten Orte. Ihre Frauen giengen unterdessen auf eine lustige Aue vor der Burg. Da gedachte eine derselben, kühner als die übrigen, des Ruhmes ihrer Männer und wünschte den Frauen auch ihr Theil. *Eine andere dagegen verwies sie an ihren Beruf für das Haus, und die übrigen stimmten bei. Jene aber fuhr fort, die Frauen müssten sich doch Lob erwerben, wozu sie ein Spiel erdacht habe, und alle stimmten ihr ebenfalls bei. Sie liess es jede einzeln geloben und schlug hierauf ein Turnier vor. Widerspruch wurde nun für Meineid erklärt. Die Thore wurden geschlossen, die Wächter ausgesperrt, Rüstungen und Rosse wurden hervorgezogen, und die Frauen wappneten sich vollständig. So angethan theilten sie sich in zwei Scharen, als Sachsen und überrheinische; jede nahm überdies einen Ritternamen an. Da war auch eine stattliche und kluge Jungfrau, schon in reifen Jahren, deren Vater zwar arm war, jedoch ein treffliches Ross und Rüstung hatte, womit angethan sie daherkam. Sie wählte sich den Namen des Herzogs Walrabe von Limburg, als des besten Ritters, den je die Sonne beschien. Das Turnier hub an, und sie brach im Lanzenrennen ihren Sper ritterlich und sprengte im Getümmel so kräftig umher, dass sie manche zu Boden rannte und alle in ihr Feldgeschrei „Limburg" einstimmten. Sie behauptete bis zuletzt das Feld, während viele hart zerschlagen, zerstossen und zerquetscht niederlagen und das Spiel bereuten. Am Ende brachten sie alles wieder an seine Stelle, wuschen sich und gelobten Verschwiegenheit. Als aber die Männer heimkamen, fanden sie die Rosse schweissig, fragten, und ihre kleinen Knappen erzählten ihnen die ganze Geschichte. Die Ritter lachten;* einer rieth zwar,

die Frauen für ihre Verkehrtheit zu züchtigen; ein anderer meinte jedoch, man sollte ihrer Jugend das Ritterspiel zu gute halten und ihnen nicht doppelt wehe thun, sondern sie baden lassen; und alle stimmten bei. Die Kunde von dem Frauenturnier erscholl aber weitumher im Lande, und so erfuhr auch der Herzog von Limburg, wie ehrenvoll die Jungfrau dort seinen Namen geführt hatte. Er kam danach an ihrer Burg vorbei und fand draussen, an einem Montage, die Frauen fröhlich beisammen. Er ritt näher und wünschte die ritterliche Jungfrau zu sehen. Sie trat ehrerbietig hervor; der Herzog dankte ihr und verhiess ihr den schuldigen Lohn. Er liess ihren Vater kommen, fragte, warum er die rüstige Tochter nicht längst schon ausgestattet hätte, und als er dessen Dürftigkeit vernahm, gab er selber ihr zur Ausstattung hundert Mark, dazu Ross und Pferd und verheiratete sie einem reichen Manne, mit dem sie danach in allen Ehren manches Turnier gewann.

Der Dialekt, in dem die Handschrift geschrieben, ist ohne Zweifel der mitteldeutsche. Als Beweis hierfür mag eine Zusammenstellung einiger besonders charakteristischer mitteldeutscher Formen dienen.

Unverschobenes t zeigt das für das Mitteldeutsche (md.) charakteristische *dit* Vers 25 für diz, eine Form, deren T-Laut in Ripuarien durchaus herrscht, aber auch aus Meissen, Thüringen und Hessen, überhaupt aus ganz Mitteldeutschland belegt ist (siehe Karl Weinhold, mittelhochd. Gramm. § 467, S. 469); die Form *dû* (für *dô*, tunc), welche md. geradezu als Regel gilt, ist häufig (Vers 44, 155 u. ö.), und nur ein einziges Mal Vers 126 ist *dô* dafür eingetreten, Vers 129 *dâ* (vgl. Weinhold a. O. § 88); die Form *ûch* Vers 80 für *iuch* ist md. (Weinhold § 456, S. 451), ebenso die Form *derre* für *dirre* (Weinhold § 468). Nicht minder ist das *i*, welches für *e* in Suffixen, Flexionen und Praefixen steht, md., so in der Vorsylbe *in* (Vers 21. 32. 35 u. ö.), in sprâch*in* V. 20, wêrlîch*in* V. 23; mach*in* V. 33; sprich*it* V. 54; brich*it* V. 55; nam*in*: schamin 113, 114; wîz*iz* V. 153; heimelîch*in* 161 (Weinhold § 41); der md. nom. mscl. *di* tornei vergleicht sich der damit gleichbedeutenden Form *de*, welche älter als der ist (Weinhold a. O., Seite 462);

*ni*man für *nie*man V. 165 ist ebenfalls md. (Weinhold S. 477) und vergleicht sich Formen wie: *di* (V. 5, 11 u. ö); *ni* V. 70; *si* V. 72 u. ö.; *swi* V. 101; ferner sind md. uns*e* êre und uns*e* wîpheit V. 2. 3 (Weinhold § 462); o für u z. B. worden V. 84; *vor*nâmen V. 174 für vernâmen (Weinhold § 274); zemt für zimt V. 46 (Weinhold § 32); han und her für an und er V. 71. 121 (vgl. Weinhold § 44 und Seite 34. 204) u. s. f.

Um das Verhältniss dieses mitteldeutschen Bruchstückes zu dem bereits bekannten Text des Heidelberger und des Coloczaer Codex festzustellen, war es nöthig, diese beiden Codices neu zu vergleichen. Denn gegen die Zuverlässigkeit der handschriftlichen Mittheilungen von der Hagens wurden bald nach dem erscheinen der Gesammtabenteuer gewichtige Zweifel laut[1]), und von Laien in Germanistik und Diplomatik wie Mailáth und Köffinger konnte von vornherein ein fehlerfreier Abdruck des Coloczaer Textes nicht erwartet werden. Meiner Bitte aber um Übersendung der genannten Handschriften wurde sowol seitens des Grossherzoglich Badischen Ministeriums des Inneren als auch von Seiner Eminenz Herrn Cardinal Erzbischof Dr. Haynald in Colocza mit grösster Liberalität entsprochen, und verfehle ich nicht hierüber auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen; derselbe gilt nicht zum wenigsten auch den Herren Oberbibliothecaren Prof. Zangemeister in Heidelberg und Hofrath Förstemann in Dresden, deren gütige Vermittelung in dieser Angelegenheit mir von höchstem Nutzen war.

Die Collation der Heidelberger Handschrift durch von der Hagen erwies sich im grossen und ganzen als zuverlässig. Doch waren Berichtigungen einzelner Wortformen zu notieren: so steht V. 11 nicht vierzig in der Heidelberger Hdschr., sondern vierzick; V. 171 nicht enzwei, sondern enzwey; V. 175 nicht huop, sondern hub; V. 199 nicht armuot, sondern armut; V. 200 nicht gieng, sondern gienge. Dagegen haben die Herausgeber des Coloczaer Codex so unzuverlässig gearbeitet, dass sie z. B. im Frauenturnier nicht bloss Wortformen, die im

---

1) Pfeiffer in seiner Recension der Gesammtabenteuer in Münchner Gel. Anz. 1851.

Codex gar nicht stehen, wie kunden V. 12 für konden, sehent V. 18 für sehet, macht V. 70 für mocht, genummen für genumen V. 198, ist für is V. 218, tan für lan V. 269 und vieles andere an zahlreichen Stellen als Lesarten der Handschrift ausgeben, sondern auch die Verse 403—406

Nû noch nimmer mêre
erwirbet grôzer êre
Sô die iuncvrow gewan
mit irem vil lieben man

ganz wegliessen.

Da nun selbst die hervorragendsten Vertreter unserer germanistischen Wissenschaft nicht in der Lage waren, den Codex einzusehen, sondern sich auf den Abdruck von Mailáth und Köffinger verlassen mussten, so wird es von Interesse sein, die Unzuverlässigkeit desselben noch durch Mittheilung weiterer Lesarten, die im Abdruck durch andere ersetzt sind, zu charakterisieren. So steht z. B. in der „goldnen Schmiede" V. 1 nicht doch, sondern wol; V. 2 nicht herzens mitten, sondern herzen smiten; V. 6 nicht kaiserin, sondern keiserin; V. 9 nicht us, sondern uz; V. 19 nicht uberhohen, sondern getrennt uber hohen; V. 25 nicht dinem, sondern sinem; V. 28 nicht hin nider, sondern hie niden; V. 32 nicht vunde, sondern funde; V. 40 nicht duennen, sondern dunnen; V. 41 nicht stahlin, sondern stehlin; V. 47 nicht bis, sondern biz; V. 47 nicht grund, sondern grunt; V. 51 nicht gezeit, sondern gezelt; V. 54 nicht kenins, sondern keines; V. 58 nicht stetigkeit, sondern stetikeit; V. 60 nicht mayen, sondern meyen; V. 63 nicht flehten, sondern vlehten; V. 65 nicht sprochen, sondern spruchen; V. 71 nicht entzwisshen, sondern entzwisschen; V. 73 nicht mayen, sondern meyen; V. 74 nicht frow, sondern vrow; V. 85 nicht kranze, sondern krantze; V. 86 nicht glanze, sondern glancze; V. 87 nicht gemuet, sondern gemůet; V. 89 nicht oygen, sondern cregen; V. 90 nicht dovgen, sondern tougen; V. 95 nicht suzzer, sondern suzer; V. 97 nicht strazzburk, sondern strazburk; V. 99 nicht vorchte, sondern worchte; V. 104 nicht bute, sondern bůte; V. 113 nicht dazz, sondern daz; V. 114 nicht shonne, sondern schone; V. 114 nicht stund, sondern stunt; V. 115 nicht steke, sondern stecke; V. 122 nicht

gute, sondern gůte; V. 124 nicht ev, sondern nu; V. 125 nicht lihn, sondern lihe; V. 125 nicht hernach, sondern getrennt her nach; V. 131 nicht gauch, sondern gouch; V. 139 nicht ichzz, sondern ichz; V. 141 nicht magd, sondern magt; V. 143 nicht wieselosen, sondern wiselosen; V. 145 nicht liecht, sondern lieht; V. 146 nicht jeze, sondern ie ze; V. 150 nicht tone, sondern done; V. 164 nicht war, sondern var; V. 166 nicht smerz, sondern swerz; V. 172 nicht schatten, sondern schaten; V. 175 nicht tiefen, sondern tieffen; V. 176 nicht hund, sondern hunt; V. 178 nicht nacht, sondern vacht; V. 185 nicht Zyprian, sondern Cyprian; V. 196 nicht crisen, sondern krisen. Desgleichen in „der Wiener Meerfahrt“ lies V. 17 nicht tewer, sondern tẽwer; V. 18 nicht gehewer, sondern gehẽwer; V. 28 nicht hoverlicher, sondern hovelicher; V. 49 nicht winnen, sondern wienen; V. 52 nicht lit, sondern li̊t; V. 73 nicht winne, sondern wiene; V. 78 nicht dinich, sondern dinch; V. 80 nicht manch, sondern manch; V. 85 nicht seltsame, sondern seltsene; V. 91 nicht zu, sondern ze; V. 118 nicht sauer, sondern sour; V. 119 nicht siner, sondern sinen; V. 123 nicht abend, sondern abent; V. 133 nicht gebene es, sondern bloss gebene; V. 138 nicht brage, sondern prage; V. 143 nicht kuhlen, sondern kulen; V. 147 nicht wege, sondern wegen; V. 149 nicht pruzen, sondern průzen; V. 158 nicht geschah, sondern geschach; V. 173 nicht darumbe, sondern getrennt dar umbe; V. 178 nicht dabei, sondern dabi; V. 179 nicht schiere, sondern schire; V. 200 nicht gefiel, sondern geviel. Desgl. im „Pfaff Amys“ V. 25 nicht enphie, sondern enpfie; V. 58 nicht sine, sondern sin; V. 58. 131. 147 nicht bischof, sondern bisschof; V. 61 nicht eit, sondern nit; V. 72 nicht gevern, sondern gewern; V. 108 nicht muz, sondern mův; V. 112 nicht must, sondern mŭst; V. 122 nicht er, sondern her; V. 174 nicht sin, sondern sie. Desgleichen im „Armen Heinrich“ V. 46 nicht unahe, sondern unnahe; V. 91 nicht suze, sondern suzze; V. 92 nicht fuze, sondern fuzze; V. 151 nicht donnerslac, sondern donerslac; V. 153 nicht morgensterne, sondern morgen sterne; V. 164 nicht sieh heit, sondern sieh hait; V. 166 nicht etsliche, sondern ettliche; V. 184 nicht meister, sondern maister;

V. 189 nicht vorgeleit, sondern getrennt vor geleit. Desgleichen im „Reineke Fuchs“ V. 39 nicht zun, sondern czun; V. 49 nicht der zum, sondern den tzun; V. 68 nicht meinen, sondern minen; V. 79 nicht entringen, sondern entriegen; V. 96 nicht ruwic, sondern ruͤwic; V. 101 nicht vlouch, sondern vloͦch; V. 102 nicht trouch, sondern troͦch; V. 105, 110 nicht schantekler, sondern schantecler; V. 113 nicht ruwet, sondern reuwet; V. 115 nicht trewe, sondern treͤwe; V. 125 nicht vru, sondern fru; V. 146 nicht vergelden, sondern vergelten.

Das Verhältniss des Coloczaer zum Heidelberger Codex ist zwar vielfach besprochen, aber immer noch nicht völlig ins reine gebracht worden. Ausgemacht ist die grosse Übereinstimmung der beiden Handschriften; ob aber die Ungarische Handschrift eine Abschrift der Pfälzer oder ob beide von einer gemeinsamen älteren Handschrift copiert sind, ist noch nicht klar. Die Herausgeber des Coloczaer Codex meinen in der Vorrede S. VI, dass er einst nach dem Heidelberger zu Rom oder in Deutschland selbst für die Corvinische Bibliothek zusammengeschrieben wurde. Ebenso nennt von der Hagen[1]) den Coloczaer Codex eine Abschrift des Heidelberger. Auch Wackernagel bezeichnet[2]) die Heidelberger Handschrift als das Original der Coloczaer. Zweifelhaft drückt sich J. Grimm aus[3]): „da der Col. Cod. jenem Pfälzer äusserst ähnlich ist“; bestimmter äussert er sich im Sendschreiben an Lachmann[4]), wo er beide Handschriften als Copien einer älteren annimmt. Unbestimmt drücken sich aus K. A. Hahn[5]) und W. Grimm.[6])

Gegen die Annahme aber, dass der Coloczaer Codex aus dem Heidelberger copiert sei, sprechen verschiedene Umstände:

---

1) Von der Hagen, Minnesinger IV S. 901. Vgl. von der Hagens Germania II S. 90 und Gesammtabenteuer III S. 758 ff.

2) Wackernagel in Massmanns Dnkml. d. dtsch. Spr. und Ltr. I S. 105.

3) J. Grimm, Reinhart Fuchs S. CLXXX.

4) Sendschr. an Lachmann S. 9.

5) K. A. Hahn, Vorrede zur Ausgabe kleiner Strickerscher Gedichte S. XIX und in der Vorrede zu Konrads von Würzburg Otto mit dem Barte S. 38.

6) W. Grimm, Vorrede zur goldenen Schmiede S. VI.

die einzelnen Gedichte sind nicht genau in derselben Folge in beiden Handschriften enthalten; auch stimmen die Anfänge der einzelnen Stücke keineswegs in dem Masse überein, wie man es bei einer Copierung der einen Handschrift aus der anderen erwarten müsste.[1]) Der Coloczaer Codex enthält ferner eine geringere Anzahl von Gedichten als der Heidelberger.[2]) Die Überschriften weichen ebenfalls sehr von einander ab.[3]) Schliesslich enthält der Coloczaer Codex nicht zu entbehrende, nothwendige Verse, die in dem Heidelberger fehlen.[4]) Ich nehme daher mit J. Grimm und Haupt[5]) an, dass der Coloczaer Codex (C) keineswegs eine Abschrift des Heidelberger (H) ist, sondern dass vielmehr beide aus einer gemeinsamen Quelle geflossen sind.

Dieser durch HC vertretenen Bearbeitung des „Frauenturniers“ steht nun der Text der Freiberger Handschrift (F) mit einer Anzahl bemerkenswerther Abweichungen gegenüber.

Während F in mitteldeutschem Dialekt geschrieben, ist der Text von HC sehr mit oberdeutschen Formen durchsetzt. Auch in orthographischen Abweichungen zeigt sich der Gegensatz von F zu der Gruppe HC. So steht in F Vers 4 disse mit Consonantenverstärkung[6]) gegenüber dise in HC, ebenso gein für gegen V. 156 u. a. Hieher ist auch der Name des Ortes zu stellen, an dem das Gedicht spielt: HC schreiben beide Limburk, F aber Linporc.[7]) Der Gegensatz von F zu der Gruppe HC ist ferner daraus ersichtlich, dass 2 Verse

1) Vgl. R. Schaedel, Die Wiener Meerfahrt. Progr. Clausthal. 1842.

2) Fr. Adelung, Altdeutsche Gedichte zu Rom S. 226.

3) Lütke in von der Hagens Germania V S. 123 f.

4) Pfeiffer in Münchner gel. Anz. 1851. Nr. 84. S. 679.

5) Haupt, Lieder u. B. und der arme Heinrich von Hartmann von Aue S. IX f.

6) Weinhold, Mhd. Gramm. S. 471.

7) Die Verschiedenheit, mit der dies Land geschrieben wird, verdient Beachtung, da es so manche Vielgestaltigkeit in Namensformen übertrifft: während man als Singularität 33 Namensformen der Stadt Quedlinburg zusammengestellt hat (nouv. traité de Diplom. par deux rel. Bénédictins etc. tom. IV S. 506), verzeichnet Ernst (histoire de Limbourg I S. 5 Note 2) allein über fünfzig Formen des Namens Limbourg. Die im Freiberger Fragment sich findende ist dabei nicht mit genannt.

(71 und 72), die in HC gänzlich fehlen, in F überhaupt zum ersten Male vorliegen, dass gewisse Verse in F in anderer Reihenfolge als in HC erscheinen und dass eine nicht geringe Anzahl Verse von HC in F nicht wiederkehren. Vers 51. 52, desgl. 55. 56 stehen in umgekehrter Ordnung wie in HC, doch ohne Sinnesstörung. Die Reime der Verse 148 f. stehen in umgekehrter Folge von HC, womit eine abweichende Gestaltung beider Verse in F einer-, in HC anderseits zusammenhängt. Die Verse 177. 178. 183. 184. 239. 240. 251. 252. 254. 256. 258 der von der Hagenschen Zählung fehlen in F, stehen sämmtlich sowol in C als auch in H. Ueberhaupt aber erweist sich der Text in F von dem in C und H gemeinsam sich findenden sehr verschieden. Aeusserst häufig werden in F andere Synonyma oder andere synonymische Wendungen angewandt, als HC gleicher Weise bieten. Eine Auswahl wird dies genügend darthun. So steht in F beiaget V. 5 für beheldet in HC; hôhen prîs V. 1 für grôzen prîs; da von êren vil für damite lobes vil V. 17; schiden sich inzwei für rîten von einander enzwei V. 74; hette sîn gerne mê für wold sîn dannoch mê V. 149; Si lizen für und legeten V. 161; Wi ein di andern für wie jeniu (jene) dise V. 172; di begonden uns besagen für die beginnent von uns sagen V. 39 f.; wir lân den tornei blîben für lâzt den turnei blîben V. 47; di (sic!) tornei wil zusamen slâ für der tornei begonde (begunde *C*) zesamen slân (zlâ *C*) V. 134; aldâ den prîs muste haben für wil (hie) den prîs behaben V. 140. — Wenden wir uns nun speciell zu F, so zeigen auch die Reimverhältnisse den mitteldeutschen Charakter des Gedichtes. Mitteld. ist z. B. die Verschweigung des h vor t in geschût, das V. 62 auf gemût reimt.[1]) Reime wie geschach: lach V. 66/67, d. i. von ch = g, sind md. ebenfalls nichts ungewöhnliches.[2]) Auch kann man hieher ziehen die apokopierten Infinitive tû V. 12, slâ V. 134, irbarme V. 145. Daneben finden sich Infinitive auf -n : loben toben V. 22 f., besagen : tragen 40 f., bereiten : beiten 42 f., vrâgen 169, sîn 58. 76, nennen : irkennen 80 f. Zweifelhaft

1) Weinhold, Mhd. Gramm. S. 206.
2) Weinhold, Mhd. Gramm. § 219 Nr. 2.

ist zu slizen : lize V. 36 f., weil es nahe liegt, in zu slize zu ändern. Der Coloczaer Codex hat hier liezen; die Verbindung von man mit dem Plural des Verbums ist freilich selten.[1]) Zweifelhaft bleibt ferner die Ueberlieferung in F, V. 139 f.

Daz [d]er herzoge Walra*be*
Alda den prîs muste ha*ben*.

Der Nom. Walrabe ist V. 383 der Hagenschen Ausgabe

Sprach der herzoge Walrabe:
Mit hundert marken ich sie begabe

durch die Gruppe HC überliefert. Ebenso aber auch der Nom. Walraben V. 320 (Hagen)

Iz enwart niht alsô begraben
der herzoge Walra*ben*.

In der That sind beide Nominativformen gleich richtig.[2]) Zweifellos dagegen sind die ungenauen Reime vort : gehôrt V. 24 f., 52 f., trôst : schost V. 127 f. und getân : man V. 178 f. Hierzu scheint auch noch V. 98 f. zu kommen, da kaum anders als so zu ergänzen sein wird:

Der liez iz sîn du[r]ch daz g[ût]
Sus ginc di maget dur[ch] di n[ôt].

Es ist dies ganz dieselbe Ungenauigkeit, wie wenn z. B. Roth. 49. 108 und Ernst 2, 10 nôt : guot reimt.[3]) Erweiterter Reim liegt vor in irwerben : irsterben V. 14 f.; gezogen : gepflogen V. 44 f.; genant : bekant V. 119, 120.[4]) Für einen gebildeten, guten Mustern nachstrebenden Dichter wäre[5]) der rührende Reim mê : mê V. 148, 149 unerträglich. Allein man kann sich nicht des Verdachtes entschlagen, dass, wie z. B. êv für êr (ê) V. 15 verschrieben ist, ebenso auch hier nur ein Versehen des Abschreibers vorliegt. Denn statt des Reimes wê : mê : mê findet sich in der Heidelberg-Coloczaer Ueberlieferung die folgende Anhäufung des Reimes in den Versen 253 ff. (Hagen):

---

1) Mhd. Wb. II, 32 a.
2) Förstemann, Namenbuch I, 1245.
3) Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 10. 181.
4) W. Grimm, Zur Geschichte des Reimes, S. 601.
5) W. Grimm a. a. O. S. 530.

Was ir geschê also *wê*
Solden siz alrêst be*stê*
Si begonden sîn nimmer *mê*
In tet der turney also *wê*
Di iuncyrow wold sîn dannoch *mê*
Ir tet nirgen kein slac *wê*

253) geschehe *C.* — 254) siez *H.* bestene *H.* — 255. sie *C.* — 257) die *HC.* — 258) iungvrow *H.* — 258) slack *H.*

V. 104 f. = 205 f. (von der Hagen), wo F den rührenden Reim vane : ane hat, steht in HC vielmehr

Dô gebrach niht eines riemen *an.*
Daz leget die iuncvrowe dô *an.*

Tonmalerisch ist der Reim V. 150 f. Ganz reimlos ist V. 112 = 213 von HC, wo der in F weggelassene Vers erhalten ist

dâ bî man sie erkente.

Dass auch V. 1 und 5 in F nur durch ein Versehen des Abschreibers reimlos geworden sind, zeigt die Ueberlieferung in HC. Auch die Anhäufung des Reims zâ : slâ : sâ : dâ V. 133—136 ist durchaus nichts regelwidriges.[1])

Der Versbau des Freiberger Bruchstücks ist, wie die Sprache, ebenfalls mitteldeutsch, da die doppelten Senkungen, welche ziemlich zahlreich in demselben auftreten, als ein besonderes Kennzeichen mitteldeutscher Poesie angesehen werden können.[2])

In F wechseln miteinander, wie dies der Gebrauch der mhd. Dichter guter Zeit ist, Verspare mit vier Hebungen und stumpfem Reime und solche mit drei Hebungen und klingendem Reime. Also ist z. B. V. 9

des prîses mán von vróuwen gért

metrisch gleichwerthig zu setzen dem V. 19

daz íz uns wól anzême.

Der Auftact fehlt häufig, z. B. V. 1

Ní sô hóhen prís gewán.

1) W. Grimm a. a. O. S. 621.
2) Amelung in Ztschr. f. dtsch. Philol. 1871. III S. 253 ff.

Nicht minder häufig fehlt eine Senkung, z. B. V. 23

Di wólde ouch wérlichin tóben.

Selten fehlt in einem Verse mehr als eine Senkung. Wenn V. 133

zá Línpórc zá

sogar alle Senkungen fehlen, so liegt dabei die Absicht zu Grunde, das laute, stossweise hervorbrechende Siegesgeschrei zu kennzeichnen. Auch fehlt zuweilen Auftact und eine Senkung zugleich wie V. 22

Dí des niht wólde lóben.

Auftact und die erste Senkung fehlen V. 74

únn schíden sích inzweí.

Auftact und 2 Senkungen fehlen V. 90

zên iár óder mé.

Zweisylbiger Auftact begegnet z. B. V. 39

Di begónden úns zumére.

Zweisylbige Senkungen, nach Amelung a. O. das besondere Kennzeichen des mitteldeutschen Versbaues, begegnen nicht selten. So können z. B. in folgenden Versen zweisylbige Senkungen angenommen werden.

V. 79. Dí den túrnei mei*sterte* g[á]r

V. 86. di vróu*wen ge*meinlíche g[á]r —

V. 110 Dáz ir vá*ter da*heime lác.

In V. 103

sin wá*pen* *Colóne* *da*bí geleit

haben wir zwar sogar zwei Doppelsenkungen, aber beide sind auf einen Schreibfehler zurückzuführen: dass Colône aus schône entstanden, deutet die gemeinsame Ueberlieferung von HC an

sîn wáfen schón dabí geleit.

Die von Amelung a. O. aufgestellte Regel, dass der Gebrauch selbständiger Wörter in der Doppelsenkung in bestimmte und viel engere Grenzen als in der einsylbigen Senkung eingeschränkt ist, findet durch F ihre volle Bestätigung. Der bestimmte Artikel, der sich ja jederzeit proklitisch mit dem fol-

genden Substantiv oder Adjectiv verbinden kann, hat den Hochton verloren (s. Amelung S. 257) V. 77

Daz ánd*er di* hérren úber rín.

Das Personalpronomen hinter dem Verbum steht V. 113

Nu dách*te si* sére um éinen námin

und V. 143

mách*te si* vón den pférden.

Ausserdem (vgl. Amelung S. 259) vor dem Verbum V. 26

von ei*ner si* zú der ándern gí.

Doch nicht bloss im Nom., sondern auch im Accusativ V. 106

Di ándern vróg(e)*ten si* sére

oder V. 178

Dáz die vroú*wen iz* hátt[en] getán

und im Gen. V. 149

Di iúncvrou hét*te sín* gérne mé,

womit zu vergleichen Rother 5148

wir ne vín*den sín* niht

(Amelung a. O. S. 260).

Wenn das pronomen demonstrativum so steht, wie V. 76

Daz ei*ne daz* sólden Sáchsen sín,

so ist dies zwar eine Seltenheit (Amelung a. O. S. 260), hier aber um so weniger anstössig, als der Gegensatz vorliegt zu dem unmittelbar folgenden Verse: daz ander di herren uber rîn. Weiter steht so die Praeposition um V. 108

Si begónde dén*ken um* einen námen.

Wie ferner Rother 7 zwéne unde síbiurch gemessen ist, so steht dieselbe Conjunction in der Senkung V. 3

behál*den wn* únse wípheit

und ebenso V. 92

Sí was wól gewách*sen un* [gú]t.

Wenn schliesslich in V. 16

Ích wil úns irtrách*ten ein* spil

ein in der Doppelsenkung steht, so ist auch die besondere Bedingung, dass das pronom. indefin. nur unmittelbar vor dem

zugehörigen Nomen stehen darf, in ein spil erfüllt (vgl. Amelung a. O. S. 263).

Martin[1]) nun stellt das Frauenturnier unter die Novellen „aus dem 13. und etwa noch dem angrenzenden Eingang des 14. Jahrhunderts"; man könnte freilich durch die häufigen Doppelsenkungen, die sich sowol in F als auch in HC finden, an diesem Zeitansatz irre werden. Denn nach Amelung a. O. S. 278 hat die allgemein herrschende Regel des Versbaues mit einsylbiger Senkung im 13. Jahrhundert auch in die mitteldeutschen Dichtungen vollständigen Eingang gefunden. Allein die Doppelsenkungen sind nicht in dem Masse, wie es nach Amelung scheinen könnte, aus der md. Dichtung verdrängt worden. Denn sie finden sich in den von Bartsch herausgegebenen mitteldeutschen Gedichten[2]), obgleich Amelung das Gegentheil behauptet. In dem Gedicht „die Heidin", welches Bartsch „nicht vor den Anfang des 13. Jahrhunderts" setzt[3]), kommen z. B. folgende Doppelsenkungen vor:

V. 136 gemú*wet daz* nümmer mére
V. 185 wil riterschaft ú*ben nâch* míner cráft
V. 190 zir hér*ren sic* wídir quámen
V. 192 waz mán*nes der* gást wére
V. 209 ir hélme lúch*ten von* gólde
V. 313 si wól*den ouch* bréchen íre spér
V. 381 des dán*ket her* én zu stúnde
V. 399 iz kónde ûch núm*mer sô* wól irgán
V. 400 der crí*sten sprach* zúchticlíche
V. 407 mánic rit*ter dâ* vór im sáz
V. 422 dés wart ál*les dâ* gnúc getân
V. 423 dórch daz bés*te der* cristenmán u. s. f.

Auch aus den oben zusammengestellten ungenauen Reimen darf nicht auf höheres Alter geschlossen werden. Denn einmal ist der Reim ân : an ungemein häufig und kommt auch bei vielen Dichtern späterer Zeit vor[4]); zum andern ist auch der

1) In seiner Bearbeitung von Wackernagels Litteraturgeschichte I. S. 282.

2) Bibliothek des litterarischen Vereines in Stuttgart Bd. LIII.

3) Bartsch, Einleitung zu den mitteldeutschen Gedichten S. XX.

4) Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 10.

Reim ô : o mundartlich keineswegs selten[1]) und kommt z. B. in dem genannten Gedicht „die Heidin“ vor V. 1078 f.

Dô di reine [daz] irhôrte
Sînes vestin herzin worte.

Während also weder sprachliche noch metrische Gründe für ältere Abfassung des Gedichtes geltend gemacht werden können, deutet sein Inhalt sehr bestimmt darauf hin, dass „der Frauen Turnier“ erst in dem letzten Theil der von Martin a. O. angegebenen Periode gedichtet ist. Denn das classische Mittelalter wies den Frauen eine ganz andere und edlere Wirksamkeit im Turnierwesen zu, als dies in unserem Gedichte geschieht[2]); und wir haben schon in dem Gedanken, die Frauen die Rolle turnierender Ritter spielen zu lassen, ein Zeichen des Verfalles der Ritterzeit und ihres Minnedienstes zu erblicken.

Die Heimat des unbekannten Dichters war offenbar Thüringen; das beweisen die Reime o : ô[3]); das beweist auch die V. 12 enthaltene Form î für ir.[4])

Ob der Schreiber des Freiberger Bruchstückes einer andern Heimat und einer andern Zeit angehört, lässt sich nicht ausmachen. Jedesfalls ist es unmöglich, auf palaeographischem Wege die Zeit der Niederschrift von F zu fixieren. Wol aber lassen sich einige Bemerkungen machen über die muthmassliche Geschichte derjenigen Handschrift, als deren letzter Rest das mitgetheilte Fragment anzusehen ist.

Am Anfange nämlich desselben Bandes des Thomas von Aquino, auf dessen Einband das mitgetheilte Pergamentblatt aufgeklebt war, befand sich ein zweites Stück Pergament eingeheftet, ohne jedoch mit diesem zusammenzuhängen. Auf diesem zweiten Blatte sind zwei Wappen so deutlich gezeichnet, dass, wie mir ein erfahrener Heraldiker mittheilt[5]), sie nur die beiden Geschlechter von Witzleben oder von Vitz-

1) Grammatik I² 347 u. 449.

2) F. Niedner, das deutsche Turnier, Berlin 1881. S. 21 f.

3) Bartsch, Einleitung zu den md. Ged. S. XXI u. XXIV.

4) Weinhold, Mhd. Gr. § 456, S. 451.

5) Herr Detlev Freiherr von Biedermann in Dresden, dem ich für seine ausführliche Mittheilung hierüber auch an dieser Stelle bestens danke.

thum bezeichnen können. Zwar kommen diese beiden Geschlechter nicht in dem Verzeichniss der Männer vor, welche die Bibliothek des Freiberger Gymnasiums durch Schenkungen bereichert haben[1]; aber die völlige Gleichheit des Pergaments und des Fundorts ergibt mit grösster Wahrscheinlichkeit, dass das mitgetheilte Fragment in irgendwelcher historischer Beziehung zu den beiden Geschlechtern gestanden hat.

Was aus dem übrigen, gänzlich verschwundenen Theil dieser Handschrift geworden ist, darüber gibt die beklagenswerthe Geschichte der Freiberger Gymnasialbibliothek eine doppelte Möglichkeit an die Hand. Entweder nämlich verbrannte er mit den Gebäuden der Klöster, aus denen diese Bibliothek hervorgieng[2]; oder er fiel dem Dreissigjährigen Kriege zur Beute. Als nämlich in Folge desselben der grösste Geldmangel um sich griff, wurden alte Handschriften des Freiberger Gymnasiums in einzelnen Bogen an die Buchbinder Freibergs und anderer Ortschaften verkauft. Allein in den Jahren 1644 und 1645 sind auf diese Weise über 90 Pfund Pergament verkauft worden, und löste man nach noch erhaltenen Quittungen für den einzelnen Bogen Pergament 2 gr. 9 ₰ damaliger Münze ein.[3] So kommt es noch gegenwärtig vor, dass einzelne Bruchstücke alter Pergamenthandschriften zum Vorschein kommen. Mit einem Pergamentstreifen, der Theile von Ciceros Officien enthält, fand ich einen alten Druck der Freiberger Gymnasialbibliothek eingebunden. Unter den zahlreichen Einbänden mit beschriebenem Pergament, die verschiedene Freiberger Bibliotheken besitzen, sind manche für die Entwickelung der früheren musicalischen Verhältnisse dieser Stadt von Bedeutung. Ein Pergamenteinband eines alten Kaufbuches des Freiberger Gerichtes enthielt einen beachtenswerthen Text des „liber pontificalis“; er ist deshalb in Folge ministerieller Verordnung losgebunden und der K. öff. Bibliothek zu Dresden übergeben worden. Ein solches Handschriften-

---

1) Sam. Moller im Programm Fribergae 1725 S. 3 f.

2) Hecht, Anfang einer histor. Nachricht von der Freibergischen Schulbibliothek 1801. S. 1.

3) Vgl. meine Bemerkungen im Neuen Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde V. S. 214.

bruchstück, das ein günstiges Geschick aus dem grossen Schiffbruche des alten Freiberger Handschriftenbestandes gerettet hat, ist offenbar auch unser mittelhochdeutsches Fragment vom Frauenturnier. Selbst die Existenz des mitgetheilten Blattes war einem so eifrigen Forscher wie Moller unbekannt; er nennt[1]) ebensowenig wie Hecht[2]) mittelhochdeutsche Handschriften oder Bruchstücke von solchen, während er von den ausserdeutschen Handschriften eine stattliche Reihe zusammenstellt.[1])

„Der Frauen Turnier" scheint nicht lediglich aus dichterischer Phantasie hervorgegangen, sondern durch irgend welches historisches Vorkommniss direct oder indirect veranlasst zu sein.

Dass die Frauen, wenn auch mit ungefährlichen Waffen, an ritterlichen Spielen theilnahmen, berichtet Rolandinus Patavinus, der (Chron. I, 13) das Fest, welches 1214 in Treviso stattfand, also schildert: „zur Zeit dieses Podestà (des Albizi Florensis) wurde ein Hoftag der Fröhlichkeit und Lustbarkeit in der Stadt Treviso veranstaltet, zu dem so viel als möglich Paduaner, sowol Ritter als Fusssoldaten, eingeladen wurden. Es giengen dahin auch eingeladen, um diesen Hoftag zu schmücken, ungefähr zwölf Damen, von den edelsten und schönsten und am meisten zu Spielen geeigneten, die damals in Padua zu finden waren. Der Hoftag oder das Spiel war aber folgendermassen: es wurde zum Scherz eine Burg gebaut und in diese die Damen mit ihren Jungfrauen, Geleiterinnen und Dienerinnen gebracht, die nun ohne Beihilfe eines Mannes diese Burg weislichst vertheidigten. Diese Burg war auch von allen Seiten mit solchen Befestigungen beschützt, nämlich mit Bunt- und Grauwerk, mit Purpur-, Sammet-, Scharlachstoffen, Seidentüchern aus Bagdad und Almeria. Was soll ich sagen von den goldenen Kronen und Chrysolithen und Hyacinthen, mit Topasen und Smaragden, mit Rubinen und Perlen, und von Zieraten aller Art, mit denen die Damen ihre Häupter gegen den Angriff der Kämpfer geschützt hatten.

1) Moller im Freiberger Programm v. J. 1727.

2) Hecht, Literar. Nachr. von einigen Handschriften u. s. f. in der Freiberger Schulbibliothek 1803.

Auch die Burg musste erstürmt werden und wurde erstürmt mit folgenden Wurfgeschossen und Instrumenten: mit Aepfeln, Datteln und Muscatnüssen, mit kleinen Torten, mit Birnen, mit Rosen, Lilien und Veilchen, zugleich mit Flacons, gefüllt mit Balsam, Parfums, Rosenwasser, mit Ambra, Kampher, Cardanum, Zimmt, Nelken, kurz, mit allen Arten von Blumen und Specereien, die nur wolriechend und glänzend sind. Von Venedig wohnten diesem Spiele viele Männer und mehrere Damen bei, dem Hoftage eine Ehre zu erweisen, und unter dem kostbaren Banner des heiligen Marcus kämpften die Venetianer weise und ergötzlich."

Das deutsche Gedicht vom Frauenturnier ist indessen schwerlich durch dieses italienische Ritterspiel veranlasst worden; dies geschah vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach[1]) durch altfranzösische Vorbilder[2]). Unter den altfranzösischen Gedichten, welche sich mit „der Frauen Turnier" vergleichen lassen, ist zunächst „le tournoiement aus dames"[3]) eines unbekannten Verfassers zu nennen, welches von der Hagen unerreichbar blieb[4]), mir aber durch die Liberalität der Göttinger Universitätsbibliothek zugänglich wurde. Der Anlass des Turniers wird hier anders als in der deutschen Dichtung erzählt. Zu der Zeit, wo die Ritterlichkeit in der ganzen Welt zu Grunde gegangen ist, so dass keiner mehr zu turnieren wagt, wollen die Damen, voll Verachtung solch unritterlichen Wesens, ein Turnier veranstalten.[5]) So kämpfen, gerade wie in der

1) Von der Hagen, Gesammtabenteuer, I. Bd. S. CXI ff., und Bechstein, Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewusstsein des deutschen Volkes, II. Theil 1855, S. 29.

2) Mit aufrichtigem Danke habe ich betr. dieser der gütigen Unterstützung der Göttinger Universitätsbibliothek, sowie der Herren Prof. Dr. Ebert in Leipzig und Oberlehrer Dr. Philipp in Dresden zu gedenken.

3) Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits par Méon, Paris 1823, I S. 394—404.

4) Von der Hagen, Gesammtabenteuer I, S. CXLIII.

5) V. 1 ff.
A cel tens que chevalerie
Est par tout le monde perie
Que nus n'ose mès tornoier
Tant sont couart li chevalier
Que les dames en sopt hardies
Durement en sont esbaudies.

deutschen Dichtung, Frauen gegen Frauen, und zwar schlagen diese derartig sich gegenseitig auf die Helme, dass es besser zu hören war, als die sieben Psalmen.[1]) Eine Mahlzeit beendet das Turnier. Auch Huon d' Oisy[2]) lässt Frauen mit Frauen in voller Rüstung mit einander turnieren; doch ist hier die blosse Neugierde die Ursache: die Frauen wollen gerne wissen, welches die Schläge sind, die ihre Freunde für sie thun.[3]) Während diese beiden Gedichte sich den Anschein geben, als erzählten sie historische Vorgänge, und nur die Frauen die Rolle der Männer spielen lassen, ist es die Absicht Rambauts von Vaqueiras[4]), seine Geliebte, die edle Beatrix, die er statt mit Harnisch oder Schwert vielmehr mit ihren Vorzügen weiblichen Liebreizes sich bewaffnen lässt, durch die Allegorie eines Turniers zu feiern, in dem sie Siegerin bleibt. War es doch die wichtigste Aufgabe eines Troubadours[5]), seine Dame auf die höchste Stufe der Schönheit und der Ehre zu erheben. In diesem Puncte bestand ein Wetteifer unter den Sängern, die sich gegenseitig zu überbieten suchten. Rambaut gedachte daher mit einer recht seltenen und glänzenden Erfindung seine Gegner auf das Haupt zu schlagen und seiner Beatrix die erste Stelle auf der Himmelsleiter des Ruhmes zu sichern. So ersann er sich diese höchst anschauliche Allegorie, in deren Mittelpuncte sie glänzt. — Mit den drei bis jetzt besprochenen altfranzösischen Dichtungen von Frauenturnieren stellen Ideler[6]) und Michel[7]) eine vierte Darstellung aus der chanson des

1) V. 273 Quant furent en une pelote,
Qui là fust si oïst tel note,
Qu' eles fesoient desus hiaumes,
Miex vaut à oïr que set siaumes.

2) A. Dinaux, Trouvères Cambrésiens, trois. édit. Paris, Techener 1837, S. 129—140, und Michel, la chanson des Saxons par Jean Bodel II, 194 ff.

3) V. 7 f. Dient que savoir vaudront
Quel li colp sont
Que pour eles font leur ami.

4) Raynouard, choix des poésies originales des Troubadours III, 260 ff.

5) Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 287.

6) Ideler, Gesch. der altfranz. Nat.-Litt. S. 88.

7) La chanson des Saxons par Jean Bodel II, S. 192 ff.

Saxons par Jean Bodel wesentlich gleich. In dieser Episode du siége de St. Herbert du Rhin contre les dames infidèles[1]) wird erzählt, wie Karl der Grosse mit 30000 Mann das wol befestigte St. Herbert belagert, „wo ihren Willen thun die Königinnen und Herzoginnen und Pagen und Krieger“[2]). Auf ein Gebot Karls stürzen die Mauern zusammen, und so wird der Ort eingenommen. Die Frauen werden begnadigt; mit den treulosen aber, den félons, wird kurzer Process gemacht, jedem wird an den Hals ein grosser schwerer Stein gebunden, und so werden sie von einem hohen Küstenfelsen in den Rhein geworfen. Hier haben wir es offenbar gar nicht mit einem Turnier, sondern mit einer Empörung von Frauen und Männern aus dem Gefolge Karls des Grossen zu thun. Daher werden auch die männlichen Anstifter dieses Aufruhrs, Pagen und Leute vom Tross, „garçons“, wie für félons (treulose) in der einen Handschrift überliefert ist, von der Amnestie ausgeschlossen. Diese Erzählung also ist mit dem Gedichte „der Frauen Turnier“ nicht auf eine Linie zu stellen, sondern gehört zu den zahlreichen Berichten von kriegerischen Frauen, deren aus deutschen und ausserdeutschen Völkern sehr viele existieren.

Turnierende Frauen, wie sie uns in der vrouwen turnei begegnen, weiss aus der deutschen Litteratur von der Hagen[3]) keine anzuführen. Indessen gibt es solche, wenn auch nur wenige. So sagt[4]) Heinrich von Veldeke von den kriegerischen Jungfrauen, welche der Königin Camille von Volcâne folgten:

funfhundert junkfrouwen
die konden helme houwen
unde schilde stechen
unde spere brechen
unde justieren
unde wol pungieren

---

1) Unter diesem zutreffenden Titel abgedruckt in Idelers Gesch. der altfr. Nat.-Litt. S. 86 ff.

2) A Saint-Herbert del Rin, où or font lor avel
Roynes et duchoises et garçon et bedel.

3) Von der Hagen, Gesammtabenteuer I, S. CXI ff.

4) Dichtungen des deutschen Mittelalters VIII, S. 147.

di ir volgen mûzen
ze orse und ze fûzen
slahen mit den swerden
mit den die des gerden.[1])

Die Kaufmannsweiber zu Dollnstein[2]) führten als eine Art fastnächtlichen Mummenschanzes Frauenturniere auf. Hierauf spielt Wolfram Parz. P. 409, 8 an, indem er sagt: die Königstochter Antikonie, welche den geliebten Gawan mit Hilfe riesiger Schachsteine vertheidigt, kämpfe so tapfer,

daz diu koufwîp ze Tolenstein
an der vasnaht nie baz gestriten:
wan si tuontz von gampelsiten
unde müent ân nôt ir lîp.

Einen hiermit vergleichbaren Scherz erzählt[3]) eine Lübecker Sage vom Jahre 1570. In diesem Jahre habe „Donnerstags im Fastelabend" eine verwegene Lübische Dienstmagd mit einem Schnittergesellen öffentlich auf der Gasse zu Ross und im Harnisch mit Scheren gerannt und ihn herunter gestossen. Die Wette habe aber nur eine Tonne Lübisches Weissbier gegolten.

Den gänzlichen Verfall von guter Sitte und Geschmack bezeichnet „der turney von dem czers" der Handschrift[4]) der Karlsruher Hofbibliothek Nr. 481 (15. Jahrhundert).[5]) Hier wird erzählt, wie in einem Nonnenkloster jede Nonne eine dem Kloster geschenkte πόσθη ἀποτμηθεῖσα gern für sich allein haben möchte und wie schliesslich zur Entscheidung des Besitzes ein Turnier der Nonnen unter sich anberaumt wird.

Den turney muesten sye geloben,
Der wart uff mittentag geschoben.

Auf seidenem, weichem Kissen wird der Kampfpreis auf den Turnierplatz gebracht, und das sogenannte Turnier hebt an.

---

1) Vgl. von der Hagen, Minnes. IV, 209 und über die Königin Camille selbst Eneide 5107 ff, 8740 ff., 8850 ff. und besonders 8988 ff.

2) Vgl. Karl Kant, Scherz und Humor in Wolframs von E. Dichtungen S. 102.

3) Deecke, Lübische Gesch. u. Sagen S. 361.

4) Von Keller, Altdeutsche Handschriften S. 8.

5) Gedruckt in „Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, ges. von A. von Keller", Bibl. des litterar. Vereins in Stuttgart Bd. XXXV.

Da hueb sich angest und nott.
Mich hat offt wonder genomen,
Daz sie nit alle umb die helse kummen.
Doch wart mange geslagen,
Daz man ez vor tot her dan muest tragen.
. . . .
Von dez groszen turneys krafft
Den nunnen wart allen zörn.
Si sprachen: ez ist allez verloren.
Sye gedachten an den alten hasz
Jegklich nunne rüert sich basz.
Bey dem hare sie herzogen,
Daz sich beülen ausz in bogen.

In dieser Weise hieb und stiess man sich gegenseitig und verabsäumte nicht ein gewaltiges Geschrei zu erheben. Die Schilderung ist keineswegs immer sehr aesthetisch, wie folgende Probe zeigt:

Da huebe sich eins also getans reiszen
von kratzen und von beiszen,
Daz sie kurren alz die seüwe.
Manig ryttermessig frauwe
Dye gryenen vast alz die sweyn.

Schliesslich wird der Zweck des Turnieres nicht einmal erreicht; denn das Kampfobject wurde heimlich entwendet. Da lagen denn die Nonnen da mit zerschlagenem Rücken und ausgerauften Haaren; ihre Schleier waren ganz zerrissen. Sicher werden wir dem anonymen Dichter Recht geben, wenn er sagt:

Ere und zücht waz gar verspart
Die man sie offt hett gelert.

Dies in kurzem der Inhalt des Gedichtes. Auf den Namen eines Turniers hat dasselbe nur einen zweifelhaften Anspruch. Denn „dez groszen turneys krafft“ bestand dabei in weiter nichts als in einer sehr gewöhnlichen Schlägerei, Hauerei und Schreierei.

Auch die bildende Kunst hat Frauenturniere dargestellt. So fand sich in England im Besitz von Sir Samuel Rush Meyrick ein elfenbeinernes Kästchen, dessen Deckel die bildliche Darstellung eines Frauenturnieres bringt, freilich keines

Kampfes mit Schwert und Sper, doch nicht ohne Werkzeuge mittelalterlicher Kriegführung. Der Besitzer beschreibt dasselbe so[1]): „Das elfenbeinerne Kästchen einer Dame, welches, vollständig gut erhalten, aus der Zeit Edward II. stammt. Der Deckel enthält die einzelnen Begebenheiten der Belagerung vom »Schloss der Liebe« oder, wie es auch genannt wurde, des »Schlosses der Rosen«. In dem linken Fache ist das Schloss abgebildet mit den Damen auf den Brüstungen, welche im Begriff sind, auf die Anstürmer zu werfen, und über dem Thor ein Engel, der mit dem Bogen nach dem Sohne eines Ritters schiesst, der seine Armbrust mit einer Armbrust geladen hat. Ein anderer Ritter ersteigt die Mauer mittels einer Strickleiter, während zwei andere damit beschäftigt sind, eine Wurfmaschine mit Rosen zu laden (while two others are employed with a trepid loading it with roses), damit man durch die Macht dieses Geschosses eine entscheidende Einwirkung auf die Festung mache.“

Eine ähnliche Darstellung zeigt ein Spiegelgehäuse der Wallersteinschen Sammlung zu Maihingen, das durch das Germanische Museum in Gypsabguss vervielfältigt ist. Hier steht oben auf den Zinnen einer Burg Amor, mit dem Bogen Pfeile versendend. Hinter den Zinnen stehen Damen, welche Rosen auf die Angreifer herunterwerfen. Ein Theil der Angreifer hat schon die Mauern erstiegen und liebkost die Damen, die sich ergeben haben. Einer der Angreifer schiesst Rosen aus der Armbrust; ein anderer ist stehend auf dem Sattel seines Pferdes zu sehen, von wo aus er eine der Damen, die an einer Luke steht, liebkost; ebenso hat ein anderer Herr an der entgegengesetzten Seite bereits eine Dame umschlungen, die eine Luke besetzt hält. Aus dem Thore sprengen zwei Damen zu Pferde gegen zwei Ritter, die mit eingelegter Lanze ihnen entgegenreiten. Die Lanzen haben statt der Spitzen Rosen, und eine der Damen hat statt derselben einen Zweig mit drei Rosen. Die Ritter haben Rosen auf ihren Schilden; zu beiden Seiten sitzen Jünglinge auf Bäumen und blasen zum Sturm. Einem derselben reicht eine Dame von der Zinne aus

1) Gentlemans Magazine, February 1835 S. 199, col. 2, no. III.

einen Kranz; der zweite wird von einer andern Dame mit Rosen beworfen.[1])

In vielen Zügen mit dieser Darstellung verwandt, jedoch wieder wesentlich davon verschieden ist der Schmuck[2]) eines Spiegelgehäuses, das im Cistercienserstifte Reun in Steiermark sich befindet und vom Steiermärkischen Verein zur Förderung der Kunstindustrie in Gypsabguss verbreitet worden ist. Es zeigt die Breitseite eines viereckigen Baues; in der Mitte das mit dem Fallgatter verwahrte Thor, neben dem zu beiden Seiten halbrunde Vorbauten angebracht sind. Zu oberst auf den Zinnen steht der Liebesgott, gekrönt, mit ausgebreiteten Flügeln. Er hält einen Sper gesenkt in der rechten, auf der linken Faust sitzt ein Falke. Er nimmt nicht Theil am Kampfe und erscheint gleichsam als Herr und Gebieter, der die Vertheidigung der Burg leitet. Aus dem Thore stürmen zwei Ritter hervor, und hier gilt es nicht einen zarten Kampf mit Rosen, sondern mit geschwungenem Schwert holt einer der von aussen anstürmenden Ritter gegen einen der inneren aus, der den Hieb zu parieren scheint. Beide haben auf den Decken der Pferde und den Schilden das gleiche Zeichen, — Rosen. Ein Kämpfer mit einer Eisenhaube dagegen hat eine Rose als Pfeil auf der gespannten Armbrust liegen, um sie gegen die Burg zu entsenden. Hinter ihm steht eine mit Rosen beladene Schleudermaschine. Aus einem Fenster streut eine Dame Rosen über die aus dem Thore hervorbrechenden Ritter. Im ganzen befinden sich auf dem Schnitzwerke 22 Personen und 4 Pferde.

Während auf dem englischen Kästchen und in dem Spiegelgehäuse aus Maihingen lediglich der Kampf zwischen Herren und Damen geführt wird, so erscheint hier als neues Motiv noch der Kampf der Ritter unter sich um die Minne eingefügt, ein Kampf, der nicht mit Rosen, sondern mit Sper und Schwert ausgefochten wird.

Schliesslich mag noch die Frage beantwortet werden, ob sich ermitteln lässt, wer der in dem Gedichte der vrouwen

1) Essenwein im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1866 Nr. 6, Sp. 204.

2) A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger I, 449 f. Essenwein a. O. Sp. 204 ff.

turnei mehrfach vorkommende Herzog Walrabe d. i. Valeran von Limburg sein soll. Von der Hagen hält[1]) ihn für den Herzog Valeran IV. († 1279), welcher seinem Vater Heinrich folgte und dessen einzige Tochter Irmengard bald nach des Vaters Tode starb.[2]) Allein eine Nothwendigkeit, dass der Dichter gerade an diesen gedacht habe, ist durchaus nicht vorhanden. Ebenso, wie dieser, sind hierfür auch folgende Helden möglich, deren Tapferkeit gerühmt wird, die also dem unbekannten Dichter zu seiner Fiction Veranlassung geben konnten; denn von einem wirklichen Frauenturnier und einer Beziehung eines Herzoges von Limburg zu einem solchen weiss die Geschichte dieses Landes nichts.

Waleran III., der in der Geschichte der Kreuzzüge mit Ehren genannt wird und 1221 den Thron bestieg[3]); ferner der Herzog von Limbourg de la maison de Bourgogne, Waleran I., genannt Le Long oder Le Jeune († 1242)[4]), der sehr kriegsliebend und immer in Kämpfe verwickelt war.[5]) Derselbe war zwar nicht Herzog, wurde aber nachweislich so genannt.[6]) Falsche Uebertragung des Titels Herzog konnte leicht vorkommen; dem Dichter also des Frauenturniers, dem vielleicht gar nicht sowol der Ruhm eines bestimmten Valeran, als vielmehr der des ganzen Geschlechtes am Herzen lag, konnten auch folgende Persönlichkeiten vorschweben: Waleran II. aus dem Hause Bourgogne, mit dem Beinamen Le Roux, seit 1268 Herr von Fauquemont und anderen Besitzungen[7]), ein grosser Kriegs-

1) Von der Hagen, Gesammtabenteuer I, 142 und Minnes. IV, 40.

2) Ernst, histoire de Limbourg tome quatrième, Liège 1839, S. 232—375.

3) Franc. Haraei annales ducum seu principum Brabantiae, Antwerpiae 1623, Bl. 238. — Ernst, hist. de Limbourg IV, S. 1 ff.

4) Pez, rer. austr. script. tom. I, S. 357 conflictu cum ipsis inito tvicissim multis interfectis, quorum potior fuit *dux* Walrab de Lintpurch. Dazu vgl. Ernst, hist. de Limb. V, S. 255. Falsch hierüber Butkens, rophées tom. II, S. 312.

5) Bertholet, histoire de Luxembourg IV preuves S. XLIX. Ernst, hist. de Limbourg V, 242 ff.

6) Vgl. die ausgeschriebene Stelle bei Pez und Brower, annal. Trevir. lib. XV no. 178 tom II S. 135 in Verbindung mit Ernst a. O. S. 249.

7) Meyer, ann. Flandr. ad ann. 1297 Bl. 84. ed. 1561; Ernst, hist. de Limbourg V, 272 ff.

held, der z. B. in der Rymkronyk van Jan Heelu über die Schlacht bei Wöringen eine grosse Rolle spielt[1]); Walram von Herrede, der im 14. Jahrh. als „Herr von Limburg" vorkommt[2]); Walram, Herr von Poi levache und Monjoie; Walram von Gülch, Herr von Bergheim († 1277); Walram von Gülch († 1297).[3])

1) Ein flandrischer Annalist (Meyer, ann. Flandr. Bl. 84 ff.) sagt von ihm: fortissimo equite et quem prorsus ad arma natura finxisse videbatur; und ebenso sagt Pontanus bei Butkens tom. I, S. 351 von ihm: vir utique nulli id temporis rei militaris peritia audaciaque secundus. Vgl. Willems zu Jan Heelu V. 906.

2) „Geschichte der Grafen und Herren von Limburg an der Lenne in Westphalen und an der Rur in Ripuarien" in Kremer, akad. Beitr. zur Gülch- und Bergischen Geschichte II (1776), S. 48 u. 97.

3) Ueber diese drei verwandten des Herzogs Walram II. zu Limburg s. Kremer, akad. Beitr. zur Gülch- und Bergischen Gesch. III, 1781, S. 103.

Hans Kolb, ein unbekannter Dichter des 16. Jahrhunderts.

Von

Hugo Holstein.

Der ansehnlichen Reihe von historischen Gedichten der Reformationszeit sind wir in der Lage einige bisher noch unbekannte Gedichte hinzuzufügen, welche von einem Dichter ausgegangen sind, dessen Name in der Litteraturgeschichte kaum noch genannt worden ist. Es ist dies Hans Kolb aus Steinbach in Franken.

Ueber sein Leben ist uns nichts weiter bekannt, als dass er die Stadtschule zu Halle besuchte und der von ihm geschilderten Einweihung des dortigen Stadtgymnasiums 1565 beiwohnte. In dem darüber verfassten Gedichte nennt er sich Studiosus von Wittenberg. Es sind ausser diesem Gedichte noch zwei andere zu nennen, von denen das erste den Kurfürsten Johann Friedrich wegen seiner Bekenntnisstreue feiert, das andere eine Episode aus dem Leben des Kaisers Maximilian II. schildert.

Mit dem Gedichte auf den Kurfürsten Johann Friedrich scheint Kolb den ersten dichterischen Versuch gemacht zu haben. Nach Weller, Annalen I 435, soll sich ein Exemplar dieses Gedichtes in Ulm befinden, allein die von mir dort angestellten Nachforschungen sind erfolglos gewesen. Die Druckschrift ist in keinem Katalog der Stadtbibliothek von Ulm verzeichnet; auch in der v. Schermerschen und v. Bessererschen Bibliothek hat Prof. Veesenmeyer in Ulm, der auf mein Ersuchen die Güte gehabt hat nachzuforschen, kein Exemplar gefunden. Unter diesen Umständen müssen wir uns mit der Angabe des Titels des Gedichtes begnügen, wie er von Weller mitgetheilt wird.

Gegenantwort, des Durchlauchtigsten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Johans Fridrichen, Hertzogen zu Sachsen vnd Churfürsten etc. Da er hat sollen bey vorlierung seines Lebens, von Gottes Wort abtretten etc. In Reim vorfasst von Johanne Kolbio Steinbachio. (10 Versz.) Anno M. D. LXIII. o. O. 6 Bl. 4°.

Der Anfang des Gedichtes lautet:

Grosgünstig Herren lobesan,
In Kürz ich euch wil zeigen an
Ein schön Geschicht vnd tapfre That,
Die sich vorwahr begeben hat.

Diesem Gedichte liess Kolb im folgenden Jahre ein zweites folgen. Dasselbe handelt von den Gefahren, welche Maximilian II. vor seiner Thronbesteigung auf einer Jagd in einem Walde bei Granada zu bestehen hatte, von seiner Befreiung aus denselben und von der Bestrafung der Uebelthäter, welche ihn des Lebens berauben wollten. Es erschien 1564 unter folgendem Titel:

Ein sehr schöne | Warhafftige Historia | grosser fehrligkeyt, Männlicher tugent | vnnd frölicher Erlösung, des Allerdurchleuchtig | sten, Großmechtigsten Helden, Herren, Herrn Maxi- | milian, des heyligen Römischen Reichs vnnd | zu Behemen etc. Erwehlten Königs: | In deutsche Reym verfaßt | vnd beschrieben | Von | Joanne Colbio Steinbachio, Franco. | Gantz lustig zu lesen. (Vignette des Verlegers.) Imperator ad Turcam. Niteris incassum Christi submergere nauem: Fluctuat, et nunquam mergitur illa ratis. 1564. (Am Ende:) Getruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Merten | Lechler, inn verlegung Sigmund Feyerabent vnnd | Simon Hüter. 1564. 19 Bl. 4°. — In Oldenburg. Nach Weller, Annalen I, 65 und II, 513, in Berlin und München.

Den Stoff entnahm Kolb ohne Zweifel der in Cyriacus Spangenbergs Jagteuffel, Frankf. a. M. 1562, Bl. 86b—91a, nach Johannes Justinianus aus Creta gegebenen Schilderung.

Dem Gedichte geht eine poetische Widmung an die „Erbarn, Achtbarn weisen Herren, Bürgermeister vnnd Rathverwanten, der Löblichen Stedt Lübeck, Hamburgk vnd Lüne-

burgk“ voraus. Dann beginnt der Verfasser fast wie in seinem ersten Gedichte mit folgenden Versen:

Eyn groß vnd Ritterliche That
  Sich jtzt in kürtz begeben hat,
Dauon wil ich die warheyt sagn
  Wie sichs hat newlich zugetragn.

Der Erbe der kaiserlichen Krone, Maximilian, König von Böhmen,

Ein tapffer küner junger HELD
  Dem ehr vnd Tugent wol gefelt,
Ein Teutscher Achilles mit der That
  Des Alexandri tugent hat,

begibt sich während seines Aufenthaltes im Königreich Granada mit grossem Gefolge auf die Jagd. Das Jagdgebiet ist ein weit sich erstreckender Wald, von dem der Dichter folgende liebliche Schilderung macht:

Es was ein schöner grüner walt
  Darin das wildt so mannigfalt
Sein wonung hatt in grosser zal
  Des spüret man viel vberall,
Man sagt daß viel der wilden schweyn
  Viel wolff vnd Beren groß vnnd kleyn
Auch hirschen, hinden, Rehe mit macht
  Hasen vnd füchs in kleyner acht,
Die aller Schönsten gemsen auch
  Da lieffen auch die Marder rauch
Von wilden thieren, was ein man
  Auff erden nur erdencken kan
Die fandt man fast in diesem waldt.
  Dazu die vögelein mannigfalt
Sungen, lobten den lieben GOTT
  Darzu er sie geschaffen hat
Zu preisen schon den Namen sein
  Mit ihren hellen Stimmelein,
Vorauß die liebe Nachtigal
  Sehr lieblich in dem walt erschall.
Man thet auch hin vnd wider schawen
  Im holtz viel schöner grünen Awen,
Da stunden hübsche blümeleyn
  Gepflanzet an die bechleyn feyn,
In welchen auch gefunden wardt
  Köstliche fisch mancherley art,

In den schönsten frischen quellen
Fandt man grüntling vnd forellen.
In Summa ein halbs Paradeiß
Wen manns beschreiben solt mit fleiß.

Bei der Verfolgung eines Hirsches entfernt sich Maximilian vom Jagdgefolge und irrt in einem tiefen Walde so lange umher, bis er mitten in der Nacht an einen bewohnten Schafhof gelangt. Seine Bitte um Aufnahme wird ihm gewährt.

Der wirdt der war ein gottloß man
Die köstlich kleidung balt sach an,
Beschawet auch daß schöne pferdt
Meint er hett gelt vnd geldes werdt.

Von Habsucht geleitet, beschliesst der Hirt mit seinen beiden Söhnen, den vornehmen Herrn zu ermorden. Aber Gott macht die Pläne der bösen Menschen zu Schanden. Ein junges Mädchen, das den ruchlosen Plan vernommen — bei Spangenberg ist es „des Sones Weib, die noch eine junge Braut, vnd neuwlich heimgeführet war" — wird die Lebensretterin des zukünftigen Kaisers. Heimlich begibt sie sich zum König und macht ihm Mittheilung, indem sie warnend hinzufügt, dass in diesem Hause schon mancher Mann sein Leben habe einbüssen müssen.

Ich bit mit fleiß wolt mich nicht melden
Dann ich müst horen fluchen, schelden,
Keyn guten tag hett in dem Hauß
Ach GOTT wer ich geblieben drauß,
Thut euch fürsehen, ich thus euch sagen.

Nach dem Essen wird nun der König in eine enge Kammer geführt und trifft alsbald die geeigneten Vorsichtsmassregeln, indem er eine schwere Kiste vor die Thür stellt. Als der Wirth in der Meinung, sein Gast sei bereits eingeschlafen, die Thür öffnen will, leistet sie Widerstand. Unter Lärmen begehrt er Einlass, da er in der Kammer etwas zu schaffen habe, aber der König weist ihn ab und vertröstet ihn auf den kommenden Morgen. Da haut der Wirth ein Loch in die Lehmwand und sucht durch dasselbe in die Kammer des Königs zu gelangen. Aber dieser ersticht ihn, und als der ältere Sohn denselben Versuch macht, wird er vom König erschossen. Der Schuss erschreckt aber den andern Sohn — bei Spangenberg ist es

der grosse Schäferknecht, und der Hirt hat überhaupt nur einen Sohn — so sehr, dass er verzagt vom Versuche, in die Kammer zu dringen, absteht. Am andern Morgen wird das nächste Dorf allarmiert, der fremde wird gefangen in den Thurm geführt.

Sie namen jn gefangen an
  Er sprach, werdt mir ein leidlein thun
Ir solt warlich erfaren das
  Daß ichs nicht vngerochen laß.
So jr mir werdt ein herlein krümmen
  Soll euch fürwar nicht wol bekommen
Ich wils euch sagen rundt eben
  Es wirdt euch kosten leib vnnd leben.

Den Tag über muss der König im Gefängniss bleiben. Am andern Morgen sprengen Reiter ins Dorf und forschen nach einem Ritter in vornehmer Kleidung und mit schön geziertem Pferd. Da die Beschreibung auf den vermeintlichen Mörder passt, so lassen sie sich nach dem Gefängniss führen, sprengen dasselbe, erkennen alsbald in dem gefangenen ihren vermissten Herrn, und nun folgt die Bestrafung. Das Dorf wird niedergebrannt, der Schafhof bis auf den Grund zerstört, der zweite Sohn des Wirths gefangen genommen und später hingerichtet. Die Jungfrau aber, die dem König das Leben gerettet, wird königlich belohnt und einem tapfern, ehrlichen Manne vermählt.

Dem Gedichte folgt eine Nutzanwendung: „Waß man auß dieser Historia lehrnen soll“.

Diese geschicht thun zeygen an
  Daß GOTT die sein erretten kan
Auß der gefahr vnnd grossen noth,
  Fürwar es ist ein solcher GOTT
Den, er darnach wil hoch erhebn
  Den nidriget er zuuor, mercks ebn,
Demuth thut jm gefallen woll
  Ein jeder das betrachten soll, u. s. w.

An Beispielen, die der heiligen Schrift entnommen sind, wird das walten Gottes in der Geschichte der Menschheit nachgewiesen und das ganze nach Art der Gedichte jener Zeit mit einem Gebet geschlossen.

Der grossen Sünd der jugendt mein
  Wolst HERR nicht eingedencken sein,
Das bit ich Dich von hertzen grundt
  Wolst mir vergebn all meyne Sünd.
Hirmit wil ich beschliesen thun
  Vnd weiter GOTT so ruffen an,
Verley vns HERR ein sälig stundt
  Wenn sich scheydet die Seel vom mundt
Durch JESVM Christum vns gegebn
  Der verley vns alln das ewig lebn.
Amen Amen das werde war
  Das wünscht Hans Colb der Christenschar.

Der Schluss erinnert an die Sitte der Meistersänger, mit ihren Namen das Gedicht zu endigen. Auch sonst finden sich in dem Gedicht Anklänge an den Geist und die Form des Meistergesanges, wie sie sich auch bei den nichtzünftigen Dichtern zeigen, z. B. in der Anwendung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten:

Man sagt ein Sprichwort vnd ist recht
  Gleich wie der HERR so auch der knecht
Gleich [wie] die Fraw so auch die Magdt
  Das wird für ein sprüchwort gesagt,

oder in der Schilderung von Tag und Nacht:

Man sagt, die Nacht ist niemand freundt
  Sonder des Menschen rechter feindt,
Der tag von GOTT gegeben ist
  An dem wandern soll ein Christ
Außrichten sein Vocation
  Vnd was ein jeder hat zu thun.
Von GOTT die Nacht darzu geschaffen
  Darin man ruhen soll vnd schlaffen,

oder in der Schilderung des Judas-Kusses:

Als Man sagt, gute wort, arge tück
  Geberd sein gut, im hertz böß stück.
Der Judaskuß ist hewer nit new
  Sehr gute wort vnd falsche trew,
Lach mich vorn an, verath mich hinden
  Solchs wirstu allenthalben finden,

oder in der Schilderung des guten und des bösen Gewissens:

Sein hertz entfiel jm, wart verzagt
  Das böß gewissen jn da jagt

(Auf erden nichts erger ist
Denn der damit beladen ist,
Ein gut gewissen vmb vnd vmb
Das ist ein recht Conuiuium).

Endlich verräth das Gedicht als ein Erzeugniss der Reformationszeit einen polemischen Charakter. Es werden nicht nur die beiden Erbfeinde der Christen, die Türken und Moscoviter, genannt, die sich mit grosser Macht erregen (vgl. die Reihe der gegen die Türken gerichteten Lieder bei Goedeke, Grundriss I, 262. 263), sondern auch die katholische Kirche mit ihrem Oberhaupt und der antievangelischen Lehre wird der Gegenstand des Angriffs.

CHRISTVS der HERR der ist der weg
Die warheyt vnd der Himmel steg.
Hir habt jr ein sehr kurtz bericht
Der Teuffels Babst zu Rom ist nicht,
Sonder ist der widerchrist.
Der verloren Sohn wie man list
Alles was nur Christus der HERR
Lehrt, dasselb verkeret er,
Verbeuth die speiß von GOTT geschaffen
Die Ehe verdammen seine Pfaffen,
Das Hochwirdige Sacrament
Prophanirt er, ist gar verblent.
Erhebt sich wider GOTTES geboth
Vnd treumbt er sey ein jrdisch GOTT.
Er ist der recht verdampte Sohn
Darfür warnet vns PAVLVS schon,
Wöllen sie warheyt hören nicht
Erwarten müssen Gottes gericht.

Das dritte, noch völlig unbekannte Gedicht von Hans Kolb versetzt uns nach Halle. Hier hatte der Erzbischof Sigismund im Jahre 1564 dem Rathe das Franciscanerkloster übergeben. Im folgenden Jahre wurden die letzten drei Mönche, mit einem Zehrgeld von 100 Joachimsthalern versehen, nach Halberstadt gebracht, und aus der Vereinigung der sämmtlichen Parochialschulen entstand das Hallische Stadtgymnasium, welches am 17. August 1565 in das Franciscanerkloster verlegt wurde. Die Einweihungsfeier beschreibt Hans Kolb. Hundert Jahre später wurde das Jubilaeum gefeiert, von welcher

Feier der Superintendent Gottfried Olearius eine Beschreibung lieferte.[1])

Kolbs Gedicht erschien unter folgendem Titel:

> Ein sehr schöner Lob- | spruch, des Herrlichen Einzugs, in | die Newe Schulen, zu Hall inn Sachsen, | Welche ein Erbar, Achtbar Wolweiser | Rath daselbst, nun ins Barfusser | Kloster gelegt. | Sampt einer feinen Historien, Von | dem Künstreichen Mahler | Appelle. | In Reim verfast vnnd beschrieben, | Von Johanne Colbio. Gantz | lustig zu lesen. | (Bild in bunter Malerei, darstellend einen Lehrer, seine Schüler unterrichtend.) M. D. LXV. 11 Bl. 4°. — In Oldenburg.

Die Widmung des Verfassers, „Johannes Kolbius Steinbachius Francus, Studiosus Witebergensis“, gilt „den Erbarn, Achtbarn, Wolweisen Herrn, Bürgermeister vnd Rathsuerwanten, Sampt allen Einwonern der Löblichen vnd weitberümbten Stadt Hall in Sachssen“.

Das Gedicht beginnt mit einer Anrede:

HOrt zu jhr HErren gros vnd klein
Ihr werden Christen in gemein
Hört zu jhr Frawen vnd jhr Man
Was ich euch nun wil zeigen an
Zu Hall der werden schönen Stadt
Warhafftig sichs begeben hat.

Von ungefähr zieht der Verfasser durch die Strassen über den Markt, da hört er einen schönen vierstimmigen Gesang, der ihn in seinem Herzen erfreut,

Dann ich der Musicken bin holdt
Für Silber vnd für rotes Goldt.

Dann sieht er eine Menge Schüler in geordnetem Zuge auf dem Markte stehen und erfährt von einem Bürger, dass heute die Einweihung der vom Rathe der Stadt errichteten neuen

1) Christliche Schul-Freude, oder Schul-Jubel-Fest, wegen glücklicher Einführung vnd hundertjähriger Erhaltung des Gymnasii oder der Stadtschulen zu Hall in Sachsen, auf E. E. Hochweisen Raths daselbst Verordnung hochfeyerlich gehalten den 17. Augusti im Jahre Christi 1665 vnd auf Begehren kürtzlich beschrieben vnd zusammengetragen durch Godofredum Olearium, D. Superintendentem etc. daselbst, Rudolstadt A. 1665. 4°.

Schule stattfände. Der gnädige Herr Erzbischof habe zu Gottes Ehre das Barfüsserkloster hergegeben:

Das sölt Man brauchen zu der Lehr
Wie es zuerst gestifftet wehr
Zu nutz der Stadt vnd der Gemein
Das man die kleine Kinderlein
Solt informiren an dem orth
Mit freyen Künsten vnd Gottes Wort
Welches vertunckelt durch die list
Des Bapst zu Rom des Antichrist
Der ist der recht verdampte Son
Die rote Braut zu Babylon.

Vor dem Rathhause singen die Schüler „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ“, dann bewegt sich der Zug der Schüler mit den acht Lehrern, den Stadtgeistlichen, dem Stadtrath und vielen angesehenen Bürgern nach der neuen Schule. Hier hält nach dem Gesange des Psalm „Wo der Herr nicht das Haus baut“ der Rector Mag. Michael Jering die Einweihungsrede, dem der Syndicus Dr. Kilian Goldstein mit einem Mahnwort an Lehrer und Schüler folgt. Kolb bemerkt, dass er selbst die Stadtschule zu Halle unter dem gelehrten Rector M. Emericus Sylvius besucht und daselbst sein „Fundament“ gelegt habe. Nach G. Ludovicis Schulhistorie II, 56 führte der genannte Sylvius zweimal das Rectorat, zuerst 1541—1545, nachher etwa von 1548—1551. Nun bezog Kolb die Universität Wittenberg im Sommer 1550, wo er sich am 14. Juli als „Johannes Kolbius Steinbachensis“ in das Album einzeichnete (Förstemann, Alb. Acad. Viteb. S. 258). Nehmen wir an, dass Kolb als zehnjähriger Knabe etwa 1542 die Hallische Schule zu besuchen anfieng, so hatte er 1565, als er sein Gedicht schrieb, ein Alter von 33 Jahren, und wäre demnach 1532 geboren. Vermuthlich studierte auch sein Vater in Wittenberg. Wir finden unter den studierenden des Jahres 1521 „Joannes Kolb de Schenpach Aysteten. dioc.“ (Förstemann a. a. O. S. 104). Danach gehörte Steinbach zur Diœcese Eichstädt.

An die Beschreibung der Einweihungsfeier schliesst nun Kolb noch einen Meistergesang von dem Maler Apelles. Er führt denselben mit der Mahnung an die Eltern ein, dass sie ihre Kinder die freien Künste lehren möchten, denn diese

helfen aus dem Unglück auf und bringen wieder Geld und Ruhm. Als Beispiel führt er den Apelles, den berühmten Maler des Alterthums, den Zeitgenossen Alexanders des Grossen, an.

Dieser beabsichtigte einst eine Reise nach Aegypten zu unternehmen. Zu diesem Zwecke kaufte er ein Schiff und nahm viel Geld mit. Aber das Schiff strandete, er wurde an eine ihm unbekannte Küste getrieben, und Räuber nahmen ihm all sein Geld und seine Kleidung. Nur ein schlechtes Gewand, „ein Haderlump voll Leuse", gaben sie ihm. Apelles wandert nun in dem unbekannten Lande — es ist aber Aegypten, wohin er gewollt — in der Absicht weiter, sich durch die Malerkunst sein verlornes Geld wieder zu verschaffen. Er kehrt in einer grossen Stadt bei einem Wirthe ein. Indessen kam ein Edelmann, in Sammt und Seide gekleidet, mit einer goldenen Kette angethan.

Er thet stoltz prechtiglich gebern
  Als dar pflegen solch grosse HErrn
Wie man sagt, gut macht vbermuth
  Vnd vbermuth thut selten gut.

Er bemerkt den Apelles und, indem er sich für einen Abgesandten des Königs von Aegypten ausgibt, ladet er ihn spöttischer Weise zur königlichen Tafel, die um fünf Uhr ihren Anfang nehme. Apelles geht auf den Scherz ein und, der Einladung folgend, begibt er sich zur bestimmten Zeit in das Schloss, aber er wird von den Wächtern abgewiesen.

Ein spöttisch antwort sie jm gaben
  Sagten wiltu die Peitzschen habn
Trolle dich bald du loser Tropff
  Du wirst geschmirt vmb deinen Kopff.

Aber während sich Apelles auf die ihm gewordene königliche Einladung beruft, kommt ein höherer Schlossbeamter und fragt, wer ihn zur königlichen Tafel eingeladen habe. Apelles erklärt, dass er den Herrn nicht nennen könne, dass er aber sein Bild malen wolle. Man bringt eine Tafel, auf die er nun des Edelmanns Bild so treu malt, dass der Schlossbeamte und die Wächter augenblicklich den obersten Hofschranzen in dem gemalten erkennen. Das Bild gelangt nun zum König. Dieser erkennt die hohe Kunstfertigkeit des im Bettlergewande

erschienenen Malers, fragt nach seinem Namen und erfährt das Unglück des Apelles. Nachdem dieser mit besserer Kleidung versehen, wird er zur Tafel gezogen. Dann beschäftigt ihn der König mit grossen Werken, ernennt ihn zum Hofmaler, und nach zwei Jahren kehrt Apelles, mit Ehren überschüttet und mit Gütern reich ausgestattet, nach Griechenland zurück.

Kein schönern schmuck auff Erd man find,
  Dann zucht, Ehr, Kunst, vnd Tugendt sind.

Mit diesen Worten endet Kolb seinen Gesang vom Maler Apelles.

Es folgen noch eine „Precatio“, ein Gebet zu Christus um Schutz wider die Feinde der Kirche, Türken und Moscowiter. Zum Schluss:

Amen das werde alles war •
  Wünscht Hans Kolb der Christenschar
Sonderlich eim Wolweisen Rath
  Zu Hall der weitberümbten Stad
Bürgern, Einwonern in gemein
  Den Grosgünstigen HErren sein.
Qui cupit in lecto lucem vidisse diei,
  Vtilitas et honor raro sequentur eum.
Weisheit vnd Kunst, Ist nicht vmb sunst.
  Wer sie gern het, Suchts nicht im Beth.
Es gehört darzu, Fleis vnd gros mühe.
  Vnd gnad von Gott, Dann hats nicht noth.

Zuletzt folgt noch „Ein Schön kurtz Gebetlein, gestellet von Johan. Colbio“. In diesem werden, wie in dem eben angeführten Schluss, Halbverse zu zwei Hebungen verwendet, wie sie sonst nur in lyrischen Gedichten sich finden, ein Beweis, dass der Verfasser mit der Handhabung des Verses vertraut war. Der Anfang lautet:

O Gottes Sohn
  Dich ruff ich an
HERR Jhesu Christ
  Der du hier bist
Ans Creutz geschlan
  Genug gethan
Wasch ab von mir
  Mein Sündt, Ich dir
Gesündiget han
  HERR nim mich an u. s. w.

Wenn auch der Werth der dichterischen Leistungen des „Studiosus" Kolb nur ein geringer ist, so verdienen sie doch die Beachtung des Litterarhistorikers.

Uebrigens nennt Goedeke, Grundriss I, 185, 88, Hans Kolb aus Steinbach als Bearbeiter des in Kolers Hausgesängen 1, 23 und in den Nürnberger 766 Psalmen S. 112 abgedruckten Psalm 23: „Der herr ist mein getreuer hirt", und führt a. a. O. I, 281, 33 ein Spruchgedicht an, dessen Anfang lautet:

> Maß vnd auch weyß so nent man mich
> Reden vnd schweygen leren ich
> Wer mich in züchten üben thut
> Der wirdt vor schaden wol behut.

Am Ende:

> Johannes Kolb hat mich für war
> Sein kindern zu eim newen Jar
> In seiner schul zu eern bedacht
> Von dem lateyn zu teutsch gemacht.

Nürnb. J. Gutkn. 8 Bl. 8. In Berlin. Vgl. Allg. Deutsche Biographie XVI, 460. Aus dem Schlusse des Gedichtes folgt, dass der Verfasser einer Schule vorstand.

Ungedruckte Briefe Wielands an Isaak Iselin.

Mitgetheilt von

Jakob Keller.

Die folgenden, bisher nicht veröffentlichten Wieland-Briefe stammen aus dem Nachlass des seiner Zeit in Deutschland, Oesterreich und Frankreich als „Menschenfreund" hochberühmten Basler Rathsschreibers Isaak Iselin (1728—1782), dessen Urenkel mir die Publication mit dankenswerther Zuvorkommenheit gestattet hat. Nicht bloss auf das Bild des Mannes, der sie geschrieben, fallen durch sie einige neue Lichter, sondern auch auf die ehrwürdige Gestalt des Adressaten selber, den man in der neueren Zeit ausserhalb seiner Vaterstadt in völlig unberechtigter Weise litterargeschichtlich zu vernachlässigen pflegt. Wenn auch Hettner, Mörikofer, Miaskowski, E. Meyer u. a. in seiner socialpolitischen und paedagogischen Bedeutung ihn der Hauptsache nach gewürdigt haben, so fehlt doch bis zur Stunde eine annähernd erschöpfende Darlegung dessen, was er gewollt und was er geleistet. Die Briefe an ihn sind Denkmäler und Wegweiser dafür. Alle seine Schriften hat nicht einmal der fleissige und gewissenhafte Miaskowski in Basel mehr zu Gesicht bekommen können. — Dass die folgende Sammlung der Wieland-Briefe mit Ausnahme der sofort auffälligen Lücke vollständig sei, möchte ich nicht behaupten: der Verkehr der beiden ist offenbar ein unstätiger gewesen, und durch diese Thatsache wird die Beantwortung der Frage schwer. Jedesfalls umfasst die Sammlung alles, was der Nachlass noch bietet. Ich habe keinen Anstand genommen, auch drei Entwürfe von Iselins brieflichen Antworten an Wieland betreffenden Ortes zum Abdruck zu bringen: dieselben lassen sich ungesucht unter der

Ueberschrift der ganzen Mittheilung einreihen. Orthographie und Interpunction der letzteren sind etwa so verbessert, wie wenn eigentliche Iselin-Briefe vorgelegen hätten. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass bei den Stücken aus Wielands Feder nichts weggelassen und nichts hinzugefügt worden ist.

1.

Zürich d. 8. October 1758.

Wohlgebohrner

Hochzuehrender Herr und Gönner

Ich darf mir selbst nicht erlauben, Ihnen so stark und lebhaft als meine Empfindungen sind, zu sagen wie sehr ich in Ihnen den Freund des Menschlichen Geschlechts, den Liebhaber der Tugend, den Patrioten und den Günstling der Musen bewundre und liebe. Sie haben in Ihren Briefen an meine Freunde[1]) allzu vortheilhaft von mir gesprochen und allzu günstige Gesinnungen für mich gezeigt, als daß ich wenn ich meinem Hertzen in Ihrem Lobe den Lauf ließe, das Ansehen vermeiden könnte, als ob ich Ihre Gesinnungen für mich durch ähnliche bezahlen und Lob mit Lob erwiedern wollte. Sie sind über alle eitle Ruhmsucht hinweggesetzt, und ich hoffe ich bin es auch. Ich wünsche mir die Liebe der Tugendhaften und ich schätze mich am glüklichsten, wenn ich ihnen die meinige dadurch zeigen kan, daß ich ihnen nacheifere, und soviel an mir ist, ihre edeln Absichten und Unternehmungen zu befördern trachte. Gleiche Neigungen und Absichten haben lange ehe wir von einander wußten, unsre sympathetischen[2]) Seelen vereiniget. Sie können sich schwehrlich vorstellen wie erstaunt ich war als ich in den Patriotischen Träumen[3]) das erstemal meine eigensten Ideen und einen guten Theil von solchen die ich noch niemals der Welt bekannt zu machen Gelegenheit gehabt, fand. Diese Conformität unsers Geistes und Hertzens würde uns allem Ansehen nach auf eine sehr ähnliche Art handeln gemacht haben, wenn wir auch in ganz verschiednen Zeiten oder in weit entfernten Ländern gelebt hätten. Itzt aber da uns die Vorsehung so nahe zusammengebracht hat, ist es billig, und wird es mir höchst angenehm seyn, daß wir mit zusammengesetzten Kräften alles Gute, so wir können, befördern weil es nicht in unsrer Macht steht, soviel Gutes zu thun als wir wollen.

Unser ehrwürdiger Freund, Hr. Bodmer hat mir von einem Project gesagt, welches Sie ausgeführt zu sehen wünschen, und wozu Sie durch den Patriotischen Traum eines Eidgenoßen veranlaßet worden.[4]) Ew. Hochedelgebohren sind so gütig gewesen dabei an mich zu denken und mich geschikt zu halten, zu dessen Ausführung etwas beyzutragen. Ich kan Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre mir unendlich schäzbare Achtung nicht anders zeigen, als daß ich mich

erbiete, zu Realisierung dieses Projects alles zu thun was ich kan, ob ich gleich empfinde, daß dieses sehr wenig ist. Finden sich noch zwey oder drey Mitarbeiter, welche in aller Absicht sich zu mir schicken, und finden sich junge Leute, die sich zu Tugendhaften Menschen und wahren Patrioten wollen bilden lassen, So sollen ihnen meine Dienste gewidmet seyn. Ew. Wohlgeb. kennen mein Project einer Academie[5]); ich sende Ihnen hier auch meine Gedanken von dem Vorschlag eines Eidgenoßschen Seminarii. Was weiter zu thun sey, darüber erwarte ich Ihre Befehle.

Ich nehme die Freyheit, Ihnen einen Auszug aus einem Briefe des Herrn Ebert in Braunschweig[6]) an mich, zu senden. Es ist angenehm ruhmwürdigen Leuten zu gefallen. Erlauben Sie auch, wehrtester Herr, daß ich Ihrer Gewogenheit und Protection die Frau Ackermann[7]) empfehle, deren Talente und gute Eigenschaften sie eines bessern Loses würdig machen, als ihr zugefallen ist. Sie ist mit allen Talenten fürs Theater aus Noth und ungern eine Actrice. Ich habe ihr meine Achtung nicht besser zeigen können, als dadurch daß ich ihr die Role der Johanna Gray zu spielen gegeben, der sie soviel Ehre macht, als sie von ihr immer erhalten kan.[8])

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn,

Ew. Wohlgebohren

unterthäniger und gehorsamster

Diener

Wieland.

[Adresse:] à Monsieur

Monsieur Iselin

Secretaire de l'illustre Republique

de Bâle

à Bâle.

2.

Zürich den 9. Nov. 1758.

Hochedelgebohrner

Hochzuverehrender Herr,

Herr Prof. Bodmer hat die Gütigkeit gehabt, mir ein Schreiben von Ew. Hochedelg. zu communicieren, in welchem der Project noch weiter ausgeführt ist, der den Inhalt des Schreibens ausmachet, womit Sie mich den 13. Octob. beehret haben. Da Ihnen Herr Bodmer seine Gedanken[1]) ohnezweifel selbst gemeldet haben wird, so werde ich bloß für mich selbst reden. Für mich liegt darinn keine Schwierigkeit, daß dieser neue Project von dem Plan des vorgeschlagnen GemeinEidgenössischen Instituti in etwas abweicht, und die durch das letztere intentionierte Hauptabsicht nicht sonderlich zu erreichen scheint. Denn es wird vorausgesetzt, man müsse im kleinen anfangen

und gewissermaßen diejenigen erst erziehen, welche künftig die Beförderer und Ausführer des Großen Instituti seyn sollen. Wenn aber richtig wäre, daß der von HErrn Baltas. publicierte Project würklich unüberwindliche Schwierigkeiten hätte, So könnte auch das kleinere Priyat-Institutum nicht als ein Mittel zu künftiger Ausführung des grössern angesehen werden, und fiele also würklich der beträchtlichste Nutzen desselben weg. Diesem zufolge wäre unser Privat-Institutum nicht viel mehr als eine jede andre gute Privatschule, worinn die Jugend zu allen ihr convenablen Studien und Übungen angehalten wird; und da es weder den Evangelischen noch den Catholicken an dergleichen oder doch ähnlichen Anstalten fehlt, so scheint es nicht wahrscheinlich daß man auf unser Project Reflexion machen würde. Die ganz entsetzliche Nachlässigkeit die man in Absicht auf die Erziehung zeigt, und die fast durchgängig eingewurzelte Persuasion, daß ein Seckel voll Louisd'or mehr Realität habe als alle Wissenschaften zusammengenommen, bestärkt mich in dieser verdrieslichen Vermuthung. So wie ich unsere Leute kenne, werden wir nicht Sechs Familien finden, in denen man auf die Education eines Sohnes, ich will nicht sagen 85 Ducaten, sondern nur 50 jährlich verwenden würde. *Tanti Sapientia non emitur.* Und wenn sich ja außerhalb Zürich, einige wenige finden sollten, die sich eine solche Summe nicht reuen liessen, So ist eine Frage ob sie nicht lieber davor einen eignen geschikten Privatlehrer halten werden, dessen Sorge und Fleiß ihre Kinder nicht mit andern theilen müssen. Indessen möchte die Sache noch eher angehen, wenn bey unserm Instituto wenigstens die Lehrer nicht besoldet werden müsten, welches die Kosten merklich verminderte. Allein da ist die Schwierigkeit, daß mir an meinem Theil meine Umstände solches schlechterdings unmöglich machen. Die Uneigennützigkeit ist mir ebenso natürlich als das Athemholen, wie alle wissen, die mit mir jemals zu thun gehabt. Aber ich kan nicht wie der Paradiesvogel leben. Es ist übrigens sehr zu besorgen, wenn das von Ew. Hochedelg. entworfne Project publiciert würde, So würde die Verschweigung der Nahmen der Entreprenneurs nicht verhindern daß man nicht das Etablissement des Lehrers und die ihm zugedachten 100 Ducaten für die HauptSache und also den ganzen Vorschlag als ein *moyen de parvenir* ansehen würde, welches unsrer Absicht ganz zuwieder lieffe. Dieser Scrupel würde wegfallen, wenn es mir eben so möglich wäre, als es mir angenehm seyn würde, die edle Großmuth nachzuahmen, mit welcher Ew. Hochedelg. Selbst sich erboten haben, an der Instruction theil zu nehmen. Alles was ich thun könnte, wäre mich mit einer weitgeringern Summe zu begnügen, als Sie mir zugedacht haben.

Alle diese Betrachtungen machen mich glauben, daß es beßer wäre, wenn man diesen Project erst durch Briefe an Freunde in

verschiednen Cantons gelangen ließe und durch ihre Beyhülfe die nöthige Anzahl von Subscribenten zu bekommen trachtete, als wenn man einen Plan drucken ließe, der allem Ansehen nach ohne Nutzen wäre. Ich überlaße aber alles dem Gutachten Ew. Hochedelgeb., welche nähere Gelegenheit gehabt, die Denkart Ihrer Compatrioten kennen zu lernen.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn, Ew. Hochedelgebohren

gehorsamster und ergebenster
Diener
Wieland.

3.

Zürich den 4. Januar 1759.

Hochwohlgebohrner Herr,
Theuerster Freund und Gönner,

ich würde dero höchst verbindliches Schreiben[1]) nicht so lange unbeantwortet gelaßen haben, wenn ich nicht vorher die Entwiklung etlicher Umstände hätte erwarten wollen, die, wenn sie anders ausgefallen wäre, einige Veränderung in meiner Situation gemacht hätte.[2])

Ich bin von der liebreichen Vorsorge, die Sie für mich äussern, und von dero mir so schmeichelhaften Wunsche, mich in Ihre Vaterstadt zu ziehen, äußerst gerührt. Da ich Zürich veranlassen (sic) muß, Zürich, wo ich meine ersten und besten Freunde gefunden, wo ich gerne, wenn es nur möglich wäre, so lange bliebe, biß entweder alle die ich liebe, mir, oder ich ihnen allen, die Augen zugedrükt hätte, — da ich eine nur sehr dunkle Aussicht in die vor mir liegende Zukunft habe, und auf jeden Wink der Vorsicht begierig acht gebe, So muß es mir nothwendig ungemein erfreulich seyn, daß ich in Basel einen edelmüthigen Freund habe, der mir in dieser Stadt eine Art von Asyle zu finden Hofnung macht.

Der angebohrne Zug zu meinem kleinen und unscheinbaren Vaterland, und die Liebe zu den besten Eltern, deren annäherndes Alter zu versüssen, meine angenehmste Pflicht und mein lebhaftester Wunsch ist, machte mir zwar den Auffenthalt in Biberach vor allen andern Orten in der Welt vorzüglich. Allein es ist sehr ungewiß ob ich überall ein etablissement daselbst erhalten kan, und wenn ich eines erhalten hätte, ob ich nicht in einer ganz zerrütteten, halbpapistischen kleinen Reichsstadt in weniger Zeit das Opfer eines von niemand unterstüzten Eifers werden würde, den ich doch schwehrlich zurükhalten könte. Diese Umstände machen daß es ein grosses Glük für mich wäre, wenn ich auf eine andre Art und durch die anständige Arbeit etlicher Jahre, und sollten es gleich 10 oder 15 seyn, mich in den Stand setzen könnte, mein übriges Leben, wofern

ich länger leben soll, in einer freyen und philosophischen retraite zuzubringen.

Ew. Hochwohlgeb. würden mich ausnehmend verpflichten, wenn Sie mir eine bestimmte umständlichere Eröfnung[3]) darüber geben wollten, wie Sie glaubten, daß ich in Basel, Ihrem letzten Vorschlag nach, leben könnte. Das nützliche Vergnügen, mit Ihnen an dem gleichen Ort zu seyn, wäre allezeit einer der stärksten Reitze, die mich dahin zögen.

Wenn meine Wünsche und die Wünsche aller Redlichen, welche mit Ihrer Person oder Ihren Schriften bekannt sind, erfüllt werden, So werden Sie eine lange Reyhen von Jahren in dieser Welt, welcher Sie so nützlich sind, glüklich seyn, und es endlich nur aufhören zu seyn, um in einer bessern Welt noch glüklicher zu werden.

Ich verharre mit dankvollester Ergebenheit

Ew. Hochwolgebohren,

unterthäniger und verbundenster

Diener

Wieland.

[Adresse:] à Monsieur
Monsieur Iselin
Secretaire d'Etat de la Republique de Bâle, et
franche. à Bâle.

4.

Hochwolgebohrner Herr,
Theurester Freund und Gönner,

Die immer stärkern Proben Ihrer Freundschaft für mich, welche ich wohl in mehr als einer Bedeutung unverdient nennen mag, machen mich immer unfähiger Ihnen auszudrücken, wie Sehr ich mich Ihnen für So liebreiche und großmüthige Gesinnungen verbunden achte. Nichts würde mich mehr betrüben als wenn ich durch meine freye Eröfnung meines Hertzens nur den Schatten des Gedankens, als ob ich nicht den gantzen Werth Ihrer Fürsorge für mich empfände, erwecken würde. Doch ich beleidige das Großmüthigste Herz durch eine solche Besorgnis!

Soll ich es Ihnen also sagen? Mein erster Gedanke nach dem ich Ihren gütigen Brief gelesen hatte, war dieser daß ich Sie bedaurte, genöthiget zu seyn in B. zu leben, unter Leuten, die allem Ansehen nach sehr schlecht verdienen einen solchen Mitbürger zu haben.[1]) Was für einen Begriff geben Sie mir, (ohne wie es scheint die Absicht zu haben,) von ihren Landesleuten, wenn ich mich bey selbigen nicht öffentlich rühmen darf daß Sie mein Freund, ja wenn es mir hinderlich ist, wenn Sie nur Mine machen, daß Sie es seyen? Welch ein Glück könnte mir den Auffenthalt in einer solchen Stadt reitzend machen?

Ausser dem scheint es daß ich die Ehre habe Ihren Gelehrten So wohl als Ihren Staatsgliedern So bekannt zu seyn, daß es eine Menge Umstände, Zubereitungen, Empfehlungsschreiben, ja so gar die Empfehlung eines Kaufmanns braucht, um mir endlich die Erlaubnis zu verschaffen, in Basel Luft und [sic] zu athmen, und Ihre jungen Bürger Weisheit zu lehren. Es brauchte kaum halbsoviel mich völlig zu überzeugen, daß ich von denenjenigen nicht übel berichtet worden, welche mir den Esprit Ihrer Stadt beschrieben haben. Vielleicht hat mich das Schiksal noch nicht genug gedemüthiget. Aber ich kan mich itzt noch nicht zwingen, daß es mir vorkommt eine Zuflucht in B. unter Solchen Bedingungen könne nur alsdann gesucht werden, wenn man durch ein hartnäkiges Unglük genöthiget ist, einen verzweiffelten Entschluß zu nehmen. Zu allem diesem komt noch daß eben die Umstände, welche mich noch immer abgehalten haben, mich um eine academische Stelle in Deutschland zu bewerben, mir in B. zuwieder wären. Die Abhänglichkeit von Studenten, die Tadelsucht und die Mißgunst der Halbgelehrten, die Schicanen, die man von ihnen erwarten müßte, und wozu man ihnen auch wider seinen Willen, beständig Anlaß giebt, weil ihnen alles Anlaß giebt, — dieses allein ist schon genug mich zu vermögen, eher auf alles andere zu denken, als auf etwas das einem academischen Lehrer gleicht.[2]) Hier in Zürich hatte ich nicht ein eintziges von den Desagremens, deren ich erwähnt habe. Als ich hieher kam, wurde ich bey verschiedenen der vornehmsten StandsGliedern bestens aufgenomen und gar bald mit einer grössern Achtung beehrt als ich mir zu verdienen schmeichle. Die Freundschaft eines Br. u: B. war mir vielmehr förderlich als nachtheilig. Das Amt eines Privatlehrers von 3 oder 4 jungen Leuten aus guten Familien hat anstatt mich verächtlich zu machen, mir in vielen ansehnlichen Familien und bey Personen, denen ich sonst unbekannt geblieben wäre, einen Zutritt verschafft, wo ich nicht höflicher könnte tractiert werden, wenn ich schon Adel und Reichthum als Titel Hochachtung zu erwarten, aufzuweisen hätte. Kurz, ein Fremder kan an keinem Orte mehr Achtung und Wohlwollen und politesse genießen, als ich in Zürich von allen die ich kenne, empfangen habe. Und ich gestehe es daß ich ohne die äusserste Noth eine so glükliche Situation nicht mit dem humilianten Zustand vertauschen möchte, von einer Ringmauer voll reicher Kaufleute, üppiger Stutzer und geblähter Pedanten de haut en bas tractiert zu werden. Vergeben Sie, mein theuerster Herr und Freund daß ich mit einer Freymüthigkeit, die wo sie nicht unhöflich ist, doch sehr nahe an die Unhöflichkeit grenzt, von einer Stadt zu sprechen [wage], von der mir die Patr. Tr. und andere Anzeigen keinen vortheilhaftern Begriff gemacht haben. Ich zweiffle nicht daß es Leute von Verdiensten in genugsamer Anzahl daselbst habe; aber nach dem was ich aus dero Vorschlägen und Insinuationen

schließe, ist dennoch der Unterschied zwischen B. u. Z. weit größer als es seyn sollte. Je mehr Ähnlichkeit der Esprit einer Stadt mit dem Esprit von Amsterdam hat, desto weniger kan der Wunsch in mir aufsteigen, mich dahin zu begeben, und für einen Ankömling aus dem Monde angesehen zu werden.

Das einzige was alle diese desagremens würklich überwäge, wäre das Glück bey Ihnen zu seyn! Aber nach dem was Sie mir andeuten, würde es noch zweiffelhaft seyn, ob dieses mir unschäzbare Glück nicht sehr verbittert und der Genuß desselben auf mancherlei Art gehemmet würde.

So wenig mir indessen die vorgeschlagenen Bedingungen gefallen, (welche gewißlich die besten sind, die Sie thunlich fanden) So Sehr bin ich Ihnen dafür verpflichtet, daß Sie mich à toute condition bey Sich zu haben wünschen, und Sich auf eine so edle Art erbieten mir Dienste zu leisten. In beidem bewundre ich Ihren großmüthigen Character, und das erste sehe ich besonders als den stärksten Beweis von der Lebhaftigkeit Ihrer Freundschaft gegen mich an. Lehren Sie mich, wie ich selbiger immer besser würdig werden könne, und hören Sie nicht auf mit derselben zu beehren,

Ew. Hochwolgebohren
gehorsamsten und verbundensten
Diener
Wieland.

Zürich den 24sten Jenners
1759.

5.

Iselin an Wieland (Entwurf).

Hochzuehrender Herr
Teuerster Freund

Sie nöthigen mich durch Ihr letztes Schreiben mich gegen Sie zu rechtfertigen. Ich habe nicht, um mich Ihrer Außdrückung zu bedienen Sie a toute condition bey uns haben wollen. Ich habe noch vil minder geglaubet, Ihnen etwas vorzuschlagen das Ihrer Philosophie oder Ihrer Denkungsart unwürdig wäre. Ich hoffte durch meinen Entwurf meinem Vaterlande und Ihnen nützlich zu seyn. Ich bin weit entfernet zu so löblichen Absichten unanständige Mittel zu gebrauchen. Wenn ich ihnen angerahten habe sich mit Empfehlungsschreiben hieher zu begeben so war es nicht weil Sie hier nicht wol bekant sind. Es war weil diejenigen die uns in der Welt am meisten Dienste leisten, es selten im Ansehen der Verdienste tuhn die Sie an uns zu finden glauben. Die Empfehlung eines Freündes, die Begirde demselben Dienste zu leisten oder zu zeigen, das man im Stande ist Dienste zu leisten und Hundert andre meistens eitle Triebräder sind es insgemein was dieselben zu unserem Vorteile neiget. Sich die Eitelkeit und die Leidenschaften der Menschen zu Nuze zu machen um dieselben oder die Ihrigen Weisheit zu lehren

und also zu beßern hat die Philosofie niemals Ihrer unwürdig geachtet. Die Empfehlung eines Kaufmanns von dem Charakter Herrn Director Schulteißen würde niemals keinen Weisen entehren.

Ich habe nie daran gedacht sie zu einem Verläugner meiner Freundschaft zu machen. Da ich aber geglaubet es sey für Ihre und meine Absichten nöhtig daß Sie bey allen meinen Mitbürgeren gleich beliebt seyen, so war mein Endzweck nur denenienigen die gern alles niederreißen wollen, was andre bauen, und solche Leüte gibt es in Zürich und Biberach wie in Basel, allen Anlas zu benehmen, den sie wider unsre guten Absichten aus dem Grunde hätten ergreiffen können, das ich der einige Ursächer Ihrer Herkunft sey. Ich glaube nicht das weder Sie noch ich jemals an einen Ort in der Welt kommen werden da es nicht eine menge Leüte geben wird, die sich ein Vergnügen machen werden, unsre Entwürfe und Absichten zu zernichten.

Wo ist der gebohren, welcher allen wohl gefält;
Und woraus besteht die Welt? Meistenteils aus Dohren.

Sie irren sich wenn Sie sich vorstellen, das Sie nicht von vielen und auch von den Angesehnsten Leüten allhier mit einer so besonderen Achtung und Höflichkeit würden aufgenommen worden seyn, als in Zürich. Es gibt mitten in unserem, obgleich sehr kleinen, Amsterdam, noch Leüte die die Verdienste zu erkennen und zu schetzen wissen und unsere Gelehrte sind nicht so aufgeblähete Pedanten das sie nicht den Wert anderer geschickter Leüte zu bestimmen, und derselben Vortreffliche Eigenschafften zu lieben fähig wären. Bey der großen Verderbnus under deren wir seüfzen ist doch noch nicht so sehr alles Gute von uns verbanet, das ein verständiger Mann sich nicht anderst als durch die äußerste Demütigung bewegen laßen könne bey uns zu wohnen. Ich bedaure sehr daß mir eine Hofnung fehl geschlagen, die mir in vilen Gesichtspunkten eine so schöne Aussicht versprach. Ich wünsche Ihnen von Hertzen ein Ihnen würdiges Glücke und überlaße was ich hier die Freyheit genommen Ihnen aufrichtig und mit reiner freundschaftlicher Vertraulichkeit zu schreiben Ihren Betrachtungen. Ich habe die Ehre mit Hochachtungsvoller Ergebenheit zu seyn

Meines Hochzuehrenden Herren
und
Teüresten Freündes
gehorsammer Diener
[Isaak Iselin]

Basel den 9. Hornungs
1759.

6.

Hochedelgebohrner Herr
Hochgeschäztester Herr und Freund

Ich bin ganz beschämt daß ich es so lange habe anstehen lassen, Ihnen von der Veränderung Nachricht zu geben, die in meinen

Umständen vorgefallen ist. Vielleicht sind Sie schon durch andere Freunde davon berichtet worden[1]), und bleibt mir also nichts übrig als zu melden daß der Tag meiner Abreise der Eilfte dieses Monats seyn wird.

Es wurden mir zwey Vorschläge gethan; der letzte den ich annahm, war von Herrn Landvogt Sinner von Interlacken. Ich werde seine beyden Knaben nebst zween andern die ich zu Bern selbst auslesen soll, unterweisen und so lange biß ich eine andre anständige pension finde, wo ich für mich selbst ungezwungen leben kan, mich in seinem Hause aufhalten. Die Bedingungen waren so anständig, und der Character den man mir von diesem Herrn Sinner machte, so schön, daß ich kein Bedenken fand, einen Vorschlag anzunehmen[2]), der mir Anlaß gab, mich einige Zeit in Bern aufzuhalten. Ob dieser Auffenthalt dazu dienen werde, mich dem eintzigen Glück, welches ich ambitioniere, einer freyen und sorgenlosen retraite für die Zukunft, näher zu bringen, wird die Zeit lehren müssen.

Es ist mir ungemein erfreulich, daß ich länger in einem Lande bleiben kan, wo Sie, mein theuerster Herr und Freund, leben, und wo ich mir immer mit der Hofnung, Sie persönlich zu sehen, schmeicheln kan. In Ermanglung dieses Vergnügens habe ich dasjenige mit Ihrem Geiste zu conversieren und hoffe es noch öfter zu haben, wenn die Geschäfte womit Sie überhäufft sind, Ihnen, wie ich wünsche, ferner erlauben die Welt zu belehren und zu bessern.

Ich habe mich durch meine Nachläßigkeit der Ehre Ihres Briefwechsels unwürdig gemacht. Aber erlauben Sie mir Sie zu versichern daß niemand Sie mehr bewundert und liebet als ich, und daß einer meiner eifrigsten Wünsche ist, Ihres Beyfalls und Ihrer Freundschaft immer würdiger zu werden.

Sie Sind So gütig gewesen[3]) mich auf die verbindlichste und liebreichste Art zu Sich einzuladen, da Sie aus einem Briefe des Herrn Dir. Schulthess schlossen daß ich nach Basel kommen würde. Hätte ich dem Triebe meines Herzens folgen können, So wäre ich unverzüglich zu Ihnen geflogen. Aber es war nicht einzurichten. Ich habe nur nicht einmal Zeit gehabt, meine Freunde in Winterthur zu besuchen, die so nahe in Zürich leben. Die Glükseligkeit alle seine wahren Freunde allezeit bey Sich zu haben, wird ein Theil des himlischen Lebens seyn, auf welches wir hoffen. Sie wären für das gegenwärtige Leben zu groß. Wenn Sie Zeit finden über den Cyrus, wovon ich Ihnen die 5 ersten Gesänge sende, einige Anmerkungen zu machen, die mir dieneten ihn näher zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, die ich ihm zu geben wünschte, So würden Sie mich unendlich verpflichten.[4])

Leben Sie gesund und glüklich, mein theuerster Herr und Freund! Die lebhafte Empfindung die ich von Ihren Verdiensten und von Ihrem vortreflichen Caracter habe, macht Ihre Gesundheit

zum Gegenstand meiner feurigsten Wünsche. Alles übrige was zur Glükseligkeit gehört wird Ihnen Ihre Tugend geben! Möchte ich die Fortsetzung Ihrer Gewogenheit noch durch etwas mehrers verdienen können, als durch die aufrichtige Hochachtung und Ergebenheit, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ew. HochEdelgebohren

unterthäniger und gehorsamster

Diener

Wieland.

7.

Monsieur et tres honoré Patron,

J'ai reçu de Mr Fellenberg[1]) l'agreable present, dont Vous avés bien voulû me regaler[2]), et qui comme une marque de Votre gracieux souvenir a un double prix à mes yeux. Je felicite, Monsieur, Votre patrie et le Public de ce nouveau fruit de Vos loisirs, et je remercie le Ciel de tout mon coeur, de ce qu'il Vous a conservé une vie que Vous emploiés si noblement à avancer la Verité et le bonheur des Humains. J'ai été charmé de Vous voir au sein de cette belle retraite, dont Vous nous donnés un tableau si interessant, Vous occuper du Sujet le plus beau, le plus sublime et le plus important, sur lequel l'Esprit humain puisse s'exercer; et ma satisfaction étoit d'autant plus grande, que jy avois un interet particulier, m'ayant proposé depuis quelque tems de m'essayer sur le probleme de la meilleure legislation[3]), probleme dont la solution semble au dessus de la portée de l'Esprit humain, mais qui me paroit susceptible d'une espece d'approximation, qui rend la solution la plus simple et la plus satisfaisante qu'il est possible de donner equivalente à la veritable. Je prendrai la liberté, Monsieur, de Vous en donner une Esquisse. Mon but dans l'Essai en question sera de prouver, que Dieu est et peut seul être le Legislateur des Etres intelligens, comme de la Nature en general; que les Legislateurs, qui créent des Loix, en créent des mauvaises, que tout est déja fait et qu'il ne leur reste autre chose, que d'interroger la Nature et d'etudier les Loix du Monarque de l'Univers gravées en caracteres tres lisibles à tout etre qui pense, et derivées immediatement de la Constitution, de l'Enchainement et des causes finales de tous les Etres; que tous les Legislateurs actuels et pretendus ont manqué le vrai but par l'ignorance volontaire ou involontaire de ces loix; que l'Etat qu'ils donnent aux hommes est comme dit Montesquieu un Etat de guerre, et qu'au lieu de former des hommes, ils ne forment que toute sorte de Caricatures, de monstres moraux, et que ce n'est que dans l'Etat de la Nature, que l'homme est parfait et heureux, parceque ce n'est que dans cet Etat qu'il est homme; que la plupart des Philosophes se sont trompés sur l'Etat de la Nature et que nous n'avons de cet Etat de perfection qu'une connoissance tres ob-

seure, ainsi que de la maniere dont nous en sommes déchus, et dont nous trouvons quelques traces presqu' eteintes chés quelques Nations sauvages anciennes et modernes; que toutes nos Sciences, nos Arts, nos Vertus, ne sont que des foibles restes qui nous montrent ce que nos facultés auroient été dans le Veritable Etat de la Nature; que Pythagore et Platon ont été les seuls parmi les Philosophes, qui ont deviné la Nature humaine et le veritable Sisteme de l'Univers; que la Religion de Jesus-Christ est la meilleure et l'unique legislation qui convient à l'Homme degradé; que la source de presque tous nos maux est dans la contradiction entre nos Loix, constitutions, moeurs et coutumes et le Christianisme, c'est à dire la Nature, l'Etat et la Destination des hommes; que tous les Caracteres d'une legislation telle qu'on a cherché en vain jusqu'ici se trouveroient reunis dans celle qui seroit fondée sur le Christianisme joint à la saine philosophie; que par une telle legislation les hommes arriveroient rapidement à un degré de perfection physique et morale incroyable à nous qui en comparaison de ce que l'Homme pourroit être, ne sommes à peine ce que les Caffres sont en comparaison des Grecs et des anciens Romains.

Toutes ces propositions avec plusieurs autres relatives au Sujet seront prouvées d'une maniere tres claire, simple et appuyée autant qu'il est possible sur des faits et des observations qui meriteront l'attention des Philosophes.

Aprés etre convenu, que la reforme du Genre Humain sur le plan d'une Legislation chretienne ne sera l'ouvrage d'un Mortel, je tacherai de faire voir, que cet Essai peut servir au moins, à donner la veritable raison de l'insuffisance de toutes nos Loix, Projets, Sistemes de Morale et de Theologie et de tous nos efforts pour améliorer la Societe Civile; à faire renoncer Messieurs les Philosophes, Deistes, Pantheistes, Epicuréens et Stoiciens de notre tres philosophique siecle, à leurs vaines tentatives de remedier aux maux du Genre humain et à convaincre les Gens de bien que l'Avancement du Christianisme est tout ce qu'on peut faire de plus raisonnable pour le bien réel de ce bas-monde; à quoi j'ajouterai quelques projets d'une execution très Simple sur les moyens dont on se pourroit servir avec le plus de succés pour amener peu à peu les Hommes à un Etat moins miserable et plus approchant de celui des Etres raisonnables.

Voila, mon cher Monsieur le plan de l'ouvrage que je me propose d'executer dés que l'edition de tous mes ouvrages poetiques, qui m'occupe à present, sera arrangée. Je conçois toute la difficulté de cette entreprise, aussi je ne me propose pas d'en donner qu'une esquisse qui servira peutêtre à animer des Hommes plus habiles et plus savans que moi, à traiter cette matiere avec toute l'etendue et avec cette profonde erudition, qu'elle demande. Peutêtre qu'avant

que d'entreprendre l'execution de cette ouvrage, je me mettrai à composer quelques Essais preliminaires sur diverses matieres relatives à mon sujet qui serviront à le preparer, et dans lesquels je m'étendrai sur plusieurs articles, que le plan de l'ouvrage principal ne permettra que d'effleurer. Je serois charmé si les idées que je viens de Vous proposer, Monsieur, se trouveroient dignes de Votre approbation, et je le serois d'avantage, si par vos sages reflexions vous daigneriés les rectifier ou perfectioner en maniere quelquonque.

Vous avés eu la bonté, Mon cher Monsieur, de demander à M^r. F. de mes nouvelles.[4]) Il ne falloit pas les 9 semaines que j'ai passé dans la Maison de M^r. S. pour m'ouvrir les yeux sur une Situation qu'on m'avoit presentée dans un trop beau jour lorsque j'etois encor à Zuric. Je ne me trouvai pas destiné à passer mon tems à faire apprendre de petits enfans les premiers elemens de la grammaire; mille circonstances concouroient à me rendre cette Situation insupportable; le conseil de mes amis m'encouragea dans la resolution que j'avois prise de m'en affranchir; enfin je fis ma proposition à M^r. S. il gouta d'abord mes raisons, mais quelques jours aprés il changea de langage et de conduite et se montra tres piqué d'un procedé que tous les gens impartials trouvoient tres naturel et tres raisonnable, principalement parceque je ne m'etois jamais engagé à M^r. S. de rester quelque tems determiné avec lui: Je souhaiterois de pouvoir vous mettre au fait de la moindre circonstance de toute cette affaire; mais je vois bien qu'il faudroit un volume pour cela, et c'est ce qui m'oblige de remettre ma justification auprés de Vous à quelque occasion, ou j'aurai le bonheur de Vous voir. En general je me trouve extremement deplacé à Berne, c'est un monde tout nouveau pour moi, mais ce monde n'a pas l'honneur de me plaire, et je ne trouve pas mauvais qu'il me rend la pareille. Je Vous avoue que sans quelques amis[5]) de coeur, qui me consolent de l'eloignement de mes amis de Zuric et de Winthertour, j'aurois succombé à la tristesse noire et accablante, qui s'avoit emparé de moi du premier moment de mon Sejour içi et que ni le bon accueil qu'on me fit de toute part, ni les plaisirs qu'on se disputa à me procurer, ne pûrent distraire que pour quelques momens. Depuis que j'ai quitté la maison de M^r. S. j'ai pris de nouveaux arrangemens, ou je suis beaucoup mieux à tous Egards. Je suis en pension chés M^r. le Professeur Wilhelmi[6]), homme d'un merite distingué, je donne quelques heures des lessons à quelques jeunes Hommes de bonne maison, et j'ai raison d'esperer de pouvoir passer assés agreablement le tems, que je serai obligé de rester içi. Au reste je n'ai pas besoin de Vous dire que pendant ces 14 semaines, que je suis içi, je n'ai pas eu ni assés de tems ni assés de liberté et de tranquilité pour continuer mes ouvrages commencés ou en entreprendre de nouveaux; mais je me rassure sur l'hiver prochain, qui me procurera,

à ce que j'espere, une situation approchante de cette delicieuse solitude, ou j'ai passé au milieu de Zuric les plus belles années de ma Vie. J'ai l'honneur d'etre avec un Respect et un devouement parfait,

Monsieur,

Berne ce 2. Octobre 1759.

Votre tres humble et tres obeissant Serviteur
Wieland.

8.

à Biberach, ce 9. 8bre 1764.

La chere et precieuse marque de Votre Souvenir[1]), Monsieur et tres honoré Patron, que vous aves bien voulû me donner il y a quelque tems par l'entremise de notre ami commun, Mr. Zimmermann, m'inspire assés de confiance en cette amitié que vous me conservez si gracieusement et dont la continuation fera toujours une partie essentielle de mon bonheur, pour oser recourir à Vous, le seul ami que j'ai à Basle, dans une occasion ou ce n'est que par le moyen d'un ami dans Vos contrées que je pourrois rendre quelque service à un Seigneur d'un Merite distingué et auquel je suis attaché par les Liens de la reconnoissance autant que par estime personelle. Je prends ce recours à Vous avec d'autant moins de timidité, que c'est peutetre Vous offrir l'occasion de rendre service à votre tour à quelqu'un que vous trouvés digne de Votre protection. Vous verrés Monsieur, par la Notte, que je prends la liberté de joindre, qu'il s'agit d'un Medecin pour la personne d'un Seigneur allemand. Je comprend trés bien que la Recherche de quelque Esculape, tel qu'on le souhaite, n'est pas une commission convenable à un Homme d'Etat; aussi je suis bien éloigné de presumer de Vous en charger directement; tout ce que j'ose Vous prier c'est de communiquer cette Notte à quelque habile Medecin de Vos amis, et de Vous servir de Votre credit auprés de Lui, pour le disposer à chercher et à me proposer s'il est possible un sujet tel qu'on desire et à qui cette place puisse convenir. Il m'est bien permis de Vous confier sub rosà que le Seigneur dont il s'agit est le Comte regnant de Stadion-Warthausen, Grand-maitre de la Cour Electorale de Mayence, Vieillard egalement respectable par Ses merites, qu'aimable par le feu de son esprit et les agremens de son commerce qu'il conserve encor dans un âge ou mille autres ne font à peine que vegeter encore. J'ose garantir à un Homme de merite qu'il trouvera bien des agremens dans cette place, qui me semble convenir préfèrablement à un Homme qui aime les Lettres et le loisir philosophique. S'il est auteur, et par consequent de cette classe d'Humains, qui amant nemus etc. etc. tant mieux pour Lui; il trouvera à W . . . une campagne charmante, des jardins et des promenades faits pour la reverie

et la meditation, une bibliotheque choisie, et une petite Societé de personnes éclairées, amis de la bonne lecture, et dans laquelle il ne dependra que de lui de se faire des amis particuliers. Un concert d'assés habiles Musiciens, qui se fait tous les soirs pendant d'une heure, est un agrement de plus pour un Amateur de la Musique. Enfin il n'y a rien de parfait dans ce monde, et tout état dans la Societé a ses peines; mais je n'hesite point d'assurer que cette place que j'offre à tout Medecin habile et honnet-homme qui n'est pas encore placé ou qui ne l'est pas plus avantageusement, est celle que je prefererois à tout autre etablissement, si j'etois Medecin.
Que je serai charmé, Monsieur, si par une heureuse combinaison des circonstances ce pourroit être pour Vous ou pour quelqu'un de Vos amis l'occasion de Servir quelque Homme de Merite! C'est dans cette esperance que je Vous supplie de vouloir bien prendre la peine de Vous informer par Vos amis, s'il y a à Basle ou dans quelque autre endroit de Votre connoissance un Medecin, qui auroit envie d'accepter cet établissement — et de m'informer du resultat de Vos recherches, aussitôt que Votre convenance le permettra. La religion ne fera point de difficulté; qu'il soit bon Medecin, qu'il aime Dieu et son prochain et on le dispensera tres volontierement d'aller à la Messe. Le Comte deteste rien au de la de l'intolerance et de la Superstition et il a dans le pais de Würtemberg une seigneurie considerable avec une petite ville, dont tous les habitans sont protestans, et bien charmés de l'avoir pour maitre.

Vous etes trop habitué à trouver du plaisir à Vous employer au bien d'autrui, pour que je ne croyasse Vous offenser en Vous demandant pardon de la liberté que je prends de m'addresser à Vos bons offices dans cette occasion. Puissiés-vous trouver des occasions ou Vous me pourrés rendre assés heureux de Vous etre bon à quelque chose; je le souhaite avec ardeur et Vous me trouverés toujours entierement à Vous.

Mr. La Roche[2]), Eleve, Favori et premier Baillif du Comte de Stadion, un des hommes les plus éclairés, les plus sages et des plus hommes-de bien, qu'il y a, et qui jouit de cette reputation partout ou il a vecû avec son Maitre et Ami, assure le respectable et aimable auteur der Geschichte der Menschheit de son estime particuliere; l'eloge qu'il me fit un jour de cet ouvrage me donna l'occasion de lui apprendre le nom de l'auteur et de son Merite personnel.

Adieu, Monsieur et cher Patron, vivés, vivés, puisque vous ne pouvés etre immortel, aussi longtems que le terme de l'Humanité le concede, pour le bien de Votre Patrie et celui des Hommes en general, et n'oubliés jamais parmi Vos amis et admirateurs les plus zélés

Votre tres h[umble] — et tres devoué

Wieland.

P. M.

Un Seigneur, demeurant à la Campagne et retiré du Grand-Monde, ou il a passé la plus grande Partie de sa Vie, souffrant beaucoup de Nerfs, de flatuosité, de courte haleine etc. symtomes d'une Maladie chronique qui le travaille depuis plus de vingt ans, mais qui néanmoins à l'age de 74 ans jouit d'un temperament robuste et dont les parties nobles ne sont aucunement attaqués, souhaiteroit d'etablir dans sa Terre et autour prés de sa personne un habile Medecin, dont la Science et l'Experience seroit en etat de porter quelque soulagement à ses maux personels, à soigner en même tems la santé du nombreux domestique de Sa maison et de la Seigneurie entiere.

Quant aux qualités independantes de l'art salutaire et personelles de ce Medecin, on desireroit qu'il ne fut point marié, qu'il fut ami des Sciences, d'une humeur comportable, point yvrogne, d'un Caractere social, compatissant et humain.

Ses devoirs se concentrent 1mo et principalement à la personal du Maitre, à employer tous les ressors de son sçavoir pour soulager ses incommodités et lui conserver ses jours.

2do à porter les mêmes attentions à Sa famille et à tous ceux qui sont attachés à Son Service.

3^{tio} à ne point s'absenter de Nuit et se trouver regulierement tous les soirs à 9 heures à la maison et d'assister au Coucher du Maitre; moyennant quoi

4to il aura la pratique de Son Art libre non seulement en onze villages, qui appartiennent à la Seigneurie, mais aussi dans tout le païs d'alentour et particulièrement dans une ville Imperiale qui n'est qu'à une demie lieue du Chateau Seigneurial ou il y a deux bonnes Apothicaireries mais de tres mediocres Medecins.

5to Il sera obligé pourtant de determiner à son choix une matinée de la semaine, qu'il donnera gratis aux Sujets NB. pauvres de la Seigneurie, bien entendu que les autres le payeront selon la taxe établie dans le païs.

Ses Gages feront 450 Florins d'Émpire, payés à chaque écheance de Quartier. Il sera bien logé, ayant sa chambre meublée au chateau. Il aura la Table du Maitre, feu et chandelle francs, avec bien d'autres douceurs et agremens trop longs à detailler.

Il ne viendra qu'à lui de se conserver tous ces avantages par les soins qu'il donnera à la Conservation du Maitre, mais si Dieu diposeroit de ses jours et que par consequent la table cesseroit au Chateau; Il auroit outre les 450 Florins et le logement, 8 Malter Seigle, 4 Malter de froment, grosse mesure du païs, et un Eymer de Vin, mesure de Würtemberg — etablissement assuré pour toute sa vie, corroboré du Pere et du Fils et tres avantageux pour un habile homme, dont la Pratique pourra facilement doubler le fond des Gages qu'il tire de la Seigneurie.

Il trouvera en outre pour ses amusemens une Bibliotheque nombreuse et choisie de Philosophie et de belles-lettres, une collection complette d'Instrumens de Physique experimentale, l'agrément de la chasse, bonne compagnie, et tous les moyens de passer une vie douce, sans qu'il soit obligé à la moindre depense en habits ou autres provisions de Luxe.

On ne veut ni François ni Italien; qu'il soit Suisse ou Allemand; s'il entend des langues etrangeres, tant mieux. Qu'il ait étudié en bonne école et pratiqué son art sous d'habiles maitres. Qu'il soit dans un age raisonnable, appliqué à Sa Science, particulierement dans ce qu'on appelle des Maux chroniques; qu'il s'attache à Son Maitre et Bienfaiteur, et il aura un sort digne d'envie.

9.

Erfurt den 12. May 1772!

Mein Theurster Herr und Freund.

Unser neuangekommener Regierungsrath und Professor Springer[1]) giebt mir die angenehme Versicherung, daß Sie noch immer mit Freundschaft sich meiner erinnerten. Dies macht mich so dreiste mich in einer Angelegenheit[2]) an Sie zu wenden, deren Beschaffenheit Sie aus beygelegten Nachrichten an das Publicum zu ersehen belieben werden. Der Eyfer womit, ausser meinen Freunden in engerem Verstande, viele Personen vom ersten Rang in Deutschland sich die Beförderung dieser Sache angelegen seyn lassen, übertrift meine Erwartung. Ich sage dies nicht als ob ich glaubte, ein Freund und Günstling der philosophischen Muse, wie Iselin, habe eine andre Aufmunterung, um selbst ein Beförderer eines solchen Vorhabens zu seyn, vonnöthen, als den Antrieb Seines eigenen edlen Herzens. Ich gestehe Willig, daß der Gedancke, von dem Debit meiner Schriften, der bisher nur den Buchhändler bereichert hat, endlich auch einmal einigen Vortheil zu ziehen, der erste Beweggrund ist, der mich zu dieser Subscriptions-Sache vermocht hat; und ich bin nicht albern genug, diesen Beweggrund der Welt für edel und uneigennützig aufschwatzen zu wollen. Aber die Betrachtung, daß es den Liebhabern meiner Schriften gleichgültig seyn müsse, ob sie mein Buch einem Buchhändler oder mir selbst abkauffen, oder vielmehr, daß der Verfasser des Agathon ihnen nicht so gleichgültig seyn könne, um den Vortheil, den sonst die Sosiasten[3]) von seinem Wercke ziehen würden, lieber ihm selbst zuzuwenden, — diese Betrachtung läßt mich hoffen daß der bessere Theil des Publici diese Unternehmung meines vortrefflichen Jacobi[4]), welche mich zu nahe angeht, um nicht auch die Meinige zu seyn, in keinem widrigen Lichte betrachten werde. Ein glücklicher Erfolg derselben würde mich in den Stand setzen, künftig mit mehr Muße zu studieren, und weniger aber besser zu arbeiten; und ohnezweifel würde das Publicum

hiebey am meisten gewinnen. Aber die Anzahl derjenigen, welche unter den Edeln und Begüterten unter meiner Nation edel genug denken, um an der Beförderung der Litteratur, des Geschmacks und der Philosophie unter derselben mit einiger Wärme Antheil zu nehmen, ist noch so klein, daß ich mir nur einen sehr mittelmäßigen Erfolg versprechen kan. Indessen, da ich nun einmal über den Rubicon gegangen bin, so kan ich nicht umbin, allenthalben so weit die deutsche Sprache reicht, alle meine Freunde um ihren Beystand in dieser meiner Angelegenheit zu erbitten. Sollten Sie, mein Liebenswürdiger Freund, in Basel oder sonst unter Ihren Bekannten in der Schweiz einige Liebhaber für unsern Agathon zusammenbringen können, welche lieber ein dem Nationalgeschmack Ehre machendes Vorhaben befördern helfen, als auf einen wohlfeilern Nachdruck (der von niederträchtigen Buchhändlern vermuthlich bald genug zu meinem Schaden wird veranstaltet werden) warten wollen: So bitte ich die Nahmen derselben mir oder meinem Jacobi (wie es Ihnen am gelegensten ist) bekannt zu machen. Ich habe, ausser der Orell und Geßnerischen Buchhandlung[5]), mich sonst noch an niemand in der Schweiz gewendet. Ein Geschäfte dieser Art muß wenn es nur einigermaaßen reussieren soll mit einiger Lebhaftigkeit betrieben werden; und dies ist gerade, was ich Ihnen, Mein Verehrenswerther Freund, in Rücksicht Ihrer eigenen wichtigen Geschäfte und andrer Umstände, nicht zumuthen kan. Aber vielleicht finden Sich unter Ihren Freunden einige, deren sie Sich hiezu bedienen können. Ich überlasse Dies alles lediglich Ihrer Neigung und Convenienz. Sollte Ihre Verwendung auch ohne allen Erfolg bleiben, so habe ich doch genug gewonnen, wenn diese Gelegenheit die Eindrücke der freundschaftlichen Gesinnungen wieder in Ihrem Herzen anfrischet, womit Sie mich vor vielen Jahren beehrt und aufgemuntert haben. In dem Meinigen wird die aufrichtigste Hochachtung und zärtlichste Liebe, — Gesinnungen, welche Sie Sich längst von allen das Wahre und Gute liebenden Menschen erworben haben — nie erkalten, womit ich immer gerne bin und immer bleiben werde

Ihr

ganz eigener

Wieland.

10.

Iselin an Wieland (Entwurf).

Mein theuerster Herr und Freund

Herr Regierungsrath Springer läßt meinen Gesinnungen gegen Sie Gerechtigkeit widerfahren, wenn er Sie versichert daß ich noch immer von Hochachtung und von Freundschaft gegen Sie erfüllt bin. Ich bewundre in Ihnen das Genie welches der deutschen Litteratur am meisten Ehre machet und jede Begebenheit die Ihr Glück

und Ihren Wohlstand vermehret ist mir höchst erfreulich. Auch würde ich mit dem lebhaftesten Vergnügen an dem Geschäfte Theil nehmen zu dem Sie mich neben andern auffordern, wenn ich mich berechtiget glaubete nur der Stimme der Freundschaft und der Bewunderung allein zu folgen.[1]) Ich siehe mich aber durch höhere Betrachtungen genöthiget, eine Ehre zu verbitten die mir höchst kostbar seyn würde wenn ich sie annehmen könnte. Mit einem Manne den ich hochschätze und verehre soll ich billich ohne Umschweife reden. Ich kann mich nicht entschließen an der Ausbreitung und an der Beförderung von Schriften Theil zu nehmen deren Geist und deren Thon bey den meisten Lesern eine nach meinen einfältigen Begriffen sehr schädliche Gleichgiltigkeit für die Grundsätze veranlassen müßen die für die wahre Glückseeligkeit des Menschen von der größten Wichtigkeit sind. Ich bewundere den Agathon und alle Ihre neueren Schriften. Ich empfinde bey der Lesung derselben ein Vergnügen das demjenigen ähnlich ist, welches ich bey der Lesung der Werke eines Voltaire und eines Rousseau empfinde.[2]) Allein mein Vergnügen wird dabey immer durch den Gedanken verbittert, daß eben diese Zauberischen Reize die mich entzücken für andre und für viele andre der Zunder verderblicher Gesinnungen und allzuheftiger Leidenschaften werden könne. Vielleicht ist diese Furcht übertrieben, allein so lange ich sie für gegründet halte, kan ich nicht anders als derselben gemäß handeln — und wer weiß ob nicht eine Zeit bevorstehet da Sie selbst auf diese Weise denken werden. Immer aber werden wir einander lieben können, wenn schon unsre Denkungsart immer ungleich bleiben sollte. Ich verharre mit der lebhaftesten Bewunderung und Ergebenheit

Ihr

gehorsamster Diener

Isaak Iselin.

11 (Entwurf).

Basel den 10ten Augst 1773.

An Herrn Hofrath Wieland
in Weimar.

Sie verlangen verehrungswürdiger Freund den Recensenten des goldnen Spiegels[1]) zu kennen. Ich sehe zwar nicht daß diese Entdeckung Ihnen sonderlich angelegen seyn solle. Da mir aber Herr Nicolai[2]) meldet daß Ihnen solche einiges Vergnügen machen würde so mache ich mir kein Bedenken Ihnen zu sagen daß ich es bin. Ich hoffe Sie werden darinn den Mann nicht verkennen der seit mehr als zwanzig Jahren Ihr Genie bewundert, Ihre Person liebet und Ihre Schriften immer mit der wärmsten Theilnehmung liest; obgleich eben so wenig als die kühnen Ausflüge welche Sie ehmals bisweilen in das Empyrium thaten er die kleinen Aus-

schweifungen nach seinem Geschmacke findet, welche Sie seit einiger Zeit in die Gärten der Epicureer gewaget haben. — Aus diesen Gesinnungen die Ihr edels Herz wenn sie mich auch zu Irrthümern verleitet hätten nicht misbilligen kann floß die Wärme mit deren ich dasjenige an Ihrem vortrefflichen Werke tadelte, das mir daran bedenklich schien. Wahrheit in den Meynungen und Richtigkeit in den Gefühlen sind die einzigen Quellen der höheren Glückseeligkeit der Menschen. Mir scheinen dieselben in dem goldnen Spiegel hin und wieder verletzet; und wie höher in meinen Augen der Mann stand von welchem die Verletzung herrührte: desto dringender fand ich die Pflicht sie zu bemerken und meine Nebenmenschen davor zu warnen. Ich gestehe Ihnen indessen gerne daß ich mit mir selbst über verschiedene Stellen in dem Schluße dieser Anzeige ziemlich unzufrieden bin. Ich hätte meine Empfindlichkeit über einige Züge durch welche Sie über mich sich lustig zu machen schienen vielleicht ganz unterdrücken wenigstens nicht so lebhaft zeigen können. Allein Ihr eigenes Gewissen wird bey Ihnen entscheiden ob ich ganz unrecht gehabt habe oder nicht. So weit über unser Verhältnis als Verfasser und als Recensent die unmöglich — durchaus gleich denken können.

Lasset uns nun als Freunde mit einander reden.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück daß die Vorsehung Sie in eine Lage versetzet hat wo Sie für die Glückseeligkeit vieler Menschen unter den Augen einer weisen und erleuchteten Fürstinn an der Vervollkommnung der Erziehung hoffnungsvoller Prinzen arbeiten können. Der Himmel wolle ihre Bemühungen mit den glücklichsten Erfolgen bekrönen und er lasse Sie auf dieser Bahn lauter Rosen finden.

Ausser das meine Gesundheit merklich gelitten hat hat sich seit vielen Jahren in meinen Umständen nichts geändert und auch nichts an den hochachtungsvollen Gesinnungen mit denen ich immer gewesen bin

Verehrungswürdiger Freund
Ihr Ergebenster
I. I.

Erläuterungen.

1.

1) Stadtschreiber S. Hirzel, J. K. Hirzel, der Stadtarzt, J. J. Bodmer — doch enthält der Nachlass Iselins nur einen einzigen Brief von diesem.

2) Wieland lebte der Ueberzeugung, er habe dieses Wort unter den Deutschen zuerst angewendet (Brief an Zimmermann vom 12. Juni 1759). Er täuschte sich freilich darin.

3) Iselins „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" waren im nämlichen Jahre 1758 bei Orell, Gessner & Comp. in Zürich zum zweiten Mal aufgelegt worden.

4) Staatsrath Franz Urs Balthasar hatte 1744 eine, die Regeneration der Schweiz besprechende Schrift „Patriotische Träume eines Eydgnossen, von einem Mittel, die veraltete Eydgnoßschaft wieder zu verjüngen" geschrieben, und Iselin das Manuscript im Spätsommer 1758, ohne damals noch den Verfasser zu kennen, in der Nähe von Basel drucken lassen. Es war darin eine gemeinsame Schulanstalt zur Erziehung talentvoller Patricierknaben vorgesehen, die genauere Einrichtung derselben jedoch nicht ausgeführt. Iselin fand den Vorschlag seiner feurigsten Zustimmung würdig und theilte Wielanden und Bodmern, die er zur Ausführung des Planes für sehr geeignet hielt, im Spätsommer 1758 des genaueren seine Ansichten mit. Er wollte die „Pflanzschule" (Seminarium) in Basel haben und das ganze Unternehmen durch Privatcorrespondenz einleiten, wie es selber denn auch nicht Staatsangelegenheit werden dürfte. Wieland hätte die jungen Leute in den Studien zu unterrichten gehabt, „die den tugendhaften Menschen und den guten Bürger bilden" (Ungedr. Corresp. Iselins mit Salomon Hirzel). Ursprünglich hatte Iselin daran gedacht, Bodmern die „Erklärung der allgemeinen und Eydsgenöß. Geschichte" an der projectierten Anstalt zu überlassen; später trat der Gedanke ihm nahe, dieses Fach selber zu übernehmen.

5) Wielands „Plan von einer neuen Art von Privat-Unterweisung"*), ein Bogen in Quarto (Stadtbibliothek Zürich Var. Gal. Ch. 45), datiert vom 12. Hornung 1754. Das Schriftstück ist bei Goedeke nicht verzeichnet. „Ich publicirte", berichtet Wieland am 20. Februar 1759 an Zimmermann mit Bezug auf den Zeitpunct, wo er das Haus Bodmers zu verlassen dachte, „ohne Nahmen, einen lange zuvor, ohne Absicht auf Zürich, aufgesetzten Plan einer Privatschule. Er gefiel. Viele wackere Leute interessirten sich mächtiglich für die Realisirung dieses Planes, ohne den Urheber zu errathen. Herr Rathsherr Heidegger errieth ihn. Ein reicher und genereuser Negociant und ein Edelmann übergaben mir ihre Söhne" u. s. f. (Ausgewählte Briefe von Ch. M. Wieland I, 337). Ferner veröffentlichte Wieland „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen", wovon er im Texte des Briefes dann spricht; sie sind 1758, 36 S. in 8°, zu Zürich erschienen (vgl. Goedeke) und dürfen nicht verwechselt werden mit dem „Plan einer Akademie, zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. Zürich 1758." Mörikofer schätzt diese Schrift, anders als Lessing, sehr hoch, bringt sie aber doch nicht in ganz zutreffende historische Beleuchtung.

*) Wieder abgedruckt durch L. Hirzel in dieser Zeitschrift, Bd. XI, 378—384. Vgl. a. Seufferts Mittheilungen Bd. XII, 597 und 607 f.

6) Johann Arnold Ebert (1723–1795) war seit 1753 Professor am Carolinum in Braunschweig. 1752 hätte sich W., wie aus seinem Brief an Bodmer (vom 11. April) hervorgeht, glücklich geschätzt, daselbst eine Hofmeisterstelle zu erhalten (Ausgew. Br. von Wiel. I, 65). Der „Auszug" sollte wol stimulierend wirken.

7) Schon am 9. Juni 1758 schrieb Iselin an Salomon Hirzel (ungedr.): „Sagen Sie dem Herrn Akkermann, er soll sich auf die Zeit, da er vorm Jahre bei uns gewesen, nur wieder melden, obgleich man ihm verdeuten laßen, es nicht zu tuhn. Er wird schon Gehör finden — insonderheit wenn er vorstellet daß er in ihrer frommen Statt so wol aufgenommen worden, und von da gute Zeugniße bringt, dazu Sie ihm am besten verholfen sein können, und als ein Freund der schönen Künste solches zu tuhn nicht unterlaßen werden. Ich beschwöre Sie bei dem Apollo, der Thalia, und der Melpomene dazu." Am 25. October desselben Jahres berichtete er an seinen Freund, den Hauptmann Frey (ungedr.): „Nous avons ici depuis quelques semaines la troupe d'Ackermann qui ne fait pas merveille. Elle nous a donné vendredi passé Jeanne Gray de Mr. Wieland. Me. Ackermann y a fait merveille. Tous les autres acteurs n'ont guère fait qui vaille. Il étoit d'autant plus necessaire qu'ils fissent bien puisque leurs caractères et leurs rôles n'étoient pour la pluspart guères capables d'interesser."

8) Nicht uninteressant lautet das Urtheil Iselins über Wielands Stück, wie er es seinem Freunde S. Hirzel den 11. August 1758 vorlegt (ungedr.): „Ich habe Herrn Wielands Trauerspiel mit Vergnügen gelesen. Ich bin begihrig eine Vorstellung davon zu sehen, um zu erfahren, ob mich dises Stük alsdenn ebenso sehr ergözzen werde. Ich zweiffle aber einigermaßen daran. Die Acteürs müßen in der Aussprache mit einer besonderen Geschiklichkeit die erstlich ungewöhnte Versart, und denn die harten Verse, die sich hin und wider finden, zu verbergen wißen. Der Charakter der Johanna ist unverbeßerlich. Guilfords seiner ist freilich allzu unbestimmt. Man merket sich nichts an dem guten Menschen als daß er gerne möchte König sein. So findet sich der Charakter der Suffolk von der gleichen Art. Ich gestehe gerne, daß die neüsten Menschen also sind; aber auf der Schaubühne will man die Haubtpersonen stärker bezeichnet, und der Aufmerksamkeit des Zuschauers würdig haben. Der Ausgang des Stükkes hat mich auch nicht befridigt. Ich weiß nicht, ob Johanna gestorben ist oder nicht, und weiß nicht, wie sie gestorben ist. Ich empfinde sehr wol, daß es sehr schwär war, einen Auftritt zu veranstalten, da eine solche Erzählung eingerükket werden konnte. Der Kunst des Dichters würde aber eine solche Schwierigkeit nicht unübersteiglich gewesen sein. Ich wünschte dem Herrn W. anstatt der Parterres von Wintertur, Zürich und Basel ein parisisches. Er würde von demselben und dieses von ihm verschiedenes lernen und alsdenn würden sich Natur und Kunst in ihrer erhabensten Vollkommenheit mit einander vereinen. Ich bin überzeügt, er würde auch den

Fehler wider die Einheit des Ortes vermieden haben, wenn sein Stükk an einem Orte hätte aufgeführt werden können, wo er keine Verzeihung desselben zu hoffen gehabt hätte."

2.

1) Wie Bodmer im Jahre 1765 das Project ausgeführt wissen wollte, kann nachgelesen werden in den „Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Jahre 1765", wo sein „Roher Entwurf einer Helvetischen Tisch-Gesellschaft" abgedruckt erscheint. Iselin hebt in einem Brief an S. Hirzel vom 20. Oct. 1758 (ungedr.) hervor, jener wolle die Anstalt im Gegensatz zu ihm zu einer Sache des Staates machen. „Ich weiß aber nicht", betont er von seinem Standpunct aus, „ob es nicht besser wäre, solche immer eine Unternemmung von Privatpersonen seyn zu laßen. Eigennuzz, Ehrgeiz, Leidenschaften und alles, was die Geschäfte des Staates zernichtet, befördert meistens die Unternemmungen von Privatpersonen." Es entspricht dem Wesen Iselins durchaus, klein, aber mit Aussicht auf allmählichen Fortschritt anzufangen, während Bodmer gleich ins Zeug greifen will. — Im nämlichen Brief an Hirzel fragt Iselin, „auf welchem Fuß Herr Wieland zu Zürich in Condition stehe und wie viel er da Besoldung habe". Vergl. darüber den folg. Brief. Ueber das helvetische Seminar habe ich in Kehrs Pädagog. Blättern Jahrg. 1883 auf Grund der Acten referiert.

3.

1) „Ich trachte Ihnen Herrn Wieland zu entziehen. Ich muntere ihn auf, sich hieher zu begeben, und zu versuchen, ob er durch philosofische Collegien sich nicht ein anständiges Auskommen verschaffen könnte. Ich sehe aber noch im Entfernten und Dunkeln eines und das andere vor, das diesen Vorsatz unserm würdigen Freunde sehr vortheilhaft machen könnte. Er muß aber selbst nichts davon wißen — Meine Hofnungen sind auf Muhtmaßungen gegründet, die fehlen [fehlschlagen] könnten — Ich möchte ihm nicht Anlaß geben, mir einst vorrüken zu können, als hätte ich ihn mit eiteln Vertröstungen verführet" (Iselin an Sal. Hirzel d. 19. Jan. 1759. Ungedr.).

2) Am 5. Dec. 1758 schreibt Wieland an Zimmermann (Ausgew. Br. v. Wiel. I, 322): „Ich habe in Gedanken, Zürich künftigen Frühling oder Sommer zu verlassen, und mich einige Zeit bey meinen Eltern in Biberach aufzuhalten, um in einer angenehmen Retraite ruhiger an meinem Cyrus arbeiten zu können. Ob ich alsdann in meinem kleinen Vaterlande, welches ich dennoch liebe, engagirt werde oder nicht, weiß ich nicht. Was aus mir werden soll, weiß der Himmel." Die „Entwicklung etlicher Umstände" mag sich also wol auf Biberach beziehen; doch ist auch die Unterhandlung wegen einer Gouverneurstelle nicht ausgeschlossen (vgl. W.s Brief an Zimmermann vom 2. März 1759 a. a. O. S. 341). Weder die gedruckten Briefe Wielands an Zimmermann übrigens, noch die ungedruckten des letzteren an Iselin enthalten eine Spur

davon, dass der Brugger Doctor von dem Iselinschen Vorschlag in Kenntniss gesetzt worden sei.

3) Iselin hat sie gegeben; den Inhalt derselben erfahren wir ausser durch den folgenden Brief Wielands auch aus einer Mittheilung I.s an Sal. Hirzel vom 30. Januar 1759 (ungedr.): „Ich habe ihm angerahten, mit guten Empfehlungsschreiben an hiesige Standesglider [Magistratspersonen] und Gelehrte hieher zu kommen — und durch eine Einladungsschrift seine Absichten kund zu tuhn — Ich habe ihm gesagt, ich würde ihm für den Anfang mein Haus und meinen Tisch antragen, da aber ein allzugenaues Verhältnis mit mir ihm im Sinne des einen oder anderen nachteilig seyn könnte, so wollte ich für ein paar Monate die Kost für ihn an einem dritten Orte bezahlen, da er denn in dieser Zeit sehen könne, ob etwas für ihn zu machen sey oder nicht. Meine Absicht hiebey war, insonderheit dem Verdacht zu weichen, als ob ich ihn hergezogen hätte, und also dieiengen Leute, die villeicht um mir zu widersprechen, ihm zuwider gewesen wären, nicht von ihm abzuwenden. Er findet alles dieses sehr übel. Er glaubet keine Empfehlungsschreiben nöhtig zu haben — er mag nicht in einer Statt wohnen, die so viel Gleichheit mit Amsterdam hat, und wo alles kaufmännisch denket. Er kan sich nicht dazu verstehen, nicht alsobald mein Freund zu scheinen, als er es ist — Er mag solche Mittel nicht brauchen, die Ehre zu erlangen, unseren Söhnen Weisheit zu lehren — Er ist noch nicht so sehr gedemühtigt etc. Ich muß also auch dise Hofnung, Herrn W. und meinem Vaterlande zu dienen, fahren laßen, ob ich gleich einigen Schein von Hofnung vor mir gesehen, Herrn W. allhier eine beständige Stelle finden zu machen. Ich mag ihm aber nichts davon sagen, weil die Sache so ungewis ist, und ich nachher den Verweis nicht erwarten möchte, ihn mit falschen Versprechungen aufgezogen [aufgemuntert und hingehalten] zu haben."

4.

1) Wenn auch aus diesem ganzen Briefe die Sprache der verletzten Eitelkeit oder Eigenliebe erkennbar ist, so muss doch zur Entschuldigung des zartnervigen Dichters gesagt werden, dass Iselins Schilderung der Baseler Verhältnisse wahrscheinlich weniger harmlos gewesen sein wird, als das Resumé derselben an den Zürcher Hirzel vermuthen lässt. Der Rathsschreiber war damals wirklich auf die sociale und litterarische Lage seiner theuren Heimat nicht gut zu sprechen, und Wieland hat vielleicht aus dem Briefe nur mehr herausgelesen, als Iselin herausgelesen wissen wollte. Charakterisiert der letztere seine Stellung in Basel doch dem Busenfreund und Mitbürger Hauptmann Frey gegenüber mit folgenden unzweideutigen Worten: „Vous avés beau me dire de ne pas prendre a coeur l'état déplorable de ma patrie. Représentés vous un Musicien qui ne respire que l'harmonie et qui en fait ses plus grandes délices forcé a entendre touts les jours pendant plusieurs heures un charivari pitoyable de 30 violons de village, parmi lesquels il n'entend

que très rarement quelque coup d'archet qui soit supportable. Quelle vie pensés vous que méneroit cet homme. Et quelle difference y a t il entre la situation d'un tel homme et la mienne? Chez lui ce ne sont que les oreilles qui sont fatiguées, mais chés moi c'est le coeur qui souffre" (Ungedr. Brief vom 6. Aug. 1759).

2) „Mir grauet und eckelt vor academischen Lehrämtern", schrieb W. vier Wochen später an Zimmermann (Ausgew. Briefe von Wiel. I, 338).

6.

Dieser Brief ist aus dem ersten Drittel des Monats Juni 1759 zu datieren: „Ich habe erst den ersten Gesang des Cyrus gelesen", schreibt Iselin am 11. Juni an S. Hirzel (Ungedr.). Während des Aprils hat er das sehnsuchtsvoll erwartete Werk noch nicht erhalten, im Mai weiss er auch noch nichts davon zu sagen. Am 27. März hatte Wieland, der Vermittelung Zimmermanns zunächst Folge leistend, diesem nach Brugg geschrieben: „J'irai à Berne et précisément pour les raisons qui vous font souhaiter que j'y fusse" (Ausgew. Briefe von Wiel. I, 347. Vgl. auch u. Anm. 3).

1) Allerdings hatte Iselin bereits im April durch S. Hirzel von dem Entschluss Wielands, nach Bern zu gehen, Kunde bekommen. „Ich wünsche", schrieb er damals dem Freunde, „daß Herr Wieland sich beßer nach Bern schike, als er geglaubt sich nach Basel zu schicken" (Ungedr.). Am Ende dieses Monats konnte er auch nach Zürich an denselben berichten (ungedr.): „Ein geschikter Freund von Bern verspricht Herrn Wieland den Beyfall viler verständiger Leute — Verlanget er da mehr und einen allgemeineren, wie ich aus Ihrem Schreiben schließe, so kan er es auch leicht mit diesen verderben — Er will alldort eine periodische Schrift im Geschmacke des Zuschauers herausgeben — Ich wollte ihm rahten, dises nicht zu frühe zu tuhn, und zu erst die Leute kennen zu lernen — Er ist bey Herrn Dr. Zimmerman gewesen [im April: vgl. den Brief W.s an Z. vom 26. April 1759. Ausgew. Br. von Wiel. I, 363] — Ich scheine seine Gunst völlig verloren zu haben."

2) „Monsieur le Professeur Stapfer m'a écrit une lettre très obligeante et m'a fait des propositions au nom de Mr. le baillif S[inner] que j'ai acceptées avec plaisir. On fait un très beau caractère de ce Mr. S**, et c'est ce qui m'a déterminé" (Brief W.s an Zimmermann vom 6. April 1759 a. a. O. I, 351).

3) „Herrn Wieland mag ich nicht mehr einladen. Er würde endlich über meine Unverschämtheit böse werden", grollte Iselin noch am 20. Mai in einem Briefe an S. Hirzel (Ungedr.).

4) „Mr. Wieland m'a envoyé avec une lettre extrémement polie les 5 prémiers chants de son Cyrus.*) J'y ay trouvé de grandes beautés

*) Als Iselin im Februar 1758 von S. Hirzel erfuhr, Wieland beschäftige sich mit diesem Sujet, schrieb er dem Freunde. „Herr Wieland hätte keinen Helden wählen können, der seinem Geiste und seinem Herzen angemeßener gewesen wäre . . . Er ist auch wie deßen Geschichtschreiber der lieblichste Schriftsteller und eine wahre apis attica" (An Hirzel d. d. 26. Febr. Ungedr.)

— Il m'a demandés mes remarques Sur cet ouvrage. Je ne luy ai envoyées que fort peu — J'ay surtout trouvé qu'il ne designoit pas bien l'active de son héros — et je pense que le poeme epique ne chante pas seulement un héros, mais un fait, une action qui soit une et ou tout aboutisse. Je verrai s'il prendra en bonne part ma critique — dont vous jugerés si elle est fondée ou non, en recevant le poëme" (Ungedr. Brief Iselins an Frey d. 8. Juli 1759). Auch an Hirzel vergass Iselin nicht die Meldung, dass Wieland ihm wieder geschrieben, und zwar „sehr verbindlich" (2. Juli. Ungedr.). Am 6. August (ungedr.) berichtete er kurz an Frey, dass W. ihm seit dem Brief, der ihnen beiden „inconséquent" erschienen sei (Nr. 4 im Verhältniss zu Nr. 3), nur erst einen geschickt habe (den mit „Cyrus"): „il me paroit qu'il ne peut pas digerer la moindre critique". Diese letztere Bemerkung erhält ihren Commentar durch den Brief Wielands an Zimmermann vom 2. Juni 1759 (Ausgew. Br. II, 11 ff.).

7.

1) Daniel Fellenberg, Professor in Bern, ein eifriges Mitglied der Schinznachergesellschaft und Vater des bekannten Paedagogen.

2) Iselin hatte 1758 seinen „Versuch über die Gesetzgebung" drucken lassen. Miaskowski (Isaak Iselin. Basel 1875) setzt denselben, ich weiss nicht warum (doch vergl. Briefe die neueste Litteratur betreffend IV, 294 und Goedeke I, 619), ins Jahr 1760.

3) Wol durch die Berner veranlasst, bei denen das Thema schon damals geläufig war. Doch fallen Hallers bezügliche Arbeiten etwas später. Wieland, dessen Geist sich ausserordentlich leicht acclimatisieren konnte, begann bereits in den ersten zwölf Tagen seines Aufenthaltes an der Aare, ein „Gedicht über die Agricultur, in gereimten Versen" zu schreiben (Brief an Zimmermann vom 25. Juni. Ausgew. Br. II, 41; er selbst traf am 12. in Bern ein): es war der Gegenstand das „sujet favori der Berner" (an ebendens. vom 26. Juni). Wie meisterlich übrigens Wieland verstand, seine Briefe nach der Adresse anzufertigen, zeigt sich deutlich, wenn man den Schwung des vorliegenden mit denen an Zimmermann und Bodmer aus derselben Zeit vergleicht.

4) Am 25. Juni schrieb W. bereits an Zimmermann (Ausgew. Br. II, 41): „Die Knäblein ** sind so unwissend, ungeschickt, kindisch und ungelehrig, daß ich nie aufhören werde, mich und meine verlorne Zeit zu bedauren." Am 24. August (ebendas. S. 85): „Ich komme wirklich in vier oder sechs Wochen von Herrn ** weg. Ich konnte nicht länger aushalten; ich machte ihm meine Vorschläge, sagte meine Gründe, und erhielt die politeste und verbindlichste Antwort. Er sagte mir, daß er mir nicht nur nicht verdenken könne, daß ich Arrangemens mache, die mir anständiger seyen, sondern daß er sich auch wegen der Jugend seiner Knaben nichts anders erwartet habe etc. Kurz wir sind so viel als auseinander." In ähnlicher Weise, wie an Iselin, rapportiert Wieland über diese Dinge an Bodmer am 6. Sept. (ebendas. S. 90 ff.) und

vergisst dabei nicht, zu bemerken, dass unter den verschiedenen ernsten Arbeiten, die ihn beschäftigen, auch die sei, alle seine poetischen Werke auszubessern und herauszugeben.

5) Er denkt an Fellenberg, B. Tscharner, Tschiffeli, Stapfer u. a.; von Mademoiselle Julie Bondeli sagt er wolweislich hier nichts.

6) Später thätiger Schinznacher und um die Schulverbesserung in Bern wolverdient. Er stand mit Iselin in Briefwechsel; der Nachlass des letzteren enthält aber nichts von ihm. An Zimmermann berichtete er damals über Wieland, dieser „habe sich schachmatt geschrieben und sey itzt mehr nicht als ein altes Weib“ (Zimmermann an Iselin d. d. 21. Juni 1773. Ungedr.).

8.

1) Wieland war während seines weiteren Aufenthaltes in Bern für Iselin stumm geblieben, ohne dass der letztere darum für ihn das Interesse verloren hätte. „Herr Wieland“, schrieb er am 13. Jan. 1760 an S. Hirzel, „soll mit Bern sehr misvergnügt sein, und man hat mir ins Ohr gesagt, daß man ihm allda diese Gesinnungen reichlich erwidre. Wir haben uns nicht betrogen, wenn wir uns vorgestellet, daß diser vortreffliche Geist für disen Ort nicht gemachet sei“ (Ungedr.). Und am 16. März: „Ich bedaure den Herrn Wieland — er hat mir lange nicht geschrieben — Er wäre wol würdig, bey einem Fürsten oder sonst einem grossen Herrn Brodt und Schutz zu finden. Er hat seine Fehler, aber sein Schiksal ist doch seinen Verdiensten nicht angemessen“ (Ungedr.). — In der zweiten Hälfte des Mai 1760 war Wieland in seine Heimat zurückgegangen, um daselbst sofort neue Verhältnisse anzuknüpfen . . . Nicht bloss Zimmermann in Brugg, sondern auch die Zürcher wussten davon: am 15. Jan. 1761 antwortete Iselin seinem Freunde Hirzel auf eine bezügliche Mittheilung: „Herrn Wielands Weise, sich über seine Verlöbniße auszudrücken, ist in meinen Augen mehr als ein poetischer oder philosophischer Muthwillen. Ich finde dieselbe eines gescheiden Menschen ganz unwürdig. Er hätte das nämliche weit anständiger sagen können“ (Ungedr.). — Zimmermann hatte Iselin auf die 1761 zu Zürich erschienenen „Poetischen Schriften“ Wielands aufmerksam gemacht, worin der Autor sich u. a. wegen seiner neulichen Unfruchtbarkeit in bekannter Weise entschuldigt, und „die Vorrede als ein Meisterstück von Autorpolitik, Geschmack und Elocution“ ausgegeben (Ungedr. Brief Z.s an Iselin vom 30. Dec. 1761): darüber referierte Iselin den 20. Jan. 1762 an Hirzel: „Ich habe Herrn Wielands Vorrede nun durchloffen — Man hat mir dieselbe als ein Meisterstück von Autorspolitik angerühmet. Ich verstehe nicht genug davon — Herr Wieland zeigt, deucht es mich, daß er ein Mensch ist, der von seiner Einbildungskraft sich allezeit hat dahinreißen laßen, und selbst nie gewußt, was er gewollt hat“ (Ungedr.). — Es ward Iselin immer klarer, dass seine Wege und diejenigen des wetterwendischen Freundes stark divergierten. Als er denn 1764 sein epochemachendes Werk „Ueber die Geschichte

der Menschheit" herausgab, unterliess er es, jenen mit einem Exemplar zu bedenken. Nun schrieb ihm Zimmermann am 28. April 1764 (ungedr.): „Der Herr Canzler Wieland, oder wie ich ihn zuweilen im Scherze nenne, der Prinz Biribinker zu Biberach, hat ein sehnliches Verlangen nach ihrer Geschichte der Menschheit"; daraufhin ist dann die Zusendung erfolgt. Laut eines Briefes an Zimmermann vom 11. Mai 1764 war er „eben jetzt" in den Besitz des Werkes gelangt (Ausgew. Br. von W. II, 232). Was die nähere Bedeutung der Worte „chere et precieuse marque" anbetrifft, so gibt uns der Brief Wielands an Zimmermann vom 18. Mai 1764 alle wünschbare Auskunft. „Hier, mein liebster Herr Doktor", sagt der Canzleidirector dort (a. a. O. S. 236 ff.), „ist ein Silvio für Herrn Iselin mit meiner Empfehlung. Von seinem Buche belieben Sie ihm in meinem Nahmen so viel schönes zu sagen, oder nicht zu sagen, als es Ihnen selbst gefällt. Es wird in unsern Tagen überall der Gebrauch Bücher in Form der esprit des loix zu schreiben, so wie es vor zwanzig Jahren Mode war, selbst die Theorie der Pasteten-Beckerey in geometrische Lehrart zu bringen. Schade, daß Montesquieus Geist nicht eben so gut nachgeäfft werden kann, als seine Methode. Sie sollen mir von Iselins Buche Ihre wahren Gedanken schreiben; ich will Ihnen die Meinigen sub rosa vorläufig eröffnen. Sie affectiren in Ihrem großen dicken Buche von der Erfahrung, für Jünglinge zu schreiben, und schreiben in der That, (die Vorwelt allein ausgenommen) für alle Arten von Welt. Herr Iselin gibt sich in seiner Geschichte der Menschheit die Miene, für das menschliche Geschlecht zu schreiben, und schreibt in der That für Knaben und Frauenzimmer. Bey einer etwas genauen Analyse würde dieser gute, wackre, liebe Mann eine ziemlich komische Figur machen. Es ist, (um mich eines Schakesspearischen Schwungs zu bedienen) in der That etwas possierliches, in diesen unsern Tagen einen ehrlichen Mann zu sehen, der *in his doublet and hose* ganz gravitätisch dahertritt und euch beweist, daß die Ursache, warum es nicht besser in der Welt geht, der Mangel an Weisheit und Tugend ist. Eine glänzende Entdeckung! und wodurch die Welt viel gebessert wird." Dieses Urtheil hinderte den „ersten Professor der Philosophie an der Akademie zu Erfurt" Ch. M. Wieland nicht, über Iselins Werk daselbst Vorlesungen zu halten! Unter dem 23. Juni überreicht Zimmermann dem Iselin „den Don Sylvio des seraphischen Amtsbruders von Biberach mit einem schönen Compliment" . . . (Ungedr.).

2) Der aus Goethes Dichtung und Wahrheit bekannte La Roche machte 1769 anlässlich seiner Schweizerreise Iselins Bekanntschaft und stand fortan mit ihm in Briefwechsel. Iselin verzeichnet in seinem (ungedr.) Tagebuch unter dem 19. August 1769 folgende Notiz: „Herr La Rosche, sein Freund [ein württembergischer Expeditionsrath] und Herr Schulteis Wolleb und mein Schwager Burkard spiesen bey uns zu Nacht. Herr La R. ist ein schätzbarer Mann, er schwatzt ein bisgen

zu viel, aber der Mann hat einen ungemeinen Geist. Sein Umgang ist im höchsten Grade angenehm und nicht weniger lehrreich.“ Vgl. auch Wielands Charakteristik La Roches in seinem Brief an Salom. Gessner d. d. 20. März 1769 (Auswahl denkw. Briefe v. Wieland I, 93 ff.).

9.

1) Der Nachlass Iselins enthält noch mehrere Briefe von Springer aus den Jahren 1777—1781. Von 1780 an sind sie aus Bückeburg datiert, wo Sp. Canzler war. Zimmermann weiss über ihn nur zu sagen, er sei ein Narr (ungedr. Br.).

2) Wieland suchte damals, durch eine neue Ausgabe seines Agathon „drey allerliebsten kleinen Mädchen, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in das Auge“ des Familienvaters brachte (Brief an Salom. Gessner d. d. 31. Dec. 1771), Subsistenzmittel zu verschaffen (Auswahl denkwürd. Briefe v. Wieland I, 105).

3) „Sosii fratres fuere bibliopolae“ (Orelli ad Horat. lib. I. Epistol. XX. vers. 2).

4) Fr. H. Jacobi stand mit Wieland seit 1770 in Verbindung.

5) Auswahl denkwürd. Briefe v. Wieland a. a. O. S. 103 f. Für die erste Auflage des Agathon hatte er von seinen Verlegern in Zürich 48 Louisneufs erhalten (ebendas.). Vgl. auch den im VII. Bande dieser Zeitschrift von L. Hirzel mitgetheilten Wieland-Brief Nr. 27 am Ende und Nr. 24 (43). Um die Bibliographie des Agathon steht es bis auf die neueste Zeit in den gewöhnlichen Handbüchern noch sehr übel.

10.

1) Iselin war, soweit es seine hundertfachen Geschäfte gestatteten, aufmerksamer Beobachter der Entwickelung Wielands, des Mannes mit dem „wächsernen Sinn“, wie Bodmer ihn nannte. So tolerant nun der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts auch war: seine gediegensten Vertreter konnten doch eine leichtfertige Behandlung des ethischen und zumal die Arabeskensprünge einer starken und zugleich muthwilligen Phantasie nicht vertragen. Pfeffel in Colmar verlor auf einmal seinen heiteren Gleichmuth, als Goethes „Werther“ erschien, und hatte nicht übel Lust, Lessing seit 1779 als einen angehenden „Straßenräuber“ anzusehen. Zimmermann schuf das bezeichnende Wort „wielandisieren“. Ja sogar La Roche konnte den Canzleidirector von Biberach nach und nach nicht mehr fassen. „Herrn Wielands Diogenes“, schreibt er 1770, den 4. Mai, an Iselin (ungedr.), „hat meiner Erwartung kein Genüge geleistet. Dem ersten Plan nach versprach ich mir eine nüzliche Ausarbeitung, und ich fand nur wizigen Glimmer und Schimmer; Den ein gesezter Geist obenhin im Durchlaufen Liest — vor jungen Leüten verbirgt; und dann sich selbst fragt: *Cui bono?* von allen Orten Jauchzet man ihme freylich viele Lobsprüche zu. Er ist mein Freünd; ich gönne ihme Ruhm und reichen Verdienst. Aber nach meinem Villeicht sehr

altvätterischen Moral Geschmak ist das Ding für unsere Nachkommen nichts nüz, und für uns gegenwärtig ohne Safft." Als Organ der neuen Schule diesseits des Rheins galten in der Schweiz die eben auftauchenden „Frankfurter gelehrten Anzeigen". „Il me parait par ce Journal et par quelques autres indices quil se fait tout doucement un parti en Allemagne, pour abbatre les Reputations établies, et pour elever la Statue de Mr. Wieland sur leur debris; Mr. Soulzer est traité dans ce Journal come un écolier. et je me trompe fort, ou cette clique de Mr. Wieland, Jacobi, Gleim, Herder etc. n'aye la présomtion daller plus loin; et de detruire insensiblement le peu de Religion qui reste chez la plus part de leurs lecteurs. ils appellent cela faire une revolution pour eclaircir les esprits" (Kirchberger von Bern an Iselin d. d. 23. Sept. 1772. Ungedr.). Iselin, der nicht nur gegen Voltaire, sondern auch gegen Rousseau und Montesquieu Front gemacht, mochte immer lebhafter empfinden, dass er fortan Sache und Person Wielands wol auseinander halten müsse.

2) Ueber den Eindruck, welchen die erstmalige Lectüre Agathons auf ihn machte, hat Iselin am 12. des Herbstmonats 1767 von Liestal aus an S. Hirzel (ungedr.) in dieser Weise sich geäussert: „Ich habe noch mehr nicht als neun Bücher von dem Agathon gelesen — ohne noch zu wißen, ob das Buch etwas taugt oder nicht. Ich finde so viel Großes, Wahres, Schönes, so viel spitzfündiges, falsches und plattes darin, daß ich nicht daraus kommen kann. Unser liebe Wieland hat gewiß, seit dem er die Sympathien geschrieben hat, viel beobachtet, viel erfahren, viel gedacht. Aber er hat das Zeugs erbärmlich unter einander geworfen und mir däucht, er weiß nun gar nicht, ob er an die Tugend glauben soll oder nicht. Er scheinet für den Charakter des Aristippus eine besondere Zärtlichkeit gefaßet zu haben und vielleicht wünschet er, daß man auch von ihm einst sagen soll *omnis Wielandium decuit color et status et res* — Und in der That ist sein Chamäleonsgeist für keine Person in der Welt beßer aufgeleget als für alle eine nach der anderen nachzumachen — wie er alle Arten von Schriftstellern schon nachgemachet hat. Seine weiche und biegsame Einbildungskraft ist ihm hiezu unendlich vortheilhaft — Herr Gesner hat mir den Agathon als ein Meisterstück des menschlichen Witzes angerühmet — und ich habe viele einzelne Stellen darin angetroffen, die mich entzücket haben — Aber über das Ganze kan ich mit mir selbst nicht einig werden — Was sagt der Vater Bodmer zu dem Dinge, was denken Sie davon und wie wird es überhaupt in der alten Zürich angesehen?" Merkwürdig besonnen äussert sich über diesen Roman Zimmermann in einem noch ungedruckten Brief an Iselin d. d. 26. Sept. 1767: „Den Agathon beurtheilen Sie als ein Kenner. Doch leidet das eingestreute Nidrige einige Entschuldigung, wenn man den Ton des Ganzen betrachtet, der humoros seyn soll. Zur Psychologie scheint mir dieses Buch sehr wichtig. Einem jungen Menschen würde ich es ganz und gar nicht

in die Hände geben. Die Einkleidung ist allerdings reizend, aber die Schreibart leuchtet mir nicht ein; ich kann nicht begreifen, warum Wieland so entsezlich lange Perioden macht."

11.

1) Wieland hatte von seinem „goldenen Spiegel" einen günstigen Eindruck zumal bei den Schweizern erwartet. „Daß der goldene Spiegel", schrieb er am 20. Juni 1772 an Salomon Gessner, „welcher nun vermuthlich auch in dasigen Gegenden bekannt seyn wird, mich mit meinen alten helvetischen Freunden entweder ganz aussöhnen, oder wenigstens diese mir so sehr angelegene Aussöhnung befördern möge, ist jetzt einer meiner sehnlichsten Wünsche" (Auswahl denkwürdiger Briefe von Ch. M. Wieland I, 108). Iselin liess es seinerseits an Empfehlungen nicht mangeln. „Haben Sie Herrn Wielands goldnen Spiegel gelesen?" fragt er am 2. Sept. 1772 den Alt-Stadtschreiber Hirzel. „Herr Wieland kehret wieder zu besseren Grundsätzen zurücke, wie ich es ihm in einem an ihn vor einiger Zeit abgegebenen Briefe prophezeyet hatte, ehe ich noch etwas von diesem Werke wußte — Der zweyte und der dritte Band sind ausnehmend schön. Die Erziehung Tifans ist ein vortreffliches, recht reizvolles und lehrreiches Stück . . . Die Episode von den Kindern der Natur im ersten Bande ist nicht weniger ein bewunderungswürdiges Stück, obwohl eines und das andere daran auszusetzen ist — Der vierte Band ist voll großer Schönheiten — aber voller politischer Irrthümer — Man siht, daß der Dichter hier nicht so wohl vorgearbeitet gefunden hat als bey den ersten oder daß er nicht so wohl ausgewählet und das Ausgewählte nicht so gut verstanden hat. Es scheinet ihm dieses mit einigen Stellen meiner Schriften geschehen zu seyn — Ich habe seit einiger Zeit gehöret, Herr Wieland werde Erfurth verlassen und als Hofmeister oder Informator eines Prinzen nach Weimar gehen." Auch ein Echo aus den Kreisen der Berner Aristokratie ward uns im Nachlass Iselins aufbewahrt: es ist enthalten in zwei Briefen Nicolaus Emmanuel Tscharners, datiert von Wildenstein den 20. Nov. und 22. Dec. 1772. „Die Könige von Seschian habe ich vor ein paar Tägen, nachdem ich solche seyt 3. Monaten von verschiedenen Orten her, vergeblich beschrieben hatte, von Bern erhalten, und auf Ihre Empfehlung hin sogleich anständig bekleiden laßen", heisst es im ersten Brief. „Ich habe noch nichts als den Titel gelesen, auf welchen hin ich das Buch kaum gekaufft hätte. 'Der goldene Spiegel oder' das läßt gar zu altvätterisch. Ich freue mich mit dem Autor mich auszusöhnen, denn ich habe verschiedene seiner Werke mit Nuzen und Vergnügen gelesen Und wo er den Wiz den Verstand nicht beherrschen läßt, da ist er vortreflich; aber wie verführerisch ist die Einbildung nicht; wahr ist, die seine ist so reizend als lebhafft, und es ist schwer der Ruhmbegierde zu wiederstehen, in einer Art nicht nur vortreflich, sonderen auch original sich zu zeigen." Und an der zweiten Stelle: „Ja, Mein werthester Freünd, mit dem ehr-

lichen und weisen Danischmende bin ich so ziemlich zufrieden; und mit Herrn Wieland, so fern er gut hält, ausgesöhnt; Insonderheit gefallen mir [seine Auslassungen] über die Policey, und seine Eintheilung des Volkes in Klaßen, diese hat mir jeher in der Sinesischen Gesäzgebung der Mittelpunct der ersteren geschienen ... Ich erwarte mit Ungedult die Folge dieses goldenen Buchs ... Hallers Usong lese ich zum zweytenmahl mit mehr Vergnügen als das erste, Glauben Sie wohl, daß, ob ich für mich schon die Könige von Seschian solchem vorziehe, ich Hallers Werk für gemeinnüziger halte als Wielands; Ich weis nicht, ob nicht viele sind, die denken, wie ich, eine Handlung gefällt mir stäts beßer als eine Erzählung, und so komt mir ersteres gegen letzteres vor."

2) Die Recension steht auf S. 329—363 des XVIII. Bandes der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (1773). Fr. Nicolai hat bei Anlass seiner Schweizerreise den Basler Rathsschreiber aufgesucht. Die in der nachgelassenen Correspondenz Iselins vorfindlichen Briefe von Nicolais Hand sind höchst unbedeutend.

Zwei Wieland-Briefe.

Mitgetheilt
von
JOH. CRÜGER.

Die beiden Briefe Wielands an Breitinger, die hier mitgetheilt werden sollen, ruhen im Original auf der Zürcher Stadtbibliothek, in Breitingers Nachlass. Daselbst sind die bedeutenderen, d. h. meistens litterarisch wichtigen der an Breitinger geschriebenen Briefe in zwei Schachteln unter der Bezeichnung Ms. F 166 und Ms. F 166 A vereinigt. Die Wieland-Briefe liegen in letzterer. Wol die Absonderung dieser Manuscripte vom Bodmerischen Nachlass, die historisch vollkommen begründet ist, hat bisher vor den Augen der forschenden eine ganze Anzahl litterarisch werthvoller Documente in völliger Verborgenheit gehalten. Diese beiden Briefe waren, wie ich sie fand, selbst zu Seufferts Kenntniss noch nicht gedrungen.

Bern, den 7. u. 10. Jul. 1759.

Hochehrwürdiger Herr,

Hochzuverehrender Herr und theurester Freund,

Ich habe in diesen ersten Wochen meines Auffenthalts zu Bern, unter tausend Zerstreuungen, die mich nur selten recht zu mir selbst kommen liessen, immer nach einer ruhigen Stunde verlangt, welche ich einem Schreiben an Ew. Hochwürden widmen könnte. Allein ich kan nicht länger warten, mein Hertz zu befriedigen, obgleich mein Geist in diesem Augenblik so wenig frey ist als er seit einiger Zeit gewesen. Seitdem ich von dem geliebten Zürich, aus einem Orte, der mir durch einen langen angenehmen Auffenthalt zum Vaterlande geworden, und gleichsam aus dem Schoos meiner Freunde weggerissen worden, befinde ich mich, ganz eigentlich und ohne Hyperbole, in dem Zustande, den einige Väter und Lehrer der Kirche den ungetauften Kindern geben. Es ist mir zwar nicht sehr übel, aber es ist mir noch weniger wohl, ich spüre eine Art von

Difficulté d'exister, und ich habe zuweilen nötig mich durch eine Reyhe von Schlüssen zu überweisen, daß ich eben derselbige sey der ich vor Sechs Wochen gewesen. Alle Aufmunterungen, die höflichste Aufnahme, die Gewogenheit einiger von den Grossen der hiesigen Republik, die Erwerbung neuer Freunde, die tägliche Vermehrung meiner Bekanntschaften, Gesellschaft, Spatziergänge, nichts kan die geheime Schwermuth heilen, die Sich meiner bemeistert hat. Eine Kraft, der ich nur schwach widerstehen kan, zieht mein Gemüth immer aufs Vergangne zurük, benimmt dem Gegenwärtigen die Helfte seiner Reitze und Vortheile, und lässt mich nur in der Hofnung einige Ruhe finden, daß ich nicht auf lange, viel weniger auf immer von Zürich geschieden sey.

Ich erzähle Ihnen meine Krankheit blos historisch, Mein theurer Herr und Freund; ich empfinde, daß ich krank bin; ich bin allemal zu Ihnen geflohen, wenn ich es war, und ich thue es auch itzt. In der That spüre ich einige Linderung von der Zeit; denn in den ersten Tagen war mir mein Zustand beynahe unerträglich; [2] aber warum soll die Vernunft am unwürksamsten seyn, wenn uns ihre Hülfe am nöthigsten ist? Warum sollen wir von einer langsamen mechanischen Ursache erwarten, was wir uns alle Augenblicke selbst geben können? Seyen Sie mein guter Genius, theurester Freund, da der meinige mich verlassen zu haben scheint. Ihre weisen Aufmunterungen, Ihre liebreichen Bestrafungen sind niemals ohne Nutzen bey mir gewesen.

Nunmehr will ich Ihnen auch von meinem äussern Zustand einige Nachricht geben. Daß ich sehr wohl aufgenommen worden, viele Besuche bekommen, der Gesellschaft der gelehrtesten und geistreichesten Männer in Bern, die alle Montage Abends zusammenkommt, sogleich einverleibet worden, u. dergl. Umstände werden Ihnen zum Theil schon bekannt seyn. Etwas das mich befremdet hat, ist daß ich hier den Meisten nur durch die Empfind. e. Christen bekannt bin, welche hier stark gelesen werden. Die Leute scheinen sich deßwegen zu verwundern, daß sie keinen Schein um meinen Kopf sehen, wie man den Heiligen zu geben pflegt.

Es ist durch meine eigne und zum Theil Hrn. Zimmermanns Schuld eine Übereilung bey meiner *translocation* vorgegangen, die mich in etwas verwickelt hat. Ich hätte nur acht Tage warten sollen, ehe ich Hrn. Sinners Vorschlag angenommen, So wären mir weit annehmlichere Vorschläge gethan worden. Itzo bin ich genöthiget einen guten Theil des Tages mit kleinen zehnjährigen Knaben zu verderben, welche biß zum erstaunen unwissend und untüchtig sind. Ich bin mehr durch die Verdienste und die Freundschaft des Hrn. Landv.[ogt] S.[inner] als durch mein Versprechen gebunden. Ich sehe nicht, wie ich mich mit einer guten Art loßmachen könnte, und der *embarras*, worein mich [3] dieses setzt, betäubt mich zuweilen

so sehr, daß ich Ihnen nur keine Beschreibung davon machen möchte. Die Servilische Arbeit, wozu ich verurtheilt bin, that ihre natürliche Würkung auf meinen Geist. Ich werde verdrieslich und unwillig zu anstrengenden Studien, ich habe keine genugsame Zeit zum lesen und schreiben, mein Genie schrumpft in einen kleinen pädagogischen Cirkel zusammen, und wenn das lange fortwährte, so wäre ich für die Welt verlohren. Hr. Prof. Stapfer, Hr. Tscharner ein Tochtermann des Hrn. Rathshr. v. Bonstetten, meines besondern Gönners, und Hr. Fellenberg, ein junger Mann von grossen Talenten und mein intimster Freund, (ein Sohn des Hrn. Rathsherren Fellenberg) alle drey interessieren sich aufs äusserste für mich und werden nicht ruhen, biß sie mich errettet haben. Wir haben einige Vorschläge, wovon der eine oder andere gerathen wird. Die gröste Schwierigkeit ist den Hrn. S. nicht mißvergnügt zu machen.

Hr. Stapfer und die Herren Tscharner empfehlen Sich Ihnen und unserm gemeinschaftlichen Freund, Hrn. Prof. Bodmer. Seyn Sie so gütig demselben auch meine geh.[orsamste] Empfehlung zu machen. Ich bin verdrieslich über mich selbst, daß ich Ihm letzthin einen Brief von so wenigem Inhalt geschrieben habe. Aber es war damals dunkel und öde in meinem Kopf; ich wünschte mich immer nach Zürich und zu meinen Freunden, und doch hatte ich nicht [nit] Activität genug den Mangel des persönlichen Umgangs durch den schriftlichen zu ersetzen. Die hiesigen Gelehrten, unter denen Hr. Prof. Kocher König ist, scheinen mir überhaupt sehr beschäftiget zu seyn, nichts zu thun. Indessen sind doch erst kürzlich zwey *Brochures* herausgekommen, die ich Ihnen nächstens zu übersenden die Ehre haben werde; eine *d'une Colonie d'Egyptiens établie aux Indes,* von Hrn. Schmidt, und die andere *Extrait de quelques poësies du XII. XIII.* u. *XIV. siecle par M^r. le Bibliothecaire Sinner, homme de genie, et d'une erudition brillante.* [4]

Ich habe ein Anligen, welches ich noch die Freyheit nehmen will, Ihnen zu eröfnen. Die Verbindlichkeiten, die ich gegen Hrn. Gesner zu haben glaubte, machten, daß ich ihm ein positives Versprechen that, ihm meine poetischen Werke zum Verlag und Druk zu überlassen. Ich wollte ihn nehmlich dadurch für die zu Maculatur gewordne Abhandlung vom Noah und für den unnützen Druk der 16 anecdotischen Exemplare die ich vom Theages hatte machen lassen, schadlos halten. Dieses Versprechen setzt mich hier in grosse Verlegenheit. Die *Entreprenneurs* der neuen Drukerey u. Buchhandlung, (welches Leute sind, die nichts dabey gewinnen wollen) bieten mir für jeden Bogen einen *Louisd'or neuf* an, wenn ich ihnen meine poetischen Werke überlassen wolle. In meinen itzigen Umständen ist es verdrieslich genöthiget zu seyn ein solches Anerbieten abzuschlagen. Aber das ist nicht alles. Die Entfernung von Zürich machte es für Hr. Gesner und mich äusserst *embarassant,* wenn diese

gedachten Werke zu Zürich in meiner Abwesenheit gedrukt würden. Eine unendliche Menge von Drukfehlern würde unvermeidlich seyn. Der Cyrus ist eine kleine Probe davon. Es wäre mir deßwegen äusserst lieb, wenn ich von Hrn. Gesner meines Versprechens entlassen werden und eine andre Art meine Obligationen gegen Ihn zu erstatten finden könnte. Allein auf der andern Seite besorge ich Hrn. Gesner, dessen Freundschaft ich unendlich hochschätze, zu disgoustieren und ich scheue mich deßwegen ihm über diese Sache zu schreiben. Seyn Sie So gütig, mein theurester Freund, mir zu rathen, was ich thun und wie ich die Sache anstellen soll. Ich möchte gern Jederman zufrieden stellen können, und mich selbst dazu.

Es ist gar nicht in der Ordnung zugegangen, daß ich von Dero Frau Gemalin nicht habe Abschied nehmen können. Doch meine Entfernung von Ihnen soll nur für eine etwas lange Spatzierreise gelten. Ich ersuche Ew. Hochw. derselben meine gehorsamste Empfehlung zu machen und Sie der hochachtungsvollen Dankbarkeit zu versichern, welche ich, so lange ich lebe, für alle Gütigkeit und Freundschaft, deren Sie mich gewürdiget, erhalten werde. Empfehlen Sie mich allen, die Sich meiner erinnern, besonders dem Hrn. Verwalter Lav. und Hrn. Can. Gesner, Hrn. Zunftmstr. Hirzel beym w. Cr. ingl. auch mit Gelegenheit Hrn. Gesner, Steinbrüchel, und Hrn. Dr. Hirzel.

Leben Sie wol, Mein theurester Herr und Freund. Der Höchste Segne Sie für das unzähliche Gute, das Sie mir bewiesen haben, und erhalte Sie gesund und glüklich, biß ich das unaussprechliche Vergnügen wieder haben werde, Sie zu umarmen. Leben Sie wohl, und bleiben gewogen Ihrem

mit unsterblicher Hochachtung, Dankbarkeit
und Liebe ergebnem, gehorsamsten
Fr. und Diener
Wieland.

[Unten auf S. 1: *a M^r. le Chanoine Breitinguer.*]

2.

Hochwürdiger Herr,
Theurester Herr und Freund.

Ehe ich mich dem Vergnügen überlassen kan, mich mit Ew. Hochwürden zu besprechen, muß ich Ihnen die Ursachen melden, die mich zu einem so langwierigen Stiilschweigen veranlasst haben. Ich bin zwar nicht besorgt, daß ich mich dadurch bey Ihnen Selbst einer Kaltsinnigkeit und Vergeßlichkeit verdächtig gemacht haben möchte, die eine beklagenswürdige Gemüthsveränderung bey mir voraussezen würde; aber der Gedanke beunruhigt mich, daß andere, die mich nicht so genau kennen als Ew. Hochw., aus einem so unerwarteten Betragen vermuthlich Schlüße gemacht haben, zu denen

ich nur nicht den Schatten eines Anlaßes geben sollte. Diese Vorstellung, die mich allzuspät mit dem gehörigen Nachdruk gerührt hat, macht mich gegen mich selbst unwillig, ungeachtet ich mir bewusst bin, daß alle Schlüße, die man dißfals machen könnte, meinem Hertzen Unrecht thun. Eine Freundschaft, wie die unsrige gewesen ist, kan nicht aufhören, und ein Herz, wie das meinige ist, kan diejenigen nicht vergessen, die es am meisten geliebt hat, und die es am meisten um mich verdient haben, geliebt zu werden. Aber ich kan mich doch nicht selbst von dem innerlichen Vorwurfe befreyen, daß ich mich in den vergangnen zween Monaten so stark durch meine gegenwärtige Umstände habe einnehmen lassen, daß die Erinnerung an meine Abwesenden und meine Verbindungen mit denselben darunter gelitten haben. Ich muß Ihnen erröthend gestehen, mein theurer Freund, daß ein Brief, den ich heute an meine Eltern geschrieben habe, der zweyte ist, den selbige von mir erhalten, seit dem ich in Bern bin. Vernehmen Sie nun eine offenherzige Eröfnung meines äussern und innern Zustands in der ganzen Zeit, da ich Ihnen nicht geschrieben habe, und beklagen oder verurtheilen Sie mich alsdann, [2] je nachdem ich Ihnen das erste oder das andere mehr zu verdienen scheine.

Das Sehr gütige und freundschaftliche Schreiben, womit Sie mich vor mehr als acht Wochen beehrten, würkte nicht wenig auf mein Gemüth. Allein nichts als die Hofnung mich bald aus Hrn. S. Hause zu entfernen, konnte mich völlig beruhigen. Hr. S. gieng damals etliche Meilen von hier eine Cur zu brauchen. Er blieb über drey Wochen aus. In dieser Zeit vermehrten sich meine Desagremens im Hause so sehr, daß ich endlich alle Geduld verlohr. Alles dasjenige, was mich allein hätte bewegen können, eine so sclavische Arbeit, als ich an dem Knäblein S. verrichten muste, mit Eifer und Lust zu thun, fehlte mir. Die besondern Umstände, die ich Ihnen in weniger als einem Jahr mündlich zu entdecken hoffe, werden Sie überzeugen, daß meine Situation würklich unerträglich war. Ich verlohr allen Muth, ich wich einer Schwehrmuth, die mein Gemüth fast aller Thätigkeit beraubte. Das Vergangne diente nur mir das Gegenwärtige schwärzer vorzustellen; ich bemühte mich deßwegen es zu vergessen. Meine hiesigen Freunde, die mich mehr zu zerstreuen suchten, als daß Sie mir thätig zu helfen geneigt schienen, vermehrten meinen Unmuth anstatt ihn zu lindern. In diesem Zustande war ein eintziges Haus der Ort, wo ich entweder Trost oder Vergessenheit meines Elends fand. Ich gieng oft dahin; ich wurde daselbst nach und nach mit einer Freundin bekannt, die den Sommer und Herbst daselbst zubrachte, und ohne welche ich nicht begreiffen kan, wie ich mich hätte enthalten können, Bern in irgend einem Acceß von Muthlosigkeit gänzlich und plötzlich zu verlassen, So nachtheilig mir auch dieser Schritt gewesen wäre. Da Sie, Mein theurester Freund, schon lange der gütigste und liebreicheste Depositaire

aller Geheimnisse meines Hertzens gewesen sind, und da diese [3] Person nicht weniger als Serena verdient Ihnen bekannt zu seyn, So behalte ich mir vor, Ihnen eine umständlichere Nachricht von ihr bey anderer Gelegenheit zu geben.

Wenige Tage vor Hrn. S. Zurükkunft zeigte sich endlich eine anständige Veränderung für mich. Aber erst itzt giengen meine Unruhen an. Wie Sollte ich Hrn. S. (den ich damals noch ziemlich estimierte, weil ich ihn noch wenig kannte) den Antrag thun, daß ich sein Haus verlassen wolle? Ich muste ihm Gründe geben, und keine Art der Einkleidung konnte denselben das beleidigende nehmen, das für ihn darinn lag. Meine Beklemmung war unaussprechlich. Endlich entschloß ich mich und that ihm meinen Antrag. Er nahm ihn aufs Höflichste an und erklärte sich besser, als ich hoffen durfte. Aber zween Tage hernach änderte er sein Betragen, und der Mad. S. ihres wurde beleidigend. Ein gewisser Verwandter von ihm, der mir die Ehre gethan hat mich von Anfang her allenthalben So sehr als möglich zu verkleinern, und der hier jedermann als ein Mensch von vielem Genie und Witz und eben so vieler Boßheit bekannt ist, stellte ihm innerhalb dieser Zwischenzeit meine *effors*, aus seinem Hause mich zu entfernen auf der odiosesten Seite vor. Dieses und die Urtheile, die in der gantzen Statt über meine Veränderung gefällt wurden (jedermann schrieb sie der Misanthropie des Hrn. S. und dem bekannten Megärischen Caracter seiner Frauen zu) erbitterten ihn aufs äusserste. Er brütete etliche Tage, endlich blieb er einen ganzen Tag aus dem Hause und hinterlies mir einen Brief, (Anm: nebst so vielem Geld, als er mir schuldig zu seyn calculirt hatte) der ein Meisterstük von der boßhaftesten Ironie war. Er affectirt darinn in den übertriebensten Hyperbolen von meinen Talenten, wichtigen Geschäften und von der Kostbarkeit meiner Zeit zu reden, und sagt, weil ich mich erklärt hätte, [4] daß seine Söhne meiner Unterweisung und Aufmerksamkeit unwürdig seyen, ich auch dem zufolge mich schon anders arrangiert habe, So werde ich ihm nicht verdenken, daß er sich gleichfals arrangiert und seine Kinder einem Lehrer anvertraut habe, der nicht zu hoch für sie sey &c. Ich überlasse Ihnen selbst zu errathen, wie mich ein Betragen von dieser Art afficieren muste. Sobald Hr. S. wieder angelangt war, gieng ich zu ihm und suchte ihn durch eine freye und höfliche Art von Vorstellungen zu besänftigen. Ich sagte ihm, daß ich ihm sehr dafür verpflichtet sey, daß er mich sobald als möglich von einem Amt debarassiere, das mir unerträglich sey; daß es mich aber äusserst kränke, daß er sich von mir beleidiget glaube und daß diese Begebenheiten mich ihm in einem falschen Lichte zeigten. Die Herablassung, mich bey ihm zu entschuldigen, war bey ihm übel angewandt, doch war er auf eine trokne Art höflich. Auf meine Erklärung, daß ich entschlossen sey, sein Haus gleich den folgenden Tag zu räumen,

bezeigte er sich unruhig und drang in mich, noch etliche Tage da zu bleiben. Allein ich bediente mich des folgenden Tages etlicher Stunden, da ausser den *domestiquen* niemand bey Hause war, pakte alles zusammen und zog in mein neues *quartier*, wo alles schon zu meinem Empfang bereit war. Abends gieng ich wieder zu Hrn. S. ich gab den *domestiquen*, die mich alle sehr regrettierten, Geschenke. Hierauf, als die Kinder ankamen, nahm ich von ihnen einen sehr zärtlichen und feyerlichen Abschied. Ich redete über eine Stunde mit Ihnen, und die Knaben und Mädchen weinten sich schier zu Tode, und bezeugten mir ihre Zärtlichkeit auf eine Art, die mich selbst äusserst rührte. Endlich langte auch *Monsieur et Madame* an. Sie waren ungemein betroffen, da ihnen gesagt wurde, ich sey schon ausgezogen und sey itzt gekommen Abschied zu nehmen. Sie hatten mich nicht so vorsichtig geglaubt alles zum voraus so wohl einzurichten; sie wußten nicht, daß ich [5] schon ein Quartier hatte, und waren also beschämt, daß Ihnen ihre Hofnung, mich in Verlegenheit zu setzen fehlgeschlagen. Sie bezeugten Sich gegen mich über meine Eilfertigkeit bestürzt, waren aber überaus höflich. Beym Abschied übertraffen sie sich eines das andere in politen Complimenten, Anerbietungen, Freundschaftsversicherungen und Einladungen oft zu ihnen zu kommen; alles Vergangne sollte in Vergessenheit gestellt und nicht die mindeste *rancune* übrig seyn. So entließ man mich. Ich fieng an wieder aufzuleben, da ich den Fuß aus diesem verhassten Hause setzte. Ich hoffte nun etliche vergnügte Tage biß zum Anfang meiner neuen *lectionen* zu Bellevue bey meinem Freunde Hrn. Bernhard Tscharner zu leben, aber auch dahin verfolgten mich neue Unruhen. Ich erfuhr die niederträchtige Art, wie sowohl Hr. S. als sonderlich seine *dame* von mir sprächen, und ob gleich die ganze Stadt sie für allzupartheyisch hielt und meine *demarche* billig fand, So hatte ich doch allerley Verdruß von diesem Betragen des Hrn. S. welches mich zu unbeliebigen Apologien nöthigte und mich zum Gegenstand der Urtheile aller, die mich kannten und nicht kannten, machte. Ein ziemlich verdriesliches, itzo aber gänzlich beygelegtes Geschäfte mit der Mad. la Roche, und eine noch itzt daurende und mir noch immer rätzelhafte Entzweyung mit Hrn. Dr. Zimmermann kamen noch zu allen diesen Verdrieslichkeiten hinzu. Ich hatte nicht einmal Muße, angenehme Briefe zu schreiben und sahe mich gezwungen, auf unangenehme zu antworten. Endlich giengen zu Anfang des vorigen Monats meine neuen Arrangemens und Arbeiten an, und mit ihnen [ist] die Epoque eines Zustands, der die ersten 9 Wochen, die ich hier *in Statu Exinanitionis* habe zubringen müßen, gänzlich aus meinem Andenken vertilget. Ich bin nun in einer so guten Situation als ich nur wünschen [6] kan. Ich wohne bey Leuten, die mich lieben, die Achtung und Sorgfalt für mich haben, und mit denen ich vertraulich und ungeniert leben kan.

Meine Eleves sind so gut, als ich sie hätte auswählen können, und ich habe den Nachmittag gänzlich zu meiner *disposition*. Ich fange wieder an [zu] studieren, ich preparire die Arbeiten des Winters, ich komme wieder zu mir selbst, und erinnere mich nach und nach wieder wie einer, der aus einer *lethargie* erwacht, an das was ich ehmals gewesen.

Soll ich itzo noch genauere Rechenschaft von den Ursachen meines langen Stillschweigens geben? So lange ich bey Hrn. S. war, konnte ich mich unmöglich entschließen, Ihnen, mein theurer Freund, noch einmal mit Klagen und melancholischen Ideen Unruhe zu machen. Und ich muste entweder dieses thun, oder schweigen. Seit der Zeit aber, da ich aus dem Kerker bin, muste ich zwanzigmal das Vorhaben an Sie zu schreiben, wozu mich mein Herz oft trieb, von einem Tage zum andern schieben, ohne daß die gewünschte Muße kam, worauf ich mich vertröstete. Ich gestehe Ihnen aber, daß meine häuffigen Besuche in Altenberg (dieses ist das freundschaftliche Haus, von dem ich oben gesprochen) einen guten Theil daran schuld waren, daß ich so wenig Muße hatte. Es war natürlich, daß ich mich dem eintzigen Trost, den ich zu Bern hatte, dem eintzigen, was mir die Lust zum Leben noch erhielt, dem Vergnügen, meine Freundin zu sehen, mit einigem Enthousiasmus überlies. Sie ersezte mir einigermaßen alles, was mir in Zürich am liebsten gewesen war; sie war mein Freund und meine Freundin. In der That brauchte es nichts geringers als ein Frauenzimmer, die neben vielen Annehmlichkeiten und allen Tugenden, die ihr Geschlecht vorzüglich schmücken, einen männlichen Geist und fast unerschöpfliche *ressources* [7] in Absicht der Conversation hat, um die quälende Sehnsucht nach Zürich zu stillen, die mich in den ersten Wochen gegen alle Ehrenbezeigungen und Ergötzungen, womit ich bestürmt wurde, unempfindlich machte. Je weniger ich vermuthet hatte in Bern eine Person zu finden, welche die verschiednen Vorzüge der Frau la Roche und der vortreflichen Dame, bey der ich in Zürich gewohnt habe, in sich vereinigte und über beyde noch den Vortheil einer bey ihrem Geschlecht seltnen Wissenschaft und Übung des Geistes hätte, um so stärker musste sie mich einnehmen, und um so mehr glaube ich Entschuldigung zu verdienen, daß ich die Gelegenheit sie so oft als möglich zu sehen, nicht aus den Händen gelassen habe.

Nunmehr bitte ich Sie, theurester Herr und Freund, diese Art von Apologie für mein langes Stillschweigen so aufzunehmen, wie sie aus meinem Herzen komt. Ich bin weit entfernt meine Briefe für wichtig zu halten. Aber unsere Freundschaft ist mir heilig, und ich kan nicht ruhig seyn, so lang es das Ansehen hat, als ob ich einer Kaltsinnigkeit gegen meine würdigsten und geliebtesten Freunde fähig sei.

Mein Brief ist so groß worden, daß ich von andern Dingen

und von meinen Arbeiten ein andermal sprechen muß. Nur nehme ich die Freyheit, Ihnen den Plan einer Schrift zu schicken, an der ich, wenn selbiger Dero Beyfall erhält, diesen Winter arbeiten möchte. Ich ersuche Ew. Hochwürden mich unserm gemeinschaftlichen Freunde Hrn. P. Bodmer aufs angelegentlichste zu empfehlen und Ihn zu bitten diesen Brief auch als an Ihn geschrieben anzusehen. Haben Sie auch [8] die Gütigkeit nebst allen andern Gönnern, die sich meiner erinnern, den Hrn. Verw. Lavater und Hrn. Can. Geßner und Hrn. ZfM. Hirzel vorzüglich meines Respects zu versichern und mir Derselben geneigtes Andenken auszubitten. Auch bitte ich besonders Dero F. Gemahlin und meiner allezeit theuren Frau Prof. Bodmerin meine ehrerbietige und freundschaftlichste Begrüßungen angenehm zu machen.

Ich hoffe, Hr. P. Bod. werde meinen letzten Brief von Bellevue datirt erhalten haben. Hrn. Gesnern werde nächstens antworten. Es wird mich sehr freuen, wenn unsre Freunde zu W. sich wohl befinden. Der Himmel verhelfe uns allen in einer bessern Welt wieder zusammen! die itzige erleidet mir oft recht herzlich, wenn ich daran denke, wieviel theure und werthe Freunde sie mir vorenthält.

Leben Sie wohl, verehrenswürdiger Freund! und vergeben Sie mir mit Ihrer so oft gegen mich bewiesenen Güte und Nachsicht, worinn ich Vergebung nötig habe. Ich bin von gantzem Herzen mit der wahresten Ergebenheit und Hochachtung

Ew. Hochwürden

Bern, den Octob. 1759. (sic) gehorsamster und verbundenster Diener u. F.

Wieland.

[Auf S. 1 unten: *Mr. le Chanoine Breitinguer.*]

Wielands, Eschenburgs und Schlegels Shakespeare-Uebersetzungen.

Von

Bernhard Seuffert.

Zolling hat im Anhange zu seinem Buche „Heinrich von Kleist in der Schweiz" (Stuttgart 1882) S. 122 f. einen Brief Wielands veröffentlicht, worin dieser seinem Schwiegersohne Heinrich Gessner, dem Theilhaber der Firma Orell, Gessner, Füssli & Comp. in Zürich, die Uebernahme der Schlegelschen Shakespeare-Uebersetzung angelegentlich empfiehlt. Der Herausgeber hätte in demselben Gessnerschen Nachlasse, dem er jenes Schreiben entnommen hat und den ich in Schaffhausen beim Besitzer, Herrn Zolldirector Gessner, einsehen durfte, noch weitere auf Shakespeare bezügliche Stellen finden können.

Als im Juni 1795 Heinrich Gessner zur Verehelichung mit Charlotte Wieland in Weimar war, besprach er mit dem Vater seiner Braut neben andern Verlagsartikeln auch eine neue Auflage der Wielandischen Uebersetzung von Shakespeares theatralischen Werken. Mit Bezug darauf schrieb ihm Wieland am 10. Januar 1796: ... „Das was ihr mir mündlich von einer künftigen neuen Auflage des Shakespears gesagt habt, habe ich nicht auf die Erde fallen lassen; das Resultat meiner Gedanken über diese Sache ist: weil ein ansehnlicher Theil des Publikums doch immer noch an meiner Uebersetzung, trotz aller ihrer Mängel, hängt, so wäre wohl am besten, wenn Eschenburg und ich diese neue Ausgabe gemeinschaftlich besorgten. Wenn Herr Eschenburg dies zufrieden wäre, so wollte ich, meines Orts, recht gerne die Hand dazu bieten, ohne meine Mühe allzuhoch anzurechnen. Ueber das Quomodo wollen wir dereinst mündlich sprechen: denn ich denke,

die Sache pressiert noch nicht so sehr, dass es nicht bis dahin Zeit hätte."

Unzweifelhaft wurde die Angelegenheit während Wielands Anwesenheit zu Zürich im Sommer 1796 weiter erörtert; Eschenburg ward für eine neue verbesserte Ausgabe seiner prosaischen Uebertragung gewonnen. Aber noch bevor Wieland nach Weimar zurückgekehrt war, gab Eschenburg seine Absicht auf, als Schlegel ihm persönlich in Braunschweig zu Anfang des Juli seinen Plan einer poetischen Uebersetzung eröffnet hatte. Schlegel ward sich nicht klar, ob dies aufgeben ein festgesetzter Entschluss oder nur die Stimmung eines Augenblicks war; er legte aber auch kein Gewicht auf Eschenburgs Verhalten, von der Ansicht geleitet, beide Uebersetzungen hätten einen so verschiedenen Zweck, dass sie sehr gut neben einander bestehen könnten. Nur in so ferne war ihm Eschenburgs Entschluss von Wichtigkeit, als er einen Verleger für seine Nachdichtung suchte und durch Göschen erfahren hatte, nach Wielands Meinung werde Orell sein Werk übernehmen wollen; das war natürlich nur möglich, wenn auch Orell nicht auf eine Erneuerung der Eschenburgschen Uebersetzung, seines Verlagsartikels, bedacht war.

Um diese Zweifel zu lösen, wendete sich Schlegel am 21. und 25. November an Böttiger mit der Bitte, von Wieland Aufklärung zu erholen, und fügte zugleich die Bedingungen bei, unter welchen er der Zürcher Firma sein Werk überlassen wolle (s. dieses Archiv Bd. III S. 152 ff.). Dies war die Veranlassung zu Wielands Brief vom 5. December (Zolling a. a. O.): Wieland theilte Schlegels Anfrage mit, empfahl ihn als einen dem Unternehmen gewachsenen Mann, gab jedoch der Societät seines Schwiegersohnes zu bedenken, ob sie die bedeutenden Kosten daran setzen wolle; das Honorar, das Schlegel verlange, sei hoch, aber „in Rücksicht der auf eine so schwere Arbeit zu verwendenden Zeit und Mühe in der That nicht zu viel". Zugleich erklärte Wieland, dass er eben so wie Eschenburg auf eine neue Ausgabe der eigenen Uebersetzung verzichte.

Der geschäftige Böttiger war Wieland mit der Eröffnung von Schlegels Wünschen zuvorgekommen; am Tage, nachdem

Wielands Empfehlungsbrief nach Zürich wanderte, schickte Gessner jenem schon die Antwort; die Societät fand die Honorarforderung „enorm“ und beauftragte Böttiger, Schlegels Antrag abzulehnen, ausser wenn er diese neue Bearbeitung Shakespeares für so bedeutend erachte, dass sich die grosse Entreprise wagen lasse (s. dieses Archiv Bd. III S. 156 f.). Böttiger scheint nicht den Muth gehabt zu haben, die Uebernahme zu befürworten; so wurde Wielands Schreiben gegenstandslos. Schlegel schloss rasch mit Unger ab; der Druck der Uebersetzung ward wahrscheinlich schon am 5. Januar 1797 begonnen. Am 29. Januar nahm Wieland in einem Briefe an Gessner die Angelegenheit wieder auf. Die Ausgewählten Briefe (Bd. IV S. 134) enthalten nur das Ende dieses Schreibens. Wieland sagt zuvor: „Dass Schlegel für seine metrische Uebersetzung des Shakespeare bereits einen Verleger in Berlin hat, wisst ihr itzt schon aus Böttigers letztem Briefe. Dankt Gott dafür, säumt Euch aber auch keinen Augenblick an Eschenburg zu schreiben, und ihm die Bereitwilligkeit der Handlung, sich auf billige Conditionen in eine Neue verbesserte Ausgabe seiner prosaischen Uebersetzung einzulassen, zu notificieren, auch seine Conditionen euch auszubitten. Sollte dann die Gesammthandlung darauf nicht entriren wollen, so könntet ihr und Herr Obmann Füssli schwerlich etwas klügeres thun, als diese neue Eschenburgische Ausgabe gemeinschaftlich zu übernehmen. Denn dass Schlegels gekünstelte Jamben, wobey Shakespeare mehr verlieren als gewinnen wird, wenig Glück machen, Eschenburgs Arbeit hingegen immer wesentliche Vorzüge vor der Schleglischen behaupten wird, darauf könnt Ihr sicher rechnen.“

Das klingt nun freilich ganz anders als der Brief, mit welchem Wieland kaum zwei Monate zuvor den Antrag Schlegels an die Firma begleitet hatte. Wielands zweideutiges Benehmen ist nicht erklärlich. Ich wüsste keinen Grund, warum er sich um das Neujahr 1797 mit Schlegel überworfen hätte. Er scheint den Verlag einer Shakespeare-Uebersetzung für so gewinnbringend erachtet zu haben, dass er denselben seinem Schwiegersohne durchaus nicht entgehen lassen wollte. Er drängte deshalb diesen im Februar — der Brief ist nicht

datiert — nochmals in der Sache: „Was ich euch letzthin wegen Eschenburgs Geneigtheit zu einer neuen Ausgabe seines Shakespeares geschrieben habe, wird man hoffentlich nicht auf die Erde fallen lassen. Immer wird es sehr wohl gethan seyn, wenn ihr (auch im Fall die Societät noch unentschlossen wäre) vorläufig an ihn schreiben und zu Beschleunigung der Sache aufmuntern wolltet."

Bekanntlich ist es Wieland gelungen, Eschenburg wortbrüchig zu machen. Vom Jahre 1798 an erschien in Zürich eine „Neue ganz umgearbeitete Ausgabe" der Schauspiele. Den Briefwechsel, der zwischen Eschenburg und Schlegel sich entspann, als Orell & Comp. ihre Ankündigung derselben erlassen hatten, hat Bernays im Anhange zu seiner Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare veröffentlicht (S. 255 ff.). Sein Inhalt und die obigen Mittheilungen ergänzen sich gegenseitig.[1])

1) Da hier von Wielands Shakespeare-Uebersetzung die Rede ist, so will ich aus dem Böttigerschen Nachlass im Besitz der k. ö. Bibliothek Dresden eine in den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" Bd. I S. 251 unterdrückte Stelle mittheilen, in welcher von Wielands erster Beschäftigung mit Shakespeare die Rede ist: „In Biberach, sowie in vielen schwäbischen Reichsstädten spielten sonst die Bürger selbst des Jahrs zweimal Komödie, wobei immer einer der jungen Rathsmänner Director war. Diese Beamtung wurde in Biberach Wielanden zu Theil, der sich in diesem wichtigen Posten eines gewissen Dettenrieder, nachmals als Schauspieldirector Abt hinlänglich bekannt, zum Adjutanten bediente. Wieland schnitt zu dieser Haupt- und Staatsaction ein Stück aus Shakespeares Mid summer nights droom und Tempest zusammen ..." Vgl. Wielands Leben und Wirken von Ofterdinger, der über das Biberacher Theater weitere neue Mittheilungen in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1883 S. 36 ff. 113 ff. 229 ff. gemacht hat.

Faust-Studien.

Von

Friedrich Meyer von Waldeck.

I.

Welches Faust-Buch hat Goethe gekannt und benutzt?

Bei Abfassung der ältesten Theile seiner Faust-Dichtung kannte Goethe, ausser dem Puppenspiel, jedenfalls eins der sogenannten Faust-Bücher, welche die früheste litterarische Gestaltung der eigentlichen Faust-Sage umfassen. Welches von diesen ihm zur Hand gewesen und gedient hat, ist bisher nicht festgestellt worden. Die folgende Untersuchung soll diese dem Goethe-Forscher interessante Frage wenigstens annähernd zu beantworten suchen.

Die ältesten Faust-Bücher bilden die folgende chronologische Reihe:

1) Das Frankfurter oder Spiesische Faust-Buch (S). Dasselbe wurde zur Herbstmesse 1587 von dem Buchdrucker Johann Spies zu Frankfurt a. M. herausgegeben; der Name des Verfassers ist unbekannt. Es erfuhr eine beträchtliche Zahl von Auflagen mit verschiedenen Erweiterungen.

2) Das Hamburger Faust-Buch von Georg Rudolf Widmann (W) erschien 1599 zu Hamburg in drei Quartanten; eine pedantische, nüchterne, geistlose Ueberarbeitung und Erweiterung von S.

3) Das Faust-Buch des Nürnberger Arztes Christian Nikolaus Pfitzer (P); eine abgekürzte, wenig veränderte, etwas berichtigte und vermehrte Bearbeitung von W, publiciert 1674 zu Nürnberg, im Verlage der Familie Endters.

4) Das Buch eines Pseudonymus, der sich den Christlich Meynenden nennt (M). Dasselbe erschien 1728 in

Frankfurt und Leipzig und ist eine gedrängte, freie, im Volkston gehaltene Bearbeitung von P mit Hinweglassung alles gelehrten Beiwerks. Der Christlich Meynende ist die Grundlage der

5) auf den Jahrmärkten und Messen feilgebotenen Volksbücher (V).

Um nun mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit dasjenige unter den Faust-Büchern zu bestimmen, welches Goethe bei seiner Dichtung gekannt und benutzt hat, habe ich den folgenden Weg eingeschlagen. Ich wählte hervorstechende, praegnante Züge der Goetheschen Tragoedie, die zweifellos nicht Erfindung des Dichters, auf alter Ueberlieferung beruhen, und stellte fest, in welcher der angeführten litterarischen Darstellungen der Sage diese Züge sich vorfinden. Das Faust-Buch, welches alle oder doch die meisten von diesen Zügen enthält, hat die grösste Wahrscheinlichkeit für sich, dem Dichter als Quelle seines Stoffes gedient zu haben.

Die von mir ins Auge gefassten Motive der Dichtung sind folgende:

I. Bei dem fingierten Citat aus der Schrift des Nostradamus oder eines andern Weisen im ersten Monolog:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

gebraucht Goethe das Wort „Morgenroth“ als Ausdruck für das Studium der Magie. Ohne Zweifel lag ihm dabei das magische Experiment im Sinne, welches die Adepten crepusculum matutinum nannten und von dem es in P heisst: „ingleichen gebrauchte er (der junge Faust) auch an hohen Festtägen, wenn die Sonn Morgends frühe aufgienge, daß so genannte crepusculum matutinum, und andere aberglaubische Sachen mehr“.

II. In der Beschwörungsscene fällt der Nebel, Mephistopheles, gekleidet wie ein fahrender Scholasticus, tritt hinter dem Ofen hervor und sagt alsbald:

Ich salutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Das Faust-Buch berichtet: „da ersihet er gleich zur Mittags-Zeit einen Anblick nahe bey dem Ofen, gleich als einen Schatten hergehen, und dünckte ihn doch es wäre ein Mensch; bald aber sihet er solchen auf eine andere Weise; weßwegen er zur Stunde seine beschwörung aufs neue anfienge, und den Geist beschwure, er solte sich recht sehen lassen. Da ist alsobald der Geist hinter den Ofen gewandert, und hat den Kopff als ein Mensch hervorgestrecket, sich sichtbarlich sehen lassen, und vor dem D. Fausto sich zum öfftesten gebücket und Reverentz gemachet."

III. In der Vertragsscene sagt Faust:

> Das Drüben kann mich wenig kümmern;
> Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
> Die andre mag darnach entstehn.

In den Faust-Büchern heisst es: „allein D. Faustus trachtete nur dahin, wie er seine Wollust und Mütlein in dieser Welt recht abkühlen möchte, und war eben auch dieser Meinung, welcher jener vorneme Herr gewesen, der unter andern auf dem Reichstage zu etlichen gesaget hat: Himmel hin, Himmel her, ich neme hier das Meinige, mit dem ich mich auch erlustige, und lasse Himmel Himmel seyn; wer weiß, ob die Auferstehung der Todten wahr sey?"

IV. Bei Goethe ist Mephistopheles nicht der Teufel selbst, sondern der Abgesandte einer höheren, mächtigern daemonischen Macht. Er sagt:

> Ich bin keiner von den Grossen;
> Doch willst du mit mir vereint
> Deine Schritte durchs Leben nehmen,
> So will ich mich gern bequemen,
> Dein zu sein auf der Stelle.
> Ich bin dein Geselle,
> Und mach' ich dirs recht,
> Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Auch in den Faust-Büchern wird der Geist Mephostophiles vom Teufel, seinem Obersten, gesandt, um Faust zu dienen.

V. Wie Kuno Fischer in seinem Buche über Goethes Faust mit überzeugendster Klarheit erwiesen, gehört in den älteren Theilen der Dichtung Mephistopheles, der Abgesandte des Erdgeistes, keineswegs der Hölle an, sondern ist vielmehr eine

Art irdischen Daemons, ein Erdkobold, ein spiritus familiaris. In der Sage, wie sie die Faust-Bücher überliefern, spricht Mephostophiles: „so solst du dich auch vor mir nicht entsetzen, denn ich bin kein scheußlicher Teuffel, sondern ein Spiritus familiaris, der gerne bey den Menschen wohnet“.

VI. In mehreren Quellen der Sage wird dem Faust das lesen verschiedener Bücher der Bibel verboten, andere werden ihm gestattet. So sind ihm von den Evangelien: Matthaeus, Marcus und Lucas zugestanden, Johannes ist ihm untersagt. Offenbar schwebte dieses Verbot dem Dichter vor, als er seinen Helden gerade das der Hölle besonders verhasste Evangelium übersetzen und dadurch die Verwandlung des Pudels beschleunigen liess.

VII. Auf die Frage Fausts, was für ein Geist Mephostophiles sei, antwortet derselbe in den Faust-Büchern, er sei ein fliegender Geist und wohne mit andern unter dem Himmel (bei W heisst es, er habe sein Regiment unter dem Himmel).

Auf dem Spaziergange vor dem Thor sagt Goethes Faust:

> O, giebt es Geister in der Luft,
> Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
> So steiget nieder aus dem goldnen Duft
> Und führt mich weg zu neuem, buntem Leben!

VIII. In den Ueberlieferungen der Sage von Pfitzer an liebt Faust ein armes schönes und tugendhaftes Mädchen vom Lande, die bei einem Krämer zu Wittenberg dient. Er will sie zum Weibe nehmen, wird aber vom Teufel daran verhindert. Hier haben wir den ersten Impuls zu der ergreifenden Gretchen-Tragoedie.

Ausser diesen acht Motiven, die Goethe der Ueberlieferung verdankt und die vorzugsweise in die Augen fallen, lassen sich noch manche andere auffinden; vor der Hand sei es mit diesen genug. Ich stelle sie der Reihe nach zusammen, indem ich neben der Nummer eines jeden bemerke, in welchen Faust-Büchern dasselbe sich findet.

Motiv	I	kommt vor in den Faust-Büchern	W, P, M,
„	II	„ „ „ „ „	W, P, M,
„	III	„ „ „ „ „	W, P,
„	IV	„ „ „ „ „	S, W, P, M, V,

Motiv V	kommt	vor	in	den	Faust-Büchern	W, P, M,
„ VI	„	„	„	„	„	W, P, M,
„ VII	„	„	„	„	„	S, W, P,
„ VIII	„	„	„	„	„	P, M, V.

Es ist also am wahrscheinlichsten, dass Goethe Pfitzers Buch gekannt und benutzt hat; nächst diesem hätte Widmann den meisten Anspruch, dem Dichter als Quelle gedient zu haben.

Die obige nicht mühelose Untersuchung war im Jahre 1882 eben beendet, als H. Düntzers neueste Faust-Ausgabe in der Spemannschen Sammlung „Deutsche National-Litteratur“ erschien und ich in der Einleitung zu derselben (S. IV) ohne jede weitere Begründung einfach behauptet fand, Goethe habe den Pfitzer gelesen. Selbstverständlich interessierte es mich in hohem Grade, zu erfahren, auf welchem Wege der verehrte Goethe-Forscher zu dieser Ueberzeugung gelangt sei. Auf meine schriftliche Anfrage erhielt ich bald die freundliche Antwort, „die betreffende Ansicht sei von A. v. Keller in seinem 1880 erschienenen Abdruck des Pfitzerschen Buches ausgesprochen, begründet und eine weitere Darlegung in Aussicht gestellt worden“. Mein Erstaunen wuchs. Eben noch hatte ich Kellers Ausgabe (Stuttg. literar. Verein, Publ. 146, 1880) Seite für Seite durchgearbeitet und nirgends die Ansicht, Goethe habe Pfitzer gelesen, ausgesprochen, begründet und eine weitere Darlegung verheissen gefunden, wollte man nicht drei kurze Anmerkungen des Herausgebers dafür nehmen, von denen die letzte (S. 728) mit den Worten schliesst: „Andere Stellen in Goethes Faust, welche wörtlich an unser Buch anklingen, zu berühren, behalte ich mir für andere Gelegenheit vor.“ Ich wandte mich nun an Freund v. Keller, der, obwol damals schon halb erblindet, mir sofort die gewünschte Auskunft gab. „Mit Düntzers Angabe“, schrieb er, „hat es eigentlich seine Richtigkeit; nur hat er die Sache etwas erweitert. Als ich den Pfitzerischen Faust wieder las, stiessen mir allerlei Anklänge an Goethes Ausdrucksweise auf und ich notierte mir dieselben auf ein Blatt. Als ich nun in dem Anhang meiner Ausgabe Gebrauch davon machen wollte, hatte ich es leider verlegt, daher die Aeusserung S. 728. Ich hoffte das Blatt wieder zu

finden oder die Zeit, um das Buch aus diesem Gesichtspunkt wieder durchzulesen. Leider ist mir beides bis jetzt nicht geglückt.“ Darüber ist nun der Freund hinweggestorben.

Was die drei Anmerkungen Kellers zu seiner Ausgabe des Pfitzerschen Faust-Buches betrifft, so beruht die Uebereinstimmung zwischen diesem und Goethe, auf welche er in jenen Noten hinweist, nur in einer entfernten Aehnlichkeit des Ausdrucks, welche recht wol eine zufällige sein kann, keineswegs aber in der Verwandtschaft wesentlicher Verhältnisse oder Gedanken.

Zu Th. I. Cap. 13, wo Mephostophiles verspricht, dem Faust ein treuer Diener zu sein, citiert v. Keller die Stelle:

> Willst du, mit mir vereint,
> Deine Schritte durchs Leben nehmen, u. s. w.

Der bei Goethe und Pfitzer ausgesprochene Inhalt hat gar keine Verwandtschaft, die ganze Aehnlichkeit beruht in den Worten

> Pfitzer: ich bin ja dein Diener, dein getreuer Diener . . .
> Goethe: bin ich dein Diener, bin dein Knecht.

Das letzte Zauberstück in Auerbachs Keller, der Weinstock, dessen Trauben die verzauberten Gesellen schneiden wollen, während jeder des Nachbars Nase in der Hand hält, erzählt Pfitzer als Anmerkung zu Th. II. Cap. 11 mit dem Zusatz, die Scribenten hätten solches von Faust oder einem andern berichtet. v. Keller nahm das für einen gemeinsamen Zug bei Pfitzer und Goethe. Dieselbe Geschichte wird aber bereits (1586) in Lerchheimers „Christlichem Bedenken“ erzählt und der Zauber einem unbekannten fahrenden Wunderthäter zugeschrieben. Sie ist dann in dem erweiterten Spies von 1598 wörtlich auf Faust übertragen und findet sich (1602) in des Philipp Camerarius „Operae horarum subcisivarum centuria I^{ma}“. Goethe kann sie möglicher Weise dem Pfitzer entnommen haben; in W und M findet sich nichts dergleichen.

Was endlich v. Kellers dritte Bemerkung angeht, so hat dieselbe noch weniger Beweiskraft, als die beiden vorhergehenden. Th. II. Cap. 14 bei Pfitzer kündigt Mephostophiles dem Faust sein nahes Ende an. Reue, Furcht, zittern und zagen

bemächtigen sich des verzweifelnden Magus. Der böse Geist tröstet ihn und sagt unter anderem: „Und ob du schon als ein Verdammter stirbst, so bist dus doch nicht allein, bist auch der Erste nicht. . . .“ Das erinnert v. Keller an die „Trüber Tag. Feld“ überschriebene Prosascene am Ende des ersten Theiles von Goethes Faust, in welcher Mephistopheles von dem unseligen, verlassenen, gefangenen Gretchen sagt: „Sie ist die Erste nicht.“

Eine Begründung der Bekanntschaft Goethes mit Pfitzer enthalten demnach die drei Bemerkungen v. Kellers nicht, und hat auch der ebenso verdiente wie bescheidene Gelehrte mit denselben etwas derartiges nicht gewollt. Am Schlusse seiner Mittheilung sagt er selbst: „Sie sehen, dass ich mich jedesfalls in der Sache nicht berühmen darf, was auch gar nicht meine Absicht ist.“

Das Resultat meiner Untersuchung wird neuerdings durch einen Ausspruch Scherers bestätigt.[1]) Er sagt: „Das Ende der Spaziergangsscene sowie die Beschwörungsscene zeigen specielle Anklänge an Pfitzers Faust-Buch, das Goethe, wie mir Herr v. Loeper mittheilt, vom 18. Februar bis 9. Mai 1801 aus der Weimarischen Bibliothek entlehnt hatte.“ Für die älteren, im Fragment von 1790 enthaltenen Theile der Dichtung könnte diese Thatsache freilich nur dann etwas beweisen, wenn Goethe den Pfitzer als ein ihm längst bekanntes Buch von der Weimarischen Bibliothek gefordert hätte. Interessant wäre es, wenn er gerade den Pfitzer entliehen hätte, obwol die Bibliothek — wie sich ja constatieren liesse — Spies, Widmann oder den Christlich Meynenden besass.

II.

Das Hexeneinmaleins.

Die Faust-Commentare sind leider kein sonnebeschienenes Blatt in der Geschichte des menschlichen Scharfsinns. Wie oft suchen die gelehrten Ausleger bei dunkeln Stellen die tiefsinnigste Bedeutung in nebelhafter Ferne, während ihnen die

1) Studien über Goethe in der „Deutschen Rundschau“ 1884. Heft 8 (Mai). S 254.

einfache, natürliche Wahrheit vor den Füssen liegt. Hat man doch bei der komischen Beschwörungsformel des Mephistopheles in Auerbachs Keller

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock

auf dem Knüppeldamm gelehrter Forschung die Analogie zwischen Ziegenbock und Weinstock gesucht, den Bock als Symbol der Fruchtbarkeit elektrisch beleuchtet u. dgl. m., während die Zeilen, die keinen Sinn haben sollen, nichts anderes sind als das Bruchstück eines alten Kinderliedchens und nur der Reim den Weinstock mit dem Ziegenbock zusammengeführt hat.[1])

Aehnlich ist es dem sogenannten Hexeneinmaleins ergangen. Man hat gefunden, dass in diesen sinnlosen Zeilen die Lehre des Pythagoras von den Zahlen als Principien der Dinge, der Einheit als Urgrund aller Vollkommenheit, der zehn als der vollkommensten Zahl, der zwei als Urgrund der Unvollkommenheit u. s. w. zu leerem Wortspiel entstellt sei (Krupp, v. Loeper, Schröer). Man sah in ihm eine Parodie auf die kabbalistischen Schriften des Mittelalters, welche den Zahlen mystische Wirkungen beilegen (Taylor), sowie eine Nachahmung des leeren Klingklangs mystischer und alchymistischer Schriften (Düntzers Gr. Comm.; Carriere), auch hat man auf das bei Reuchlin vorhandene Material über die Bedeutung der Zahlen für das Verständniss der Bibel und des Dogmas hingewiesen (v. Loeper). Man sah im Hexeneinmaleins die Verspottung der christlichen Lehre von der Dreieinig-

1) Noch heute singt man in meiner Heimat Westphalen, wenn man die Kinder auf dem Knie reiten lässt:

Tripp, Trapp, Tröllchen,
Der Bauer hat ein Föhlchen,
Ein Föhlchen hat der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm das Leben,
Der Weinstock der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Hörner hat der Ziegenbock,
Der Ziegenbock hat Hörner u. s. w.

keit (Düntzers Gr. Comm., Carriere, Schröer), und eine Caricatur der römisch-katholischen Messe (Hartung). Andere wurden von demselben an den „hirnwüthigen Jargon erinnert, welcher in den Schriften damals in die Philosophie pfuschender deutscher Magister herrschte, die sich von den Mänteln grosser Männer, wie Kant und Fichte, einige Flocken abgelesen hatten“ (Weber, Luther). Auch eine Verspottung freimaurerischer Gebräuche hat man in dem Hexeneinmaleins entdecken wollen — obgleich, wie es bei v. Loeper heisst — „Goethe selbst längere Zeit (sic) den Freimaurern angehörte“. Nun war aber Goethe nicht allein bis zu seinem Lebensende Freimaurer, sondern auch stets ein begeisterter und ernster Anhänger des Bundes, dem es nicht beifallen konnte, die Gebräuche desselben zu verspotten. Dabei enthält das Hexeneinmaleins sämmtliche Zahlen von 1 bis 10 gleichmässig nebeneinander, während in der Freimaurerei nur einigen von denselben eine symbolische Bedeutung beigelegt wird.

Zunächst hat doch wol der Dichter selbst darüber zu entscheiden, ob in dem Hexenspruch ein tieferer Sinn zu suchen sei, oder nicht. Er schreibt am 24. December 1827 an Zelter[1]): „Die deutsche Nation weiss durchaus nichts zurecht zu legen, durchaus stolpern sie über Strohhalme. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexeneinmaleins und so manchem Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt. Suchten sie doch die physisch-sittlich-ästhetischen Räthsel, die in meinen Werken mit freigebigen Händen ausgestreut sind, sich anzueignen und sich in ihren Lebensräthseln dadurch aufzuklären. Doch viele thun es ja, und wir wollen nicht zürnen, dass es nicht immer und überall geschieht.“

Man sollte denken, das wäre deutlich genug, und wenn der Dichter erklärt, er habe an einer Stelle absichtlich unsinnige Worte zusammengereimt, die sich dem schlichten Menschenverstande nicht aneignen lassen, so müsse das den Herren Auslegern genügen. Aber da kennt man unsere Commentatoren schlecht. Sie octroyieren dem Meister ihren

1) Briefwechsel IV S. 453.

fein ausgeklügelten Tiefsinn, wo er offen und harmlos eingesteht, keinen gehabt zu haben. Im Gespräch mit Falck hatte er geäussert: „Dreissig Jahre haben sie sich nun mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im Faust vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem interpretieren und allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spass machen und ihnen solche Brocken wie den Brocken hinwerfen." Und da kommt Hartung und versichert dem Dichter zum Trotze, wenn Goethe gegen Falck die Katzengesänge und Hexenbeschwörungen einen dramatisch-humoristischen Unsinn genannt habe, so folge daraus keineswegs, dass sich der Dichter bei ihrer Abfassung nichts gedacht habe; denn um mit Bewusstsein Unsinn zu machen, müsse man nothwendig das Urbild, dessen Verzerrung dieser Unsinn sein soll, vor Augen haben und die Dichtung enthalte zu viele deutliche Spuren von Absichtlichkeit und Durchblickung eines tieferen Sinnes, als dass man annehmen könnte, dass Goethe bloss so in das blaue hinein habe faseln wollen.

Reichlin-Meldegg publicierte schon 1848 die unbestreitbar richtige Ansicht: „die Reden der Hexe haben eben keinen andern Sinn, als den, keinen Sinn zu haben. Das Hexeneinmaleins ist baarer Unsinn." Aber sofort scheint ihn sein Gewissen als speculativen Kopf und tiefsinnigen Interpret beunruhigt zu haben, denn er setzt sogleich hinzu: „das Hexeneinmaleins ist das Geheimniss philosophischer und theologischer Extravaganzen, welche ins Nebelgebiet blinder Gefühle eingreifen und den Boden des Begriffs verlassen, hinter denen der dumme eine tiefere Bedeutung sucht, während der schlauere sich darin gefällt, so zu sprechen, dass er von keinem verstanden wird."

In seiner neuesten Faust-Ausgabe (Deutsche National-Litteratur 1882) bekennt sich auch Düntzer zu der Anschauung, das Hexeneinmaleins sei reiner Unsinn. Da die Zauberin mit ihrem Hokuspokus überhaupt die Formen des katholischen Gottesdienstes parodiert, mag er auch darin das richtige treffen, dass sie mit dem Zahlenspruch das singen der Epistel in ihrer

Weise nachahme. „Ist ja dem Volke das singen der lateinischen Epistel noch unverständlicher als diese sinnlose Reimerei, die wenigstens verständliche Worte enthält."

Ueber die Vorbilder, welche der Dichter bei dem Hexeneinmaleins im Auge gehabt, oder die Quellen, aus denen er die Anregung zu diesen Reimen geschöpft, hat man sich weniger ausgibig geäussert. Man hat die Hexensprüche in Shakespeares Macbeth als solche angesehen (v. Loeper, Schröer), dabei aber ausser Acht gelassen, dass in diesen nur die Zahlen 3 und 9 vorkommen und auch sonst keine annähernd genügende Aehnlichkeit vorhanden ist.

Etwas eingehender behandelt die Sache Hr. Sabell.[1]) In seiner unten angeführten Schrift (S. 41) sagt er, keiner der Faust-Erklärer habe ein Werk zu nennen gewusst, „welches dem Dichter bei der Abfassung der Hexensprüche zum Vorbild gedient" habe, Goethe selbst aber, führt er weiter fort, spreche von einem Buch dieser Art. Als Beleg citiert Herr S. eine Stelle aus D. u. W. VIII, wo von einem Werke die Rede ist, „das Goethe trotz ernstlichen Studiums dunkel und unverständlich genug geblieben sei und bei dem er sich nur in eine gewisse Terminologie hineinstudiert habe". Dies von Goethe erwähnte, dem Verfasser unbekannte Buch ist ihm S. 49 schon mit Sicherheit — nach Goethes „eigenen oben angeführten Angaben" — des Dichters Vorbild bei Abfassung der Hexensprüche, die, wenn auch in Rom geschrieben, doch aus früheren Frankfurter und Strassburger Studien hervorgegangen wären. Herr S. vermuthet nun, dass dergleichen Bücher in Strassburg vorhanden gewesen und bei dem Brande der Bibliothek für immer verloren gegangen. Die Stelle in D. u. W. hat der Verfasser wahrscheinlich irgendwo citiert gefunden und selbst nicht weiter nachgelesen, sonst hätte er wissen müssen, dass Goethe dort von einem ganz bekannten und nicht eben seltenen Buche redet, nämlich von

1) Zu Goethes hundertdreissigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. Aug. 1879. Herausgegeben von Dr. Eduard W. Sabell. Heilbronn 1879, Gebr. Henninger. Darin: II. Ueber den Trudenfuss und die Hexensprüche in Goethes Faust. Ueber die Hexensprüche handeln die Seiten 41—57.

Wellings († 1727) Opus magocabalisticum et theosophicum (Homburg v. d. H. 1735. 2. Aufl. Frankfurt 1760). Herr S. will nun jahrelang vergebens nach einem Werke gesucht haben, welches jenem unbekannten (!) Buche, das Goethe als Vorbild gedient haben konnte, entsprochen hätte. Sein Verlangen wurde durch einen Zufall befriedigt, der ihm in einem Manuscripte des 18. Jahrhunderts Auszüge aus alchymistischen Schriften in die Hände spielte. In diesen glaubt er Goethes Vorbild zu den Hexensprüchen gefunden zu haben und theilt die bezüglichen Stellen mit.

Die Verse, welche nach Ansicht des Hrn. S. dem Goetheschen Hexeneinmaleins ähnlich klingen, lauten wie folgt:

Sieben Stätt' und 7 Metall
Auch 7 Tag und 7 Zahl,
7 Buchstab und 7 Wort,
Dann 7 Zeit und 7 Ort;
Dazu ich 7 Kräuter mein',
Auch 7 Kunst und 7 Gestein.
7 und 3 wird abgetheilt,
Ein halb hier niemand übereilt.
Summa: In dieser Zahl so werth
Ruhn alle Ding' auf ganzer Erd'.

und ferner:

Als dann ein solches Theil tingiert;
Das Tausend wird multipliciert.
Auch drei in einem Ding allein
Und wiedrum Eins in Dreien sein.
Schliess solches auf und wiedrum zu;
Alsdann die ganze Kunst hast du.

Man sieht, die Uebereinstimmung ist nicht überraschend gross. In der ersten Strophe tritt hauptsächlich die Zahl 7 in den Vordergrund, 3 erscheint nebenbei. In der zweiten handelt es sich um die bekannten Drei und Eins, wie sie in der christlichen Kabbala ungemein häufig wiederkehren. Goethes Vorbild für das Hexeneinmaleins sind diese Sprüche sicher nicht gewesen.

Wie Goethe am 1. März 1788 in sein Tagebuch schrieb, verfasste er die Scene der Hexenküche — denn von keiner andern ist dort die Rede — in den letzten Tagen des Februar zu Rom in den herrlichen Gärten der Villa Borghese. Wer seine Art

dichterischen schaffens, wer seine italienische Reise kennt, weiss, dass er zwar das alte vergilbte Manuscript des Faust, wie er es nach Weimar mitgebracht hatte, bei sich führte, dass er aber schwerlich Excerpte aus Strassburger kabbalistischen Schriften, noch weniger die dicken Schweinslederbände selbst seinem Reisegepäck einverleibt haben konnte, um geeigneten Falls bei der Composition des Hexeneinmaleins Hilfe zu leisten. Gab es ein Vorbild zu diesem Zahlenunsinn, so ist dasselbe unzweifelhaft in nächster Nähe der Localität zu suchen, welcher der ganze dramatische Auftritt seine Entstehung verdankt, also in Rom. Versuchen wir, dasselbe dort aufzufinden.

Dem Scharfblick Goethes entgieng es nicht, von welcher Bedeutung im Leben des italienischen Volkes dessen Leidenschaft für das Lottospiel war. Schildert er doch selbst im „Römischen Carneval" (unter der Ueberschrift: Masken), wie ein Zauberer sich unter die Menge mischt, das Volk ein Buch mit Zahlen sehen lässt und es an seine Leidenschaft zum Lottospiel erinnert. Hier haben wir also schon ein Buch mit Zahlen.

Offenbar war dem Dichter bei Abfassung unserer Scene die Erinnerung an die Leidenschaft der Italiener für das Lotto gegenwärtig. Denn nach den Worten des Meerkaters:

> O würfle nur gleich
> Und mache mich reich
> Und lass mich gewinnen!

sagt Mephistopheles:

> Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
> Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!

Nicht minder bekannt werden Goethe die kleinen Volksbücher gewesen sein, welche man in den Strassen der italienischen Städte für wenige Centesimi verkauft und die so recht dazu gemacht sind, der allgemeinen Lottospielwuth zu fröhnen. Sie enthalten eine sogenannte Kabbala für das Lotto: Verschen, in denen für die Monate des Jahres oder für kürzere Termine die Numern angegeben sind; welche dem Lottospieler zum setzen angerathen werden, und diese kabbalistischen

Lottoverschen sind es, welche mit ihrem sinnlosen Zahlengeklingel auf das lebhafteste an das Faustische Hexeneinmaleins erinnern und möglicher Weise dem Dichter die erste Anregung zur Abfassung jenes dunkeln Spruches gegeben haben.

Das beliebteste und verbreitetste unter jenen Schriftchen ist der sogenannte Barba-Nera (Schwarzbart), eine Art Volkskalender, dessen Inhalt man am besten aus dem Titel erkennen mag. Das Titelblatt des diesjährigen (1884) lautet:

Le rivoluzioni celesti calcolato per il Polo 42 di Roma che serve per tutta l'Italia ossia discorso astronomico del celebre Barba-Nera per l'anno bisestile 1884. (Dann folgt ein roher Holzschnitt, den Schwarzbart darstellend mit Globus, Cirkel und Fernrohr, umgeben von 12 Sternen. Darunter:)

Che predice gli avvenimenti del Mondo, il levar del Sole, le fasi della Luna, le mutazioni del Tempo, il suonar dell' Ave Maria in ore Astronomiche, molte Fiere e Mercati del Regno, i Numeri Simpatici mensili di Rutilio Benincasa, le Cabale per i dilettanti del Lotto; in fine ricorda la nascita del Sommo Pontefice e degli Eminentissimi Cardinali e dei Sovrani di Europa. — Fofigno (st. Foligno) Prem. Stab. di F. Campitelli u. s. w.

Ich habe mir die grösste Mühe gegeben, alte Exemplare aufzutreiben, wo möglich aus dem vorigen Jahrhundert, es ist mir nicht gelungen, ältere zu erlangen, als von 1823. Diese Volksschriften scheinen überall nach kurzem Gebrauche der Vernichtung anheimgefallen zu sein. Ist es mir doch bisher in dem büchersammelnden Deutschland nicht möglich gewesen, alte Exemplare der Reutlinger Volksbücher aufzufinden.

Fünf Jahrgänge des Schwarzbart habe ich miteinander vergleichen können, die von 1823, 1824, 1839, 1880, 1884. Der Titel von 1823 und 1824 beginnt: Gli arcani delle stelle, calcolati u. s. w.; 1839: Le Rivoluzioni celesti, calcolato u. s. w.; 1880: Moti Celesti o siano Pianeti sferici calcolati u. s. w.; 1884 stimmt bis auf kleine Zusätze mit 1839. Alle sind in Foligno gedruckt, die älteren von Francesco Fofi, die neueren von Feliciano Campitelli.

1823 und 1824 haben eine congruente Einrichtung des Inhalts, 1839 ist nicht mehr in meinen Händen und das Arrangement meinem Gedächtniss entfallen, 1880 weicht in seiner Eintheilung von den früheren Jahrgängen ab und enthält die Specchietti o cabalette pe' Lotti in einem besonderen Abschnitt, während die andern sie bei den Monaten des Jahres geben; 1884 wiederholt die Einrichtung von 1823 und 1824.

So geht denn schon aus den wenigen Exemplaren, die mir zu Gebote standen, hervor, dass die späteren Jahrgänge auf die Titel und den Inhalt der früheren zurückgreifen und sie reproducieren. Habe ich auch in den fünf Kalendern durchaus keine Uebereinstimmung unter den kabbalistischen Lottoverschen gefunden, so ist mir doch nicht zweifelhaft, dass bei Vergleichung einer grösseren Anzahl von Jahrgängen sich auch eine solche herausstellen würde.

Denn neben dem Barba-Nera gibt es noch eine ganze Reihe von Büchern, welche sich mit dem verkünden der Zukunft, der Auslegung von Träumen u. dergl., immer aber auch mit der Kabbalistik für das Lotto beschäftigen und bei der letzteren eine Anzahl von Verschen, die denen des Barba-Nera sehr ähnlich sind, gemeinsam haben. So liegt die Vermuthung nahe, dass sowol der Schwarzbart wie alle diese Glücksbücher bei neuen Auflagen aus einem gewissen Vorrath alten Materials schöpfen und, wenn auch nicht immer gleiches, doch in den meisten Fällen ähnliches wiederholen.

Von den erwähnten Glücksbüchern sind mir die folgenden bekannt:

1. La vera cabala del lotto. Milano (528 S. Ohne Jahr, jedesfalls nach 1863 gedruckt).

2. Il vero libro dei sogni ossia l'eco della fortuna. Firenze 1881. (640 S.) Darin: Indovinelli Cabalistici settimanali.

3. Il vero libro dei sogni ossia l'albergo della Fortuna aperto ai Giuocatori del Lotto. Milano 1881. (240 S.) Darin: Indovinelli cabalistici per le 48 annue estrazioni del lotto secondo il nuovo stabilimento.

4. Il vero giojello della Fortuna ossia la nuova e grossa Cabala u. s. w. Milano 1870. (456 S.)

Es mögen nun aus der grossen Anzahl kabbalistischer Lottoverschen sowol der Barba-Nera-Kalender wie der andern Glücksbücher einige wenige folgen, welche meine Vermuthung unterstützen dürften, der Dichter habe aus solchen Zahlenreimen die Anregung zum Hexeneinmaleins geschöpft. Dabei will ich noch bemerken, dass neben jeder Strophe eine Gruppe verschiedenartig geordneter Zahlen steht.

Barba-Nera 1823:

Vedo sortire al lotto
Un sette, un zero, e sei,
Che unito al nove, e cinque
Fan lieti i giorni miei.

L'uno, che corre al nove
Forma il secondo estratto
Il sette con il sei
Delira come un matto.

Barba-Nera 1824:

Attento a quel che dico[1])
Sette coll' otto e due
Vogliono uscire adesso
Da furibondo bue.

Barba-Nera 1839:

Uno e quattro donne l'estremo,
Otto e sette vengon poi
Giucatori dite voi
Sei con cinque chi fara?

Barba-Nera 1880[2]):

La fortuna indispettita
Capovolge il bussolotto
Di cui stanno in sull' uscita
Cinque e sette, uniti all' otto.

---

1) Erinnert an die erste Zeile des Hexeneinmaleins:

„Du musst verstehn!"

2) Die neueren enthalten nur wenig Verse mit Zahlen; die meisten sind orakelhafte Schicksalssprüche.

Barba-Nera 1884:

E cotto[1]), e il sette e il tre
Vedi li innanzi a te;
Se gli altri vuoi aver
Discernali a dover.

Aus den angeführten Glücksbüchern lasse ich hier vier Quatrains folgen, welche 1, 2 und 3 gemeinschaftlich haben:

Manda il gelido Scorpione
Freddo un zero e caldo un otto,
E non e fuor di stagione
Che due sei cadon di sotto.

Fan due gobbi un sposalizio
Corre un zoppo per la posta
Entra un zero in quel servizio
Ecco certa la riposta.

Mi fo in pezzi cinque o sei
Ma pur resto sempre intero
Dico a cinque i fatti miei
E non parlo mai col zero.

Cinque figli una comare
Sola attrae in un sol parto
Si potrebbe combinare
Che v'è un sei unito a un quarto.

4 hat diese Strophen nicht, wol aber die Indovinelli per ciascun mese dell' anno wie 1, 2 und 3.

Endlich haben 1, 2 und 3 noch einen Vierzeiler gemeinsam, der mir ganz besonders aufgefallen ist. Er lautet:

Apre il libro la Sibilla
E predice alla sventura
L'otto al sette entro sfavilla
E col cinque l'assicura.

Dass ihn die drei Bücher gemeinsam haben, scheint mir darauf hinzudeuten, dass sie den Vers altem Material entnahmen. Nun ist aber die Rede des Mephistopheles, gleich nach dem Schluss der Hexensprüche: „Genug, genug, o treffliche Sibylle" die einzige Stelle im ganzen Faust, wo der humoristische Teufel

1) Wahrscheinlich ein Druckfehler statt: Ecc' otto. Die Barba-Neras wimmeln von Druckfehlern.

in behaglicher Laune einer Hexe den Namen der begeisterten Wahrsagerinnen des Alterthums beilegt. Sollte Goethe in einem römischen Lottobuche nicht diesen oder einen ähnlichen Vers gefunden haben und durch ihn zu jener Anrede veranlasst worden sein?

Doch genug der Vermuthungen! Bedarf man für die Abfassung des Hexeneinmaleins eines Vorbildes, einer den Dichter anregenden Quelle, so glaube ich auf die annehmbarste und natürlichste hingewiesen zu haben.

Vielleicht folgen andere der aufgedeckten Spur und finden zuverlässiges, wo ich nur unbestimmte Fingerzeige geben konnte.

Heidelberg im August 1884.

Die Zukunft.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg aus den Jahren 1779—1782.

Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von

OTTO HARTWIG.

Dritter Gesang.

Kommst Du wieder zu mir, nach langem Säumen, Siona?
Kommst Du wieder? o sey mit diesen Thränen gegrüßet!
Mit der Empfindung Thränen, mit erblassenden Wangen,
Und mit bebenden Lippen, mit bebenden Saiten der Leyer!
Kommst Du wieder? schon zehnmal und sechsmal füllte die Sonne
Mit den Strömen des Lichts das Horn des silbernen Mondes,
Seit Du mir entschwandest! Die hellen Gefilde der Zukunft
Waren verschwunden mit Dir! Indessen starrte mein Auge
Vor sich hin, und sah die leidende lächelnde Freundin![1])
Ach ich hörte von fern des Todes rauschenden Fittig!
Sah ihn näher kommen und näher — o hätt' ich vernommen
Ihres Preises Lied als sie zum Himmel sich aufschwang,
Siehe, so wäre mein Geist mit Wonne des Himmels getränket,
In der Entzückung hinüber zur süßen Freundin geflogen!
Aber ich sank, von dieses Lebens Nächten umgeben,
An Emiliens Urne hin, die Saiten der Leyer,
Welche sie liebte, tönten nur leise Klagetöne.
Mächtiger sollen sie tönen, wenn Du mit himmlischem Lichte
Vor mir zerstreust die dunkeln Nächte des Lebens!
Ich will baden im Schimmer der Sonnenstrahlen Sionas.
Wie die Säule Memnons im goldnen Sonnenstrale
Klang, so soll im himlischen Strahl der hohen Siona
Meine Seel' ertönen mit allen bebenden Saiten
Jeder Empfindung! — Zwar wandl' ich im niedern Thale der Erde,
Wo der hüpfenden Irrwische Blendwerk manchen verleitet,
Aber sie sollen nicht mich mit blendendem Lichte verleiten!
Wirst auch Du mich nie mit sanften Schimmer verleiten

1) Während die Gräfin Emilie Schimmelmann dem Tode entgegengieng († 5. Febr. 1780), lag Stolberg im Januar und Anfangs Februar 1780 in Kopenhagen am Scharlachfieber darnieder. Hennes S. 118—121.

Süße Lieb? Es wandeln in Deinem mondlichen Scheine
Auch die Edeln — o laß mich dich noch mit dem Monde vergleichen
Süße Liebe! wenn Du, wie auf zitternden Thränen der Mondschein
Sanft auf meine Seele scheinest, so hebt sich die Seele,
Oder sie schmilzt in Wehmuth dahin. — O der mir ein Herz gab,
Vater Siona's und meiner, und der Empfindung für Schönheit
Mir ins Herz gab, der auf Lyda's blühende Wangen
Morgenröthen der Sittsamkeit goß und Adel der Seele
Stralen aus ihren Augen ließ, erhalte mein Herz rein!
Reines Herzens sein ist Seeligkeit, ihrer Hoffnung
Blüte täuschet nicht, sie reift zu Wonne des Himmels!
Aus dem Stralenmeer, das um des Ewigen Thron fleußt,
Senken sich Ursachen der Dinge, welche geschehen
Oben im Himmel, zwischen den Sternen, und unter der Hölle,
Würkungen folgen jeder mit Kraft und mit Eile des Blitzes,
Hüllen in Wolken sich ein und durchschweben der Schöpfung Gefilde,
Oder beleben mit zündender Fackel die Reiche des Chaos,
Wenn der Ewige winkt und neue Schöpfungen dastehn.
Bilder der Vorzeit, Bilder der Gegenwart, Bilder der Zukunft
Schweben hier, mit ihnen die unerfüllten Ideen
Aller Welten die möglich waren, und jeglicher Würkung
Die in der möglichen Welt der möglichen Ursache hätte
Folgen können. Es rollen in wechselnder Bildung
Purpurne Wolken umher und verhüllen dem Auge der Geister
Viele Bilder, viele Ideen; der Ursachen meiste
Stralen vom Schimmer des Throns und blenden der Cherubim Augen,
Aber es öffnen an Tagen der Feyer zuweilen sich Wolken,
Und enthüllen die Bilder der Gegenwart oder der Vorzeit,
Oder der Zukunft, dann fallen aufs Antlitz die Geister des Himmels
Nieder, und Prophetische Geister entschöpfen dem Urquell
Aller Kunde, Weisheit und Licht, mit fliegenden Locken
Hoch empor gefalteten Händen und flammenden Augen
Schöpfet Siona Begeistrung. So lag sie unter dem Throne,
Als die Bilder der Schöpfung, des Paradieses, der Sündfluth
Vor ihr übergiengen, die ihren Moses sie lehrte.
Sie verkündete himmlische Dinge den hohen Propheten,
Und dem göttlichen Seher der Wogen umrauscheten Patmos;
Auch zu Milton senkte sie sich vom Himmel herunter
Und zu Klopstock dem heiligen Sänger — sie senket zu mir sich
Auch herunter und giebt mir Offenbarung der Zukunft.
Aber erleuchteter kam sie zu den hohen Propheten,
Zu Johannes und Moses von Gottes Geiste gelehret!
Milton und Klopstock zeigte sie was sie hatte gesehen,
Und auch himmlischer Blick kann irren. Der Endlichkeit Loos ist
Irrthum, aber der Himmlischen Irrthum ist edler als alle

Weisheit unter dem Monde! Mir hat sie Vieles gezeiget,
Vieles verborgen; von dem was mir die Himmlische zeigte,
Werd ich den Sterblichen Vieles zeigen, Vieles verbergen. —
Wenn am schönen Ufer des Rebenumkränzeten Rheines
Zwischen glänzenden Wolken die flammende Sonne sich senket,
Und durch rothe Fluthen des Stromes der gleitende Nachen
Lange Furchen zieht, indem der freudige Jüngling
Langsam rudert und liebend das süße Mädchen anschaut,
Dessen silberne Stimme bei ihm im Nachen ertönet,
Dann umschweben zu Millionen Hafte den Nachen,
Kinder eines Tages, am thauigen Morgen geboren
Greisen sie ehe die Dämmerung graut, und der Schatten des Abends
Hüllet in Nacht des Todes sie ein. Der Jüngling bemerkt sie
Kaum, er sieht sein Mädchen im rothen Schimmer des Abends,
Höret schweben ihr Lied auf wehenden Flügeln des Abends!
Also gleitet mein Geist den Zeitgenossen vorüber,
Und den Kindern vorüber, vorüber den künftigen Enkeln,
Weil von spätern Zeiten das Lied Siona's ertönet.
Spätere Zeiten ihr triefet von Blut! — Die Söhne der Donau
Wüthen gegen die Söhne der Elbe, des Rheins, der Weser,
Deutsche gegen Deutsche! so stolz war keiner vom stolzen
Stamme, welcher vor dem von der Donau fruchtbaren Thalen
Bis zu Herkules Säulen und hinter Herkules Säulen
Jenseit fernen Meeren in neuen Welten herrschte,
Als der, welcher die Freiheit der Deutschen zu fesseln beschliesset.
Seine Tausende rauschen daher wie herbstliche Fluthen,
Welche Dämme durchbrechen, da hilft kein Retten! Die Dörfer
Werden weggeschwemmet, weggeschwemmet die Städte!
Ach auf Hochheims Hügeln verstummen die Lieder der Winzer!
Ach die Lieder der Winzer verstummen in Bacherachs Thalen!
Keine Schiffe gleiten auf Deinen Wogen, o Elbe!
Keine Pflugschaar blinkt durch Schwabens schwärzliche Schollen!
In des Harzes Schachten verstummt der Hammer des Bergmanns!
Frieden werden geschlossen, Frieden werden gebrochen,
Neue Heere wüthen. — Der Freiheit Odem durchwehet
Eine kleine Schaar, es wehet der Odem der Freiheit
Größere Schaaren zusammen, gefärbt vom Blut der Tyrannen,
Jauchzet und wälzet Leichname fort die stürzende Bude [Bode?].
Wieder fleußt das Blut der Unterjocher am Maine,
Und die lieblichen Thale bey Würzburg erschallen vom Siegslied.
Schau die edle Schaar! Dreihundert muthige Ritter,
Sie entsproßen vom edelsten Blut, die Fahne der Freiheit
Wehet vor ihnen furchtbar und schön, wie ein wallendes Nordlicht!
Ihre Namen erschallen dereinst im Munde der Nachwelt,
Einige sollen schon itzt im Munde der Vorwelt erschallen!

Lippe wie braust Dein Senner daher! in der Halle von Erbach
Lächelte Dir die liebliche Braut, Du entreissest der Braut Dich,
Eiltest ins blutige Feld — Du wirst vom blutigen Felde
Freudig wiederkehren, es wird ein weiblicher Reigen
Deine Thaten singen an Deinem bräutlichen Feste,
Bis vor Freude zugleich und Stolz und Scham erröthend
Deine Geliebte mit ihren Gespielen hinein in die Kammer
Schleichet, wo des Helden die süßen Umarmungen harren.
Isenburg stürmt wie ein Wetter daher und zerstreut die Geschwader,
Hätte Leiningen hundert Leben, er würde sie freudig
Alle vergeuden, o Freiheit, für Dich! wiewohl in der Fülle
Seines Erbes die rosige Schaar von Kindern emporblüht,
Und dem Vater das Herz bey seinen Kindern zerfließet.
Salm, Dir war am weichlichen Hofe des stolzen Tirannen
Deiner Jugend Blume verblüht, die Töchter der Fürsten
Hatten geschmachtet für Dich, und viele rosigte Bande
Fesselten Dich; Du rissest sie loß, Dein Antlitz voll Narben
Schmückt Dich mehr als Lilienhaut und blühende Röthe.
Wer sind jene? Glatt ist ihr Knie [Kinn?], in drohenden Augen
Lebt, wie Glut im Feuer, der Muth und stärket der jungen
Arme Kraft! Was schlägst Du mein Herz? Ach meines Geschlechtes
Sind die Jünglinge! seyd mir gesegnet zum Kampfe der Freiheit!
Wie verbrüdert der Nordwind und Ostwind die Wogen des Meeres
Jagen, so jaget auch ihr dereinst der Feinde Geschwader!
Siehe sie fallen zugleich — sollst der Freude geweiht sein
Thräne, denn sie fallen zugleich für des Vaterlands Freiheit!
Solms, Dir folget der Feinde Tod wie dem Lichte der Schatten.
Könnt ich unbesungen im blutigen Staube Dich lassen
Edler Castell? Es klagen um Dich die Thale von Remling.
Enkelinnen halten Dich nicht im gethürmten Palaste,
Grauer Reuß! Noch ist es Dir Spiel zu tummeln Dein Streitroß,
Spiel zu schwingen Dein Schwert, wiewohl die siebzigste Sonne
Deines Lebens Reife mit neuem Ruhme bestrahlet.
Ranzau liebt sein Vaterland, glüht vom Durste der Freiheit,
Aber nicht Vaterlands Lieb' allein und Durst der Freiheit
Führen entgegen den Schatten des Todes den blühenden Jüngling,
Ach er suchet den Tod vom Pfeile der Liebe getroffen,
Wie das verwundete Reh den Quell und den Schatten des Hains sucht.
Schlummerbringender Mohn blüht neben dem Lorbeer des Ruhmes,
Jüngling, Dir, im blutigen schönen Kranze des Todes,
Und der Geliebten heimliche Thräne wird ihn bethauen!
O des Rauchs! Wie lodern die Flammen! Die Fluthen des Stromes
Gleichen den Flammenfluthen, die aus dem Ätna strömen,
Denn es wehet an beiden Ufern die steigende Lohe,
Königsstadt, Du stürzest ein mit krachenden Thürmen,

Asche, Spiel des Wind's, sind Deine stolzen Paläste!
Meintet ihr, es würde der Genius deutscher Freiheit
Ewig schlummern, gekrönte Verräther? Er, den die Ketten
Roms nicht fesselten? Der, von keinem Volke bezwungen
Stolz, die Nachbarn umher mit schwerem Joche belastet
Ansah? Der, als Nacht die zagenden Völker umhüllte,
Kühn die Fackel der Wahrheit am heiligen Feuer des Himmels
Zündete? Furchtbar wär er euch auch im Schlummer gewesen,
Hättet ihr bemerkt, wie seine Adern im Schlummer
Schwollen, wie im Schlummer des Riesen Rechte zuckte,
Wie sich sträubte sein goldenes Haar! Es erwachte der Riese,
Schüttelte zürnend sein Haupt und rollte flammende Augen,
Sprang empor, zerschmettert von seiner eisernen Keule
Liegen Throne wie Scherben im Staub, es wandelt Entsetzen
Vor ihm her, ihm folgt mit dankendem Lächeln die Ruhe,
Ihm ein langer Reigen von seligen Jahren, es rauschet
Wankender Saaten Seegen dem freien Arme des Landmanns
Golden entgegen, es reift für freie Male des Winzers
An der schwanken Rebe die Freude glücklicher Menschen.
In den Thalen erschallt der frohen Heerden Gebrülle
Und das Blöken der Wollenheerden auf thauigen Bergen!
Denn der Landmann ist frey, wie der edle Ritter, der Ritter
Wacht ob Freiheit und Recht wie über die Jungen der Adler,
Wie die Adler frey! Die Blüthe der nervigten Mannschaft
Sammelt sich nicht in zahllosen Schaaren das Antliz des Friedens
Mit dem blendenden Erz auf dienstbarer Schulter zu schrecken,
Wächter der Hürde, triefend vom Blute der Heerde wie Wölfe!
Auch wird Blut der Jüngling' gegen Gold nicht gewogen,
Um für stolze Nachbarn in fernen Welten zu fließen.
Ruh und Freude belohnen den Schweiß des singenden Landmanns,
Und die Fülle schüttet ihr Horn in ämsigen Städten
Reichlich aus; es schleichet die Pest gifthauchender Sitten
Nicht mehr aus den üppigen Höfen weichlicher Fürsten
In den Städten umher, umher in Hütten des Landes.

Zween erhabne Lehrer der Menschheit (ihre Namen
Flammen auf den Tafeln der Zukunft, es las sie Siona,
Aber Siona verschwieg mir die großen Namen, es freut sich
Locke schon im Himmel auf sie, und Montesquieu freut sich
Schon auf sie, und der friedsame Penn und der glühende Rousseau)
Zween erhabne Lehrer der Menschheit werden der Freiheit
Richtschnur ziehn, bescheiden und kühn mit geläuterten Eifer,
Werden sondern die Völkerschaften des glücklichen Deutschlands,
Dennoch alle zugleich mit heiligem Bande vereinen.

Unter schattenden Linden versammlen sich Väter des Volkes
Hie und da und dort, es schwebt der Gerechtigkeit Wage

Frey vor den Augen des Volks in den Händen der Väter des Volkes;
Jede Völkerschaft sendet erkorne hin wo des Maines
Sanfte Wellen sich froh mit dem strudelnden Rheine vermischen;
Edle Männer, wie Gott, in diesen entarteten Zeiten
Selten giebt, das Salz des Jahrhunderts, das sie verkennet;
Solche werden erkohren, solche lenken die Rosse
Deutscher Regierung mit stäten und nicht mit straffen Seilen,
Mit dem scharfen Blicke der Weisheit, der männlichen Milde
Sichern Hand, auf Wegen des Glücks, vom Ruhme bestrahlet.
Siehe wie die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe
Dreien Meeren Früchte der Erd' und Früchte des Fleißes
Bringen! Aus den Häfen der Meere eilen die größern
Segel, zahllos wie summende Bienen in Tage des Sommers
Aus der wächsernen Stadt. Zur purpurnen Wiege des Morgens
Eilen sie oder sie eilen zum falben Bette des Abends.
Nationen, waget es nicht an die schwimmende Habe
Deutschlands frevelnde Hände zu legen! Es dräuen in deutschen
Häfen ruhende Wetter und harren der Winke des Volkes,
Ob sie donnern sollen im Morgen, donnern im Abend!
Frankreich, Deine Wangen bedeckt des Neides Bläße,
Und die stolzere Eifersucht glüht auf Albions Wangen.
Wie mit thauenden Fittigen sich ein rosiger Abend
Auf die Gefilde senket, es duften die Blumen der Wiese
Und die leise wankenden Ähren, Wohlgerüche
Schweben von Blüthen zu Blüthen, aus denen die Nachtigall singet,
Und es freut sich das Vieh auf dem Felde, das Wild in dem Walde,
Und es erschallet der Schäferin Lied und die Flöte des Schäfers,
Also senket die Ruhe sich nieder ins glückliche Deutschland.
Seliges Land! Es wacht, wie über Gosens Gefilde,
Ueber Dich das waltende Auge der ewigen Vorsicht,
Denn Du bist gerechter als andre Länder, und ludest
Nicht auf Deiner Enkel Enkel die furchtbaren Flüche
Ferner Welten, dürstetest nicht nach Gold und Gesteine
Schwangst nicht über seufzende Mohren die blutige Geißel!
Des gedenket Gott, und giebt die Fülle des Segens
Dir, und öffnet Dein Herz der Dankbarkeit, welche den Segen
Gottes, daß er nicht fliehe, fesselt mit blumigen Banden;
Oeffnet der Eintracht das Herz, es trennt die liebenden Brüder
Nicht der Lehre Zwist, es dulden Christen die Christen!
In den Schulen der Knaben, in der Jünglinge Schulen
Lehrt einfältige Weisheit Philosophen bekennen,
Daß die menschliche Wissenschaft nur zur Schwelle des Tempels
Führe, des Thore die Hand des Todes uns öffnet!
Philosophen streben nicht mehr vergebens den Lichtstrahl
Jeder Wahrheit zu spalten, sie sammlen die Strahlen mit weiser

Sorgfalt, daß aus ihnen ein Licht vom Himmel entflamme!
Philosophen streben nicht mehr vergebens den Lichtstrahl
Jeder Empfindung zu spalten, sie sammlen die Strahlen mit heisser
Inbrunst, daß aus ihnen ein Feuer vom Himmel entlodre!
Hohe Religion, dann wirst Du unter den Deutschen
Wandeln in angeborner Einfalt und himmlischer Würde,
Wie Dein göttlicher Stifter, den jetzt viel heuchelnde Priester
Mit dem Munde bekennen und mit dem Herzen verleugnen.
Ach er wird sie dereinst vor den Augen des Himmels verleugnen,
Wenn er, wie der Ocean die Ströme versammlet,
Alle Frommen zugleich zu seinem Heile versammlet!
Heilige Dichter werden die Herzen der Deutschen entflammen,
Klopstock wird von Enkel zu Enkel im wachsenden Strome
Seines Ruhmes leben, und Thränen süßer Entzückung
Werden aus tausendmal tausend Augen der Nachwelt ihm fließen.
Hohe Harmonie wird über bebenden Saiten
Schweben, über dem Hauch der Flöten, über der Jungfrau
Seelenvollerem Hauch! Denn heiliger Dichter Entzückung
Wird sich rein in die Seele des Wonnetrunknen ergießen,
Welcher die Melodie aus tönenden Hallen hervorruft,
Daß der hohe Gesang wie seine Braut sie umarme!
Melodie, Du keusche Gespielin edler Gesänge,
Dich auch haben entnervte Jahrhunderte frevlend entweihet,
Deinen lieblichen Reiz an schamlose Lieder verschwendet,
Oder an seelenlosen Gesang, der ermattet nachschlich,
Wenn Du geschlungen an ihn in fliegendem Tanze Dich wandtest!
Künftig sollst Du als blühendes Weib mit folgsamen Füßen
Wahrer Dichter Gesang in liebender Eintracht begleiten,
Feurig den feurigen, eilend den eilenden, sanft den sanften,
Hingeschmolzen mit ihm, mit ihm gen Himmel erhoben!
Dann wird mit wetteifernder Hand der erfindende Maler
Athmendes Leben dem Tuche, Flammen der Lieb und des Zornes,
Andacht, Heldengefühl und seufzende Zärtlichkeit schenken!
Unter neuer Pygmalionen schaffenden Händen
Wird der Marmor lächeln in lieblicher Mädchen Gestalten,
Oder es werden in Erz der Vorzeit Helden erwachen!
Jährlich wird in Tempeln des Herrn die Feyer der Freyheit
Festlich vom Volke begangen, am festlichsten da, wo des Maines
Sanfte Wellen sich froh mit dem strudelnden Rhein vermischen.
Vor dem Altare wehet die hohe Fahne der Freyheit,
Und im Staube liegen die Fahnen der stolzen Tirannen!
Aus des Priesters Lippen ertönt die Kunde der Thaten
Derer, welche das Volk vom schweren Joche befreiten;
Ihre Namen werden im Tempel Gottes genennet!
Dank ertönet und Preis in lauten Jubelgesängen

Dem, der Heldenentschluß in ihren Herzen entflammte,
Dem, der stählte den Arm und beseelte die Weisheit der Helden!
Dann tritt vor den Altar mit entblößtem blitzenden Schwerte
Ein gewappneter Ritter und schwört mit donnernder Stimme
Einen ernsten Eid im Namen des horchenden Volkes
Frey zu bleiben! Es stimmt wie rauschende Wogen das Volk ein,
Frey zu bleiben! Es hörens die glühenden Knaben und freun sich
Frey zu bleiben! Es lächeln die Mütter, es lächeln die Schwestern,
Ihre Jünglinge kränzen mit Eichenlaube die Bräute,
Und es zittert die Thrän' an der weißen Wimper des Greises.
Lang schon werden alsdann des Enkels Enkel auf meinem
Grabe wallen, es wird die Morgenröthe der Zeiten,
Die Siona mir zeigt, mein sterbliches Auge nicht sehen;
Aber schweben wird in erschütterter Wölbung des hohen
Tempels meine Seel' auf wiederhallenden Lüften,
Wird im Wehen der Freiheits-Fahne der Jünglinge einen
Schnell ergreifen und ihn zum heiligen Dichter des Volkes
Weihen. Seine Genossen wird er in feurigen Liedern
Zu des Vaterlands Liebe, zum edlen Kampfe der Freiheit,
Zu des Todes Verachtung, zur göttlichen Tugend entflammen!

Vierter Gesang.

Ganz hat nie des Seyns sich gefreut, mit glühenden Thränen
Nie dem Geber des Lebens gedankt, in der Fülle des Geistes
Nie sich sicher und stark wie ein Held in der Rüstung gefühlet,
Welchem die luftige farbigte Blase des Lobes der Menschen
Mehr gilt als bescheidnes Gefühl von dem, was ihm Gott gab.
Immer hör ich die eitle Klage der Dichter erschallen
Ueber die Kälte des Volkes! Was kümmert die Kälte des Volks euch?
O wenn euch die Muse mit himmlischem Lächeln erschiene,
Wenn sie den Mohnkranz euch der edlen Vergessenheit brächte,
Wenn sie den vollen Becher euch reichte der hohen Begeistrung
Siehe so schwebtet ihr über der Erd in wahrer Entzückung,
Hörtet wie Summen der Mücken das Lob und den Tadel der Menschen.
Deutsche, wäre das Lob von euren Lippen, des Mannes
Wie des Jünglings Wunsch, und wäre das Volk zu entflammen
Meines Herzens schwellende Hoffnung länger geblieben,
O so würd ich ergrimmen, wenn ihr, wie Israels Söhne,
Fremden Altären fröhnt, auf welche die Flamme des Himmels
Niemals fiel, so würd ich wie Moses von Sinais Berge
Schauend aufs Volk hinab, die heiligen Tafeln, die Gott ihm
Hatte gegeben, hinunter warf an schmetternde Felsen,
Meine Harfe, die Gott mir gab, im Zorne zerschmettern!

Aber nicht für das Lob des Jahrhunderts, nicht für des Enkels
Thräne, stimm' ich die Saiten der Harfe, die Gott mir gegeben,
Sondern ich spiel und singe mein Lied, wenn die Weihe des Himmels
Ueber mir säuselt; so schwillt vom Hauche Gottes das Meer auf,
Still bei stillem Himmel, und schäumend und thürmend und donnernd,
Wenn von oben der Sturm mit schnaubenden Rossen einherfährt.
O Siona, Siona, wenn Du mir winkest, so folg ich,
Dir zu folgen ist Wonne! Wenn am Gestade des Eismeers
Du mich führtest, auf Zembla's menschenfeindlicher Küste,
Siehe, so würde mein Lied, auf einsamen Klippen am Ufer
Ungehört erschallen, wie Wogen am ewigen Eise!
Wenn Du unter den sengenden Strahl in Wüsten mich führtest,
Wo den glühenden Sand nur wilde Thiere berührten,
Siehe, so würde mein Lied in der Felsenritze die Schlange
Schrecken, und mir würden die Straußen der Einöde lauschen!
Heil mir, daß Du mich wieder besuchtest! Hehr und furchtbar
Sind die Gesichte, welche Du mir, Siona, gezeigt hast!
Keine Sonnen leuchten, keine Monden dem Himmel.
Unter ihm gleiten dahin wie Sonnenstäubchen die Sonnen,
Gottes Allerheiligstes ist die Sonne des Himmels!
Aber erröthende Morgen, erröthende Abende theilen
Auch im Himmel die Zeit, wiewohl die Sonne des Himmels
Nicht aufgeht, nicht untergehet; purpurne Wolken
Hüllen das Allerheiligste ein mit Golde gegürtet.
Mich den Sterblichen führte Siona hinauf in den Himmel,
Und ich sah das Morgengewölk und sah es zerfließen,
Sah den Tag des Himmels, und fiel anbetend aufs Antlitz,
Als, wie Wogen des Meers, das um den Himmel umherfleußt:
Heilig, Heilig, Heilig ist Gott im Himmel erschallte!
Ernst erhub sich ein Engel, der ersten einer, und stellte
Neben dem Allerheiligsten sich an die güldene Wage,
Welche Welten und Thaten wägt, in welcher der Schwelger
Leicht erfunden ward, als die schwebende Hand sein Gewicht schrieb.
O wie leicht ward Cäsar in ihr erfunden! Harmonisch
Klang sie oft und sank von einer Thräne der Andacht!
Nicht nur Thaten, Absichten wägt die goldne Wage.
Manchen Gedanken, der heimlich und ungestraft vom Gewissen
In der Tiefe des Herzens sich reget und wieder stirbet,
Ehe seine Blöße die Sprache mit weiten Gewanden
Zudeckt, oder eh' er die Seele der frevlenden That wird,
Manchen Gedanken, der heimlich und bald im Herzen vergessen,
Aber liebevoll dem schönen Herzen enteilte,
Wäget sorgsam ein schützender Engel und lächelt und schreibet
Sein Gewicht in das Buch des Lebens mit flammenden Schriften.
Neben dem Engel stand der Engel der Erde, der Reiche

Schützende Geister standen um ihn. Der Engel der Wage
Rief mit ernster Stimme: Spanien wird gewogen!
Rief es, warf ein goldnes Gewicht in die eine Schaale,
Legte dann das Gewicht von Spanien in die andre,
Und es eilte leicht in die Höhe Spaniens Schaale.
Wieder rief er und schaute umher auf die Engel der Reiche:
Gegen Spanien zeuge, wer lang sein Urtheil zurückhielt!
Langsam trat hervor der Engel von Ismaels Volke:
Meines Volkes Schuld ward auch gewogen! Da triefte
Auf Gebürgen mein Blut vom spanischen Schwerte, da floß es
Mit den Strömen ins Meer! Da flammten Scheiterhaufen,
Nicht der Jungfrau ward und nicht des Säuglings geschonet!
Schwieg, da warf der Engel der Wag' ein Weh in die leichte
Schaale, daß dumpf sie scholl, doch schwebte sie über der andern.
Langsam trat hervor der Engel von Israels Volke:
Heilig ist Gott, anbetenswürdig, sein Nam' ist Erbarmer!
Noch noch dämmert nicht der Morgen, dessen ich harre,
Israel irret umher wie ohne Hirten die Schaafe,
Aber leuchten wird einst auch ihm die Sonne des Heiles!
Meines Volkes Jammer erweichte Spaniens Herz nicht,
Seinen irrenden Kindern ward keine Stätte der Ruhe
Dort vergönnet; sie wurden durch jedes Drangsal gesichtet,
Und die Uebrigen wurden gefesselt, gefoltert, getödtet.
Schwieg, da warf der Engel der Wag' ein Weh in die leichte
Schaale, daß dumpf sie scholl, doch schwebte sie über der andern.
Flammen im Blick erhub sich und schnell Amerikas Engel,
Wandte zum Allerheiligsten sich und erhub die Rechte.
Von dem Nacken wehte sein Haar, es erblaßten die Wangen
Bebend ihm, er athmete kurz, hoch schlug ihm das Herz auf:
Herr, von Californien bis zum strömenden Plata
Ward vertilgt mein Volk, die harmlosen Söhne der Einfalt
Bluteten, Schafe von Wölfen zerrissen! Mit wüthendem Jammer
Stand ich zwischen den Oceanen, hoch auf Panama's
Wogen umdonnertem Gipfel, es waren mit Schiffen der Räuber
Beyde Meere bedeckt, es triefte die Südwelt und Nordwelt
Unter dem Schwert, ich sah es, und weinte, wie Sterbliche weinen!
Schwieg, da warf der Engel der Wag' ein Weh in die leichte
Schaale, daß dumpf sie scholl, doch schwebte sie über der andern.
Mohrenlands Engel erhub sich, er sahe die Engel von vielen
Reichen sich ängstlich an, der Engel Albions, Frankreichs
Engel, Danias Engel und Belgiens; Deutschlands Schutzgeist
Freute sich seines Volkes und sah dem klagenden Engel
Unverwandt ins thränenvolle zürnende Antlitz.
Also sprach mit trauernden Worten Mohrenlands Engel:
Herr, Du hast gezählet die Thränen meiner Gefangnen,

Hast gewogen das Blut von meinem Volke, der Knechtschaft
Eiserne Fessel gewogen! noch rinnen meiner Gefangnen
Thränen, noch das Blut von meinem Volke, noch klirret
Seiner Knechtschaft eiserne Fessel! Von Spanien lernten
Völker Deine Menschen in meinem Lande zu kaufen,
Von dem Vater den Sohn und von dem Sohne den Vater!
Von dem Manne das Weib und von dem Bruder die Jungfrau!
Lernten die Flamme des Kriegs in meinem Lande zu nähren,
Um vom blutigen Sieger gefangene Brüder zu kaufen!
Unauslöschlich lodert sie nun! Erbarmer, erbarme
Meines zerrissenen Volkes Dich! Erbarmer, erbarme
Meiner Zerstreuten Dich, in fernen Inseln, zur Fessel,
Zu der blutigen Geissel, zur Schmach, zur Verzweiflung verdammet!
  Schwieg, da warf der Engel der Wag' ein Weh in die leichte
Schaale, daß dumpf sie scholl, doch schwebte sie über der andern.
  Belgiens Engel nahete sich mit Ruhe der Wage.
Thränen säte mein Volk und Spanien hat sie erpresset,
Blut bedeckte mein Land und Spanien hat es vergossen,
Hätte der Herr nicht selbst den Muth der Meinen gehoben,
O sie jammerten noch vom schweren Joche belastet!
  Schwieg, da warf der Engel der Wag' ein Weh in die leichte
Schaale, daß dumpf sie scholl, doch schwebte sie über der andern.
  Und nun hätte der Engel der Wage wie Stein' aus dem Bache
Weh auf Wehe aufgehäuft in die leichte Schaale,
Wäre, wie eine Mutter, die, ihre Kinder zu retten
Zwischen Flammen sich stürzt, nicht Spaniens Engel erschienen.
In der Rechte hielt er Düfte athmendes Rauchwerk,
Einen goldnen Kelch in seiner Linken, er wandte
Gegen das Allerheiligste sich und flehte weinend:
Deiner Gerechtigkeit müsse mit dieser Schaale des Wehes
Herr genügen! Wirst Du diese büssenden Thränen
Deiner Kinder nicht zählen in meinem Lande? dies Rauchwerk
Ihres Gebets aus heissem zerknirschten Herzen verschmähen?
Das sey ferne von Dir, Du bist auch Spaniens Vater!
  Schwieg! Es hielt der Engel der Wag' ein schweres Wehe
In den Händen, hielt es und harrte, da scholl aus dem tiefen
Strahlenmeer des Allerheiligsten dieser Befehl ihm:
  Leg' in die leichte Schaale den Thränenkelch und das Rauchwerk.
Da ließ fallen das Weh aus seinen Händen der Engel,
Legt' in die leichte Schaale den Thränenkelch und das Rauchwerk,
Stürzend erklang sie, und schwebete nun im Gleichgewichte.
Nun erhub sich ein Todes-Engel, einer der ersten,
Trat an die Wag' und blies in die fürchterliche Posaune,
Rief: Der Wehe sind fünf! Er wandte sich wieder, ihm rauschte
Von den Schultern sein Feyergewand, so stürzt vom Gebürge

Rauschender Schnee ins Thal. Die fürchterliche Posaune
Legt' er nieder, sie klang wie einer ehernen Glocke,
Welche der zagenden Stadt den Sturm der Feinde verkündet,
Letzter dröhnender Schall, indem er nieder sie legte.
Ihn umgab mit glühenden Spangen ein purpurner Leibrock,
Kraft und Eile gürteten ihn, vom wehenden Helmbusch
Blitzten und vom Nabel des Schildes Wetter der Rache,
Todestöne kreiseten in der Wölbung des Schildes,
Einem Kometen glich sein flammendes Schwert in der Rechten,
Schrecken Gottes rauschten von seinen Flügeln herunter!
  Er entschwebte dem Himmel, es öffnete seinem Schwerte
Sich der Aether von fern, und sausend ihm sich die Lüfte.
Als er der Erde sich nahte, da schäumte von Süden zu Norden
Wie vor nahem Gewitter das Meer, es wankten die Wälder
In den Thalen von Chili, es wankten des Libanons Cedern!
  Als er die Pyrenäen betrat, in nächtlicher Stunde,
Da entsanken Gebürge dem Fuß des Unsterblichen, Schlünde
Thäten ihm sich auf und speyten strömende Flammen
Von den Bergen hinab in blühende Thäler, sie rafften
Saaten, Wälder und Heerden dahin und Dörfer und Städte.
  Nun erhub sich der Todesengel, er schüttelte brausend
Sein Gefieder. Seinem Gefieder enteilte der Sturmwind,
Und der Sturmwind entfiel auf das Meer. Es kehrte von Peru
Eine schwimmende Stadt mit Gold und Silber beladen,
Stolz zurück, schnell ward sie hinab in die Tiefe gewirbelt!
Endwärts tobte der Sturm von Cataloniens Ufer,
Daß geschwollen der Ebro die schönen Gestade verheerte,
Und Tortosa's Ufer mit schwimmenden Leichen erfüllte.
  Nun erhub sich der Todesengel und schwebte verderbend
Ueber Spanien hin mit niedersinkendem Schwerte,
Unter ihm bebte die Erd' und öffnete plötzliche Gräber,
Tausenden auf einmal. Zween dampfende Aschenhaufen
Lagen Madrid und Toledo, die Paradiese des Königs
Lagen verwüstet, nicht mehr des Stolzes prangendes Denkmal,
Aber versenket im Schutt ein Denkmal göttlicher Rache!
  Auf dem Gipfel des Calpe ließ der Engel sich nieder,
Reckte über das Land den Arm mit dem flammenden Schwerte,
Und versenkte das Land! Es neigten, ehe sie reiften,
Sich an dürren Halmen die Hoffnungtäuschenden Aehren,
Knospende Blumen neigten ihr Haupt in den Auen, der Oelbaum
Trauerte, mit ihm der Maulbeerbaum, die Pomeranze
Starb am hangenden Zweig zugleich mit welkender Blüthe,
Und an sinkenden Reben versiegt die Quelle der Freude.
Zwischen braunen Ufern vertrocknen lispelnde Bäche,
Und es lechzen auf nackten Kieseln zappelnde Fische,

Denn das dampfende Schwert zerstreut den Segen der Wolken
Und an seinen sinkenden Dünsten entzündet die Luft sich.
Unter ihm fallen, mitten im Fluge, die Vögel des Himmels.
Auch die Heerden werden geschlagen, giftiger Seuche
Feuer lodert im Blute des Stiers, es fallen die Kälber
Mit den Müttern dahin, und bey den Schaafen die Lämmer,
Andalusiens Roß verschmachtet an schweigender Bäche
Sandigen Betten, es kostet zum erstenmale des Tinto
Widrige Wellen, und schlürft mit schlagenden Seiten den Tod ein.
Nun erhebt sich der Todesengel, langsam schwebend
Fleugt er siebenmal mit niederhangendem Schwerte
Ueber das ganze Land. Aus brausenden Fittigen schüttelt
Er Verderben auf Menschen hinab. Von Küste zu Küste
Herrschet die Pest, sie herrscht in der Mitte des zagenden Landes.
Heisern und glühend schmachtet der Kranken Kehle, sie hauchen
Hülfe verlangend dem jammernden Freunde dürstenden Tod zu;
Sie verschmachten vor Glut im siedenden Blute, sie reissen
Von der keuchenden Brust umsonst die leichten Gewande.
Diesen stürzet brennende Hitze, den die Verzweiflung
In die kalten Wellen des Stroms, auf windigen Höhen
Wälzen im ewigen Schnee der Pyrenäen sich Andre.
Neben dem Sterbenden sinket der Artzt, er holte sich Krankheit,
Und vermochte nicht dem Erblassenden Hülfe zu bringen.
Jenen sucht und findet die Treue des Freundes, und bringt ihm
Träufelnde Gaben des Artztes, umsonst, der Verzweifelnde krümmt sich
Wie ein zertretener Wurm in seinem Lager des Wehes,
Schäumt aus schwarzen Lippen und sieht mit feurigem Starrblick
Seinen Freund, verschmäht und wirft den Becher der Heilung,
Daß er ihm nicht verlängre die Qual, mit Wuth auf den Boden.
Ihren Säugling sieht die kranke Mutter und zweifelt,
Ob sie des Jammers Kind soll legen an Brüste des Todes,
Ob sie das jammernde Kind soll sehn im Durste verschmachten.
Viele verlassen Guadalquivirs Ufer und suchen am Tago
Reinere Lüfte, ihnen begegnen Pilger vom Tago,
Hören Zeitung des Wehes, erzählen Zeitung des Wehes,
Kehren mit sinkenden Häuptern zurück von der blaßen Verzweiflung
Bebenden Hand geleitet, und wanken dem heimischen Tod zu.
Wohin wolltet ihr fliehn, Unselige? Von Biscaya's
Meerumrauschten Gestade bis hin zu Granada's Palmen
Schwebt der Würger, er schwebte von Deinen Küsten, Minorca,
Zu Esdremadura's Gefilden. Die lieblichen Thale
Zwischen dem stolzen Tago und zwischen dem rauschenden Herta
Thale, wo ein ewiger Lenz an blumigen Ufern
Lächelt, und im Schatten der Blüthe regnenden Haine,
Athmeten tödtende Luft! Valencia's schöne Gestade

Athmeten tödtende Luft! Es sausten Galliziens Haine
Nicht vom erquickenden Hauch des wehenden kühlen Gallego.
Denn ihn hatte der Würger in Klüften der Berge verschlossen.
Aus den Pyrenäen ergießen sich heulender Wölfe
Reissende Heerden über die Ebne am Ufer des Ebro,
Sie verwandlen Leichnam und Aas in weisse Gerippe.
Schaarenweise schweben von hohen Gebürgen die Adler
Ins entvölkerte Thal und Raben bedecken die Triften.
In der Furche ruhet der Pflug, das wankende Unkraut
Scheußt in Gärten empor und erstickt die Kinder des Fleisses.
Keine Werkstatt schwirrt von rastlos rollenden Rädern,
Am verlaßnen Gewebe liegt umwunden das Webschiff,
Keine Funken entsprühn den Wechselschlägen der Hammer,
In den Tempeln Gottes verstummen die heiligen Lieder,
Aber Priester ziehn und strenger Gelübde Genossen
Durch die grasbewachsnen Straßen in feyerndem Umgang.
Helle Thränen begleiten die lieblichen Töne der Nonne
Um mit sühnender Buße des Ewigen Zürnen zu stillen,
Manche fromme Mutter entschläft im heissen Gebete
Für die Kinder, die sie geboren, die sie gesäugt hat!
Manche Seele, die eben entrann den brennenden Qualen,
Betet im Himmel zu Gott für ihre Verlaßnen auf Erden.
Und Gott ruft den Würger zurück! Die Thräne der Freude
Stürzet hinab die Wange des Engels von Spanien! Helfen
Durft' er nicht, so lange sein Land der Würger umschwebte.
Nun, nun durft' er! Er eilte herab von der Veste des Himmels,
Wie ein Vogel, welchen die Hand des Knaben zurückhielt,
Eilet zum Nest der piependen Jungen, so eilet der Engel
Hin zu seinem Lande. Wie war dem Unsterblichen, da er
Von dem einen Gestade zum andern verwüstet sein Land sah!
Er vertheilte die giftigen Dünste, sammlete Wolken
Ueber dem Meer und trieb wie eine wolligte Heerde
Vor sich her die Wolken und ließ neun Tage sie regnen
Ueber das ganze Land; da schwollen wieder die Bäche,
Und die Erde athmete wieder Düfte des Lebens.
Allen Winden, welche der Würger in hohlen Gebürgen
Hatte gefesselt, lösete er die Bande, sie brausten
Laut auf wehenden Fittigen über rauschende Ströme,
Ueber sausende Wipfel und über tosende Meere!
Seinem Kerker enteilte der wehende kühle Gallego
Jauchzend, ihn empfingen mit lauter Freude des Minho
Wogen, ihn mit säuselndem Schilfe die Ufer des Ulla.
Herrschend übergab der Engel dem Winde die Seuche,
Sie zu vertreiben, sie floh auf schwerem schwarzen Fittig,
Und er trieb sie; es huben aus ihren Tiefen die Ströme

Froh die Häupter, der Minho, der Douro, der schwellende Tago,
Und es rauschte die Guadiana dem Sieger Triumpf zu!
Unermüdet trieb er sie vor sich, über des Meeres
Wogen floh sie, er trieb noch unermüdet sie weiter,
Bis zur Wüste von Sara, da band sie der Engel der Wüste,
Daß sie nicht die Ufer des mächtigen Niger verheerte,
Daß sie Abyssinien nicht mit Jammer erfüllte!
So schwer waren die Wehe! Hätte die Frommen des Landes,
Wie den gerechten Lot, ein Engel in ferne Gefilde
Hingeführt, so hätte der Würger die übrigen alle
Weggerafft, so hätte von Deinen Gipfeln, Navarra,
Bis zu Guadalquivirs Mündung das Land sich flammend gespaltet!
Aber der Herr barmherzig und gnädig, der ehemals Sodom
Hätte verschont, da Abraham bat, wofern er in Sodom
Hätte nur zehn Gerechte gefunden, erbarmte des Landes
Wieder sich. Viel waren der Tausende, welche mit heissen
Thränen Tag und Nacht um Gnade flehten; es hörte
Sie der Herr! Viel waren der Tausende, die den Erbarmer
Priesen, als er wandte die Noth, es hörte der Herr sie.

Fünfter Gesang.

Nun erschallet der Nachtigall Lied auf hangenden Buchen
Ueber dem stillen See und auf den duftenden Erlen
An den Ufern des bräunlichen Baches, oder auf Zweigen
Blühender Aepfelbäume im Balsam athmenden Garten,
Denn sie fliehet nicht die Hütte des Menschen, und fliehet
Seine Stimme nicht noch seinen nahenden Fußtritt,
Singet ihm Freud und Rührung ins Herz, indem sie den Geber
Jeder guten Gabe mit wechselnden Tönen erhebet.
Kleine freye Sängerin, für die Ruhe des Baumes
Dankest Du melodisch und für die Kühle des Abends,
Für den träufenden Thau. Mir schattet die Ruhe des Baumes,
Kühlung wehet mit thauigem Flügel der Abend auch mir zu,
Und ich sollte nicht danken mit Dir? Ich, welchem die Leyer
Gott und Muße gab zu rühren die heilige Leyer?
Dem er ein liebendes Weib mit Nachtigall Seele geschenkt hat,
Meine Agnes, mit Taubenaugen und goldenen Locken,
Welche wie rankende Reben den keuschen Busen umflattern?
Wohl, ich danke Dir, Gott, aus vollem Herzen und stimme
Meine Leyer zum heiligen Liede, Thaten der Zukunft
Schweben zu ihren Tönen herbei, so sammlen sich Bienen
Um das tönende Erz des Bienen kundigen Mannes.
Wenn sie verschwinden, kehr ich zu Dir in die blühende Laube,
Trautes Weib, und sehne mich nicht nach Gesichten der Zukunft,

Wenn Dein schönes Auge mir thränt, und die Lippe mir lächelt!
Lebe wohl, es schweben herbey Gesichte der Zukunft,
Lebe wohl! Ich kehre zu Dir in die Rosenlaube,
Eh' erröthend der Mond am östlichen Ufer des Sees
Sich erhebet, und ehe sein Bild am Fuße der Laube
An Dein freundliches Bild auf säuselnden Wellen heranbebt.
Ehe mein Lied die kommenden Thaten näher herbey ruft,
Senk' ich einen ernsten Blick auf Theresias Grabmal.
Auch Siona trauret, Theresia liebte Siona.
Sanft ist Deine Ruh! Als sich im Tode Dein Auge
Schloß, und nun Dein Geist entschwebte der sinkenden Hütte,
Lächelten Engel Dir, da an geweihten Altären
Millionen Stimmen von Gott Dein Leben verlangten.
Engel lächeln noch, wenn an geweihten Altären
Millionen Stimmen für Deine geläuterte Seele
Flehn, sie möge nicht lang in prüfenden Flammen verweilen.
Und Du lächelst vom Himmel herab, und freust Dich der Liebe
Deines Volks und denkest zurück an die Tage des Lebens,
Und vor allen an jenen, da Du, von Gefahren bestürmet,
Aber unerschrocken auch da, die schönste der Frauen,
Schwebend auf feurigem Roß und in den Händen das zarte
Knäblein haltend, kühnen Ungarischen Rittern das zarte
Knäblein übergabst; sie zückten die blitzenden Säbel,
Ihren glühenden Augen entstürzten Thränen und flossen
Ueber narbigte Wangen an bebenden Bärten herunter,
Und sie schwuren für Dich und für Dein Knäblein zu sterben,
Oder zu siegen, starben und siegten. Der herrschenden Frauen
War nicht eine größer als Du und besser nicht eine!
Deinen Tod beweinen die Ufer der Donau, der Elbe,
Und des [!] Adda, Deinen Tod die Ufer des Rheines,
Und des südlichen Meeres Gestad und des nordischen Meeres.
Friedrich weinte, da du starbst, und fühlte sich sterblich;
Flüchtige Nonnen weinen um Dich. Der ernsten Geschichte
Griffel ätzet Dein Lob in Zeiten höhnende Felsen,
Ungeheucheltes Lob; bei Deinen Malen, Maria,
Wird der Enkel weilen mit bebenden Thränen im Auge,
Wenn, wie Wolken des Weyhrauchs, welche Höflinge spenden,
Falsche Größe schwindet, und durch das fallende Tünchwerk
Feiles Lobes, auf Tafeln der Zeit das Zeugniß der Wahrheit
Strahlet als Urkunde gerecht urtheilender Nachwelt.
Rollende Sonnen reifen den Ruhm wie dauernde Eichen,
Aber Siona vermag ihn wie der Aloe Blume
Schnell aufschiessen zu lassen und Leben ewiger Zedern
Ihm zu geben, wenn sie der Sterblichen einen besinget.
Ihn besinget sie schon, des ungebornen Jahrhunderts

Großen Sohn, es werden bey seiner Wiege Gefahren
Ihn umgeben, es wird, wie seines Vaterlands Felsen,
Rauher Nordwind ihn härten. Wie am umbraußten Gestade
Eine edle Tanne dem Sturm trotzet, wenn Fichten
Fallen und Kiefern, so wird der herrschende Jüngling dem Schicksal
Widerstehn, ein Löwe wie Karl und weise wie Wasa,
Groß wie Adolph. Es herrscht in seinem glühenden Herzen
Ein Gefühl, das oft bei seinen Spielen den Knaben
Schon ergriff, wie Blitze den Jüngling; die Rechte der Menschheit
Fühlt er gekränkt, und weiß, daß nicht für Einen die Viele
Wurden geschaffen. Er forscht dem heiligen Lichte mit scharfen
Blicken nach, sein Auge durchschaut die Nebel des Wahnes,
Tausendjährigen Wahns, an feigen Höfen erzeuget,
Von gekrümmten Schmeichlern und feisten Priestern gewieget,
Jene kriechen am Thron, um Völker treten zu können,
Diese füllen wie Hunde den Bauch am Tische der Großen.
Solche höret er nicht; was er im Herzen als Jüngling
Schon beschlossen, das läßt er langsam reifen, die Völker
Vorzubereiten, denn so tief sind Menschen gesunken,
Daß sie müssen bereitet werden zur heiligen Freyheit!
Endlich führet der Greis es aus. Ich seh' ihn, ich hör' ihn
Reden zum Volk; er stiftet, auf stäte Verfassung, der Freyheit
Heiligen Bund, und verläßt die dankenden weinenden Schaaren
Selig wie ein Gott; er entzeucht sich dem Beyfall des Volkes
Noch dem menschlichen Lobe nicht trauend, wiewohl er die Krone
Von sich legte. Die Väter des freyen Volkes besuchen
Ihn in seiner einsamen Hütt' am Gestade des Meeres,
Wo er unter hangenden Felsen und sausenden Tannen,
An dem Wogen-Geräusch sich oft in den Sand des Gestades
Wirft und dem Ewigen dankt, daß Heil dem Volke durch ihn ward.
Furchtbar wird es sein, nicht durch den hungrigen Miethling,
Durch den muthigen Bürger furchtbar! Heimische Tugend,
Heimische Einfalt und Ruh wird Schwedens glückliche Söhne
Bis zu den spätesten Zeiten mit Kränzen des Lobes umwinden.
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! Auf den Höhen der Zukunft
Schweben Erscheinungen; rufe sie her mit tönendem Zauber!
Ach es triefet von Blut, es krümmet sich unter der Fessel
Sobieskys Volk! Es würde nicht den Barbaren
Weichen, woferne nicht Peiniger seine Ritter, und Vieler
Arm wär' feil gewesen dem glänzenden Golde des Nachbars.
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! Auf den Höhen der Zukunft
Schweben Erscheinungen; rufe sie her mit tönendem Zauber!
Freye Deutsche bewohnen dereinst des rebenumhangnen
Rheines Ufer, jenes, welches die steigende Sonne,
Dieses, welches mit Purpur und Gold die sinkende Sonne

Kleidet. Weß vermaß sich der Burbonide, den Schweitzern
Ketten zu zeigen? Es trieft am Felsenthale der Klause
Seiner Miethlinge Blut; es färbt die Wellen der Rhone,
Und des lemanischen Sees. Nicht von dem Joche zu retten
Ihre Brüder, sie furchten für freye Schweitzer das Joch nicht,
Kannten ihre erbliche Kraft im eisernen Nacken,
Aber schnell zu zerstreuen die zahllosen Schaaren der Feinde,
Welche Hütten verbrennen und blühende Saaten und Reben,
Eilen die Schaaren Deutschlands herbei, erlösen die Brüder,
Rächen die Väter. Es rollet die Maaß, es rollet die Mosel,
Ihre ersten Wellen, wie ihre stolzeren Wogen
Wieder durch Deutschland. Es sammlen sich nicht in den Ebnen bei Straßburg
Deutsche Soldlinge mehr und Helvetiens nervigte Jugend
Um die wehenden Lilien, deren schädlicher Ausduft
Gift den Sitten, Uebel dem Hirn, Erschlaffung dem Arm ist.
Wie nach langem Winter im Lenz die Auen und Haine
Lächeln, wie sie erschallen von Liedern hüpfender Vögel,
Von den Heerden, von girrenden Tauben und summenden Bienen,
Denn es freuet sich alles des hellen Laubes, des zarten
Grases und der nickenden Thau beträufelten Blumen,
Schöner ist die Natur, als da der Winter mit rauher
Hand von bebenden Gliedern ihr riß die falben Gewande,
Also freuen sich nun die wieder beglückten Provinzen,
Glücklicher jetzt, als eh sie der Ehre dürstende Ludwig
Unsern wackern Vätern entriß; er hätte sie nimmer
Unsern vereinten Vätern durch Macht des Schwertes entrissen,
Er bethörete sie durch List und hatte der Zwietracht
Samen, mit nächtlicher Hand, in unsern Acker gesäet.
Also thäten bei uns die Burboniden, und thäten
So von Hudsons Bucht bis zu der Mündung des Ganges!
Oftmals haben sie gegen uns den redlichen Nachbar
Von des schwarzen Meeres Gestad herüber gerufen;
Werden wieder es thun. — Ach unter den Thaten der Zukunft
Sah ich eine bekränzt, sie verschwand, doch schien mir ihr Lächeln
Zu verheissen: sie wolle mir bald und strahlend erscheinen.
Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! Auf den Höhen der Zukunft
Schweben Erscheinungen, rufe sie her mit tönendem Zauber!
Albion schwindelte lange von stolzer Hoffnungen Becher.
Chatam, stolzer als Jene, die sich vermassen das Steuer
In bestürmten Wogen und zwischen Klippen zu leiten,
Aber weiser als sie, ward nicht gehöret, im Leben
Nicht gehöret, wiewohl aus seinem Munde die Wahrheit
Bald wie milde Strahlen des Tages die Schlummernden wecken,
Bald wie zückende Blitze, von rollenden Donnern begleitet,

Sie erschüttern sollte. Mit glühenden Worten der Warnung
Starb der Edle schönern Tod als selber der Feldschlacht
Tod, ihm brach das Herz in heilgem Eifer; wofern nicht
Beßre Zeiten Siona mir zeigte, so würd' ich mit Wehmuth
Klagen: Neben Königen ruht der Letzte der Britten!
Gott, der nach dem Tage die Nacht und wieder den Tag ruft,
Welcher Könige lenkt wie Wasserbäche, dem Helden
Unsichtbar, zum Tode gewetzt, das Schwert in die Hand giebt,
Und mit Binden des Irrthums die Augen der Fürsten umwindet,
Welche wähnen am Webstuhl der Zeit nach eignem Gefallen
Alle Begebenheiten der menschlichen Dinge zu weben,
Und mit der Rechten stolzen Wurf das gleitende Schiffchen
In die Linke schleudern durch alle bebenden Faden,
Träumend mit glänzendem Golde das Purpurgewebe zu schmücken,
Wenn mit Trauerfaden umwunden das Schiffchen sie täuschet;
Gott ließ zu den Krieg, der von dem Bette des Abends
Donnert in allen Meeren bis zur Wiege des Morgens,
Wo an den äussersten Enden der Erde die Völker Europas
Sich, von wilden Stürmen auf fremden Wogen gegängelt,
Suchen, als ob sie das Grab der heimischen Erde verschmähten.
Albion, schone das Blut von Deinen Söhnen und Brüdern,
Deine Wunden bluten vergebens! Vergebens erkaufest
Du von deutschen Fürsten die Blüthe kriegrischer Jugend,
O der Schmach für uns, zum Hohngelächter des Käufers!
Und vergebens wogest Du Gold in bebenden Schaalen
Gegen Schädel der Brüder, die Irokesen Dir brachten.
O der Schmach für Dich, zum Hohngelächter des Wilden,
Der oft brittische Schädel für feindliche Schädel Dir darwog!
Aus dem Blut betrieften Lande werdet Ihr weichen,
Denn frey wird Amerika seyn! Und kann es Euch Trost seyn,
Britten, so sey es Euch Trost, daß unter den Söhnen der Freyheit
Eure Brüder die Erstlinge sind. Auf weise Gesetze
Werden sie gründen ihr Reich, sie werden sich mehren wie Bienen,
Aemsig wie Bienen, wie sie mit scharfem Stachel gerüstet
Gegen Jeden, der sich erkühnt zum Zorn sie zu reizen.
Unbewohnte Fluren, wo nie im wankenden Grase
Weder wiederkäuende Rinder noch muthige Rosse
Weideten, werden öffnen den Schooß der blinkenden Pflugschaar,
Thäler werden erschallen vom frohen Liede der Schäfer,
Und die Ufer des Sante vom lauten Jauchzen der Winzer.
Viele Geschenke giebt die Natur dem glücklichen Lande,
Diese wird es mit dankender Hand empfangen, und lernen
Zu entbehren, was ihm die weise Mutter versagte;
Oder von fernen Gestaden, gegen Früchte des Fleisses,
Selbst auf seufzenden Fichten mit schwellendem Segel zu holen,

Was es theuer vordem dem brittischen Mäkler verzollte.
Geist der Freyheit, Du wirst mit weitumschattendem Flügel
Ueber Amerika wehen! Auf morgenröthlichem Flügel
Schwebet Siona und bringt mich auf den Gipfel der Seher,
Und mein Auge verliert sich in die Wogen der Zukunft.
Also stand Balboa vordem auf dem Gipfel Panamas,
Er allein, sein Blick verlor in die Wogen des Südmeers
Staunend sich, und wonnevoll der großen Entdeckung!
Seine Geharnischten waren auf niedrer Höhe geblieben,
Und er kehrte zu ihnen, mit blassen bebenden Wangen,
Wollte reden, verstummte, rief: Das Welt — und das Weltmeer
Riefen sie Alle, eilten mit ihm auf den Gipfel, und eilten
Schneller hinab in die Tiefe des laut umrauschten Gestades.
Und er ging mit Schwert und Schild hinein in die Wogen,
Feyerlich weihend dem Vaterlande die große Entdeckung.
Also hör' ich und seh' ich die Wogen der Zukunft und schreite
Kühn und schwellendes Herzens hinein mit der tönenden Leyer,
Denn mir öffnet Siona den Blick, doch seh' ich nicht Alles,
Was sie sieht, auch singet sie mir nicht Kunde von Allem,
Was sie sieht, doch tränket sie meine Seele mit Wonne,
Denn sie singet entflammt! O daß des Sterblichen Leyer
Zu ertönen vermöchte von dem, was die Himmlische singet!
Wer nie für die Schande der Menschheit erröthete, wer nie
Heisse Thränen vergoß, wenn Menschen unter des Menschen
Joch sich krümmten, sich krümmten unter der blutigen Geissel,
Wer mit gleichen Augen den Frohn und die Arbeit der Freyen
Ansieht, weder sich freut mit dem frohen singenden Landmann,
Wenn der Segen des Herrn entgegenrauscht der Sichel,
Und der brausende Most in seiner Kelter empersprützt,
Noch sich innerlich härmt, wenn vor dem Treiber, wie Stiere
Dienstbar, nach der Arbeit werth wie Stiere geachtet,
Sonder Eigenthum, sie aber selber des Drängers
Eigenthum, die Unglückseligen müd und verdrossen
Von dem gestrigen Frohn zum frühen Frohne der Erndte
Gehn, indeß auf des Fröhnenden steinigten Acker die kleinen
Aehren lange schon reif die Beute werden des Keulers,
Oder des Hirschen, wofern nicht vor den Tagen der Erndte
Schon die bellende, schnaubende Jagd die Saaten verheert hat,
Wer das nicht empfindet und in der Tiefe der Seele
Nicht empfindet, der hat seiner entfernteren Brüder
Elend weniger noch im kalten Herzen empfunden,
Der weiß nicht, was Hirsche des Thales wissen, daß Freyheit
Köstlich ist, weiß nicht, daß frey geboren der Mensch wird!
Mag er doch, und glauben, was feile Lehrer der Schule
Ihm beweisen, es werde der Mensch als Sklave geboren,

Und das Wiegenkind, der Keim in den Nieren des Säuglings,
Sey von Geschlecht zu Geschlecht zum ewigen Joche verdammet!
Wie wenn in der belagerten Stadt zu nächtlicher Stunde
Kühne Abentheurer dem feindlichen Lager entschleichen,
Und an vielen Seiten zugleich verzehrende Feuer
Hegen, welche sich bald in wankenden Flammen erheben,
Schnell verbreitet die Angst sich umher, das Verderben noch schneller,
So verbreitet Verderben und Angst sich unter den Drängern,
Welche sandte die Mündung des stolzen Tago, und welche
Spanien sandte. Der Dränger von Mexiko sendet zu Peru's
Drängern gen Lima Boten des Jammers und bittet um Schaaren.
Aber es waren auch Boten des Jammers von Peru gegangen
Hin gen Mexiko! Boten des Jammers hin zu des Plata
Mündung gegangen! Es hatte der Sohn des Tago von dannen
Boten des Jammers gesendet! Es fleußt in den Ebnen von Quito
Spanisches Blut, es fleußt das Blut der Schaaren vom Tago
An Marmanza's Strand und an dem Ufer des Negro.
Auch die Enkel der Söhne des Landes, welche Gebürge
Schon Jahrhunderte gegen die Wuth Europa's schützen,
Ziehn aus tiefen Thälern hervor, die kühnen Araukas
Und Puelches. Wie aus Pyrenäischen Thälern
Schaarenweise Wölfe vom langen Winter ergrimmter
Ziehn, sie reissen vom Pfluge den Stier und flüchten den Landmann,
Reissen den Reuter vom Roß, des Knalls und der Flamme nicht achtend,
So die nervigten Stämme von Chili, des weichlichen Peru
Enkel hat Armuth und Grimm und rauhe Bergluft gehärtet.
Auch sie strömen aus Klüften der Weltumgürtenden Andes,
Mexikos Söhne wie sie, verbreiten Tod und Verderben,
Racheschnaubend! Es hatten die Mütter blutige Sagen
An der säugenden Brust den hangenden Knäblein gesungen.
In Europa flammen indessen Fackeln des Krieges,
Könige haben sich wider die Völker der Freyheit verschworen,
Haben die Söhne des Morgens erreget. Plötzlich erschallet
Fern von Abend die unerwartete Todesbotschaft.
Zahllos decken Schiffe das Meer, sie sendet der Tago,
Sie der Guadalquivir, sie die Guadiana, der Ebro,
Frankreich sie! Auch schweben aus Albions Eiland, es schweben
Kühne Geschwader aus Deutschland hinüber. Amerikas Engel
Steht in Buenosayres auf hoher Zinne des Tempels,
Und sieht eine schreckliche Schlacht. Zween dampfende Tage
Wanket auf schäumenden Wogen der Sieg! Es entscheidet der dritte
Furchtbare Tag. Drey Schiffe der Könige hatten der Donner
Viele gesandt, sie fliegen in Meererschütterndem Donner
Flammend in die nächtliche Luft. Die Mündung des Plata
Sendet flüchtige Wogen ins Land, es beben die Ufer,

Und dem Fuße des Engels entstürzt der krachende Tempel.
Sieben Schiffe der Könige sinken, es wählen die andern
Vor gewissem Tode das Leben und folgen dem Sieger.
Auch Amerikas nördliche Söhne eilen zur Hülfe
Ihren Nachbarn, Reisige ziehen und rüstiges Fußvolk
Längst Ohio, längst dem mächtigen Misisippi,
Ihre Schiffe donnern und tödten in Mexiko's Meerbucht.
Oeffne früh dem Sieger das Thor, o Lima, vergebens
Windest Du Dich, wie unter dem Fuße des zürnenden Wandrers
Eine zischende Schlange, die Hülfe, welcher Du harrest,
Wird nicht kommen! Die Söhne der Inka's vertilgten die Schaaren
Deiner Genossen, im Thale der Wolken höhnenden Andes,
Und Du siehst die schwimmenden Festen, welche Dich trennen
Von der Hülfe des Meers. In Deinem zerrissenen Busen
Nährst Du schlimmere Feinde, den schielenden Argwohn, die Zwiespalt
Und den bleichen Hunger. Der jammernden Mütter erbarmet
Sich der Feldherr nicht und nicht der winselnden Kinder,
Seinen Kriegern reichet er Speis' in stärkender Fülle.
Was bekümmern ihn der Bürger Todesgestalten?
Sinds nicht Schätze Goldes und Silbers, die er vertheidigt?
O der Herz bethörenden, Herz verstockenden Schätze!
Kannst Du vor den Flammen sie retten, fühlloser Wüthrich?
Sieh, es jauchzen die Bürger der Flamme, welche der Väter
Dach mit mancher Erinnrung der bunten Jahre verzehret,
Jauchzen entgegen dem Sieger, dem Retter, welcher das Leben
Ihnen bringet, und mehr als Leben, Freiheit verheisset.
Ueber vieler Städte Jammer, über Vertilgung
Großer Heere senket die Muse den Schleyer, sie schwieg mir,
Als ich brannte zu wissen der neugestifteten Reiche
Namen und Satzung; dann lächelte sie und sagte: genügen
Müsse Dir das, Gerechtigkeit wird und dauernde Freiheit
In Amerika wohnen, es wird die himmlische Wahrheit
Ihren milden Glanz in tiefen Thälern der Andes
Nach und nach verbreiten, es werden Söhne der Inka's
Ihre Stämme beherrschen und mit den Söhnen der Freiheit
Heiligen Frieden halten; die wackern Stämme von Chili
Werden in sichrer Ruh, unangefeindet und selber
Nicht anfeindend, die Höhen und krummen Thäler bewohnen.
An der Küste verbreitet sich, unter weisen Gesetzen,
Im paradiesischen Chili dereinst die edelste Freiheit.
Meintest Du, daß ewig das Joch unmenschlicher Knechtschaft
Drücken sollte? Folgen denn nicht die Lenze dem Winter,
Nicht den Nächten die Tage? Dem allzusichren Europa
Sey es Warnung dereinst, daß wenn die Sonne dem Inka
Strahlet, unsre Welt in nächtliche Schatten gehüllt ist!

Benjamin Franklin's Rules for a Club established in Philadelphia übertragen und ausgelegt als Statut für eine Gesellschaft von Freunden der Humanität von J. G. Herder 1792. Aus dem Nachlass veröffentlicht und Eduard Simson zum 22. Mai 1883 zugeeignet von Bernhard Suphan. Berlin 1883, Weidmann. 36 S. 8°.

Vgl. Briefe zu Beförderung der Humanität. Herders Werke hggb. von Suphan. 17. und 18. Band. Berlin 1881 und 1883.

Diese kleine Schrift hat Suphan im vorigen Jahre Eduard Simson zu Ehren veröffentlicht. Eine hellere Beleuchtung empfängt sie durch den einige Monate später von Suphan in Druck gegebenen Band 18 der Werke Herders, welcher den Schluss der „Briefe zu Beförderung der Humanität" enthält. Der gewissenhaften Sorgfalt des Herausgebers verdanken wir einen klareren Einblick in Herders Absichten: die Ordner der letzten Gesammtausgabe hatten sich auch um dieses Werk Herders nicht eben verdient gemacht.

In den Humanitätsbriefen wollte Herder in volksthümlicher Fassung fortsetzen und ausführen, was er in seinen „Ideen" in wissenschaftlich-zusammenhängender Weise gethan hatte. In gewissem Sinne waren die Briefe die Verwirklichung eines alten Vorhabens, denn schon im Journal der Reise (1769), wie Suphan[1]) zeigt, hatte er ein „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit" geplant. Die veränderten Zeitverhältnisse hatten auf Herder tief eingewirkt. Das beste wollte er in dieses populäre Werk legen, „das er in Herz und Seele trage". Frank und frei jedoch seine Meinung zu äussern, war er verhindert. Er hatte den Ausbruch der französischen Revolution mit Genugthuung begrüsst; still in sich trug er die Begeisterung für das Recht und das Glück der Völker. Seine Aeusserungen gegen die „Hofzunft" sind bekannt. „Er ist dem Adel schrecklich feind", so erzählt schon aus dem Jahre 1782 der junge Müller[2]), „weil er der Menschengleichheit und allen Grundsätzen des Christenthums entgegen und ein Monument der menschlichen Dummheit ist." Die

1) Band 18, 529.

2) Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller, hggb. von Jakob Bächtold. Berlin 1881. S. 109, vgl. S. 55 gegen das Leben an Höfen.

vornehme Abwendung von den Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeit, die bei Goethe und Schiller hervortritt, lag Herder fern.

Aber die Ideen der Freiheit waren bei den deutschen Regierungen und Machthabern missliebig geworden. Sie schickten sich an, den Franzosen mit Gewalt ihren König wieder aufzuzwingen: der Vertheidiger der Menschenrechte, der Anwalt der berechtigten Gedanken der grossen Bewegung schien vor ihrer Rache nicht sicher. Herder war in schwieriger Lage. Oft mochte er mit sich unzufrieden sein, in Gedanken an Luther[1]), dass er aus Menschenfurcht nicht alles sagte, aber schweigen wollte und konnte er nicht. „Die Dinge, die vorgehen", schreibt er dem revolutionsfeindlichen F. H. Jacobi 1792[2]) „öffnen den Mund." In demselben Briefe hatte Herders Gattin Caroline vorher geäussert: „Die Sonne der Freiheit geht auf; . . in Deutschland werden wir noch eine Weile im finstern sitzen, doch erhebt sich der Morgenwind hie und da in Stimmen."

Nicht bloss den näheren Freunden wie dem demokratischen Knebel war Herders politische Gesinnung bekannt, auch ferner stehende konnten sie aus früheren Schriften ihm zutrauen. Erwähnung verdient, dass Georg Forster, der mit Herder innig befreundet war, in mehreren seiner Aufsätze gleich nach dem Ausbruch der französischen Umwälzung ähnliche Anschauungen vertrat wie Herder. Eine Bewegung in Deutschland hatte auch Forster ebensowenig für möglich wie heilsam gehalten. Reformen allein wollte er: „nur so könnte der Vulkan Frankreich Deutschland vor dem Erdbeben bewahren". Wie Herder hatte er von einem Feldzug gegen die Republik abgerathen; auch er hasste wie Herder die französischen emigrierten, welche den Fürsten in den Ohren lagen.[3])

---

1) Vgl. in der Schrift Suphans S. 14 eine Aeusserung Herders aus dem Jahr 1781.

2) Aus Herders Nachlass II, 298 und 301.

3) Beachtenswerth ist auch, dass der von Herder verehrte Franklin Forsters Liebling war. In den „Erinnerungen aus dem Jahr 1790" hat Forster den „guten und grossen Mann" gerühmt. Er hatte ihn persönlich kennen gelernt. Im Jahre 1777, so heisst es in der genannten Schrift, sagte Franklin mir selbst zu Passy: wir kämpfen 30 Jahre zu früh (Forsters kleine Schriften, 6. Theil, Berlin 1797, S. 106, vgl. S. 192). — Noch bemerke ich, dass in Herders kühner, poetischer „Epistel über den Nationenruhm" da, wo er auf die Frage, „wer sind die Fleissigen, die Künstler" in allen Ländern, antwortet: „Deutsche sinds. Nur nicht in Deutschland. Vor dem Hunger flohn Sie nach Saratow, in die Tatarei", dass bei jenen Worten ihm Forsters Vater, Reinhold, vor Augen stand. In bedrängtester Lage hatte dieser Danzig verlassen und im Auftrag der russischen Regierung 1765, von Georg begleitet, die Zustände der Colonisten von Saratow und Umgegend an der unteren Wolga er-

Die eigentliche Absicht Herders trat in der ursprünglichen Gestalt der Briefe viel deutlicher hervor als in der späteren Ueberarbeitung. Die erste Sammlung bestand ursprünglich aus 24 Briefen und einem Vorwort. Nur ein Theil von ihnen ist noch vorhanden. Die von Herder zurückbehaltenen und „abgeschnittenen" Briefe, meist bisher ungedruckt, stehen im Anhang des 18. Bandes S. 304 u. ff. Die Sammlung ist 1792 verfasst, wie Suphan nachweist.[1]) Eine Stelle im 17. Briefe ist von wesentlicher Bedeutung. Herder tritt gegen diejenigen auf, welche den Deutschen die Verpflichtung auferlegen, „für die alte Ehre des Königs der Franzosen" einzutreten. „Kein Deutscher ist Franzose, um, wenn diese ihren alten Königsstuhl . nach mehr als einem Jahrtausend säubern wollen, . . den Geruch davon mitzutragen." So konnte Herder 1793 nicht mehr schreiben. Nach der Hinrichtung des Königs tritt er nicht bloss in Briefen an Jacobi im J. 1793[2]) gegen die „Anarchie" in Frankreich auf, sondern auch in einem 1794 verfassten Gedichte.

Von diesen 24 Briefen, dem „Grundstock des Humanitäts-Werks", ist nichts an die Oeffentlichkeit gekommen, wol aber finden sich von den ursprünglichen Gedanken mehrere in den Briefen 110 und 111 und an anderen Stellen. Das schroffe, verletzende in der Form haben die späteren Briefe nicht, aber dafür büssten sie auch die lebendige Wirkung auf die Zeitgenossen ein, die Beziehungen auf die Gegenwart. Trotz aller Vorsicht, allem Zwang, den Herder sich auferlegte, wurde dennoch die 1793 veröffentlichte erste Sammlung der „Briefe" in Oesterreich verboten. Am Ende des 27. Briefes — 3. Sammlung 1794 — sagt Herder mit Bezug hierauf, Humanität sei gleichsam die Kunst unseres Geschlechts; ohne sie sinken wir zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück. . . „Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben" (Bd. 17, 138).

So wurde die ursprüngliche Anlage des Werkes durch Herder selbst verändert. Er hat in dasselbe auch Materien aufgenommen, welche ursprünglich nicht für dieses bestimmt waren.

Auch mit den Fragen Franklins verhält es sich so, die uns zunächst angehen. Sie sind gleich im 3. Stück der ersten Sammlung zu finden Bd. 17, 10—16 bei Suphan (in der älteren Ausgabe sämmtlicher Werke zur Ph. u. Gesch. 1829, Stuttg. 13, 11 u. f.). In der

---

forscht. Um den Lohn seiner aufreibenden Thätigkeit wurde er durch die Intriguen des Gouverneurs von Saratow gebracht. Auch an jene deutschen Colonisten konnte Herder denken. — Im Band 18, 210 bei Suphan heisst es Seratow; richtig in der Ausgabe 1829 z. Ph. u. Gesch. 14, 103. Im Originaldruck steht *e*.

1) 18, 536.

2) Aus Herders Nachlass II, 302.

älteren, ausführlicheren Fassung liegen diese Fragen in der kleinen Eduard Simson gewidmeten Schrift vor; im 18. Bd. der Werke im „Anhang" S. 503—8.

Franklin war Herders Liebling wie Forsters. Ein Volkserzieher im grossen zu werden war Herders Ideal. Im 3. Humanitätsbriefe äussert er: „Griechen und Römer . . waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung athmet also auch in ihren Schriften. Ueberhaupt äussert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd, als schreibend." So hatte Forster gesagt, es sei des schreibens zu viel, des handelns zu wenig in Deutschland. Wir hätten zwar Tausende von Schriftstellern, „dessenungeachtet, wie es keinen deutschen Gemeingeist gibt, so gibt es auch keine deutsche öffentliche Meinung".

Franklin hatte als junger Mann einen Club mit wissenschaftlich-philanthropischen Zwecken ins Leben gerufen. Diese Fragen sind das Statut, das er für den Eintritt in den Junto entworfen hatte. Mit seiner Uebersetzung und Erläuterung wollte Herder den Sinn für Gemeinsamkeit erwecken, die Liebe zu Recht und Gesetz gegen die Eingriffe der Willkür in den Gemüthern befestigen. Da die ursprüngliche Bearbeitung von der Hand Carolinens, der Gattin Herders, geschrieben ist, Herder jedoch nur im Nothfall seine Arbeiten abschreiben liess, so ist die Zeit der Abfassung wahrscheinlich der Spätsommer des J. 1792, da Herder durch seine rheumatischen Schmerzen am schreiben gehindert war. In Aachen hatte er die 1791 in Paris erschienenen Mémoires de la vie privée de Benj. Franklin kennen gelernt. In diesen war le junto erwähnt, nicht die Fragen. Diese hat er wahrscheinlich in einem 1779 erschienenen Buche Franklins gefunden, welches im Besitze von F. H. Jacobi war. (Näheres s. S. 17 der Schrift.)

Die Art, wie Herder an die Fragen eigene Erörterungen anknüpfte, macht es wahrscheinlich, dass der Aufsatz ursprünglich eine locale Bestimmung hatte. Auf Hayms und Seufferts Anregung glaubt nun auch Suphan[1]), dass Herder für die am 5. Juli 1791 gestiftete „Freitagsgesellschaft" in Weimar die Arbeit ursprünglich bestimmt hatte. Ob sie wirklich zum Vortrag gelangt ist, das ist fraglich. Goethe war der Praesident der Gesellschaft.[2])

1) 18, 540.

2) Denselben Geist, in welchem Herder die Fragen Franklins bekannt gemacht und erörtert hat, athmet das Gedicht Goethes „Rechenschaft", 1810 gedichtet. Ich will damit nicht gleich als gewiss behaupten, dass den Dichter die Erinnerung an jene Tage umschwebt hat, da er mit dem Freunde sich darin einig fühlte, den Sinn für Gemeinsamkeit zu wecken und rege zu erhalten. Ganz anders ist der Ton in Goethes Gedicht „Generalbeichte".

Die Abweichungen der älteren Uebersetzung von der späteren sind nicht geringe; sie sind von Suphan angemerkt worden in der Schrift S. 28 und Band 18, 545. Hervorzuheben ist, dass in den Humanitätsbriefen unter Nr. 12 Herder die Frage abzudrucken gewagt hat: Haben Sie neulich einen Eingriff in die rechtmässigen (sic) Rechte des Volks bemerkt? Englisch: Have you lately observed any encroachment on the just liberties of the people? In der alten Uebersetzung fehlt die Frage.

Wie Herder durch Franklins Mund sein politisches und menschliches Glaubensbekenntniss an den Tag zu legen bestrebt war, so geschieht es in den folgenden Briefen durch Auszüge aus den Schriften der grössten Männer des 18. Jh. wie der beiden vorhergehenden Jahrhunderte. Was in der Vorrede des Schriftchens darüber geäussert wird, macht Band 18 deutlicher. „Funken aus der Asche eines Todten" — diese Worte, die vor den Auszügen aus Lessings Schriften und Briefen stehen, sind bezeichnend für die Absicht Herders. In den Zeitgenossen wollte er die Liebe zu einer vernunftgemässen Freiheit wecken: in Lessings Leben sollte sich das Geschick des deutschen Volkes spiegeln, seine Kämpfe, seine Leiden, seine selbstbewusste Kraft.

Berlin, im Februar 1884. Daniel Jacoby.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethes Briefe..... Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet..... Bearbeitet von Fr. Strehlke. 21. Lieferung. Berlin 1883. Verlag von G. Hempel. (Bernstein & Frank.) — 22. bis 27. Lieferung. Berlin 1884 u. s. w.

Innerhalb der 22. Lieferung schliesst das Werk, welches auf dem Titel der Lieferungen angekündigt ist, und es beginnt ein anfänglich nicht vorgesehener dritter Theil, enthaltend das chronologische Briefverzeichniss. Mit der 27. Lieferung ist das Werk nunmehr beendigt. Mehrseitig kundgegebene Ansichten erklärten dieses Verzeichniss als noch grösseres Bedürfniss als das nach den Empfängern geordnete, und nachdem nunmehr den entsprechenden Wünschen Rechnung getragen ist, stellt sich dieses Werk als ein für die Goethe-Forschung unentbehrliches und dieselbe ungemein förderndes dar.

Der in der 21. Lieferung enthaltene Schluss der Briefe an unbekannte bietet zu weiteren Bemerkungen keinen Anlass, wol aber der folgende Abschnitt „Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen". Der Herausgeber wehrt sich gegen mehrere meiner Ausstellungen in den Anzeigen der einzelnen Lieferungen im „Archiv" — z. Th. unglücklich. Da aber meine Erwiderungen nichts mehr helfen können, verzichte ich darauf, das letzte Wort zu behalten, und beschränke mich auf einige zu thatsächlicher Berichtigung dienende Hinweise.

Mit meinen Ausstellungen Unrecht gehabt zu haben, bekenne ich hinsichtlich der Zuweisung des an Karl Freiherrn von Dalberg gerichteten Briefs vom 21. Juli 1779 an dessen Bruder in Mannheim, eines an Fürst Pückler gerichteten Briefs an Förster und eines an Luden gerichteten an Heeren. Dagegen hatte ich unbestreitbar Recht, das vorhandensein des angeführten Briefs an Dannecker zu leugnen. Es ist nicht „schwer zu entscheiden", wie Strehlke glaubt, ob Diezel, dem er seine Angabe entnommen, sich geirrt habe; er hat sich geirrt, und wenn Strehlke die von mir im Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 309 darüber angeführten Thatsachen für erlogen hält, so mag er sich gefälligst zu mir bemühen, um den von Diezel nach jedesfalls nur oberflächlicher Einsicht citierten Katalog selbst nachzulesen.

Der Brief an Genast von Anfang Juni 1814 beginnt: „Zuvörderst danke ich Ihnen". Uebrigens ist das Citat dieses Briefs im

Archiv XI, 426 nicht genau; es muss heissen: Theaterlocomotive 1845 Nr. 5 III. — Strehlke berichtigt nach meiner Ausstellung über die Adresse des Briefs vom 28. August 1807, den er an Joseph von Hammer-Purgstall gerichtet sein liess, dass der Adressat „Graf Hammer-Purgstall" sei. Das habe ich nicht gesagt und nicht sagen können, weil es keine Grafen Hammer-Purgstall gibt: der Adressat war Graf Purgstall.

Strehlke wünscht Bezeichnung der deutschen Zeitschriften, in denen der Brief an Karadschitsch bereits abgedruckt war; wenigstens eine habe ich angemerkt und zwar: „Die Heimath. Illustrirtes Familienblatt. III. Jahrg. II. Bd. Nr. 49. 1878." Dieses Blatt war auch in meinen Nachträgen zu Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek zu finden.

Die Echtheit des Briefs an Klingemann über die Faust-Aufführung wird bezweifelt.

Die Quittung für den Edlen v. Lämmel, die in Nr. 45 der „Heimath" von 1882 stehen soll, habe ich weder in dieser Nummer, noch überhaupt in dieser Zeitschrift gefunden.

Strehlke sagt, ein Brief an die Herzogin von Montebello solle gedruckt sein in den Mélanges posthumes d' Adam Mickiéwicz; sein Gewährsmann dürfte sich geirrt haben.

Es ist ein Abschreibefehler, wenn in der „Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung" 1880 Nr. 76 im Brief an Weller vom 12. August 1829 „Verehrtester" steht; es muss „Werthester" heissen.

Unter den Nachträgen finden sich zum ersten Male gedruckt oder doch erwähnt Briefe an Gläser (II, 496 f.), Geh. Kammerrath v. Göchhausen (497), Haydon (499 f.), De Kirckhoff (505 f.), v. Otto (513), Peters und v. Quandt (514), Karl August (515) und Voss (523).

Nach dem Briefverzeichnisse stellt der Herausgeber die Adressaten gruppenweise zusammen und überblickt dann die „Gesammtresultate" — wie er einen Excurs über Goethes Briefe nennt —, indem er insbesondere den Werth dieser Briefe in Bezug auf die Kenntniss der Eigenschaften, Beschäftigungen und des Lebensganges des Dichters und seiner Stellung zu Zeitgenossen sowie auf das Verständniss seiner Werke, ingleichen die Bedeutung eines Theils der Briefe wegen ihres selbständigen tiefen Gehalts und ihres Einflusses auf die deutsche Sprache andeutet.

2. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening 1884.

Unter vorstehender Firma erhalten wir nun schon zum fünften Male eine erkleckliche Bereicherung des Goethe-Schriften-Schatzes

und fortlaufende Sammlung alles auf Goethe bezüglichen in unserem Schriftthum. Die Einrichtung dieses Bandes ist im wesentlichen die frühere, nur dass die „Neuen Mittheilungen“ wie billig an die Spitze gestellt, sowie ferner „Abhandlungen und Forschungen“, da sie schwer unterschieden werden können, in Einen Abschnitt zusammengefasst sind.

Die „Neuen Mittheilungen“ eröffnen 20 Briefe Goethes, von denen jedoch zwei schon gedruckt sind, und zwar der 2. — der aber nicht an Iffland gerichtet ist, sondern an A. W. Schlegel (im VII. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs), und der 5., den der Herausgeber nur deshalb wieder abdrucken lässt, weil er bisher unter falscher Adresse — Iffland statt Kirms — gieng. Die übrigen 18 bisher ungedruckten Briefe sind gerichtet an Herzog Ernst II. von Gotha, Herzog Karl August, Amalie Wolff, Frau v. Heygendorff, v. Schreibers, v. Voigt (der Herausgeber kennt den Adressaten dieses 8. Briefes nicht), H. Meyer (5), Hofrath (nämlich Friedrich Sigismund) Voigt, Varnhagen v. Ense (3), Hirt, Ottilie v. Goethe und Baron Reutern.

In den „Nachträgen zu Goethe-Correspondenzen. Im Auftrage der von Goetheschen Familie aus Goethes handschriftlichem Nachlass herausgegeben von F. Th. Bratranek“ — befinden sich noch Briefe Goethes an Johann Heinrich Voss (2), Heinrich Voss und an Frau von Stael (2).

In dem folgenden „Briefwechsel zwischen Goethe und Ernst Meyer. Herausgegeben von L. Geiger“ stehen 6 Briefe Goethes. Nehmen wir voraus, dass in den „Abhandlungen und Forschungen“ (S. 299 bis 308) sowie unter den „Miscellen“ (S. 349 f.) noch 18 Briefe oder Stellen aus Briefen an H. Meyer vorkommen, so haben wir in diesem Band im ganzen 47 Briefe und Briefstellen von Goethe. Darauf beschränken sich aber auch hier die neuen Mittheilungen von Schriftstücken Goethes.

Die ersten 20 Briefe sind mit Erläuterungen versehen, die zu einigen Bemerkungen Anlass geben. Der in Brief 9 erwähnte Müller ist nicht, wie S. 18 gesagt wird, der in meiner Ausgabe der „Tag- und Jahreshefte“ Abs. 1021 (nicht Abs. 121) genannte Heinrich Müller, sondern dessen Vater Johann Christian Ernst Müller. — Im 15. Briefe S. 26 Z. 19 ist Millinger verschrieben, verlesen oder verdruckt für Millingen (James). — Im 16. Briefe ist „das Augusteum“ nicht erklärt; es ist Beckers Kupferwerk über die Dresdener Antikensammlung gemeint.

Die „Nachträge zu Goethe-Correspondenzen“ beginnen mit Gaben aus dem Briefwechsel mit der Familie Voss. Die Briefe von Heinrich Voss, deren 15 abgedruckt sind, haben grösstentheils für die Goethe-Kunde keine Bedeutung; ihr Abdruck ist nur gerechtfertigt, sofern bei späterem bekanntwerden aller Briefe Goethes an

Voss die Beziehungen der letzteren ihre Grundlage finden. Ueber die Zahl dieser Briefe Goethes ist nicht recht ins klare zu kommen. Voss schreibt in seinem ersten Briefe aus Heidelberg v. 7. December 1806 (S. 53), dass er einen Brief, den ihm Goethe vor dritthalb Jahren geschrieben habe, wie ein Heiligthum bewahre. Nun kennen wir aber zwei Briefe Goethes an Voss aus dieser Zeit, und zwar einen ungedruckten vom 21. März 1804, der in „Goethes Briefen an Eichstädt" (Berlin, G. Hempel. 1872) S. 70 angekündigt ist, und einen vom 10. October dess. J., den Voss in einem Briefe an Solger von diesem Tage erwähnt (Arch. f. Litt.-G. XI, 115). Am 7. December 1806 hat derselbe noch keinen Brief von Goethe nach Heidelberg erhalten (S. 53), also ist der etwa Mitte Januar 1807 geschriebene, den er im Briefe vom 31. Januar 1807 beantwortet (S. 56), der erste, den Goethe nach Heidelberg hat an ihn abgehen lassen. Bis Mitte März hat Voss noch keinen zweiten (S. 61), sodass als dieser der vom 17. März anzusehen ist, der in „Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von H. Voss" S. 105 f. veröffentlicht wurde. Für das nächste halbe Jahr haben wir keine Spur eines Goethischen Briefes an Voss, trotzdem schreibt dieser am 30. Juli 1807 an Solger, dass er schon 5 Briefe von Goethe habe (Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 134), und zwar lässt sich dem Zusammenhange nach nur annehmen, dass er bloss von in Heidelberg empfangenen Briefen spreche. Sollte 5 verlesen sein für 3? Gewissheit eines Briefs von Goethe erlangen wir erst wieder durch Vossens Brief vom 30. September 1807 (S. 68); Voss beantwortet damit denselben Brief, dessen er im Brief an Frau v. Schiller vom 17. October d. J. gedenkt (Charl. v. Schiller u. ihre Freunde III, 231). Die nächste sichre Kunde von einem Briefe Goethes an Voss wird uns erst wieder durch des letzteren Antwort vom 28. Juli 1820 (S. 83 ff.), und endlich folgt der letzte bekannte Brief vom 22. Juli 1821, der S. 87 f. abgedruckt ist. — Demnach kennen wir zuverlässig nur 7 Briefe aus den Jahren von 1804 bis 1821, von denen nur 2 gedruckt sind.

Unter den 21 Briefen der Frau v. Stael kommen wieder nur 2 von Goethe vor, deren Datum leicht bestimmt werden kann: Brief 112 ist nämlich vom 16. December 1803 und Brief 114 vom 19. dess. Mon., was sich aus Goethes Briefen an Frau v. Schiller von diesen Tagen ergibt.

Bedeutender als diese Veröffentlichungen aus Goethes Archiv ist der vom Herausgeber bearbeitete „Briefwechsel zwischen Goethe und Ernst Meyer"; dass ersterem selbst an diesem Briefwechsel gelegen war, geht schon daraus hervor, dass die kleine Hälfte der von 1822 bis 1831 zwischen Goethe und Meyer gewechselten 19 Briefe von Goethe herrührt. Im Goethe-Jahrbuch sind zwar nur 6 von Goethe und 5 von Meyer abgedruckt, die übrigen stehen aber in „Goethes naturwissenschaftlicher Correspondenz" von Bra-

tranek. Geiger gibt einen sorgfältigen fortlaufenden Commentar zu den Briefen; besonders hervorzuheben ist der Nachweis S. 173 ff., wie die „Geschichtlichen Nachträge" zu der Ausgabe von 1831 des „Versuchs über die Metamorphose der Pflanzen" aus Meyers Briefen hervorgegangen sind.

„Bodmer über Goethe, 1773—82. (Aus dem ungedruckten Nachlass Bodmers auf der Zürcher Stadtbibliothek.) Mitgetheilt von Johannes Crüger" gibt Auszüge von Briefen Bodmers an Schinz, Sulzer und Meister, sowie von Sulzer, Schinz und Gemmingen an Bodmer. Im allgemeinen ist schon bekannt, wie diese Männer über Goethes dichterische Leistungen dachten und sie verkannten, und wir erfahren nichts wesentlich neues, so dass insoweit diese Briefe hauptsächlich zu Beurtheilung Bodmers dienen. Doch findet sich manches thatsächliche darin: die Nachricht, dass der Vers, der auf dem Titelblatt zur 2. Ausgabe der „Leiden des jungen Werther" steht (hier: „Jeder Jüngling wünschet so zu lieben" u. s. w.), schon 1774 von Goethe in das Lavatern geschenkte Exemplar des Romans geschrieben worden ist (S. 188), sodann Mittheilungen über Goethes Aufenthalt in Zürich 1775 und 1779 (S. 192 ff. u. 208 ff.), ingleichen über die Zusammenkunft Goethes mit Sulzer in Frankfurt (S. 198). Einzelheiten, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über seinen Besuch bei Bodmer erzählt, erhalten hier Bestätigung.

Den II. Abschnitt „Abhandlungen und Forschungen" eröffnet: „Horatio S. White, Goethe in Amerika. Uebersetzt von C. P." Wer in diesem Aufsatze etwas ähnliches sucht, wie „Goethe und Dänemark" von Brandes im II. Bande des Goethe-Jahrbuchs bot, wird sich sehr enttäuscht sehen; es ist eine trockne Bibliographie. Der Uebersetzer konnte demungeachtet besseres leisten; er hat wol gethan, sich nicht zu nennen.

Hieran schliesst sich W. Scherer mit Fortsetzung „Ueber die Anordnung Goethischer Schriften", aber nicht bloss mit Nr. III, wie im Register steht, sondern mit den Nrn. III, IV, V, VI, VII und VIII, in welchen einzelnen Aufsätzen er die Anordnung in den verschiedenen Ausgaben der Gedichte bis zu der letzter Hand bespricht. Die künstlerische Gruppierung in der ersten Göschenschen Ausgabe musste bei der Verschiedenartigkeit des Vorraths später aufgegeben werden. Bei Musterung des neuen Zuflusses macht Scherer mit werthvollen Ergebnissen seiner Forschungen bekannt. So weist er das anklingen des Liedes „An Mignon" an das Lied „Jesu, mein Erbarmer, höre" von Tersteegen nach; er vermuthet, dass „Nachgefühl" sich auf den „liebevollen Genius" bezieht, von dem er im XII. Buche von „Dichtung und Wahrheit" erzählt — eine Frau, die ihn, wie er erst nach ihrem Tode erfahren, innigst geliebt hatte; er macht wahrscheinlich, dass das Lied „An Lina" an Lili gerichtet

war, und macht auf die Beziehungen des Gedichtes „Abschied“ zu der sechsten Novelle in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ aufmerksam.

Für Neuausgaben von Goethes Gedichten stellt Scherer den Grundsatz auf: es müsse davon ausgegangen werden, dass Goethe die Sammlung von 1815 als abgeschlossen betrachtete, im übrigen aber neue Sammlungen begann; daher sollen neue Ausgaben, welche wissenschaftlichen Forderungen gerecht werden wollen, die Ausgabe letzter Hand unangetastet lassen, die von Goethe nicht gesammelten Gedichte aber unter Wiederholung der von ihm angenommenen Rubriken gesondert nachbringen. — Ueber diese Aufstellungen lässt sich jedoch wol noch rechten.

Zwar hinsichtlich derjenigen Sammlungen, welche Goethe als solche gedichtet hat, wie namentlich den „West-östlichen Diwân“, hat man ohne weiteres beizupflichten, allein in Betreff der einzeln entstandenen Gedichte, wie Lieder, Balladen, Sprüche u. s. w., wobei die Aufnahme vieler dahin gehöriger Stücke nur aus der zufälligen Ursache unterblieb, weil Goethe keine Abschrift davon behalten und ihm bis zur Ausgabe letzter Hand keine wieder zugegangen war, darf man anderer Ansicht sein. Dieses Zufalls wegen eine nicht zu verachtende Zahl von Gedichten an der Stelle, welche ihnen gebührt, zu übergehen, würde nicht gerechtfertigt sein. Indessen lassen sich anderseits jene nachträglich aufgefundenen Gedichte allerdings nicht immer in der von Goethe in der Ausgabe letzter Hand gewählten Anordnung einfügen; es bleibt demnach nichts übrig als selbständig nach anderen Grundsätzen eine neue Anordnung zu treffen. Welche? das festzustellen würde über die Grenzen einer Recension hinausgehen; das erfordert eine eigne Untersuchung. — Wir können jedoch lebhaft mit Scherer fühlen, wenn er seine Aufsätze mit den Worten schliesst: „Mir selbst aber war es ein grosser Genuss, diese Goethischen Gedanken nachzudenken und als ein 'weitersinnender' Verehrer seiner Poesie in die geheimeren Gänge dieses unergründlichen Weltgartens immer tiefer einzudringen.“

Der folgende Aufsatz „Zu Goethes gereimten Sprüchen von G. v. Loeper“ führt uns in die Werkstätte, in welcher der scharf umherspähende und mühsam zusammentragende Verfasser den Commentar für den 3. Band der Gedichte in der zweiten Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken vorbereitet. Er bespricht namentlich eine neue Quelle, die er für die Herkunftsermittelung der Spruchreime eröffnet hat, und zwar: die Ausgabebücher der Weimarer Bibliothek. Die Spruchsammlungen, die sich hiernach als von Goethe entliehen ergeben, hat er durchforscht. Wir dürfen wol hoffen, recht bald Gelegenheit zu ausführlicher Anzeige der Früchte seines Fleisses zu erhalten? Wir wollen übrigens hierbei nicht unterlassen, dem

Wunsche v. Loepers, dass die erwähnten Ausgabebücher, soweit sie sich auf Entlehnungen Goethes beziehen, gedruckt werden möchten, aufs angelegentlichste zur Beachtung zu empfehlen.

In dem ferneren „Zu", nämlich: „Zu Goethes Aufsätzen über Kunst von L. Geiger" werden ungedruckte Briefe Goethes an Heinrich Meyer ausgebeutet, um die Verfasserschaft Goethes bezüglich einiger Aufsätze in „Kunst und Alterthum", sowie in den „Propylaeen" nachzuweisen. Der Nachweis kann bezüglich der Aufsätze in „K. u. A." II. Bd. 2. Hft. S. 78 bis 80 als gelungen angesehen werden. Wenn er aber im 3. Hefte desselben Bandes einige Aufsätze als von Goethe herrührend erkennen will (S. 303 f.), so kann ich zwar nicht entschieden widersprechen, mache aber doch darauf aufmerksam, dass Goethe die Verfasserschaft aller Aufsätze des Abschnittes „Kunstgegenstände" mittelbar ablehnt, indem er sich nur als Verfasser des Schlussaufsatzes durch dessen Unterschrift nennt. — Aus dem Briefe vom 5. Mai 1821 möchte ich auch nicht mit Geiger folgern, dass der Aufsatz über Wrights Stich von Dawes Goethe-Bildniss von Goethe geschrieben sei (S. 304), sondern lediglich die Ueberschrift; den Text sollte Meyer liefern — wie ich den Brief verstehe.

Geiger nennt mich S. 306 als Herausgeber des 28. Theiles von Hempels Goethe-Ausgabe und schiebt mir demnach die Aufnahme der Aufsätze mit „Nachträglichem zu Philostrats Gemälden" in diesem, die Aufsätze zur Kunst enthaltenden Bande in die Schuhe. Dagegen muss ich mich aber entschieden verwahren: ich habe mit Herausgabe dieses Bandes schlechterdings nichts zu schaffen gehabt; sonst würde ich namentlich nicht zugelassen haben, dass so viele nachweislich nicht von Goethe verfasste Aufsätze in demselben Platz gefunden haben.

Hierbei sei erwähnt, dass auch in der Frankfurter Zeitung vom 2. März 1884 aus einem bisher nicht veröffentlichten Briefe Goethes an Meyer von Karl Kuhn geschlossen wird, dass Goethe den Aufsatz „Steindruck" im V. Bande (3. Heft) von „Kunst und Alterthum" verfasst habe; nach Goethes Brief an Boisserée vom 27. Juni 1826 hat derselbe jedoch diese Arbeit nur „ajustiert".

Auf den III. Abschnitt des Jahrbuchs, „Miscellen, Chronik, Bibliographie", näher einzugehen, liegt an sich keine Veranlassung vor, doch habe ich Ursache, zwei Artikel, weil sie mich persönlich berühren, nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Der eine, S. 333 bis 342, ist von Düntzer und betrifft Goethes Mittwochskränzchen im Winter von 1801 auf 1802. Er bezieht sich auf einen Aufsatz von mir, der in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" vom 21. December 1882 S. 621 bis 625 abgedruckt ist unter der Ueberschrift „Goethes Cour d'amour und Stiftungslied". Ueber den Gegenstand sind nunmehr der Worte genug gewechselt; beide Theile

haben genügendes Material geliefert, aus welchem jedermann sich selbst ein Urtheil bilden kann. Indessen kann ich nicht umhin, zweierlei aus diesem Aufsatze Düntzers hervorzuheben, woraus man ersehen mag, dass es mir unmöglich ist, mit genanntem Herrn in Einverständniss zu leben.

Es handelt sich in diesem Falle hauptsächlich um zwei Fragen, in denen Düntzers Ansichten von den meinigen abweichen: zunächst um den Tag, an welchem das Mittwochskränzchen das erste Mal zusammentrat, und sodann um die Personen, auf welche in dem für dieses Kränzchen von Goethe gedichteten „Stiftungslied" angespielt wird. In Betreff des Beginns der geselligen Abende habe ich auseinandergesetzt, dass derselbe früher eingetreten sein dürfte als am 11. November, wie Düntzer angenommen hatte, und bestimmte dabei als den frühesten möglichen Tag den 7. October, wobei ich wörtlich sagte (a. a. O. S. 623): „Aus allen diesen Umständen halte ich dafür, dass der 11. November als Beginn des Kränzchens ausgeschlossen ist, und vermuthe, dass es wahrscheinlich schon am 7. October zum ersten Mal zusammentrat." — Nun hat aber Düntzer ermittelt, dass nach einem Briefe der Hofdame von Goechhausen die Herzogin-Mutter — mit deren Hofhaltung in Weimar das Kränzchen zusammenhängt — am 7. October noch in Tiefurt verweilte. Wenn dies Düntzer einfach mittheilte, so war meine Vermuthung abgethan; das passte dem schreibseligen Herrn aber nicht in den Kram. Zunächst beginnt er: „Biedermann .... bringt dabei die irrige Behauptung vor, Goethes Mittwochskränzchen habe nicht, wie man aus guten Gründen annimmt, am 11. November, sondern schon am 7. October begonnen." Man erkennt, wie ganz unstatthaft diese Kampfweise ist: ich vermuthe — Düntzer sagt: Biedermann behauptet. Natürlich! hätte er meinen bescheideneren Ausdruck wiederholt, so könnte er nicht auf sechs enggedruckten Seiten dagegen losziehen. Ausser der schlagenden und daher eigentlich genügenden Abwesenheit des Hofstaats der Herzogin Amalie weist er noch weitläufig nach, dass auch Wolzogens am 7. October nicht in Weimar waren, was ganz einflusslos ist, da es für deren Erwähnung im Stiftungsliede genügte, wenn sie nur als Mitglieder des Kränzchens in Aussicht genommen waren, gleichviel ob sie am ersten Abende sich anwesend befanden. — Was Düntzer weiter für den 11. November als Anfangstag vorbringt, ist nicht von Belang, die Frage, an welchem früheren Tage das Kränzchen sich zusammenfand, demnach noch ungelöst.

In Bezug auf die zweite streitige Frage, ob im „Stiftungsliede" bestimmte Personen angedeutet sind, gibt sich aber ein tiefgehender Unterschied zwischen Düntzers und meiner Behandlungsweise kund. Ich nehme, wenn es sich um das verstehen von Aeusserungen Goethes handelt, von vorn herein an, dass Goethe die Wahrheit

sage, bemühe mich, wenn ich auf Umstände stosse, die mit seinen Aeusserungen nicht ganz in Einklang zu stehen scheinen, den Zwiespalt zu lösen, und zwar zunächst im Sinne jener Aeusserungen, und erkenne nur einen Irrthum Goethes an, wenn ich ihn nachweisen kann. Dieses Verfahren steht nicht nur mit allgemeinen Grundsätzen der Hermeneutik in Einklang, sondern rechtfertigt sich auch ex post durch viele Beispiele von späterem rechtbefinden Goethischer, anfänglich für irrig gehaltener Berichte. Düntzer dagegen tritt an jedes Wort Goethes mit einem Zweifel; er späht zu finden, was Goethe als unzuverlässig darstellen kann; jeder unbedeutende Umstand wird aufgebauscht, um ihn gegen Goethe ausnutzen zu können; er wendet Goethes Worte, bis sie zu dem Gegenbeweise passen; er schwelgt förmlich im berichtigen von Mittheilungen Goethes, wie ich dies früher in diesem „Archiv" an Beispielen dargelegt habe. Der Zweifel an sich hat ja seine Berechtigung, er führt zur Wahrheit; allein wenn er Oberhand gewinnt, vernichtet er alles positive und führt zur Nullität.

Um aber auf den vorliegenden Fall zurückzukommen, so sagt Goethe klar und unzweideutig: „im Stiftungsliede konnten sich die Glieder der Gesellschaft als unter leichte Masken verhüllt, gar wol erkennen". Es entspricht auch ganz Goethes Weise, dass er in seinen Gedichten an thatsächliche Verhältnisse anknüpfte; in einem Gelegenheitsgedichte ist das geradezu geboten. Da die persönlichen Beziehungen der Gesellschaftsmitglieder uns nicht so gegenwärtig sind, um alle Anspielungen Goethes leicht verstehen zu können, konnte mein Versuch, die einzelnen Personen im Stiftungsliede zu entdecken, sich zum Theil allerdings nur an schwache Fäden halten, das habe ich nicht verschwiegen; aber deshalb, weil nicht alle Anspielungen plan zu Tage liegen, Goethes ausdrückliche Versicherung für Schwindel zu erklären, ist doch ein starkes Stück. Und wie verfährt Düntzer wieder bei Widerlegung meines Versuchs! Ich deutete z. B. das durch Räthselspiele sich auszeichnende Mitglied auf Schiller mit Bezug auf seine „Turandot"; das verwirft Düntzer, da Schiller am 7. October die „Turandot" noch nicht erfunden gehabt habe. Das sagt derselbe Düntzer, der vorher schlagend nachgewiesen hat, dass an diesem Tage das Kränzchen noch nicht eröffnet worden war, dieser Tag also gegen „Turandots" Erwähnung nichts beweist.

Ungern habe ich mich wieder bei einer Arbeit Düntzers so lang aufgehalten, allein sich kurz zu fassen, gestattet er nun einmal nicht.

Der zweite mich angehende Artikel hat meinen Aufsatz in Nr. 102, 103 und 104 der „Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Ztg. von 1883": „Goethe und das Volkslied" zum Gegenstande, und hier sei es mir erlaubt, ein wenig Reclame für mich zu machen, da

der S. 394 f. gegebene Auszug den Kern meines Aufsatzes nicht trifft. In letzterem sind allerdings die in Volksliedern zu suchenden Quellen, wie der Auszug hervorhebt, nachgewiesen, allein dies ist insofern nicht die Hauptsache, als diese Quellen grossentheils schon bekannt und nur ein par Streitfragen zu erörtern waren. Wichtiger war mir, bei Zusammenstellung aller aus Volksliedern hervorgegangenen Gedichte Goethes darzuthun, wie derselbe dabei verfuhr. Das war meines Wissens vorher noch nicht versucht worden.

Um die Besprechung des Jahrbuchs mit Rückgriff auf den Anfang zu schliessen, gedenke ich noch des Titelbildes. Es ist nach einer Photographie gefertigt, welche von dem im Weimarer Museum befindlichen Oelgemälde der Gräfin Julie Egloffstein entnommen ist. Das Gemälde stellt Goethe in halber Figur dar; in der linken Hand hält er den 1819 zu seinem Geburtstage von Frankfurter Freunden empfangenen goldenen Lorbeerkranz. Die Photographie hat Gräfin Egloffstein selbst nachgebessert.

3. Salomon Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1884.

Dieses Verzeichniss ist ein längst gefühltes Bedürfniss der Goethe-Forschung und daher mit Freude zu begrüssen. Abgesehen davon, dass das zu Grunde liegende „Neueste Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek“ von S. Hirzel (1874) im Buchhandel nicht zu erlangen war, so hatte dasselbe doch seit zehn Jahren nicht bloss Fortsetzungen, sondern auch so viele Nachträge aus früheren Jahren erhalten, dass man alle Uebersicht über diese Bibliographie verloren hatte. Persönlich möchte ich der Befriedigung über vorliegende Veröffentlichung dadurch gerecht werden, dass ich das gebotene ohne alle Mäkelei hinnähme, aber die Bedeutung derselben für die Forschung macht es mir der Sache wegen zur Pflicht, auf dasjenige hinzuweisen, was ich, der ich mich seit zehn Jahren unablässig mit diesem Verzeichniss beschäftigt habe, in der neuen Ausgabe anders ausgeführt gewünscht hätte.

Salomon Hirzel hatte bekanntlich den Grundsatz aufgestellt, nur ein Verzeichniss seiner Bibliothek zu geben, und in wie hohem Grade sich auch dieselbe der Vollständigkeit näherte, so musste jener Grundsatz denn doch für die Bibliographie im allgemeinen zu manchen Lücken führen. Dieser Umstand war die nächste Ursache, welche die Nachträge zu dem „Neuesten Verzeichnisse“ im gegenwärtigen Archive veranlassten, in welchem wir sogar auch Drucke anzeigten, von denen wir nur, ohne sie selbst gesehen zu haben, Nachricht erhalten hatten. — Ferner bewog uns zu deren Zusammen-

stellung der Wunsch strengerer Durchführung der von S. Hirzel ausgesprochenen Absicht, durch seine Sammlung die Herstellung einer kritischen Ausgabe von Goethes Schriften zu fördern. Wir gaben deshalb in unseren Nachträgen sämmtliche Drucke von Schriftstücken Goethes, hinsichtlich deren anzunehmen war, dass sie unabhängig von früheren Drucken auf Goethes Handschrift oder Dictat, beziehentlich eine an deren Stelle tretende Abschrift zurückzuführen seien, da jeder solcher Neu- — nicht bloss Nach- — druck für die Textkritik wichtig sein kann. Aus diesem Grunde war es auch nothwendig, alle wiederholten Ausgaben einer Schrift aufzunehmen, da bei ihnen Prüfung nach der Handschrift vorauszusetzen ist.

Da es endlich für den Forscher von Werth sein muss, ein Werk unter jedem Titel, unter dem etwa darauf Bezug genommen war, im Verzeichnisse zu finden, so führten wir die mehreren Titel, unter denen eine Schrift erschienen war, in unseren Nachträgen an, wie übrigens auch mitunter schon von S. Hirzel geschehen war.

Der jetzige Herausgeber ist zwar im wesentlichen dem ersten Verfasser des Verzeichnisses einer Goethe-Bibliothek gefolgt, hat sich nur der Natur der Sache nach nicht auf die in Hirzels, mit dessen Tode abgeschlossener Bibliothek befindlichen Schriften beschränken können, legt sich aber doch das Gesetz auf, in sein Verzeichniss nur diejenigen Bücher, Blätter u. s. w. aufzunehmen, die er selbst eingesehen hat. Damit schneidet er uns allerdings die Möglichkeit ab, zu sagen, dass er über dritthalbhundert Aufführungen unserer Nachträge übersehen habe, allein der Vorwurf dürfte ihm nicht zu ersparen sein, dass er sich die Einsicht eines guten Theils der übergangenen Schriften zu Gunsten der Vollständigkeit seines Verzeichnisses unschwer hätte verschaffen können. Jedesfalls ist für die Bibliographie der Goethe-Litteratur die Kenntniss unserer Nachträge — die übrigens auch der Ueberarbeitung bedürfen — leider nicht überflüssig geworden.

Bei der gedachten vorsichtigen Selbstbeschränkung des Herausgebers überrascht es anderseits, mehrere Schriften in dem Verzeichnisse aufgeführt zu finden, die seinem Zweck nach nicht hineingehören. Lässt man sich auch allenfalls die Aufnahme der Himburgschen Sammlung von Goethes Schriften gefallen, nachdem sie Bernays dazu diente, die Incorrectheit echter Ausgaben von Dichtungen Goethes festzustellen, so wird sich doch kaum die Aufnahme ganz werthloser Nachdrucke rechtfertigen lassen, wie namentlich von: „Zwo wichtige . . . . biblische Fragen" S. 11; „Brief des Pastors u. s. w." S. 14; „Rheinischer Most" S. 15; Epigrammatische Blumenlese" S. 18; „Des Herrn Jacobi Allerlei" S. 19; „Ausbund flüchtiger Poesieen" S. 21; „Auswahl der besten zerstreuten Aufsätze" S. 22; „Philanthropistenlieder" ebenda; „Sammlung verschiedener Lieder" S. 23; „Der Blumenkorb" S. 28; „Dramaturgisches

Journal“ S. 53; „Orient Nr. 169“ S. 73; „Goethes Beurtheilung des Lustspiels in Strassburger Mundart“ S. 88; „Abendzeitung“ S. 97; „Goethes Philosophie“ S. 98; „Goethes ältestes Liederbuch“ S. 132. — S. 12 ist sogar „Auszug und Inhalt der Auftritte des Schauspiels Götz v. Berlichingen“ und S. 66 „Zeitung für Einsiedler“ aufgeführt, welche letztere nur so lang einen Werth für den Goethischen Schriftenschatz hatte, als die Originalien der darin aus der Erinnerung mitgetheilten „Parabeln“ des Königs Salomo nicht bekannt waren.

Ferner möchte das „Journal von Tiefurt“ S. 24 ff. in einem Verzeichnisse von Handschriften Goethischer Schriften mehr am Platze sein, als hier im Verzeichnisse von Drucken. Es steht ganz vereinzelt darin.

Nicht gleich geblieben ist sich auch der Verfasser des Verzeichnisses in Beziehung auf die Einreihung der Schriften unter eine Jahreszahl, indem er sie manchmal in dem Jahre nennt, in welchem sie ausgegeben wurden, obschon sie auf dem Titel ein späteres Jahr aufweisen, — z. B. „Götz v. Berlichingen“ S. 201, „Briefe an die Gräfin A. zu Stolberg“ S. 207, „Faust“ S. 208 — während dies bezüglich anderer Schriften, wennschon von deren früherer Verausgabung der Verfasser ebenfalls unterrichtet war, nicht geschehen ist — z. B. „Bibliothek des GRR. A. Hagen“ S. 210, „Verzeichniss von Autographen Nr. XIV von O. A. Schulze“ S. 211. Der „Maskenzug“ von 1818 steht auch mit der diese Jahreszahl tragenden und in diesem Jahre erschienenen Ausgabe S. 86 unter 1819. Das richtige ist unstreitig die Einreihung unter dem Jahre am Fusse des Titels, da man Druckschriften nur unter diesem Jahre zu suchen Ursache hat.

Eine andere Ungleichheit ist uns aufgefallen, sofern bei manchen Schriften, z. B. beim I. Bande des Goethe-Jahrbuchs, die darin befindlichen zum ersten Mal gedruckten Goethe-Schriften ausführlich angegeben sind, in anderen, z. B. in den späteren Bänden des Jahrbuchs, aber gar nicht.

Endlich ist es eine unerklärte Ungleichheit, dass von der Hempelschen Goethe-Ausgabe einige Sonderausgaben einzelner Werke aufgenommen sind, — und zwar „Faust“, „Sprüche in Prosa“, „des Epimenides Erwachen“, „Pandora“, „Diwan“, „Reineke Fuchs“ — die Mehrzahl aber nicht.

S. 38 ist über Goethes Betheiligung an der „Vierten Nachricht von dem Fortgange des neuen Bergbaues zu Ilmenau“ ein Citat hinzugefügt, dann durfte ein ähnlicher Nachweis über die von Goethe für die „Fünfte Nachricht“ geschriebenen Abschnitte nicht fehlen. — S. 63 f. ist es nicht genau gesagt, dass die Recension der Rede v. Müllers über Friedrich II. von Goethe verfasst scheine, da dies durch Goethes Brief an Eichstädt vom 21. Februar 1807 feststeht. — S. 71 sind die „Autographa“, wie schon mehrseitig gegen

die früheren „Verzeichnisse einer Goethe-Bibliothek" ausgestellt worden ist, kein Desideratenverzeichniss. — S. 84 war bei dem Aufsatze in den „Wöchentlichen Nachrichten" und S. 90 bei dem im „Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde" III. Bd. 3. Hft. hinzuzufügen, dass die bezüglichen Aufsätze nicht von Goethe, sondern von Jarick und beziehentlich Compter verfasst sind. — S. 90 „Ridels u. s. w. Todtenfeier" ist von Anfang bis einschliesslich S. 16 ganz von Goethe (Werke, Ausg. Hempel XXVII, II, 14 f.). — S. 95 wären bei „Weimars Jubelfest" noch die Beiträge Goethes S. 37—40 zu nennen gewesen (Goethe-Jahrbuch I, 346). — S. 184 ist der Zweifel an der Echtheit der in den „Beiträgen zur Goethe-Litteratur" mitgetheilten Briefnachschrift vollständig aus der Luft gegriffen, wie ich schon wiederholt erklärt habe.

Einiges auch in unseren Nachträgen übersehenes haben wir gern bemerkt, und zwar S. 48 „Nachricht", S. 87 „Mainzer Zeitung", S. 111 „Jahrbücher der Stadt St. Gallen", S. 151 „Das Inland", S. 187 „Im neuen Reich" Nr. 12 und „Greizer Zeitung" Nr. 259, S. 192 „Kreisausschreiben des Grossmeisters der Grossen National-Mutterloge".

Abgesehen von diesen Bereicherungen müssen wir aber bekennen, dass das allerneuste Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek kaum als selbständige Arbeit anzusehen sein wird und den Eindruck der flüchtigen Absolvierung eines Pensums macht. Dass Herr Professor Hirzel der Mann ist, etwas vollkommneres liefern zu können, ist zweifellos.

Woldemar Freiherr v. Biedermann.

Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Von Jacob Minor, Privatdocent [nunmehr ausserordentlicher Professor] an der Universität Prag. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. 1883.

Besprochen von Robert Boxberger.

Nachgerade qualificiert sich die deutsche Litteratur auch des 19. Jahrhunderts immer mehr dazu, auch in einzelnen Gruppen monographisch behandelt zu werden. Der deutsch-französische Krieg von 1870 hat die verschiedenen Bewegungen in derselben zu einem vorläufigen Abschluss gebracht, und wir können von da aus rückwärts wie auf eine abgeschlossene Vergangenheit blicken. So sind die schwäbische Dichterschule, das junge Deutschland abgeschlossene Gruppen, die noch einer monographischen Schilderung harren. Mit dem vorliegenden interessanten Buche wird der Anfang zu einer solchen gemacht, und der schon rühmlich bekannte Verfasser hat

sich geschickt eine Aufgabe gestellt, die auch den Laien reizen muss, sich mit dem Inhalt des Buches bekannt zu machen. Seit Z. Werners „2. Februar“ unter Goethes Auspicien 1810 in Weimar gegeben worden war, Grillparzers Gespenst der „Ahnfrau“ mit Erfolg über die Bretter gieng, liessen die Lorbeern dieser Dichter eine Reihe befähigter Dramatiker nicht ruhen, und das Publicum freute sich, im Theater das „gruseln“ zu lernen. Wie die mattherzige Zeit diesen Schauerstücken günstig war, darüber spricht sich Minor kurz, aber treffend in der Einleitung aus: „Erst als das Unglück des Jahres 1806 die Herzen völlig entmuthigte und eine dumpfe Schwüle über ganz Deutschland herrschte — —: erst in dieser Zeit wusste auch das völlig entmuthigte und niedergeschlagene Volk keine andere Zuflucht als bei den fatalistischen Ideen. Jetzt fand die Schicksalstragödie, sobald der Besuch des Theaters ihm wieder ermöglicht war, im Herzen des Volkes einen günstigen Boden und erreichte bis dahin unerhörte Bühnenerfolge. In runder Zahl werden wir die Jahre 1815 und 1825 als die Grenzpuncte für entstehen und verschwinden dieser bald abgelebten Gattung ansehen dürfen, wenn auch einzelne Erzeugnisse den Verfall derselben überlebten. Nachdem langsam und durch reactionäre Zeitströmungen verzögert die Segnungen des Friedens wieder fühlbar geworden waren, stieg auch die Hoffnung des Volkes kühner empor, und die nach und nach eingeführten Geschworenengerichte liessen das walten der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden bald in einem anderen Lichte erscheinen als die Schicksalstragödie.“

Unter den Hauptvertretern dieser Richtung versteht Minor Z. Werner, A. Müllner und E. v. Houwald. Dass Grillparzer mit seiner „Ahnfrau“ auch in diese Reihe gehört, ist ihm sehr wol bewusst; ich stimme ganz mit ihm darin überein, dass trotz dem mehrfach gemachten Versuche, das fatalistische in diesem Stücke auf Schreyvogels Rechnung zu setzen, die „Ahnfrau“ eine Schicksalstragoedie bleibt; aber einerseits hat sich Grillparzer seit seinem ersten Stück dieser Richtung entfremdet, anderseits sind über ihn schon so viele Monographien geschrieben worden, dass er hier füglich fehlen durfte. Ich wüsste an dem gut und fesselnd geschriebenen Buche nichts auszusetzen; höchstens möchte ich zu der Bemerkung (S. 113), Müllner habe Surinam nach Indien verlegt, hinzufügen, dass Müllner sich deshalb in der Vorrede (Neueste Auflage, Wien s. a. II, S. 63) zu rechtfertigen sucht. Aber ich habe vor einiger Zeit Gelegenheit genommen, mit dem Studium des auf der Herzoglich Gothaischen Bibliothek befindlichen Müllnerschen Nachlasses zu beginnen, und dies gibt mir Veranlassung einige, wie ich hoffe, nicht unwillkommene Zusätze zu dem Buche zu machen.

Wie in Schillers „Feindlichen Brüdern“, die nun einmal der ganzen Richtung zum Deckmantel dienen müssen, ist bekanntlich

das Motiv in den meisten Müllnerschen Schicksalsdramen, auch noch in seiner letzten, criminalistischen Erzählung „der Caliber“, der Brudermord, und Goedeke (Grundriss III, S. 363) motiviert dies aus Müllners Leben glücklich damit, „dass er ein schönes junges Mädchen in Weissenfels, Amalie von Lochau, die seinem ältern Stiefbruder zugedacht war, ebenso leidenschaftlich liebte, wie er seinen Stiefbruder, der ihm schon in Schulpforta in den Weg getreten war, gründlich hasste. Dies unglückliche Verhältniss wurde durch den frühen Tod jenes Stiefbruders beendet, und Müllner heiratete 1802, in seinem 28. Jahre, seine Amalie, gegen die er bald erkaltete, so dass nach einer kurzen, wenigstens nicht unglücklichen Ehe eine fast völlige Entfremdung eintrat und bis zu seinem Ende währte“. Wie Müllner nun stets nach solchen Stoffen suchte, das beweist folgende Stelle aus einem Briefe der Elise von Hohenhausen an ihn, Berlin, den 1. October 1823: „Ich habe mich vielfach bemüht, Ihrem früher geäusserten Wunsch zu Folge etwas näheres über 'les deux Savinies' der Frau von Genlis zu erfahren.

Auf der hiesigen Bibliothek fragte ich umsonst nach ihren Werken. Neulich fiel mir in einer Bibliothek ein Buch in die Hände: 'Die beiden Sabiner, nach dem Französischen der Frau von Genlis'. Es war jene etwas veränderte Novelle. Ausser dieser Dame hat auch der fromme Gellert einen ähnlichen Stoff in seinen moralischen Erzählungen behandelt. — Zwei Negersklaven, Brüder, verlieben sich in eine schöne Negersklavin mit afrikanischer Gluth, — sie will nicht wählen, und keiner von ihnen will entsagen. — In einer Laube sitzen sie einst vereint, der Liebe Höllenqual im Busen, plötzlich wechseln sie wilde Blicke

Und jeder stösst den Dolch in der Geliebten Brust. [1])

Vertilgen wollen sie das, was — sie quält, da es keiner besitzen kann. Das ist doch echt afrikanische Liebe und lässt sich doch wol durch die rohe, wild lodernde Natur der Neger erklären?“

Ueber sein Stück „Der Fremde“ spricht sich Houwald in zwei Briefen an Müllner ausführlich aus, und ich setze die betreffenden Stellen ganz hieher, da es immer von Bedeutung ist, einen Autor sich über sein eigenes Werk äussern zu hören. Nachdem er es den 26. Februar 1824 im Manuscript an Müllner geschickt, schreibt er diesem den 25. März 1824: „Zuförderst den aufrichtigsten und herzlichsten Dank für Ihren zweiten mir sehr schätzbaren Brief, der mir soeben meine 'Feinde' zurückgeführt hat. Die Privat-Kritik, welche Sie mir bisher gewährt, hat Ihnen doch wol noch keine bittere Frucht getragen, denn immer hab ich sie mit Dank empfangen, fast allent-

---

1) Gellerts Werke, Leipz. 1784, I, S. 247 (nach Spectator III, Nr. 215): „Die beiden Schwarzen“.

halben Ihr treffendes Urtheil erkannt und oft schon meine Arbeiten danach verbessert. Sie verfehlt also bei mir nicht ihren Zweck und schon deshalb setze ich mich immer wieder über jedes Bedenken hinweg, Sie aufs neue darum zu bitten. — Auch diesmal hat sie mir über manche Schwäche meines Dramas und besonders über den 2. Act die Augen geöffnet. Erlauben Sie, dass ich näher auf Ihren Tadel eingehen und Ihnen nur mit wenig Worten sagen darf, was mich bewogen hat, manches hinzustellen, was Sie nicht billigen.

Der intrigante Katmin gefällt Ihnen nicht, und Sie hätten an seiner Stelle lieber einen wolgesinnten, jedoch misstrauischen und für das Schicksal seines Herrn ängstlich besorgten Diener handeln sehen? — Ich bin eigentlich zu diesem Charakter gekommen, theils weil ich ihn mir als eine neue Aufgabe vorgelegt hatte, theils weil ich der Meinung war, er werde ein passendes Gegenstück zu dem offenen, edlen Charakter des Prinzen Donald sein, diesem zur Folie dienen und die Verwandelung des ganzen begünstigen, indem er durch sein geheimnissvolles Treiben die Gefahr der Gegenpartei auf die höchste Spitze stellt, dann aber an dem reinen, festen Sinn seines Prinzen untergeht. Einen eigentlichen Bösewicht habe ich nicht aufstellen wollen, sondern nur einen feinen Diplomaten, der seines Herrn Auftrag treu und klug ausführen, sich selbst aber auch nicht vergessen will, die Gelegenheit benützt und dabei kein Mittel verschmäht, um sein Ziel zu erreichen. Ein weniger heimlicher, ränkevoller Charakter würde die dem ganzen vortheilhafte Spannung wol auch weniger herbeiführen.

Die Liebe des Donald und der Alona ist allerdings nur ernst und ruhig gehalten, sie wird nicht zur eigentlichen, offenbaren Triebfeder der Handlung des Stückes, und ihr Erwachen zeigt sich beinahe nur in dem gegenseitigen höchsten Vertrauen. — Aber ich wollte dieser Liebe auch keinen weiteren Raum zugestehen, und zwar deshalb, weil ein weit höheres Gefühl als sie, jetzt des Prinzen Seele erfüllen, ihm zu dieser Liebe noch nicht Zeit lassen und ihn für jetzt noch über sie erheben soll. Fehlen durfte sie aber auch wieder nicht, weil sie unter den Motiven, die den Donald antreiben, seine Feinde in Schutz zu nehmen, als das rein menschliche im Hintergrunde steht, und weil er ohne dies Motiv als ein gar zu gewaltiger Tugendheld erscheinen würde.

Aber der 3. Act muss eine andere Gestalt erhalten. Fort mit der ersten Scene zwischen Katmin und Gervas! — Sie haben mit Recht diese Scene verworfen, und ich erkenne, dass sie, durch einige Ergänzungen in anderen Scenen, völlig entbehrt werden kann. Das ganze gewinnt dadurch jedenfalls an Kürze und selbst die Einheit des Ortes bleibt unverletzt. Obgleich ich auf letzteres einen zu grossen Werth nicht lege. Nur den König Malcolm am Ende selbst auftreten und die Katastrophe herbeiführen zu lassen, scheint mir

eine kaum zu lösende Aufgabe. Leben bleiben kann er nicht, denn vor ihm würde Edgar sich nie beugen mögen. Wie also soll er enden? — wer soll ihn fällen? — was soll der Sohn beim Erscheinen des Vaters beginnen? soll er für oder wider ihn sein? — soll er dem Mörder des Vaters auf der Stelle verzeihen, und an der Leiche ruhig seine Thronfolge im Auge halten? — Zu lösen sind diese Fragen gewiss, und vielleicht zum Vortheil des Drama, allein, ich gestehe es Ihnen offen, ich vermag es nicht, zumal sich mir die Handlung nicht gleich Anfangs auf diese Weise vor Augen gestellt hat. —

Ich wünsche, verehrter Mann, Ihnen durch diese offenen Bekenntnisse gezeigt zu haben, wie hoch ich Ihre Kritik achte, und wie ich sie mir nur erbeten habe, um Nutzen und Belehrung aus ihr zu ziehen. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank dafür.

Uebrigens sollen Sie das Kind: Tragödie getauft haben."

An denselben, den 27. April 1824: „Seit ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, hat der dritte Akt meiner Feinde eine grosse Umgestaltung erhalten. Ich fieng mit Abschneidung der ersten unnöthigen Waldscene an, kam immer tiefer hinein, und so endlich zu einem Schlusse, der kräftiger endet und einen sicheren Frieden schliesst; ich liess den leidenschaftlichen Edgar, nachdem er der moralischen Grösse gewichen ist und ihm die Krone abgetreten hat, durch eigne Hand und freiwillig sterben. Sie sind eigentlich an diesem Morde schuld, aber ich danke Ihnen dafür!"

Hermann Hettner, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1884. VIII und 563 SS. gr. 8.

Hettners Wittwe legt in stattlichem Bande eine vortreffliche Auslese von Biographien, von Aufsätzen zur Philosophie, Kunst und Litteratur, und von Gelegenheitsreden ihres todten Gatten vor. Das beste dessen, was in vielen Zeitschriften zerstreut oder in kleinen Einzeldrucken verflogen war, zusammenzustellen, war ein sehr verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen; denn der durchdachte Gehalt und die kunstvolle Form sichern dauernden Werth und Genuss. Und besonders anziehend ist die Sammlung auch darum, weil, wie die Vorrednerin mit Recht sagt, sie einen Ueberblick über den gesammten Bildungsgang Hettners ermöglicht.

Für die Loslösung Hettners von Hegels Philosophie ist der stark polemische Aufsatz Zur Beurtheilung Ludwig Feuerbachs (S. 145 ff.) ein deutliches Zeugniss. Den Uebergang zur Aesthetik documentiert die Abhandlung Gegen die speculative Aesthetik (S. 164 ff.). Im gleichen Jahre beginnt die Schriftstellerei über

alte und neue Kunst, die zu seiner Vorschule der bildenden Kunst hinleitet. Wenn Hettner sich über die moderne Plastik (S. 228 ff.), die neuere Historienmalerei (S. 274 ff.), die gegenwärtige Landschaftmalerei (S. 287 ff.) äussert, so liegt darin dasselbe Bedürfniss, auf die künstlerische Richtung der nächsten Zukunft einzuwirken, das in dem Buche Das moderne Drama hervortritt. Auch die socialpolitische Richtung dieser Schrift und des Büchleins über die romantische Schule hat in den Kleinen Schriften eine Parallele an dem gleichzeitigen Aufsatze: Goethe und der Socialismus (S. 433 ff.). Im Anschluss und in Widerspruch zu Gregorovius' Untersuchung der socialistischen Elemente des Wilhelm Meister und zu Karl Grüns Buch 'Goethe vom menschlichen Standpunkt' entstanden, bildet diese Darstellung sachlich und zum Theil sogar wörtlich eine Vorarbeit zu den Abschnitten der Litteraturgeschichte, die von Meisters Lehr- und Wanderjahren handeln.

Vom Jahre 1850 an mehren sich die litterargeschichtlichen Aufsätze. Das Interesse für die Romantiker ist noch 1853 wach, wie der Artikel über Ludwig Tieck als Kritiker (S. 513 ff.) beweist; er nimmt Partei für den „wirklich grossen Dichter, der ein ebenso grosser Kritiker“ sei, und schliesst mit einer allgemeinen Erörterung über die Aufgabe der Kritik. Zu der Rettung der altfranzösischen Tragoedie (S. 397 ff.) gesellt sich eine psychologische Skizze über Hamlet (S. 413 ff.). Sieben Jahre später kommt Hettner noch einmal auf Shakespeare zu sprechen bei Gelegenheit der 1861er Dresdner Aufführung des Wintermärchens nach Dingelstedts Bearbeitung (S. 423 ff.).

Inzwischen war die Ansiedelung Hettners in der sächsischen Residenz vollzogen. Die Kleinen Schriften bringen gleich aus dem ersten Jahre dieses Aufenthaltes eine Studie localer Beziehung: die äusserst anschauliche Beschreibung des neuen Museums in Dresden (S. 322 ff.). Ebenso glanzvoll ist die spätere Schilderung des Zwingers (S. 362 ff.). In dieselbe Reihe gehört die Betrachtung der Gruppen an der Brühlschen Terrasse (S. 356 ff.); die Erklärung Hettners gegen die Gothik als modernen Baustil und für Renaissance, abgegeben bei der Erbauung der Dresdner Kreuzschule (S. 350 ff.); dann die Reden zur Saecularfeier der k. Kunstakademie (S. 523 ff.) und zur Enthüllung des Winckelmann-Denkmals in Dresden (S. 542 ff.), beide voll kunstgeschichtlicher Auslegungen, die in den entsprechenden Capiteln der Litteraturgeschichte widerklingen. Ebenso wird der Freund der Litteraturgeschichte manches bekannte Wort finden in der Festrede zur Eröffnung des Denkmals für Karl Maria von Weber (S. 533 ff.).

Einem andern Dresdner Künstler der Musik, Ludwig Schnorr von Carolsfeld, „einem der gewaltigsten Sänger“, ist ein warmer Nachruf gewidmet (S 111 ff.). Auch Ernst Rietschel (S. 20 ff.),

Gottfried Semper (S. 89 ff.), Julius Schnorr von Carolsfeld (S 549 ff.), Wolf Graf Baudissin (S. 121 ff.), denen Hettner ausgeführte Nekrologe widmet oder ein herzliches Wort ins offene Grab nachruft, gehören Dresden an. Mit den meisten dieser grossen Zeitgenossen war der Biograph persönlich bekannt; das gibt den Darstellungen eigenen Reiz und erhöhten Werth. Den gleichen Vorzug haben die Nekrologe auf den Maler Rethel (S. 3 ff.), den Diplomaten Baron Stockmar (S. 131 ff.) und Moritz von Schwind (S. 67 ff.), mit denen Hettner durch enge verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen verbunden war.

In all diesen bald mehr persönlich, bald mehr geschichtlich gehaltenen biographischen Darstellungen bewährt sich die Kunst, Einzelbilder zu entwerfen und auszumalen, welche Hettners Litteraturgeschichte schmückt. Im Zusammenhange mit diesem Hauptwerke steht der übrige Inhalt der Kleinen Schriften. Hettner berichtet über das Bild des Knaben Lessing (S. 429 ff.), das er bei einer Wallfahrt nach Camenz gesehen. Er charakterisiert Gellert bei der Enthüllung des Denkmals in Hainichen (S. 537 ff.), so wie er ihn dann in der Litteraturgeschichte zeichnet. Die Aufsätze über Goethes Iphigenie (S. 452 ff.) und Goethes Stellung zur bildenden Kunst (S. 475 ff.) können ebenso als Vorläufer zu verschiedenen Abschnitten der zwei letzten Bände des grossen Werkes angesehen werden; was dort in kurzer Zusammenfassung dargethan ist, kehrt hier erweitert wieder. Darum bedarf es keines näheren Hinweises auf den Inhalt. Es drängt sich dabei die Beobachtung auf, wie eng bei Hettner das darstellende Wort mit der dargestellten Person oder Sache verwachsen ist: den einmal gefundenen charakteristischen Ausdruck wahrt er, auch wo er in ausführlicherer Betrachtung neue Sätze in die Darlegung einschiebt.

Die kurze Uebersicht allein schon zeigt die Reichhaltigkeit des Sammelbandes. Aufs neue bewundert man die vielseitigen Kenntnisse Hettners. Ein Blick in das angehängte Verzeichniss sämmtlicher Schriften Hettners (S. 555 ff.) lässt seine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Ordnung übersehen. Ich vermisse darin die Gelegenheitsreden, die doch nach dem Vorworte auch früher schon gedruckt sein sollen, ferner die Mittheilungen Aus Heinses Nachlass, in diesem Archive 1881, Bd. X, S. 39—73 und 373—384 (zusammen mit Franz Schnorr von Carolsfeld) veröffentlicht. Endlich wäre neben den Anzeigen in der Deutschen Litteraturzeitung auch Hettners Mitarbeiterschaft an der Jenaer Litteraturzeitung zu verzeichnen, für die ich wenigstens einen Beleg (1879 Nr. 149) beibringen kann.

Bernhard Seuffert.

Melchior Acontius.

Von

FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD.

Was deutsche Dichter der Neuzeit in der Pflege lateinischer Poesie geleistet haben, ist ein Gebiet litterarhistorischer Forschung, zu dessen Bearbeitung nicht viel weniger als alles noch zu thun ist. Denn noch ist die Aufforderung Goethes[1]), dass „ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternehmen möchte, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben", ungehört geblieben; noch gleicht die Stätte der Wirksamkeit unsrer deutschen Neulateiner einem vernachlässigten Grabfelde, auf welchem wucherndes Gestrüpp die Spuren der Vergangenheit zum grossen Theile überdeckt hat und nur vereinzelt sich dem Auge ein wolerhaltenes Denkmal darbietet.

Es soll nicht behauptet werden, dass vor anderen gerade der Dichter, dessen Name sich an der Spitze gegenwärtiger Mittheilung befindet, darauf Anspruch hätte, aus dem Dunkel hervorgezogen zu werden. So sehr ihn einige seiner Zeitgenossen rühmen, die Dichtungen, welche ich von ihm nachzuweisen im Stande bin, sind an Zahl und Umfang gering, und ein bemerkenswerthes poetisches Verdienst kann ihnen nach meiner Meinung nicht zugesprochen werden. Dennoch wird es nicht als eine überflüssige Bemühung angesehen werden dürfen, wenn ich zur Ergänzung und Berichtigung dessen,

1) Kunst und Alterthum I, 3 S. 45 = Werke Hempelsche Ausg. Th. 29 S. 249.

was bis jetzt über ihn bekannt geworden ist[1]), aus unbenutzten Quellen einige neue Nachrichten beibringe: schon deshalb nicht, weil das Quellenmaterial, welchem ich meine Nachrichten entnehme, einen über die Bedeutung des Dichters hinausgehenden Werth insofern besitzt, als es uns diesen in Verbindung mit Männern wie Melanchthon und Valentin Trotzendorf vorführt und drei interessante Originalbriefe aus den Jahren 1548 und 1549 in sich fasst, welche mit Lebhaftigkeit schildern, wie sich Melanchthon benahm, als der Schreiber dieser drei Briefe in Folge eines ihm aus Frankfurt am Main ertheilten Auftrages in der Angelegenheit des Interims mündlich mit demselben zu verhandeln hatte.

Melchior Acontius Ursellanus wurde wahrscheinlich um das Jahr 1515 zu Ursel unweit Homburg geboren; irrthümlich haben einige Moreris grand dictionaire[2]) nachgeschrieben, dass er ein Schweizer, gebürtig aus dem Urserenthale gewesen sei. Zur annähernden Bestimmung seines Geburtsjahres dient die Zeitangabe, dass er im Winter von 1534 auf 1535 zu Wittenberg als Student immatriculiert wurde. Wenn man auf Grund dessen die Zeit seiner Geburt so annimmt, wie von mir soeben geschehen, so würde sich für ihn ein ungefähr gleiches Alter mit seinen Freunden Christoph Pannonius, der 1515, Hartmann Beyer, der 1516, und Georg Aemylius, der 1517 geboren wurde, ergeben, was als eine Bestätigung der Richtigkeit dieser Annahme angesehen werden könnte.

Das Album der Universität Wittenberg verzeichnet ihn mit seinem deutschen Familiennamen als „Melchior folstius“; aber in einem Zusatze von Melanchthons Hand bietet dasselbe daneben bereits den übersetzten Namen Acontius. Nur in den von Aemylius herausgegebenen Gedichten auf den Tod

1) Vgl. Mohnike bei Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie Th. 1 1818 S. 335. A. Nebe in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde Bd. 10 1870 S. 115. Zais in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 1 1875 S. 41.

2) Moreri, grand dictionaire historique T. 1. Amsterd. 1740. S. 88. Vgl. Hans Jac. Leu, Helvetisches Lexicon Th. 1 1747 S. 24 Jöcher, Gelehrten-Lexicon Th. 1 1750 Sp. 67.

der Gattin des Wittenberger Buchdruckers Georg Rhau ist er als Verfasser eines darin aufgenommenen Beitrags noch „Melchior Pholzius" genannt; von da an verschwindet sein deutscher Familienname völlig aus dem Gebrauche. Aber ungewiss bleibt dabei, welchen Wortsinn oder Wortanklang man in diesem Namen fand und durch die Uebersetzung Acontius wiedergeben wollte, obschon folgende Verse in des Aemylius „Propempticon":

Mollia cui clarum tribuerunt spicula nomen,
Blanda quibus iuuenum pectora figit Amor

darauf hinzudeuten scheinen, dass an das deutsche Wort „Bolzen" gedacht worden sei. Allein auf eine andere Spur lenkt eine von Jacob Micyllus verfasste Grabschrift[1]), welche einem Balthasar Acanthius, aller Wahrscheinlichkeit nach einem jüngeren Bruder Melchiors, gewidmet ist und dessen Familiennamen mit den Worten umschreibt:

Dorica cui patrium nomen Acantha dedit.

Das Epigramm, mit welchem Melchior Acontius in Ger. Fausts (d. i. Georg Fabricius) Poetae Germani et exteri charakterisiert ist, hebt hervor, wie derselbe schon in ganz jugendlichem Alter, kaum noch den Knabenjahren entwachsen, die Dichtkunst ausgeübt habe. Es lautet[2]):

Penè puer cùm sis Musarum voce locutus,
Euterpen matrem credimus esse tibi.

Ich kann darin nur eine Bezugnahme auf die Gedichte erblicken, welche Acontius verfasst hat, während er in Wittenberg studierte, da mir Gedichte von ihm aus noch früherer Zeit nicht bekannt geworden sind. Wie lang sein Wittenberger Aufenthalt, der, wie bemerkt, im Winter von 1534 auf 1535 begann, gewährt hat, wissen wir nicht; doch muss derselbe mindestens bis in das Jahr 1537 fortgedauert haben. Der erste der nachstehend abgedruckten Briefe ist zwar aus der Heimat, aber so lang nach letztgenanntem Jahre von

1) Micyllus, sylvarum libri quinque. Ex officina Petri Brubacchij, 1564. 8°. S. 357.

2) Bl. 7 der zu Görlitz 1573 erschienenen Ausgabe.

ihm geschrieben, dass er zur genaueren Bestimmung des Zeitpunctes, wann die Rückkehr erfolgte, nicht viel beiträgt.

Das erste von Acontius veröffentlichte Gedicht finde ich in einer Druckschrift, deren Herausgeber, und in einem Exemplar dieser Druckschrift, dessen erster Besitzer Männer waren, welche ihr Leben hindurch mit ihm in naher Freundschaft verbunden blieben. Von den „Epitaphia honestissimae atque optimae feminae Annae coniugis d. Georgij Rhau, Typographi Vuitenbergensis“, welche Georg Aemylius im October 1535, auffällig lange Zeit nach dem am 23. März des Jahres 1534 erfolgten Tode der betrauerten, herausgegeben hat, ist nämlich in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main ein mit folgender handschriftlicher Widmung versehenes Exemplar vorhanden: „Adolefcenti optimo, Hartmanno Bauaro amico fuo optimo Georgius Æmyl: dono dedit Anno MDXXXV, Menfe Octobrj“. Der aus Mansfeld gebürtige Aemylius (oder Oemler), einer der wenigen neulateinischen Dichter, welche auch noch heute der Vergessenheit nicht ganz anheimgefallen sind, nicht unbekannt auch als ein verwandter Luthers und als ein Sohn des Mannes, der den jungen Luther manchmal auf den Armen zur Schule getragen hat, wurde im Winter von 1532 auf 1533, zur selben Zeit wie Georg Sabinus, in Wittenberg inscribiert und starb als Doctor der Theologie und Superintendent zu Stolberg, einen Monat früher als Acontius; derselbe Geistliche, der ihn bestattete, hielt auch über diesen die Leichenpredigt. Hartmann Bavarus (oder Beyer), der Adressat der sämmtlichen nachstehend mitgetheilten Briefe, war geboren zu Frankfurt am Main und studierte vom Sommer 1534 an in Wittenberg. Er wirkte dann hier als Privatlehrer der Mathematik, verheiratete sich daselbst am 30. April 1543 und verliess die Universitätsstadt erst 1546, nachdem er als Praedicant nach Frankfurt berufen worden war. Kurz nach Antritt dieses Amtes machte er sich während der durch das Interim veranlassten Streitigkeiten in so hervorragender Weise um die Vertheidigung des evangelischen Glaubens verdient, dass er noch in neuester Zeit[1]) als „einer der muthigsten,

1) Von G. L. Kriegk in seiner Geschichte von Frankfurt am Main. Fkf. a. M. 1871. S. 233 f.

durch Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit ausgezeichnetsten Männer der Frankfurter Geschichte" bezeichnet worden ist. In der Zeit, zu welcher die Gedichte auf den Tod der Gattin Rhaus, sowie zwei andere Druckschriften: die „Epitaphia Helmerici" und das „Propempticon", von denen sogleich die Rede sein wird, veröffentlicht wurden, hielten sich, wie ihr Herausgeber Aemylius, auch Acontius und Bavarus in Wittenberg auf.

Eines der Epitaphien auf Rhaus Gattin ist überschrieben „Aliud Melchioris Pholzii". Dass das so bezeichnete Gedicht von dem später nur noch mit seinem graecisierten Namen vorkommenden Acontius herrührt, kann nicht bezweifelt werden. Wahrscheinlicher Weise ist dann aber auch das in der Sammlung unmittelbar folgende, ein Zwiegespräch zwischen dem Tode und der verstorbenen, von ihm verfasst. Denn die Ueberschrift des letzteren Gedichtes lautet zwar nur „Aliud" und lässt den Namen eines Verfassers vermissen; die Weglassung eines Verfassernamens sollte aber vermuthlich für den Leser bedeuten, dass aus der Ueberschrift des vorausgehenden Gedichts der Name des Pholzius zu ergänzen sei.

Die bekannt gewordenen grösseren Dichtungen von Acontius sind Gelegenheitsgedichte, welche veranlasst wurden durch zwei Ereignisse des Jahres 1536: den Tod des Erasmus Roterodamus, der am 12. Juli, und die Vermählung des Georg Sabinus mit Melanchthons Tochter Anna, welche am 6. November erfolgte.

Die Verdienste des Erasmus verherrlicht Acontius in einem „Epicedion" (in Distichen) und einer „Apotheosis" (in Hexametern), zwei Gedichten, welche, soweit bis jetzt bekannt, zuerst in der 1541 zu Strassburg erschienenen Quartausgabe von Melanchthons „Liber selectarum declamationum" (S. 317—335), eingeleitet durch ein von Melanchthon verfasstes Epigramm, gedruckt wurden; die Jahrzahl 1538, welche das Corpus Reformatorum Vol. X Sp. 553 Melanchthons Epigramm zutheilt, ist ohne Gewähr und wahrscheinlich nur eine auf dem Wege blosser Vermuthung gefundene Verbesserung für die — allerdings zu Zweifeln Veranlassung gebende — Jahrzahl 1558, mit der dasselbe in den älteren Gesammt-

ausgaben der Melanchthonschen Epigramme erscheint.[1]) Von Acontius selbst gehen den beiden Gedichten auf Erasmus in dem von mir angeführten Drucke Widmungsverse an den Grafen Ludwig zu Königstein und Stolberg voraus, worin der Verfasser Melanchthon seinen Lehrer in der Dichtkunst nennt und das, was er jetzt dem Grafen zueigne, als erste poetische Versuche bezeichnet, denen dereinst nach seiner Rückkehr in die geliebte Urseler Heimat Dichtungen nachfolgen würden, die mehr der Thaten und des Namens seines Gönners würdig sein sollten. Erasmus wird in den sein Andenken feiernden beiden Gedichten selbst als der Wiederhersteller der Wissenschaften gepriesen, der den Studien ihren Glanz zurückgegeben, aus der Nacht der Unwissenheit leuchtende Tageshelle geschaffen und die Barbarei aus Deutschlands Grenzen vertrieben habe. Den kirchlichen Streitigkeiten gegenüber, welche das Zeitalter bewegten, wird seiner Friedensliebe und Mässigung Lob ohne Einschränkung ertheilt und nur bedauert, dass es ihm nicht vergönnt gewesen sei, die Berufung eines allgemeinen Concils zu erleben, das seinen Rathschlägen vielleicht verstattet haben würde „neu zu befestigen, was den Einsturz drohte, und zahlreiche Uebel hinwegzuräumen“.

Cumque tot extiterint de relligione tumultus,
   Secula quot constat nulla tulisse prius,
Sic se perpetuo moderatum gessit, ut author
   Nullius aut rixae dissidijue foret.
Ponite saeuitiam, dicebat, ponite Reges
   Bella, quid inuito sumitis arma Deo?
Praelia discordes quid tanta paratis utrinque?
   Non ita res debet relligionis agi . . .

Sed fatis utinam protracta uolentibus esset
   Vita recessuro nuper ad astra seni,
Donec principibus toto semel orbe coactis,
   Concilio fieret consilioque locus.
Forsan ibi potuisset res fulcire ruentes,
   Tollere consilijs et mala multa suis.

---

1) Melanthonis epigrammata ed. studio Vincentij. Witeb. 1563. 8°. Bl. F 4'. Melanthonis epigramm. libri sex recogn. a Ioh. Maiore. Witeb. 1575. 8°. Bl. G. Das Corp. Ref. verweist auf „Vincent. p. 69“ und gibt fälschlich an, dass sich hier die Jahrzahl 1538 fände.

Die beiden Gedichte auf die Hochzeit des Georg Sabinus, von denen gleichfalls das eine in Distichen, das andere in Hexametern geschrieben ist, scheinen so wenig als die Gedichte auf Erasmus in einem Sonderdrucke zu existieren, den der Verfasser selbst unmittelbar vor oder nach dem besungenen Ereignisse veranstaltet hätte; für uns sind sie nur zu finden in dem „Liber carminum adoptivus", welcher den Ausgaben der „Poemata Georgii Sabini" beigefügt ist, und in den „Delitiae poetarum Germanorum huius superiorisque aevi illustrium" (Pars I. Francofurti, M. DC. XII. 12⁰. S. 151—162). Eines derselben gewährt besonderes Interesse durch die darin enthaltene, bis in das einzelste genaue Festbeschreibung.

Dass ausser den bisher angeführten Acontius „sehr viele andere" Dichtungen verfasst habe, welche zu Frankfurt a. M. 1612 in 8⁰ gedruckt worden und von denen einige auch in den Deliciis Poët. Germ. Tom. I aufgenommen seien, ist, da die letzteren nichts von ihm als die zwei Epithalamien enthalten, eine theils offenbar falsche, theils unglaubwürdige Angabe[1]), welche wahrscheinlich durch missverständliche Auffassung eines uncontrolierten Citats aus den „Delitiae" veranlasst worden ist. Diese, zwei Gedichte von Acontius enthaltende Sammlung erschien nämlich, wie angeführt, im Jahre 1612 zu Frankfurt (in 12⁰); dagegen ist von der Existenz einer zur selben Zeit und am selben Orte erschienenen Sonderausgabe von Gedichten desselben nichts bekannt.

Im Februar 1537 unternahm Acontius von Wittenberg aus in Begleitung von Christoph Pannonius (dem aus Pressburg gebürtigen und im Sommer 1536 zu Wittenberg immatriculierten Christoph Breiss oder Preiss, der hochbejahrt im Jahre 1590 als Professor in Königsberg starb) eine

1) Ch. Hendreich, Pandectae Brandenburgicae. Berol. 1699. fol. S. 33: „Acontius, Melchior, Epicedion Erasmi Roter. Excusum Argent. cum Declamat. Phil. Melancht. Epithalam. in Georg. Sabini et Annae, Fil. Melancht. nuptias, cum Georgii Sabini Poematiis excusum. Scripsit et alia quamplur. carmin. quae impr. Fft. a. M: 1612. 8. Habentur etiam quaedam T. I. Delit. German. Poët. p. 151." Vgl. Jöcher, Gelehrten-Lexicon Th. I Sp. 67: „Acontius . . . hat einige Poëmata verfertiget, welche zu Franckfurt 1612 in 12 [!] heraus gekommen, und auch in den Deliciis Poët. Germ. Tom. I anzutreffen sind."

Reise nach Goldberg, dem Wohnsitze des berühmten Valentin Trotzendorf. Georg Aemylius gab den beiden reisenden ein in Distichen abgefasstes „Propempticon“ mit auf den Weg, dessen Inhalt eine Beschreibung der von ihnen zurückzulegenden Reise mit kurzer Erwähnung ausgezeichneter Persönlichkeiten, durch deren Aufenthaltsorte sie kommen sollten, bildet. Eingereiht in den übrigen Inhalt ist ein poetisches Empfehlungsschreiben, welches der Verfasser des „Propempticon“ an den ihm befreundeten, obschon von Person noch nicht bekannt gewordenen Trotzendorf richtet und mit welchem Aemylius diesem zugleich auf einen Brief antwortet, der ihm die Meldung von dem Tode des Goldberger Bürgermeisters Georg Helmerich und die Aufforderung gebracht hatte, ein Epitaphium zu Ehren des verstorbenen zu dichten.

Wahrscheinlich überbrachten Acontius und Pannonius fertige Exemplare einer Druckschrift, welche Aemylius in Gemeinschaft mit ihnen verfasst und veröffentlicht hatte, um Trotzendorfs soeben erwähnter Aufforderung Genüge zu thun. Denn in demselben Monate, in welchem die beiden ihre schlesische Reise antraten, wurden zu Wittenberg gedruckt

> Epitaphia Viri Optimi Georgij Helmerici, Consulis quondam Goltbergensis. Autoribus. Georgio AEmilio Mansfeldense, Melchiore Acontio Vrsellano. Christophoro Preyſs Pannonio. (Am Ende: Impressum Vuitebergae per Iosephum Klug. ANNO. M. D. XXXVII. Mense Februario. 9 Bll. 4°.) [1]

In einer ebenfalls vom Monat Februar und aus Wittenberg datierten, an den Bürgermeister und die übrigen Herren des Rathes zu Goldberg gerichteten Vorrede zu diesen „Epitaphia“ erwähnt Aemylius gleichfalls, dass sich Trotzendorf an ihn mit einem Schreiben gewendet habe, durch welches veranlasst er nicht nur selbst Trauergedichte auf den dahingeschiedenen verfasst, sondern auch zwei andere junge Männer, die ihn an

1) Auf dem Titelblatte eines in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main aufbewahrten Exemplars ist, theilweise durch das Messer des Buchbinders zerstört, folgende handschriftliche Widmung ersichtlich: „Hartmanno Bauaro Rhenano, amico ‖ suo Georg. Æ . . l . . dono dedit“.

Talent und Uebung weit überträfen, Acontius und Pannonius, aufgefordert habe solche zu liefern.

Erst im nachfolgenden September ist das „Propempticon" zu Wittenberg durch den Druck veröffentlicht worden[1]); Trotzendorf ward es als Handschrift mitgetheilt. Denn Aemylius erfüllte, wie er in seinen den Druck des „Propempticon" einleitenden Distichen an Trotzendorf sagt, einen von ihm in einem Briefe geäusserten Wunsch, indem er sich entschloss das Gedicht drucken zu lassen.

Welcher Art die Lebensverhältnisse waren, in welche Melchior Acontius eintrat, nachdem er die Universität — als Magister — verlassen hatte, wie sich dieselben später gestalteten und insbesondere, in welcher Berufsthätigkeit er sein Leben verbrachte, darüber fehlen zusammenhängende und genaue Nachrichten. Wir erfahren nur, dass er als Rath des Grafen Ludwig zu Stolberg seine Laufbahn beschloss, dass er diesen seinen Herrn auch am Kaiserhofe zu vertreten gewürdigt worden ist[2]) und dass er bereits im Jahre 1549 nach Speyer gesandt wurde, um daselbst an Verhandlungen über eine Neuerung im Münzwesen theilzunehmen.[3]) Von Ursel aus ladet er 1548 Beyers ganzes Haus zu seiner Hochzeit ein. Aber die Mehrzahl seiner nachstehend veröffentlichten Briefe ist aus Harheim, einem kleinen Orte in der Nähe von Frankfurt am Main, geschrieben; in dem Briefe Nr. 9, in welchem er meldet, dass er Harheim für einige Zeit verlasse, sagt er, er werde einige Wochen von zu Hause abwesend sein. Ein Brief (Nr. 7 v. J. 1559) ist aus Stolberg datiert, wo er auch, nachdem er am 22. Juni 1569 zu Allstedt (an der Rohne) an einem hitzigen Fieber gestorben war, in der Pfarrkirche begraben wurde. Joachim Schaube liess

1) Propempticon Georgii Aemylii scriptum ad Melchiorem Acontium et Christophorum Pannonium, abeuntes in Sylesiam, Anno MDXXXVII Mense Februario. Impressum Vitebergae per Iosephum Clug. M. D. XXXVII. Mense Septembri. 4 Bogen. 4°.

2) „Belligeri audiuit te Caesaris aula loquentem, Praeco tui Domini quando fidelis eras": Antonius Probus in seinem „Epitaphium Melchioris Acontii", abgedruckt in den sogleich anzuführenden „Zwo Leichpredigten" von Schaube.

3) S. den Brief Nr. 5.

die bei seinem Begräbnisse von ihm gehaltene Predigt vereint mit seiner Predigt über der Leiche des am 22. Mai desselben Jahres verstorbenen Georg Aemylius in Druck ausgehen, „dieweil diese zwen furtrefliche Menner, nach dem sie zu Wittenberg in jrer jugent miteinander studiret, sich nachmals allezeit miteinander geliebet, auch viele Jhare dieser Herschafft [zu Stolberg] trewlich vnd vleissig gedienet, vnd in Monats zeit miteinander von dieser Welt abgescheiden sind, wie denn M. Acontius solchs von jm selbs geweissaget, da er zu Stolbergk gefület hat seine schwachheit, er würde seinem alten bekanten Herrn vnd freund, D. Aemylio nachfolgen“.[1])

Dass Acontius auch als Geschäftsmann und in seinem reiferen Alter der Pflege der lateinischen Poesie nicht völlig entsagte, lässt sich daraus schliessen, dass sich der Frankfurter Buchdrucker Peter Brubach von ihm für seine 1564 erschienene Ausgabe der „Sylvae“ des Jacob Micyllus ein empfehlendes Epigramm erbat. Doch ist das hierdurch veranlasste, auf dem Titelblatte dieser Ausgabe abgedruckte Epigramm das einzige Gedicht, welches bis jetzt aus der späteren Zeit seines Lebens nachgewiesen werden kann.

In den angeführten „Sylvae“ des Micyllus findet sich das nachfolgende bereits erwähnte „Epitaphium Balthasaris Acanthij“:

Hoc tumulata iacent Balthasaris ossa sepulchro,
  Dorica cui patrium nomen Acantha dedit.
Qui malè dum rerum sequitur monumenta suarum,
  Interijt telis fixus Apollo tuis.
Ereptum mater fleuit, fleuere sorores,
  Et tenera in uiduo nupta relicta thoro.
A tu qui tumulos paßim circumspicis istos,
  Huic opta, ut cinis, et molliter ossa cubent.

---

1) Zwo Leichpredigten. I. Vom Höchsten Trost der Christen im Creutz. II. Vom Seeligen absterben der Gleubigen. Geschehen vber den Begrebnissen, der Ehrwirdigen, Achtbarn vnd Hochgelarten herrn, D: Doct: Geor: Aemylii vnd M: Melch: Acontii zu Stolbergk. Durch Ioach: Schaubium. 1569. Gedruckt zu Mülhausen in Düringen, durch Georgium Hantzsch. 8°. (Ein Exemplar in der Gräfl. Stolbergischen Schlossbibliothek zu Stolberg am Harz.)

Es hat, wie oben gesagt wurde, die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, dass sich diese Verse auf Balthasar Acontius Ursellanus, einen anscheinend früh verstorbenen jüngeren Bruder Melchiors, beziehen, der am 5. October 1541 zu Wittenberg inscribiert wurde und noch im Jahre 1549 dort sich aufhielt.

Mit Melchiors Briefen an Hartmann Beyer zusammen sind uns in Beyers, im Besitz der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main aufbewahrtem Nachlasse auch drei an denselben Adressaten gerichtete, aus Wittenberg nach Frankfurt geschriebene Briefe dieses Balthasar erhalten, deren lebendig erzählende Schreibweise und bemerkenswerther Inhalt so sehr eine Veröffentlichung rechtfertigt, dass ich hoffen darf, auch eine Veröffentlichung im Zusammenhange gegenwärtiger Mittheilung und bei der hier sich darbietenden Gelegenheit werde als gerechtfertigt angesehen werden. Sie versetzen uns in die Zeit des kurz nach Luthers Tode mit erneuter Heftigkeit und vermehrten Machtmitteln aufgenommenen Kampfes gegen den Protestantismus. Auch die Stadt Frankfurt am Main war der Schauplatz neuer kirchlicher Wirren geworden. Nachdem der katholischen Geistlichkeit seit dem Jahre 1525 die Bartholomaeus-Kirche von dem dortigen Rathe nur zum Mitgebrauche überlassen gewesen war, hatte jetzt der Erzbischof von Mainz die Protestanten aus dem Besitze dieser und anderer Kirchen ganz zu verdrängen vermocht und die Anhänger Luthers damit beleidigen dürfen, dass er im October 1548, allen Gegenvorstellungen des Raths zum Trotz, solche ihnen abgenommene Kirchen, als ob dieselben durch den protestantischen Gottesdienst profaniert worden wären, neu weihen liess. Dabei verlangte der Rath der Stadt beharrlich von seinen Geistlichen Unterwerfung unter das Interim, insbesondere Verkündigung der darin angeordneten Feiertage, sowie Wiedereinführung des Fastengebotes und gewisser alter Kirchengebräuche. Aber nur ihr Senior Peter Geltner fügte sich diesem Verlangen; die übrigen, unter ihnen Beyer, widersetzten sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Der letztere rief zu seiner Unterstützung die Entscheidung mehrerer auswärtiger Autoritäten mit dem erwünschten Erfolge an und auch von seinem

ehemaligen Lehrer Melanchthon bemühte er sich ein Gutachten über die Neuerungen, welche das Interim enthielt, zu erhalten. Melanchthons Gutachten, zu dessen Erlangung Beyer, wie die nachfolgenden Briefe zeigen, den Beistand des in Wittenberg anwesenden Balthasar Acontius in Anspruch nahm, fiel jedoch so aus, dass es, als der Frankfurter Rath davon Kunde erhielt, nur dazu diente, diesen in seinen Forderungen zu bestärken.

1.

Melchior Acontius an Hartmann Beyer.

S. Miror vehementer, te prorſus nihil literarum ad me dediſse his nondinis, praeſertim cum multa potueris de multis, jmo plurima de plurimis, ac varia de varijs ſcribere, de Turca, de rege Gallorum, de vestris Euangelistis, ac de alijs multis. Expectabam etiam libros, quos ſi recte meminj, pollicitus ės mihi. Verum intelligo, Te vel exuiſse nostri memoriam, vel alijs curis occupatum eſse. fortaſse iam cogitas, vt autumo, de vxore ducenda, quod benė vortat, quamquam et illud ex te ſcire cupiebam. paratus enim sum ad tuas venire nuptias ſi me voces. Et poteſt fieri, vt opinione citius apud vos sim, quandoquidem illic ita es alligatus, vt ne cogites quidem de reditu ad nos. Cupio etiam viſere fratrem meum, quem tibi quidem commendaui antehac, ſed quid valuerit apud te commendatio ea, neſcio. Ipse enim non videtur hoc anno habuiſſe ‖ rationem facultatum ſuarum. Vt autem ego arbitror, si quid peccauit, ſtultitia peccauit, non malitia. Iterum itaque te rogo, propter amicitiam nostram, vt eum tuo consilio iuues, ne sine discrimine profundat omnia, et vt sit adolescens frugj. Vale. E nondinis, et ex tempore, vt vides.

XV Septembris A°. xlij

T. Acontius

lacera

Miſsurus eſt ſuum filium ad te Secretarius Hanoënſis, meque rogauit, quod mihi notus eſſes, vt eum tibi commendarem. Peto igitur, vt adolescentem in tuam disciplinam recipias, eique prestes omnia que fidelem preceptorem decet. Iterum vale.

doctiſsimo viro M. Hartmanno Beier, Amico suo veterj.

2.

Derselbe an denselben.

S. Proximo die Solis, quem Cantate uocat Eccleſia, hoc eſt XXIX Aprilis conſtitui celebrare nuptias, in oppido nostro, Vrſellis.

Dabis igitur operam, vt ad eum diem ante meridiem huc venias, tecumque adducas vxorem tuam, et filiam tuam, et ancillam tuam, totam denique domum, noſtramque tenuitatem tua preſentia ornes, Id quod te etiam atque etiam rogo, et facturum plane confido. Vale. Datum Vrſellis XXII Aprilis A° MDXLVIII

Tuus quantus quantus
est
M. Acontius. V.

Doctiſsimo viro, Magistro Hartmanno
Beier, theologo et amico ſuo veterj.

3.

Balthasar Acontius an Hartmann Beyer.

S. Etſi literae tuae mihi pergratae fuerunt, tamen quam triſte nuncium et mihi et alijs, cum propter te, qui in maximo periculo verſaris, tum propter communis patriae nostrae oppugnationem, cum videamus veterem serpentem horribiliter mordere calcaneum seminis promiſsi, attulerint, facile ipſe exiſtimare potes. Verum mordeat quantum poteſt, non tamen etiamſi rumpatur vltra metas ſibi preſcriptas euehetur, ſed concalcatum caput egregia ſcilicet ſpolia inde auferet. Quare cum vtrumque in prima promiſsione praedictum ſit, quam queſo maiorem ac firmiorem conſolationem habere poſsumus? modo ſinguli nos in eam includamus, et contra ſpem in spem[1]) cum Abraam, ſperemus et expectemus auxilium et liberationem. Non enim eſt alius qui pugnet pro nobis, niſi ſolus dux noster Michaël, quem vt nos interea Spiritu Sancto ſuo regat et ſustentet, ſicut dulciſs: nobis promittit inquiens: Non relinquam vos orphanos, toto pectore oro.

D. Philippo totum negotium expoſui, quo audito cum gemitu dicebat: Der Pater thut ihm vbell, seque cum ipſi inter vos diſsentiatis, cumque tantum ſit periculum, quid conſulendum ſit, plane ignorare, verum ſi eſset concordia, conſulturum id, quod omnibus conſuluiſset, cuius conſilii exemplar ſcriptum ad Argentoratenſes apud Fratrem meum inuenies. Veſtitum eſse ἀδιαφορον, melius tamen eſse, ſi ad tempus eius vſus intermittatur, ne ſubita mutatio tumultum excitet. His me dimiſit. Altero die, cum offerrem ei vinum, denuo oro vt breuiter reſpondeat, et iterum diceb: quid ſcribam? cum res in eo ſint loco, melius eſset eum relinquere conditionem, quibus ſubiiciebat: Hoc ei ſcribam. Literas accipies à Paulo vna cum Iudicio eius de Interim, his adieci diſputationem. His breuiter contentus eſse velis. vale et tuam vxorem meo nomine

1) Vgl. Römer 4 V. 18.

diligenter ſaluta. Salutat te diligenter D. Moserus.[1]) Dat. Wittebergae 9. Nouembris 48.

Bal: Ac:

Venerando viro eruditione et pietate prestanti M: Hartmanno fideli Christi confeſsori amico suo cariſsimo.

4.

Derselbe an denselben.

S. Quamquam doleo tibi literas D. Philippi proxime non redditas eſse, tamen in cauſa fuiſſe Pauli nimiam feſtinationem ſcias, qui interim dum ego eas mane vt iuſsus eram à D. Phil: poſtulo, ipſe propter moram, abierat. Nondum enim Ph: cum venirem ſcribere inceperat. Poteris itaque Paulo pro iſto in te offitio gratificari. Iam vero D. Phil: non acceſsi partim quod eius reſponſum nondum accepiſses, partim quod medicamentum ſumpſiſset. Eſt enim valetudinarius et valde ſcabioſus vt per hosce aliquot dies ſe domi continuerit. Inſuper obrutus varijs negotijs vocatus à Marchione et Epiſcopo Hallenſi ad colloquium Gutterboccenſe ad proximum diem Saturni abiturus erat, quo peracto Lypſiam ſe conferet propter deliberationem de Interim Mauritii noſtri qui adhuc vt vides, labaſcit. Interea et mihi et ipſius valetudini ac occupationibus hanc moram condones velim, donec, ſi non ex ſcriptis eius cognoſces quid agendum ſit, mihi, ſi videbitur, ſignifices ‖ an propter iſtas nugas accedendus sit nec ne, a quibus tamen tutiſsimum abſtinere puto iuxta illud: Fugite Idola, et iuxta Regulam Pauli Milita honeſtam militiam retinens fidem et bonam conſcientiam. Verum expecto tuum reſponſum libenter in quacumque re fuerit tibi gratificaturus. Bene vale ac deum pro nobis qui in eadem vehimur naui ſtrenue ora, nos viciſsim tui memores erimus.

Adieci proximis orationem et intimationem de morte D. Crucigeri, quem deus ex hac mortali vita ad aeternam ſui et Prophetarum conſuetudinem euocauit, idem vt nobis prestet, oremus.

Vittebergae 13 Decembris 48

B. Ac: T[uus].

5.

Melchior Acontius an Hartmann Beyer.

S. Cum Plinium lego aut Columellam, multum mihi negocij faceſſunt ortus et occaſus syderum, quibus illi diſcrimina temporum ſolent deſignare. Nec raro in poëtis ea aſtronomica lectorem morantur. Si quid igitur habes, quod mihj amouere has ſalebras queat, vt ſunt tabulae ingreſſus Solis in 12 ſigna, apud veteres,

---

1) Vermuthlich Johannes Moser, ehemals College des Micyllus an der lateinischen Schule in Frankfurt, später Lehrer bei dem Grafen von Wertheim. Vgl. Classen, Micyllus. Fkf. a. M. 1859. S. 86 f.

Item Quo tempore olim ſtellae oriri ſolitae ſint ad eleuationem Alexandrinam vel Romanam etc. quales tabulae Vitembergae, vt puto, aeditae ſunt, et ſine dubio apud te ſeruantur. Si quid inquam habes talium rerum aut ſimilium, que ad cognitionem ortuum pertineant, Quęſo te vt mihi quamprimum communices, ne me fruſtra toties torqueam, dum veterum authorum loca aſtronomica cupio intelligere, et ad noſtra tempora accommodare. Erit tibi ius repetendj tua cum libuerit, nec mihi fides in reſtituendo deerit. Vale. Dat. Har. 4 Cal. Febr. A° MDXLIX. —

M. Acontius. V.

Jch höre auch jr habet gut zapfen holtz, vnd deßen vbrig, bit ihr wölt mir auch dauon mittheilen, dan es mir hoch von nöten iſt, nach dem jch ehelich bin worden.

Der rebis wölt auch keins wegs vergeſſen, vnd ob ihr jrgen bei eim nachbur auch andere art, die furtreflich sej, bekommen künt, mir dieſelb zukommen laſſen. Das bin jch jn mehrem zu vergleichen vrbutig etc. Sed curandum eſt, ut malleoli, quos vocant, ſeu ſurculi eligantur max. feraces, et qui proximo anno fructu vberrimo foecunditatem ſuam teſtati ſunt. neque ſummum flagellum ad ſationem aptum eſt, ſed ea pars, que veteri ſeu alterius anni ſarmento eſt proxima. Vale. Proficiſcar his diebus Spiram, vbi de noua moneta agetur. Iamdudum enim de relligione eſt actum.

Venerabili viro d. M. Hartmanno Beier, Profeſsori Euangelij apud Francofortenſes, amico suo amiciſsimo.

6.

Balthasar Acontius an Hartmann Beyer.

S. Reuerendiſs. D. Hartmanne Etſi tuum dolorem, quem pro Eccleſia circumfers, propter silentium D. Philippi[1]) augeri facile crediderim: tamen modus sit doloris, et vt eſse poſsit, ſcias eum breui reſponſurum eſse. Iam vero est occupatus ſcribendis literis ad Noribergenſes, qui perinde ac vos in eadem periclitantur naui. Apud nos, Dei benefitio, omnia adhuc, vt ante, ſe habent. Æternus pater Domini nostri Iesu Christi eandem faelicitatem, et tibi, et

1) Ein in Hartmann Beyers Nachlass vorhandener kurzer undatierter Brief Melanchthons an denselben, den das Corpus Ref. Vol. 7 Sp. 711 dem Jahre 1550 zutheilt, ist vermuthlich im Anfange des Jahres 1549, ungefähr gleichzeitig mit dem vom 29. Januar 1549 datierten Gutachten, welches Melanchthon für die Frankfurter Geistlichen abfasste, geschrieben. In den letzten Tagen des Februar 1549 erschienen zu Frankfurt vor dem Lutherischen Ministerium fünf Deputierte des Rathes, welche dessen Forderungen in Sachen des Interims mit erneutem Nachdruck wiederholten. Dies veranlasste wahrscheinlich Beyer sich nochmals an Melanchthon mit Fragen zu wenden, welche von dessen Seite einem „silentium“ begegneten, das der gegenwärtige Brief beklagt.

Ecclesiae tuae largiatur. Interea tamen te quicunque erit euentus, confoleris hac vna et firma confolatione diuinitus tradita, quod non sit à Deo deficiendum, etiam inter has aerumnas. Et si tibi propter ftudium tuendae veritatis aliquid ferendum eft, es in numero iftorum, qui in psalmo dicunt: Propter Te mactamur tota die. Vt enim victimis manus imponebantur, ita et Ecclefiae miniftri fimili ritu vocantur, vt meminerint fe efse victimas. Sis igitur parato animo ad aerumnas, et tamen fperes cum diuinitus tibi impositae fint manus, te fuftentari auxilio diuino, et tegi manibus Dei. Vbicūque sumus curae erimus Filio Dei. Omnibus pijs doctoribus et Ecclesiae vt fedem aliquam Deus attribuat toto eum pectore oro, et peti idem multorum fuorum votis exiftimo, teque oro, vt nobifcum imo cum Filio Dei, vt simus vnum cum Deo aeterno Patre et inter nos, vota coniungas. Vale et me vt foles ama. Salutem ex me dic diligenter hō: vxori tuae. Datae Vitebergae dom: 2 post pafcha. | 1549. |

T: Bal: Ac: Vrsel

7.

Melchior Acontius an Hartmann Beyer.

S d p Ignofces mihi, commilito ac frater iucundiff. quod te nuper non compellarim, ficuti conftitueram. Idque nulli alij rej quam temporis anguftię tribues, que me diutius in vrbe commorarj non patiebatur. dabimus aliàs totos dies, et quidem aeftiuos, confabulationibus. Cupiebam autem inter cętera vel ideò te max. compellare, quod opùs haberem opera tua in tranfmittendis literis, fi quae ad me Francofurto perfcriberentur. Et nunc abfens à te peto, quod coràm fierj non potuit, Si quid literarum d. Hieronymus à Glauburg[1]) tibi commiferit, vt eas piftori meo Iacobo Kemp vel potius vxori eius tradas, Harumium vxori meae tranfmittendas. [Am Rande: wohnet bej der jüden pforten, vnd seit ihr wol ehe mit mir jn feim hauß gewefen.] Quod quidem facilime fieri poterit, cum nunquam non illàc iter habeant vicini mei Harumienfes, qui mercimoniorum causa vrbem petunt. Nolo pluribus hoc à te petere, ne videar parum amicitię noftrae tribuere, aut ftudio tuo diffidere. Si qua in re viciffim tibi potero gratificari, non committam, vt arguar officijs tuis non refpondiffe. Opt. Vale, ac da operam, vt tuę quoque literae, vt que mihi erunt gratiffimę, vnà cum alijs ad me veniant. E Stolberga IX Ianuarij MDLIX.

Tuus

M. Acontius. V.

Dem Ehrwirdigen vnd wolgelarten hern Hartman Beier
Magiftro vnd predicanten zu Franckfurt am Main,
Meinem in fonders geliebten freundt.

---

1) Zu Wittenberg inscribiert am 1. Juli 1527. Vgl. a. Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur Th. 2. Fkf. a. M. 1812. 8°. S. 131—133.

8.

Derselbe an denselben.

S. Scribo, mi Hartmanne, ad Naeandrum[1]) in eam, qua petijſti, ſententiam, nonnihil etiam de meo addens, quantum quidem eius fieri potuit. Cupiebam ſuaſoriam epiſtolam ſcribere, et incitatricem, sed id non patiebatur, qua domino comiti obſtrictus ſum, fides. Ideoque boni conſuletis hanc qualemcūque meam operam, quam quidem eò libentius ſuſcepi, quòd et ab amantiſsimis mei exigebatur, et in reip. ueſtrae commodum ceſsuram ſpero, quibus equidem utrisque nihil officij denegare uel debeo vel poſſum. Veſtrum erit curare vt perferantur literae, quo citius reſponſum accipiatis. Licebit etiam uobis meas reſignare, ac legere, et iterum obſignatas tranſmittere. Puto tamen, nihil pretermiſſum, quod ad expeditionem negocij pertineat. Vale ſuauiſſ. Hartmanne, et me, vt facis, ama. Datae Harumij XXIII Februarij. A°. M. D. LXI.

Tui obſeruantissimus
M. Acontius. V.

Pietate atque eruditione inſigni, atque ob id Reuerendo uiro M. Hartmanno Beyer, Verbi diuini ministro apud inclytam Francofordiam, domino et amico ſuo chariss°.

Franckfurt zu Sanct Catharin.

9.

Derselbe an denselben.

S. d. p. Mitto ad te, ſicuti petijſti, aliquot Micylli, quę quidem nunc temporis inuenire potui, epigrammata ſeu poëmatia, que reliquis, ſi ita uidebitur, adiunget Brubachius. Mitto etiam meum epigramma, (. cuius te Ariſtarchum eſſe uolo.) prefigendum operi ſi placuerit. Quamquam quid opus eſt hedera vino generoſo? Volui nuper haec tibi aut Brubachio preſens preſentj offerre, sed tu domi non eras, aut ſi eras, mihi non eras: Apud Brubachium uero ancilla me exegit ex aedibus cum mihi apostema iuxta aurem ſubinde

1) Während der Zeit, innerhalb welcher der vorliegende Brief geschrieben ist, bestanden zwischen den Lutherischen Praedicanten zu Frankfurt und dem Philippistisch gesinnten Rector der dortigen Schule Johannes Cnipius Misshelligkeiten, welche dazu führten, dass der letztere am 26. Februar 1562 seine Entlassung forderte. Das gegenwärtige Schreiben lässt mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass Beyer mit Hilfe seines Freundes Acontius den berühmten Paedagogen Michael Neander in Ilfeld für die Frankfurter Schule zu gewinnen suchte, und wäre, falls diese Annahme richtig, wol die einzige geschichtliche Spur, welche dieser aus anderen Quellen nicht bekannt gewordene Vorgang hinterlassen hätte.

obuerteret. Literas, quas unà cum his accipies, ad Cō: Ruellium[1]) Vitembergam perferri primo quoque tempore uti cures, maximopere à te peto, neque in eo ullam prętermittas occaſionem. Ego abfuturus ſum domo per aliquot ſeptimanas, cum reuerſus fuero, dabo operam ut te uiſam, Interim ut te incolumem ſeruet Deus precor, neque ſinat tibi aut tuis nocentiſſimum hoc peſtis contagium ullam inferre uim aut iniuriam. Vale, ac saluta Brubachium, quem quidem et ipſum quam rectiſſime ualere velim. Datę Har. 19 Decembris Anno 1563.

Mel. Acontius. Vrs.

Dem Erwirdigen vnd wolgelarten ern Hartman
Beyer prediger zu Franckfurt etc. Meinem gunstigen
hern vnd bſonder lieben vnd guten freundt
Zu Sanct Catharinen.

10.

Derselbe an denselben.

S. Mitto tibi ribes, ut vocant, partim radicatas, partim ſine radicibus, que non difficilius comprehendunt quam illae, ſi ad duorum palmorum altitudinem demergantur ſolo bene ſubacto. His adiunxi rubum Idaeum, cuius ut arbitror, minus frequens eſt apud uos uſus aut copia, His, ſi placet, hortum iſtum tuum nouum inſtrues, et mihi viciſſim ceraſos generoſiores cum pumilae mali viuiradice tranſmittes, uti et ipſe hortum meum cultiorem reddam. Communicabis mihi etiam ſurculum vnum atque alterum de tuis nigris illis ribibus. quas nuper in horto tuo uidj. Vale. Cras volente deo veniam ad uos, commiſſa negotia expediturus. 20 Febr: a°. 1566.

M. A. V.

h Hartman Beiern zu
franckfurt predicanten etc.
zu vberantworten.

1) Diese Persönlichkeit weiss ich nicht zu identificieren.

Englische Komoedianten in Ulm (1594—1657).

Von

Karl Trautmann.

Dass Ulm, die lebenslustige mächtige Handelsstadt mit dem reich entwickelten einheimischen Theaterleben, auf die englischen Komoedianten eine starke Anziehungskraft ausüben musste, ist wol selbstverständlich. Trotzdem wird uns bis jetzt nur von einem zweimaligen auftreten derselben in den Jahren 1602[1]) und 1607[2]) berichtet. Die Durchsicht der noch erhaltenen Ulmer Rathsprotokolle (gegenwärtig im städtischen Archive) setzt mich in den Stand, über die Anwesenheit dieser Gesellschaften genaue, auf archivalischer Grundlage beruhende Nachrichten zu bringen, welche uns Ulm bei den fremden Gesellen so beliebt zeigen, wie kaum eine andere Stadt Süddeutschlands, Augsburg[3]) nicht ausgenommen. Ein Uebelstand ist allerdings, dass die Ulmer Protokolle niemals den Leiter der Truppe anführen und sich zumeist mit der allgemeinen Bezeichnung „englische Comoedianten" oder „Engellender" begnügen. Glücklicher Weise gelang es uns mit Hilfe der Augsburger Rathserkenntnisse[4]) in vielen Fällen, die fehlenden Namen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit festzustellen. Bei Vergleichung der Daten möge man beachten, dass Ulm und Nördlingen nach dem alten Kalender rechnen, Augsburg und München nach dem neuen; der Unterschied beträgt zehn Tage.

Zum ersten Male treffen wir englische Komoedianten in

1) Cohn, Shakespeare in Germany S. XLII.

2) Joh. Meissner, Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich, Wien 1884. S. 68.

3) Ueber das auftreten der englischen Komoedianten in Augsburg vergleiche man Archiv für Litteraturgeschichte, Band XII, S. 320.

4) Augsburg, städtisches Archiv.

Ulm im August des Jahres 1594. Die Rathsprotokolle bringen hierüber die folgenden Einträge (Sitzung vom 16. August 1594, fol. 294^b):

„Comoedianten: Den Niderländischen comediant(en) vnd springern jst fur dißmal etwas zu agieren abgeschlagen."

(Sitzung vom 21. August 1594, fol. 297^b.) „Comoedianten: Den Niderländischen comoediant(en), welche heut wider angehallt(en) haben, soll gesagt werden, win sie biß sontag schierist alhie verharren mögen, so soll jnen alsdann jre comoedias zu hallt(en) erlaubt sein, doch d(as) sie von ainer person nit mehr, dann ain pfenning nemmen."

(Sitzung vom 23. August 1594, fol. 301^a.) „Comoedianten: Vnd wann die Niderlendischen comoediant(en) jre actus weiter wider, biß sontag, zuhallten bei meinem gebietenden vnd gunstig(en) herrn burgermaister ansuech(en) wurden, soll seine Ehrn jnen mehrere täg darzu, nit wider allein den montag, noch erlaub(en) vnd zulassen."

Die Bezeichnung „Niderlendische Comoedianten" für englische, wie ja bekannt, meist aus den Niederlanden kommende Schauspieler scheint nichts ungewöhnliches gewesen zu sein.[1] Noch im Jahre 1602 werden die Mitglieder einer in Ulm auftretenden englischen Gesellschaft in dem nämlichen Rathsprotokolle bald als „Niderlender", bald als „Englische Comoedianten" aufgeführt, wol ein Beweis, dass man beide Benennungen damals als gleichbedeutend ansah.

Im Jahre 1597 abermaliges erscheinen der Engländer: (Rathsprotokoll, Sitzung vom 14. März 1597, fol. 83^b). „Commedianten erlaubnuß zu agiren: Dem Engellender ist erlaubt, das er seine actus, ainmal zwai, auf dem schuehaus[2]) hallt(en) möge, doch aber, das er von ain(em) zuseher mehr nit, dan ain pfenig erfordere."

Ob wir hier die Gesellschaft Thomas Sackvilles vor uns haben, lässt sich mit Gewissheit allerdings nicht bestimmen. Es möge jedoch daran erinnert werden, dass dieselbe im Mai 1597 sieben Tage lang am Hofe des Herzogs Friedrich I. von Würtemberg weilte[3]), ferner, dass ihr am 10. Juni des nämlichen Jahres in Augsburg der Rath acht

1) Vgl. hierüber auch J. Meissner a. a. O. S. 13 u. ff.

2) Das Schuhhaus, so genannt, weil im Erdgeschoss die Schuhmacher ihre Waare feilboten, wurde im Jahre 1536 erbaut. Vgl. Schultes, Chronik von Ulm, Ulm 1881. S. 40.

3) Cohn a. a. O. Addenda.

Tage zur Haltung von Komoedien bewilligt[1]) und dass sie, allem Anscheine nach, um diese Zeit auch in München aufgetreten ist.[2])

Besonders häufig zeigen sich die englischen Komoedianten in Ulm in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts. Wir lassen die betreffenden Einträge der Rathsprotokolle in chronologischer Ordnung folgen.

1600: (Sitzung vom 15. October, fol. 429^b) „Engellender comoedianten bekommen erlaubnuß zu agiren: Denn Engellendern jst vff jr supplication g. zugelassen, d(as) sie jre comoedias vnd tragoedias vierzehen tag lang, vßgenommen die sambßtäg, allhie vff dem schuochhaus agieren mögen, doch sollen sie von einer person mehr nit, alls ein kreutzer nemmen."

Auch hier war der Name des Führers nicht zu ermitteln. Am 13. October 1600, erhalten englische Komoedianten in München die Erlaubniss, 14 Tage lang spielen zu dürfen.[3])

1602: (Sitzung vom letzten Mai, fol. 257^b). „Nid(er)lendische comoediant(en) erlaubnuß zu agiren: So ist den erzeigten Niderlendern jre comoed- vnd thragedias drey tag alhie vffm schuehauß zuhellten, aber von einer persohn mehr nit, als ein kreutzer zuefordern vnd zunemmen g. bewilligt."

(Sitzung vom 2. Juni, fol. 262^a.) „Englischer comediant(en) erlaubnuß zu agiren: Den Englisch(en) comoedianten jst vff jr noch ferners beschehen supplicieren g. bewilligt, das sie jre comoed- vnd tragoedias bis künfftig(en) montag inclusiue (doch den sambstag vßgenommen) halten, doch mehrers nit, als ein kreutzer von einer persohn nemmen vnnd morgen gleich zu zwölff vhren aufah(en) vnd vber drey vhren, weg(en) der predig, vffm schuehauß nit bleib(en) sollen."

Vom 18.—22. Juni 1602 versuchen „Fabian Penton et consorten", englische Komoedianten, in Augsburg Vorstellungen zu veranstalten.[4]) Die Daten berechtigen uns zur Annahme, dass diese Gesellschaft mit der in Ulm auftretenden identisch ist.

1602: (Sitzung vom 5. November, fol. 618^b). „Englischer comoediant(en) agiren betr.: Den anwesenden Engellendern jst bewilligt, das sie jre comoed- vnd thragedias alhie viermal nachein-

---

1) Augsburger Rathserkenntnisse von 1596—1599, fol. 92^a u. 94^b.

2) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XII, S. 319.

3) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XII, S. 319.

4) Augsburger Rathserkenntnisse von 1600—1602, fol. $270^b, 272^a, 272^b$.

and(er) agieren, aber von einer persohn mehr nit, als zwen kreutzer vnd von den schranden [Bänken] vnd stuel, welche derhalb vff das schuehauß getragen worden[1]), vberal nichts fordern noch nemmen sollen."

(Sitzung vom 10. November, fol. 629b.) „Englische comoed(ien) vnd trahedien: Den Engellend(er)n jst vff jr ferner supplicieren g. bewilligt, das sie jre comoe- vnd trahoedias noch diese vnd künfftige woch(en) bis vff den zinßtag agieren vnd haltten mögen."

(Sitzung vom 15. November, fol. 643a.) „Englische comoed- vnd trahoedien: Dieweil sich die Englische comoedianten anheut abermaln anerbotten, d(as) sie einem Ers. Rath vnd(er) jren comoed vnd threyedien, was demselben beliebe vf morg(en) agieren wollen, so solle jnen gesagt werden, das sie selbst eine darund(er), welche sie für die beste vnd anmüettigste haltten, agieren sollen. Dargeg(en) jnen vier vnd zwanntzig gulden verehrt vnd die fürsehung vffm schuehauß bescheh(en), damit den herrn rathsverwandten ein gelegen vnd geraumbdter blatz zur besichtigung derselben gemacht vnd das haüffig zulauffen daselbst abgeschafft werde."

Die hier in Frage kommende Truppe könnte die des Robert Browne gewesen sein. Am 5. December 1602 nämlich wird in Augsburg den englischen Komoedianten „Rueprecht Braunen et consorten" gestattet „Jnn ansehung der ansehenlichen fürbit, nach liechtmesz jre comoedien zuhalten"[2]). Er kam jedesfalls von Ulm dorthin. Ob Fabian Penton oder Robert Browne das, nach Alvenslebens Allgemeiner Theaterchronik[3]) (1832, No. 158) im Jahre 1602 zu Ulm gegebene Stück vom Propheten Daniel, der keuschen Susanna und den zwei Richtern in Israel zur Aufführung gebracht, muss unentschieden bleiben.

1603: (Sitzung vom 25. November, fol. 734b). „Engellendischer comoediant(en) agiren betr.: Den Engellendisch(en) comoedianten jst vergont, das sie jre fürgebne comoedias heut vnd sontag mögen agieren vnd von einer persohn 2 kr. nemmen vnd nachdem sich dieselben befinden, soll jnen vff ferner anhaltten gebürender beschaidt erfolgen."

(Sitzung vom 28. November, fol. 740a.) „Englischer comoediant(en) agiren: Den Englischen comoedianten jst günstig bewilligt,

1) Der Rath scheint sich demnach eine Reihe Sitzplätze zur freien Verfügung vorbehalten zu haben. Vgl. auch die Einträge vom 28. Nov. 1603, 8. Aug. 1614, 21. Juli 1651.

2) Augsburger Rathserkenntnisse von 1602—1604, fol. 39b.

3) Cohn a. a. O. S. XLII.

das sie jre comoedias noch heut, morgen vnd nächsten mitwoch alhie halt(en), doch weil bericht einkommen, das sie von den stüel vnd schranden, welche vf das schuechhauß getragen, auch gelt nemmen, so solle jnen solches vndersagt vnd befohlen werden, künfftig von denselb(en) gar nichts zuerford(er)n."

Aus den Worten: „nachdem sich dieselben befinden", erhellt, dass die Leistungen dieser Schauspieler dem Ulmer Rathe unbekannt waren und dass man sie erst ihre Kunst erproben liess, ehe man weitere Vorstellungen erlaubte. Aus E. Mentzels Werk[1]) erfahren wir aber, dass Thomas Blackreude und Johannes Fheer, noch im Frühjahr 1603 Mitglieder der Browneschen Gesellschaft, sich zu Führern einer eigenen Truppe emporgeschwungen hatten und in der Herbstmesse 1603 in Frankfurt „Comödien und Tragödien zusampst mit einer herrlichen und lieblichen Musica" gaben. Da nun „Johannes Theer et consorten, Englische comoedianten" vom 16.—23. December des nämlichen Jahres in Augsburg vergeblich um Spielvergünstigung petitionieren[2]), so kann man wol behaupten, dass dieselben von Frankfurt aus, über Ulm dorthin gelangten.

Auf dem Rückwege von Augsburg scheint Theer abermals den Versuch gemacht zu haben, in Ulm aufzutreten, wenigstens wird uns im Rathsprotokolle von der Abweisung einer Gesellschaft berichtet.

(Sitzung vom 23. December 1603, fol. 790[a].) „Engellend(er): Denn Engellendern jst jr begeren, d(as) mann sie jre comoedias alhie agieren lassen wölle, abgeschlag(en)."

1605: (Sitzung vom 27. Mai, fol. 377[b]). „Englische comoedianten: Den Englischen comoedianten jst jm besten abgeschlagen, das sie jre fürgebne comoedias alhie agieren vnd halt(en) mög(en), weil der zeit die leuff darnach nit beschaffen sein."

(Sitzung vom 10. Juni, fol. 413[a].) „Denen Englisch(en) comoediant(en) wird das agiren abgeschlagen: Den Englischen comoedianten jst abermals abgeschlagen, sie jre comoedias alhie agieren zulassen."

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies die nämliche Truppe, welche am 10. Mai 1605 in Nördlingen eine Gratification von

1) Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main. Frankfurt 1882. S. 50 u. 51.

2) Augsburger Rathserkenntnisse von 1602—1604, fol. 168[a], 169[a], 172[a].

16 Gulden erhielt, weil sie dem Rathe zu Ehren „ein comedia auß dem propheten Jona“ gehalten hatte.[1]) Bemerken wir, dass Richardus Machin und Rudolphus Riobe mit ihren Gesellen während der Herbstmesse des nämlichen Jahres in Frankfurt agierten.[2])

1606: (Sitzung vom 7. August, fol. 452ᵃ). „Englischer comoedianten agiren allhier betr.: Den Engellendern jst vff jr beschehen anhaltten g. bewilligt, das sie jre vorhabende comoedias alhie vfm schuehhauß nechsten sontag, zynstag vnd mitwoch mögen agieren, doch von einer persohn mehr nit, als ein kreutzer nemmen vnd sich gottlobß vnd vnbeschaidner ding darunder enthalten sollen.“

(Sitzung vom 8. August, fol. 454ᵃ.) „Englische comoedianten agiren: Den Englischen comoedianten jst vff jr bescheh(en) ferneren supplicieren, das jnen an der anzal 14 vnd der vnkost jrethalb groß, g. bewilligt, das sie jre spil noch heut nach mittag, fer(ners) künfftigen donnerstag agieren, auch von einer persohn 2 kr. nemmen mögen.“

(Sitzung vom 15. August, fol. 468ᵃ.) „Englische comoedianten: Den Englischen comoedianten jst jr ferners gebetten agieren jrer comoedien abgeschlagen, mit dem anhang, das sie nuhnmehr jren pfenning anderstwoh(in) zehren sollen.“

Die Schauspieler, welche hier in ziemlich schroffer Weise zum fortgehen gedrängt werden, sind die fürstlich hessischen Komoedianten unter Robert Brownes und John Greens Führung. Den Beweis für diese Behauptung liefert uns eine am 26. August 1606 beim Rathe in Frankfurt eingereichte Bittschrift dieser Truppe[3]), aus welcher hervorgeht, dass sie unmittelbar vorher in Ulm spielte, was mit den bezüglichen Daten vollkommen in Einklang steht.

1607: (Sitzung vom 27. Mai, fol. 270ᵇ). „Englische comoediant(en): Den Englischen comoedianten jst jr beschehen anlangen, sie etliche comoedias agieren zu lass(en), jn besten abgeschlagen.“

Am 7. Juni 1607 bitten englische Komoedianten in Nördlingen um die Erlaubniss, „einem E. Rhat zu ehren ein comoediam zu halten“[4]); im Juli des nämlichen Jahres treten solche auch in München auf.[5]) Man kann also eine einzige

1) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XIII, S. 71.
2) Mentzel a. a. O. S. 52.
3) Meissner a. a. O. S. 68.
4) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XIII, S. 71.
5) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XII, S. 319.

Truppe annehmen, welche um diese Zeit zwischen den Städten Ulm, Nördlingen und München umherzog, Augsburg aber seltsamer Weise nicht berührte. Sollten wir es hier mit den fürstlich hessischen Komoedianten unter John Greens Leitung zu thun haben? Dieselben wurden, wie bekannt, am 1. März 1607 in Cassel verabschiedet[1]), erscheinen am 17. März in Frankfurt, um die Messe zu besuchen, und wenden sich im Herbst 1607 nach Oesterreich, wo wir sie im November am Grazer Hofe treffen.[1]) Die Vermuthung ist um so berechtigter, als ja die genannten Städte auf ihrer Reiseroute lagen. Vielleicht sogar wurde diese Truppe durch Herzog Maximilian von Bayern, vor dem sie in München während des „Margrauen von Burgaw etc. alhie sein" spielte[2]), an die ihm so nahe verwandte und befreundete Grazer Herrscherfamilie empfohlen.

1609: (Sitzung vom 19. Mai, fol. 319[b]). „Comoedianten: Den Englischen comoedianten, welche vmb agierung jrer fürgebnen comedien vnd thragedien angehaltten, solle dasselbig abgeschlagen werden."

(Sitzung vom 8. August, fol. 470[b].) „Englische comödianten: Den Englischen comoedianten, welche vnderthenig angehaltten, jnen zu gestatten, jre künsten für etlich tag alhie agieren zu lass(en), jst jnen solches dergestalt bewilligt, das sie hie [unleserlich, bis vff?] sontag (vßgenommen des sambtags) damit verfahren, doch modeste vnd on alle vngebür sich erzeigen, auch mehrers nit, als von einer persohn zwen kreutzer nemmen vnd niemandts daryber beschweren sollen."

(Sitzung vom 11. August, fol. 478[a].) „Englischer comoedianten fernres agiren abgeschlagen: Den Englischen comoedianten soll abgeschlagen werden, jre comoedias lenger alhie agieren zu lassen."

Wir können hier zwei getrennte Truppen annehmen. Die erste wird am 19. Mai 1609 in Ulm abgewiesen und wendet sich von dort nach Nördlingen, wo man am 9. Juni 1609 „zehen Englischen comoedianten" gestattet, während der Messezeit „comoedias vnnd tragoedias, doch jrem vorzeigen vnd erpieten nach auß göttlicher schrifft" zu agieren[3]); die zweite erhält am 8. August Spielerlaubniss in Ulm, konnte aber in Augsburg, trotz zweimaligem supplicieren, am 8. und 11. August

1) Meissner a. a. O. S. 70 u. ff.
2) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XII, S. 319.
3) Archiv für Litteraturgeschichte, Band XIII, S. 71.

1609, nicht zum auftreten gelangen.[1]) Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass alle diese Kreuz- und Querzüge von einer einzigen Gesellschaft ausgehen, vielleicht von der des Rudolphus Riveus, dem wir im nämlichen Jahre auf der Frankfurter Herbstmesse begegnen.[2])

1610: (Sitzung vom 28. November, fol. 878b). „Englische comoedianten: Den Englischen comoedianten jre sphil zu haltten vnd zu agieren jst, weil ytzt die zeit darnach nit beschaffen, solches abgeschlagen.“

Für das Jahr 1610 ist bis jetzt nichts weiteres von einem auftreten englischer Komoedianten in Schwaben und Bayern bekannt.

1614: (Sitzung vom 8. August, fol. 427). „Englischer comoediant(en) erlaubnuß, allhier etliche mahl zu agiren: Den Englischen comoedianten jst gleichwol zugelassen, jre spihl einmal oder zwey zu agiren, sie solle(n) aber von jeder persohn mehr nit, alls zwen kreutzer nemmen, es were dann, d(as) einer mit guettem willn jchtwas weiters gebe, deßgleich(en) solle(n) sie auch von den schranden vff dem schuchhauß nichts begeren, wie bißhero zum theil dergleich(en) comoedianten jm gebrauch gehabt, do sieh aber des gelts zu wenig gedunckte, solle jne zuersehen gegeben werden, d(as) sie jres wegs wider fortziehen mög(en).“

(Sitzung vom 12. August, fol. 443b.) „Engellend(er): Denn Engellendern jst abgeschlagen, d(as) sie von jed(er) persohn mehr alls einen halben batzen nemmen mög(en), jnen dagegen aber bewilligt, d(as) sie biß jnßkunfftig sontag jre comoedias noch einmal agiren mög(en).“

(Sitzung vom 16. August, fol. 445b.) „Engellend(er): Denn Engellendisch(en) comoedianten jst vff jr supplication, an statt der begert(en) erhöhung deß gelts, so sie von jeder person nemmen mög(en), zugelassen, d(as) sie noch heut, aber weitter nit, jre comoedias agiren vnd halten mögen.“

(Sitzung vom 17. August, fol. 449b.) „Die Engellend(er), so alhie agirt, sollen des unkostens, so über abbrechung ihres gerüsts gehen wirdt, überhoben verbleiben: Auß angebrachten vrsachen sollen die Engellender, welche jre comoedias alhie agirt, deß vncostens, so vber abbrechung jres gerüsts gehn würdt, enthob(en) verbleiben vnd dasselbige durch eins Ers. Raths leuth wider abgebrochen vnd die britter, welche darbey zerschnitten werden muessen, ohne alle entgeltnus od(er) bezalung derselbigen, wider angenommen werd(en).“

---

1) Augsburger Rathserkenntnisse von 1608—1610, fol. 137b u. 138b.

2) Mentzel a. a. O. S. 54.

Diese Einträge beziehen sich unzweifelhaft auf den bekannten John Spencer, dem vom Augsburger Rathe, nach vergeblichem bitten am 30. August 1614, dennoch am 2. September „2 täg" bewilligt werden.[1]) Während der Ostermesse des nämlichen Jahres hatte Spencer in Frankfurt gespielt.[2])

1618: (Sitzung vom 19. August, fol. 289[a]). „Engellendische comoedianten: Den Engellendischen angebnen comoedianten ist ihr begern, sie alhie agieren zulaßen, abgeschlagen."

Diese in Ulm abgewiesenen Schauspieler kamen von Augsburg, wo ihnen am 21. und 23. August 1618 ebenfalls abschlägiger Bescheid zu Theil ward.[3]) Aus den dortigen Rathserkenntnissen erfahren wir, dass es die „Chur Sächsischen Englischen Comoedianten" (wahrscheinlich unter Spencers Leitung) waren.

Das nämliche Schicksal erfährt am 9. October 1618 (fol. 351[b]) ein englischer Springer:

„Engellend(er) mit einer ritters- oder schwengkunst: Der Engellend(er) von Londen solle mit seiner angegebnen ritters- oder schwengkunst verwisen vnd jme selbige alhie zu vben nit gestattet werden."

Der Dreissigjährige Krieg zwang natürlich die Engländer, Schwaben zu verlassen. Die nach dem Westfälischen Frieden auch in Ulm unter dem alten Titel wieder auftretenden Gesellschaften sind, weil meist aus Deutschen bestehend[4]), für die Geschichte der englischen Komoedianten nur von untergeordneter Bedeutung. Wir begnügen uns daher für diesen Zeitraum damit, die bezüglichen Notizen der Rathsprotokolle einfach anzuführen.

1650: (Sitzung vom 26. Juni, fol. 407[a]). „Engelländische comedianten: Den angegeben(en) commedianten, Englischen, würdt abgeschlagen, sie alhie agiren zu laßen, weiln es ietzt nit zeit darzu."

1651: (Sitzung vom 21. Juli, fol. 415[b] u. 416[a]). „Engelländische comoedianten dürfen agiren: Den Engelländischen comoedianten würdt vergonnt, morgen, mitwochs vnd künftige wochen am montag,

---

1) Augsburger Rathserkenntnisse von 1613—1614, fol. 244[a] u. 245[a].

2) Mentzel a. a. O. S. 58.

3) Augsburger Rathserkenntnisse von 1617—1619, fol. 445[a] u. 449[a].

4) Dem gegenüber möge aber darauf hingewiesen werden, dass die Register der Rathsprotokolle auch für diesen Zeitraum noch genau zwischen Komoedianten und englischen Komoedianten unterscheiden.

dienstag vnd mitwoch zu agiren vnd von einer person sechs kr., aber mehrers nit, zunemmen.

Vnd soll dem rectori Johann Conradt Merckh vnd Jacob Eberlin anbefohlen werden, sie in daß theatrum im Binderhoff[1]) zu füeren vnd wann ihnen der platz zum agiren taugenlich, ist denselben solcher, iedoch mit der anzeig einzuraumen, wann edtwas daran zergäntßt(?) wurde, d(as) sie es zurepariren schuldig sein sollen; Besagter Eberlin aber, soll den schlüßel bei sich haben vnd vf den platz sein fleißig aufsicht geben.

Meine g. g. herren Rathselltere wollen auch acht gaßenknechten anbefehl(en), d(as) sie bei wehrendem agiren berüerter Engelländischen comoedianten ufwarten vnd denen hiebevor bei dergleichen actionen fürgangenen unordnungen vnd geträng abwöhren, sonderlich aber für die herren rhatsverwandten vnd deren angehörige iederzeit uf beeden seiten vier schranden unbesetzt laßen und ufbehalt(en) sollen."

(Sitzung vom 30. Juli, fol. 435^b.) „Engelländische comoedianten: Denn comoedianten, welche sich anerbotten, morgen nach der abendpredigt einem Ers. Rath zu ehren eine comoediam zu presentiren vnd auf den freytag sich widerumb hinweg zu begeben, ist anzuzaigen, ein Ers. Rath wolle geschehen lassen, daß sie morgen auff bemelte zeit noch einmal agiren mögen; sie sollen es aber also anstellen, daß es sich nicht lang in die nacht verweyle."

1652: (Sitzung vom 8. September, fol. 465). „Englische comoedianten: Denen vorm jahr alhie gewesenen Englischen comoedianten würdt abgeschlagen, sie widerumb alhie agiren zulaßen, mit der anzeig, weiters nicht anzuhallten, dann mann ihnen solches einmal nicht vergonnen werde."

1653: (Sitzung vom 9. Mai, fol. 213^b). „Englische comoedianten: Den Englischen zu Regenspurg anweesenden comoedianten, welche vmb vergünstigung, alhie zu agiren anhallten laßen, würdt solch begeren hiemit im bessten abgeschlagen."

(Sitzung vom 20. Mai, fol. 236^b.) „Englisch(er) comoediant: Dem Englischen comoedianten Georgio Jolipho[2]) würdt alhie zu agiren, im bessten abgeschlag(en)."

1657: (Sitzung vom 27. Juli, fol. 302^b). „Englische comoedianten: Den Englischen comoedianten würdt us erheblichen ursachen abgeschlagen, sie alhie agiren zulaßen."

Zum Schlusse noch einen Wunsch. Möchte doch endlich einmal eine mit Uebersichtskarte versehene chronologische Tabelle über die Wanderzüge der englischen Komoedianten in Deutschland erscheinen.

1) Der Binderhof, im ehemaligen Dominicanerkloster, enthielt das Theater für die Schulkomoedien. Schultes a. a. O. S. 162

2) Ueber Joliphus vgl. Mentzel a. a. O. S. 75—99.

52 Sprüche von Lavater.

Mitgetheilt von

August Sauer.

Auf der Ossolińskischen Bibliothek zu Lemberg befinden sich in einem Couvert, das die Ueberschrift trägt: „25 (!) | Billiets an einen Freünd | nach | meinem Tode | zusammengelegt d. 2. III. 1799", 52 Sprüche von Lavaters Hand zierlich auf kleine Blättchen geschrieben; jedes Blatt trägt die Ueberschrift: „An einen Freünd nach meinem Tode", das Datum und die Namenschiffre L; die meisten sind mit farbigen Randverzierungen versehen. In Inhalt und Form berühren sie sich vielfach mit den Sprüchen in „Johann Kaspar Lavaters Vermächtniss an Seine Freunde. Grösstentheils Auszüge aus Seinem Tagebuch, vom Jahr 1796. Zürich, bey Orell, Gessner, Füssli und Kompagnie. 1796" 312 S. 8°, die aber nur vom 1.—21. Januar reichen. Die Anordnung der Billets rührt von mir her.

1. Lerne Christensinn — und du hast das grösste gelernet.
29. IX. 1796. L.

2. Christliche Christenthränen sind heilig christlichen Christen.
29. IX. 96. L.

3. Ehre Niemand, wie Den, der von Gott geehrt wird und Gott ehrt.
30. IX. 1796. L.

4. Was du immer leidest . . . Gebeth wird dein Leiden erleichtern.
30. IX. 1796. L.

5. Bist du gesunken . . . so richte dich schnell auf, Bethe! Bereüe Deine Tohrheit und eile den Fehler ernst zu vergüten.
30. IX. 1796. L.

6. Auch die Heiligsten fallen . . . vergessen das Heiligste . . alle Welche der Himmel sammelt — vergassen Gott und sich selbst oft —
Aber alle bereüten, vergüteten alle die Fehler. 30. IX. 1796. L.

7. Acht' es für hohe Ehre misskannt zu seyn von den Bessten.
30. IX. 1796. L.

8. Immer neüe Kräfte erregt in dir neües Gedränge.
30. IX. 1796. L.

9. Immer entfernt sich von Gott, wer Gott nicht immer sich nähert. 1. X. 96. L.

10. Gottes Ehre nur sucht der allergöttlichste Weise. 1. X. 1796. L.

11. Ehre Gott in Jedem, den Gott durch Leiden und Glück ehrt.
L. 1. X. 1796.

12. Alle Ehre der Welt giebt keinen Trost uns im Tode.
1. X. 1796. L.

13. Einfalt sucht nicht Ehre, doch Ehre begleitet die Einfalt.
1. X. 1796. L.

14. Ehre bringt vor Gott ein jedes Opfer der Liebe. 1. X. 1796. L.

15. Alle Ehre vor Gott und Engeln raubt uns die Sünde.
L. 1. X. 1796.

16. Der ist wahrhaft gut, der ganz zu gefallen nur Gott strebt.
1. X. 1796. L.

17. Liebe macht uns seelig und macht uns leiden wie Christum.
1. X. 1796. L.

18. Aller Liebe Zweck ist Beglückung und Mehrung der Liebe.
1. X. 1796. L.

19. Was nichts nützt in dem Tode, das hat nicht Werth für den Christen. 1. X. 1796. L.

20. Keine Menschlichkeit macht uns würdig der Freündschaft der Engel. 1. X. 1796. L.

21. Wo ein Christ ist, da sind gewiss auch mehrere Engel.
1. X. 1796. L.

22. Suche, so gut du kannst, zu erfreü'n erfreübare Menschen.
20. II. 1799. L. (Auf einem runden Zettel.)

23. Sey zu jedem Erbarmen, zu jedem Erfreüen bereit stets.
20. II. 1799. L.

24. Wie ein Erbarmer du bist, so wird dein Erfreüer der Herr seyn. L. 20. II. 1799.

25. Wer den Bangen erfreüt, findt, ist er bang, auch Erfreüer.
20. II. 1799. L.

26. Wenn du Niemand erfreüst, so erfreüe arme Erfreüer.
20. II. 1799. L.

27. Dulde, um Gottes Willen, so krönt Gott göttlich dein Dulden. 20. II. 1799. L.
28. An dem Dienen und Dulden und Schweigen erkenne die Demuth. 20. II. 1799. L.
29. Achte deine Dienste gering und des anderen Dienst hoch. 20. II. 1799. L.
30. Achte keinen für weise, der keinen ewigen Zweck hat. 20. II. 1799. L.
31. Jeden Tadel prüft und benutzt die Weisheit und Dehmuth. 24. II. 1799. L.
32. Auch die Dehmuth darf mit Dank ihr Wachsthum bemerken. 24. II. 1799. L.
33. Wachse durch Horchen, und Schweigen, durch Prüfen, Handeln und Dulden. 24. II. 1799. L.
34. Der wächst sicherlich nicht, dem's nicht herzlich ernst ist, zu wachsen. 24. II. 1799. L.
35. Uebe dich täglich mehr im Streben nach Einem in Allem. 25. II. 1799. L.
36. Nimm an Jeden, der kömmt, als wär' er gesendet von Gott dir. 25. II. 1799. L.
37. Nenne weise nur den, der den Werth der eilenden Zeit kennt. 25. II. 1799. L.
38. Fliehe den Droher und Schmeichler, den Frägler, Hörchler, Verläumder. 25. II. 1799. L.
39. Kannst du, liebe jeden, wie er am liebsten geliebt ist. 26. II. 1799. L.
40. Reinige jeden Abend durch Prüfung, Gebeth und Entschluss Dich. 27. II. 1799. L.
41. Was Dir Ruhe raubt, das fliehe, wie das, was Dir Schmerz macht. 27. II. 1799. L.
42. Gott, und unsterbliches Leben verbürgt uns Jesus [?] Geschichte. 27. II. 1799. L.
43. Grosse Kunst — zu suchen, was unentbehrlich ist. Gott lehrt Seine Auserwählten die grosse heilige Kunst stets.
Dass wir nur nicht zu viel auf einmal suchen, nur Eins erst,
Oh, nicht ohne Leiden erlernt sich die heilige Weisheit.
1. III. 1799. L.

44. Oh, wie weit, wie steil, wie heiss ist der Pfad zu dem Lichtquell —
aber wie nichts diess alles, so bald wir den himmlischen Quell seh'n. 2. III. 1799. L.

45. Lass in den heiligsten Stunden der Andacht die Liebsten dir nah' seyn. 3. III. 1799. L.

46. Schlimme Gedanken zertritt wie Spinnen, so bald sie sich regen. 4. III. 1799. L.

47. Sammle dir jeden Tag auf den Tag des Todes ein Labsal. 5. III. 1799. L.

48. Dehmuth und Weisheit ist's, mit geringen, als Hohen zu sprechen —
Oh, wie oft deckt Grosses, und Grosse — gemeinliches Anseh'n! 5. III. 1799. L.

49. Lass dich nie zu dem, was dein Herz verdammet, bereden. 5. III. 1799. L. (Auf einem runden Zettel.)

50. Starr ligt, oder verwesend im dunkeln Grabe die Hand einst—
Welche dieses schreibt — doch ligt im Grabe der Geist nicht —
Dieser, gestattet es Gott, umschwebt den Leser der Schrift dann. 6. III. 1799. L.

51. Stillausharrendes Dulden und leisaufathmendes Hoffen
Hat unendliche Kraft, unendliche Kraft zu erstreben. 24. III. 1799. L.

52. Herzenslust an dem Bessten ist nur in den Herzen der Bessten. 25. III. 1799. L.

Auf dem Couvert, welches die Bibliotheksbezeichnung 779 trägt, steht in der rechten Ecke ein zierliches W. von Lavaters Hand. Eine andere Hand schrieb links: *iest bilecików 46 p. Lavatera,* was mit Bleistift in 52 verbessert ist. In der Mitte steht mit manu propria: Schulz [?] 1.

Goethe und Rotrou.

Von

Georg Proffen.

Goethes Singspiel Lila ist im Winter des Jahres 1776 auf 1777, wahrscheinlich im December 1776 und den ersten Tagen des folgenden Jahres geschrieben worden.

Dies geht namentlich auch aus einem aus Leipzig datierten Briefe Goethes an Frau von Stein vom 3. December 1776 hervor, sowie aus einem vom 4. Januar 1777, worin von der Zusendung des Stücks die Rede ist.

Ob darunter nun, wie Düntzer meint, das ganze Stück oder, nach Schölls Ansicht, nur ein Theil desselben zu verstehen sei, mag dahingestellt bleiben, jedesfalls ist sicher, dass Goethe mit der Vollendung nicht lange gezögert haben kann, da es, wie wir wissen (s. Riemer, Mittheilungen II, 40 und Goethe-Jahrbuch IV, 114), bereits am 30. Januar 1777, dem Geburtstage der Herzogin Luise, aufgeführt wurde, welche Vorstellung, da es bei Hofe gefallen, noch öfter wiederholt wurde.

Von dieser ältesten Fassung sind nur einzelne Gesänge übrig geblieben.

Im Februar 1778 wurde das Stück neu dictiert und zehn Jahre später in Rom nochmals durchgearbeitet; dies ist die Gestalt, in welcher wir dasselbe kennen.

Der Inhalt ist kurz folgender.

Lila, die Gemahlin des Barons von Sternthal, ist in Folge der falschen Nachricht vom Tode ihres Gemahls in Schwermuth verfallen; ihr Geist ist umnachtet und von der fixen Idee befangen, dass sie, ihr Mann und alle ihre Freunde und angehörigen im Banne finsterer Mächte sich befinden. Sie hat sich von den ihrigen abgesondert und haust am Tage in

einer Hütte des Parkes, in der Nacht treibt sie sich in den Gängen desselben umher und verkehrt im Wahn mit den finstern Mächten, denen sie sich unterthan glaubt.

Ihre angehörigen haben schon vieles versucht, sie ihren Träumereien zu entreissen, doch bislang ohne Erfolg, als ein gewisser Doctor Verazio den Rath ertheilt, durch scheinbares eingehen auf ihre Ideen und durch allerhand Zauberei die Heilung nochmals zu versuchen.

Dies wird ins Werk gesetzt, so dass der ganze IV. Act dem Maschinisten und Balletmeister überlassen bleibt, und Daemonen, Feen und Spinnerinnen die Bühne bevölkern.

Der Magus und die Fee Almaide wissen das Vertrauen der scheuen Lila zu erlangen; sie sieht ihre verwandten in Ketten und will bei ihnen bleiben und mit ihnen leiden, denn der Magus versichert sie, dass sie dieselben dadurch von ihren Banden erlösen könne. Sie sieht dann ihren Gemahl wieder, erkennt, dass derselbe noch am Leben, und dessen freundlichem Zuspruch gelingt es endlich, sie dem Leben und den ihrigen zurückzugeben.

Die ursprüngliche Gestalt dieses durch manche persönliche Verhältnisse interessanten Gedichtes[1]) können wir nur aus einzelnen uns erhaltenen Gesängen errathen.

Ueber diese älteste Gestalt hat H. Düntzer in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ Nr. 63 vom 4. März 1847 interessante Mittheilungen gemacht.

Danach waren diese Gesänge vollständig in einer alten, von Vulpius herausgegebenen Zeitschrift „Olla Potrida“ (im ersten Bande des Jahres 1778 S. 205—211) mitgetheilt, eingeleitet durch folgende Widmung an die Herzogin Luise:

Was wir vermögen,
Bringen wir
An dem geliebten Tage dir
Entgegen.
Du fühlst, dass bei dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerei
Doch guter Wille und Wahrheit sei.

Gesänge des ersten Actes werden nicht mitgetheilt, um

1) S. die Anmerkungen Strehlkes in der Hempelschen Ausgabe.

so wichtiger sind aber die Gesänge der drei folgenden Acte; denn aus ihnen geht nicht nur hervor, dass neben der Fee Almaide noch eine zweite Fee Sonna auftrat, sondern wir sehen aus ihnen, dass Lilas Gemahl, nicht Lila selbst geheilt ward.

In der spätern Gestalt des Gedichts bespricht sich Lila in Prosa mit Almaide, hier finden wir dagegen folgende, später ganz wegfallende Anrede der Fee, ohne Zweifel an Lilas Gemahl:

Wer bist du, seltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen
Nichts abgewinnen kann?
Du wanderst alleine,
Beschränkt ist dein Glück,
Enthältst dich vom Weine
Und fliehst der Wirthin Blick.

Und am Schluss des Acts folgt der Gesang derselben Fee:

Entehrst mein Gebot!
Und soll dir vergeben?
Geh, ende dein Leben
In streitender Noth!
Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergeblich fleht,
Dann fühle mit Zittern
Das Glück, das du verschmäht.

Der Gesang von Friedrich und Almaide in der spätern Gestaltung am Ende des 3. Actes wird der Fee Sonna zugetheilt, nur dass es Vers 2 heisst „Sie“ statt „Er“, Vers 4: „Sollst ihre liebe Hand fleissig sehen“ statt „Du sollst die Stätte des Liebsten sehen“, V. 9: „die Geliebte“ statt „den Geliebten“.

Es geht hieraus mit grösster Bestimmtheit hervor, dass zuerst nicht Lila, sondern ihr Gemahl als von dem Wahne befangen dargestellt war, und dies ist nicht ohne Interesse für die Frage, ob Goethe zu diesem Singspiele ein Vorbild benutzt hat.

Nun bietet das Erstlingswerk von einem Zeitgenossen Corneilles, Jean Rotrou, „L'Hypocondriaque ou le mort amoureux“ [1]) einen ganz ähnlichen Inhalt.

1) Hypocondriaque, tragi-comédie erschien bei Toussaint de Braye, Paris 1619.

Cloridan, ein junger griechischer Herr aus vornehmer Familie, muss auf Befehl seines Vaters nach Korinth gehen und seine Geliebte Perside verlassen, die ihn ebenso zärtlich liebt, wie er sie. Auf dem Wege trifft er Cléonice an, welche zwei Edelleute mit Gewalt entführen wollen. Er befreit die Dame von ihnen, indem er sie tödtet. Cléonice fasst von dieser Zeit an eine heftige Liebe zu Cloridan, doch dieser bleibt seiner geliebten Perside treu und erwidert ihre Liebe nicht, so sehr sie sich auch bemüht, im Hause ihres Vaters, wohin sie ihn mitgenommen, seine Liebe zu erringen. Eines Tages erblickt sie in einem Walde einen Pagen, welchen sie ausforscht, und erfährt, dass er einen Brief an Cloridan zu bestellen habe. Sie verleitet den Knaben zur Untreue, so dass er pflichtvergessen ihr den Brief übergibt, welcher von Perside an ihren geliebten Cloridan gerichtet ist und lautet:

Adorable sujet des maux que j'ai soufferts,
L'excès de l'amour me surmonte;
Je romps le voile de la honte,
Pour te mander que rien ne peut rompre mes fers.

Sie ändert denselben in „Au point que la mort me surmonte", und so bringt der Page den Brief zu Cloridan, welcher entsetzt den Knaben befragt, und dieser, von Cléonice bestochen, sagt aus, dass Perside gestorben sei. Augenblicklich fällt er in Ohnmacht und, als er das Bewusstsein zurückerlangt, gewahrt man, dass sein Geist sich verwirrt, indem er glaubt, selber auch todt zu sein.

Indess hatte Aliaste, der in Cléonice verliebt ist und einige Zeit verreist gewesen war, Perside getroffen und kehrt mit ihr nach Korinth zurück. Kurz vor ihrer Ankunft treffen sie im Walde den Pagen, der Perside verrathen, ganz nackt an einen Baum gebunden. Perside erkennt ihn, löst seine Bande, und er gesteht ihr nun seine Treulosigkeit. Sie eilen nach Korinth, begrüssen und verständigen sich untereinander, und alle zusammen arbeiten nun daran, den armen Cloridan von seinem Wahne zu heilen.

Die französischen Bühneneinrichtungen damaliger Zeit sind uns erhalten in einer alten Sammlung „Mémoire de plusieurs décorations .... commencée par Laurent Mahelot

et continuée par Michel Laurent en l'année 1673". Hierin finden wir auch die Inscenierung des Hypocondriaque von Rotrou.

Im Hintergrund sah man eine Todtencapelle, in der mehrere Särge standen und welche durch zwei grosse Candelaber erleuchtet wurde. Die eine Seitendecoration stellte ein Schloss vor, und daneben stand ein Baum, an welchem im IV. Acte der Knabe gefesselt wurde, während auf der andern Seite ein Wald mit einer Höhle und Quelle zu sehen war. Durch eine besondere Vorrichtung, wahrscheinlich durch einen Teppich, war der Hintergrund, die Capelle, verhüllt, um erst im geeigneten Augenblicke gezeigt zu werden. In einem solchen Grabgewölbe haust Cloridan, abgesondert von aller Welt und sich todt glaubend. Seine Geliebte Perside kommt zu ihm in das Grabgewölbe und will ihn seinen finsteren Träumereien entreissen. Er erkennt die Geliebte zwar, meint aber, dass sie nun beide ja im Tode vereinigt wären.

Endlich verfällt man auf ein sonderbares Mittel, ihn diesem finsteren Wahne zu entreissen; man bringt ihm die Meinung bei, er werde eine zauberhafte Musik hören, welche die Kraft habe, ihn aus seinem Todesschlafe zu erwecken. Cloridan sieht, wie bei dem Klange dieser Musik die vermeintlichen todten, welche in dem Grabgewölbe sich befinden, sich erheben und sich laut beklagen, dass man sie in ihrer Ruhe störe. Er selbst fühlt von der Musik keine Einwirkung auf sich und kommt auf den Gedanken, er könne doch wol nicht todt sein, da die Musik doch dann auf ihn die nämliche Wirkung habe ausüben müssen. So glaubt er denn an eine Selbsttäuschung, dass er wirklich noch am Leben, und das Stück schliesst mit der Vereinigung der beiden Liebespare.

So wenig die Stücke Goethes Lila und Rotrous L'Hypocondriaque im einzelnen mit einander gemeinsam haben, so ist doch die innere Verwandtschaft unverkennbar.

In beiden Fällen handelt es sich um eine Umnachtung des Geistes, hervorgerufen durch eine gewaltige Gemüthsaufregung. In beiden Fällen ist die falsche Nachricht von dem Tode des Geliebten (resp. der Geliebten) Schuld daran. Psycho-

logisch ist eine geistige Verwirrung in Folge einer gewaltigen Gemüthsaufregung, die durch den Verlust des geliebten Gegenstandes hervorgerufen wird, wol erklärlich und tritt in Leben und Dichtung vielfach uns entgegen, so dass wir die Uebereinstimmung dieses Umstandes in beiden Dichtungen als eine zufällige ansehen könnten.

Aber anders steht es mit dem höchst sonderbaren Benehmen, das im wesentlichen bei Cloridan und Lila übereinstimmt. Beide flüchten in die Einsamkeit und hausen an Stätten, welche sonst von den Menschen gemieden werden. Cloridan glaubt sich dem Tode verfallen, auch Lila meint in der Gewalt finsterer Mächte zu sein, beide leiden an einer fixen Idee, und nun gar der Umstand, dass Goethe ursprünglich den Gemahl der Lila analog dem Cloridan des Rotrou leiden lässt, muss die Annahme, dass Goethe Rotrous Hypocondriaque als Quelle benutzt hat, sehr wahrscheinlich machen, die Art der Entwickelung und Lösung der Handlung aber diese Vermuthung zur Gewissheit erheben.

Zwar fehlt bei Rotrou der Arzt Verazio, welcher den Gedanken angibt, den kranken oder die kranke zu heilen; es wird uns nicht gesagt, wer den guten Gedanken gehabt hat; aber die Idee ist doch dieselbe, namentlich auch darin, dass trotz dem verschiedenartigen Mummenschanze, der in Scene gesetzt wird, die eigentliche Heilung durch das erscheinen und den Zuspruch des für todt gehaltenen geliebten Gegenstandes bewirkt wird. Beide Stücke schliessen in Glück und Frieden durch die Vereinigung der liebenden.

Wir können zwar nicht durch bestimmte Nachrichten oder durch Documente nachweisen, dass Goethe Rotrou benutzt, aber die Uebereinstimmung ist so einleuchtend, wenn man etwa beide Stücke hintereinander liest, dass eine Anlehnung oder Reminiscenz wenigstens ausser Frage ist.

Eine an manchen Stellen wörtliche Uebereinstimmung würde sich vielleicht nachweisen lassen, wenn jene erste Bearbeitung, aus der Vulpius in der Olla Potrida schöpfte, uns vorläge. Vielleicht hat der Umstand, dass Rotrous Werke bei uns in Deutschland wenig bekannt sind, ja seine **vollständigen** Werke nur auf wenigen Bibliotheken vor-

handen[1]), dazu beigetragen, dass eine so zur Vergleichung auffordernde Aehnlichkeit, wie sie zwischen den genannten Stücken obwaltet, bis jetzt meines wissens nicht erkannt oder erwähnt worden ist.

Zusatz des Herausgebers. Der vorstehende Aufsatz ist eine auf Anregung des Herrn Professor Goedeke verfasste Arbeit, welche mir von diesem selbst übermittelt worden ist. Ich erwähne des letzteren Umstandes mit Rücksicht darauf, dass Herr Professor Goedeke selbst es ist, der auf Rotrou als Goethes Vorbild schon früher hingewiesen hat (vgl. Goethes Briefe an Frau v. Stein 2. Aufl. hggb. von Fielitz I S. 420).

S. v. C.

1) Rotrous zahlreiche Dramen erschienen einzeln bei verschiedenen Verlegern, viele dieser einzelnen Ausgaben, darunter aber nicht der Hypocondriaque, finden sich in mehreren Bibliotheken, in Berlin, Wolfenbüttel u. s. w.; eine vollständige Ausgabe von 1820, herausgegeben von Viollet-le-Duc in 5 Bänden, in welcher in Bd. I l'Hypocondriaque ou le mort amoureux, tragicomédie 1619, enthalten, befindet sich meines wissens in Deutschland nur auf den Universitätsbibliotheken zu Göttingen und Strassburg i. E.

Ueber Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga.

Von

Karl Geiger.[1])

B. Suphans Abhandlung „Aeltere Gestalten Goethescher Gedichte“ (Goethe-Jahrbuch II S. 103 ff.) verdanken wir die Kenntniss der Erstlingsform von Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga. Zugleich macht Suphan den Versuch, die Entstehungszeit der Goetheschen Uebersetzung zu bestimmen. Auf Grund einer eingehenden Betrachtung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten, wie sie das Gedicht in der ältesten Gestalt zeigt, kommt er zu dem Schluss: „Wenn die älteste Niederschrift uns Formen bietet, wie »der Zelten, die Frauen, von dem Thurne«, wenn sie uns eine Behandlung des Artikels zeigt, so extrem, wie kaum in den ersten Jahren der »Deutschen Art und Kunst«, eine Behandlung, die im Jahre 1776 von ihrem früheren Verfechter selbst längst aufgegeben war: so stimmt das alles weit eher zu des Dichters eigener Angabe, die den »edeln Gesang« dem Jahre 1775 (wenn nicht gar dem Vorjahre) zuweist, als zur Verlegung auf Mitte oder Ende 1776.“

Womöglich den endgiltigen Beweis von der Richtigkeit dieses Schlusses zu liefern ist der Zweck der folgenden Zeilen.

---

1) [Die nachfolgende Arbeit gieng bei mir ein, bevor der Aufsatz von Franz Miklosich, Ueber Goethe's „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“, Geschichte des Originaltextes und der Uebersetzungen, in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften Bd. CIII S. 413 ff. erschienen war. Wie dieselbe unabhängig von diesem Aufsatz entstanden ist, so darf sie auch nach dessen Veröffentlichung den Werth beanspruchen, dass in ihr selbständige Untersuchungen und neue Beobachtungen niedergelegt sind. S. v. C.]

In seiner Anmerkung zu dem Gedichte in den Volksliedern (Erster Theil, Leipzig 1778, S. 330), wo es sich zum ersten Mal gedruckt findet, gibt Herder als Fundort an: Fortis Reise Th. I S. 150, oder die Sitten der Morlachen, Bern 1775, S. 90. Diese Notiz hatte Goethe wol in Erinnerung, als er 1825 (nicht 1821, wie Strehlke W. W. II S. 459, oder 1824, wie Suphan a. a. O. angibt) in Kunst und Alterthum V, 2 S. 53 berichtete: „Schon sind es funfzig Jahre, dass ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abate Fortis Reisen (so!), auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden liess. Ich übertrug ihn nach dem beygefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals.“ Die Angabe ist ziemlich unbestimmt. Goethe erinnerte sich seiner Quellen nicht mehr genau; er citiert nach dem Gedächtnisse, und dieses hat ihn in diesem Falle irre geführt. Die Verwirrung ist dann durch die Commentatoren noch vergrössert worden.

Herders Angabe ist ganz genau. Das Gedicht findet sich im serbischen Original und in einer deutschen Uebersetzung in „Abbate Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Aus dem italiänischen. Bern bey der typographischen Gesellschaft 1776“ Theil I S. 150 ff. (genauer 152 ff.; denn S. 150 f. steht der „Innhalt“ des Gedichtes in der Zusammenfassung Fortis') und ebenso in den „Sitten der Morlacken aus dem Italiänischen übersetzt. Bern b. d. t. G. 1775“[1]) S. 100 ff. (S. 88 f. der „Innhalt“). Die zweite Schrift ist also ein Jahr vor der ersten erschienen; sie bildet nur einen Theil derselben. Fortis' Werk selbst war im Jahr zuvor in Venedig herausgekommen (Viaggio in Dalmazia dell' Abate Alberto Fortis. In Venezia 1774, in 2 Quartbänden).

Das im übrigen naturwissenschaftliche Werk, das aus

1) Düntzer (Goethes lyrische Gedichte erläutert. 2. A. 1875. I S. 127) hat offenbar das Schriftchen nicht in der Hand gehabt; sonst könnte er nicht von einer kleinen, in Bern in diesem Jahre [1775] erschienenen Schrift „Die Sitten der Morlacken. Auszug aus dem Französischen (von Abbate Fortis)“ sprechen. Er construiert sich einen Titel nach Goethes Angabe.

neun Sendschreiben an Gönner und Freunde des Verfassers besteht, handelt im zweiten derselben de' Costumi de' Morlacchi. Das Gedicht mit einer italienischen Uebertragung von Fortis findet sich hier S. 98 ff.

In Deutschland fand Fortis' Werk sogleich die gebührende Beachtung. Im ersten Stück der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen v. J. 1775 (3. Jan. S. 4 ff.) findet sich (von Haller) ein ausführliches Referat über den ersten Theil. Der Abschnitt über die Sitten der Morlacken wird besonders berücksichtigt. Auf den Klaggesang wird dabei ausdrücklich aufmerksam gemacht. „Eine von ihren Romanzen von der traurigsten Art ist hier abgedruckt. Dieses Stück verdient übersetzt zu werden.“[1])

Der Uebersetzer liess auch nicht lang auf sich warten. Im gleichen Jahre erschien in Bern anonym die Uebersetzung des Abschnittes über die Sitten der Morlacken. Im „Vorbericht“ ist der Grund angegeben, warum gerade dieser Theil ausgehoben wird: „Weil wir am Ende weder zum Steinreich noch auch zum Pflanzenreich gehören, so liegt uns natürlicher Weise weniger daran, hievon als von Unsersgleichen etwas sonderliches zu hören; besonders wenn diese Unsersgleichen

1) Das ältere Werk Fortis', Saggio d'osservazioni sopra l'isola di Cherso ed Osero, Venet. 1771, aus dem Herder den Gesang von Milos Cobilich und Vuko Brankowich übersetzte (Volkslieder 1. Th. S. 130 u. 321; wo durch einen Druckfehler Fatis steht) wurde erst 1773 im 30. St. angezeigt, ohne dass der poetischen Beigaben gedacht wäre. Ob Herder Fortis schon vor 1775 kannte? In der „Reise in Dalmatien“ spricht dieser davon, dass er verschiedene morlackische Heldengesänge übersetzt habe. „Wenn sie auch nicht mit den Gedichten des berühmten schottischen Barden verglichen werden können, so muss ihnen wenigstens das Verdienst zugestanden werden, dass sie die Simplicität der homerischen Zeiten und die Sitten der Nation abschildern.“ Konnte das nicht für Herder Reiz genug sein, diesen Heldengesängen weiter nachzuforschen? Warum hat er sich überhaupt mit Goethe in die Uebersetzung der morlackischen Lieder getheilt? Sollte dieser vielleicht mit dem Klaggesang den Anfang gemacht haben? Im 2. Th. der Volkslieder 1779 (S. 161 u. 167) gibt Herder zwei „morlackische Geschichten“, die er „einem ungedruckten italienischen Manuscript des Abbt Fortis“ entnimmt. Dieser Quellenangabe (S. 308) fügt Herder bei: „Die Anzeige dieser Quelle ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit.“ Worauf bezieht sich dieser eigenthümliche Zusatz?

der angebohrnen Güte unserer Natur so sehr das Wort zu reden scheinen, als die Morlacken." Der Uebersetzer ist Frdr. Aug. Clemens Werthes (Goedeke GR. II S. 649), der schon 1774 mit einer Uebersetzung aus dem Italienischen debütiert hatte. Im deutschen Merkur 1774 II S. 293 ff. findet sich von ihm anonym eine Uebersetzung des ersten Gesangs von Ariosts rasendem Roland in Stanzen als Probe einer Uebertragung der ganzen Dichtung.[1]) Aber Wieland konnte in der Einleitung mit Recht wünschen, dass dem jungen Dichter die Uebersetzung besser gelungen wäre. Auch die Uebersetzung des Klaggesangs ist kein Meisterwerk, wie schon die Ueberschrift zeigt: „Klag-Gesang von der edlen Braut des Asan Aga". Werthes, der sich sklavisch an die italienische Uebersetzung hält, überträgt äusserst schwerfällig und an einigen Stellen geradezu unrichtig oder sinnlos. Auf das serbische Original nimmt er keine Rücksicht. Wo er deshalb von diesem abweicht, da gibt er nur Fortis' freie Uebersetzung wieder. Dass solche Abweichungen vorhanden sind, das hat schon 1776 der Recensent der Sitten der Morlacken in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1776, vom 1. und 5. März S. 149) erkannt. Er sagt vom Klaggesang: „Dieser Gesang ist das beste im ganzen Buch, obgleich der Italiäner oder der deutsche Uebersetzer poetische Stellen hineingeflickt hat, die im Original nicht stehen." Zur Vergleichung sollten hier die beiden Uebersetzungen abgedruckt werden; sie finden sich aber jetzt bei Miklosich a. a. O.[2])

Von diesen Uebersetzungen hat Goethe wol nur die zweite gekannt. Es deutet, so viel ich sehe, nichts darauf hin, dass

1) Ein erster Band derselben erschien 1778 in Bern. 1777—79 gab er in Bern eine Uebersetzung der theatralischen Werke von Gozzi in 5 Bänden heraus, die Schiller bei seiner Bearbeitung der Turandot zu Grunde legte. 1791 erschien von ihm ein Trauerspiel „Niclas Zrini oder die Belagerung von Sigeth". Sollte Körner Werthes die Anregung zu seinem Zriny verdanken?

2) Die Uebersetzung von Werthes ist auch schon bei Düntzer (Goethes lyr. Ged. erl. 2 A. II S. 465 ff.) abgedruckt, aber öfters ungenau. Seine Bemerkung (zu V. 9. S. 466): „Die Uebersetzung hat die Absätze der Urschrift, denen Goethe folgt, nicht gegeben" weist wiederum darauf hin, dass er das Büchlein selbst nicht gesehen hat.

er auch den italienischen Text vor sich gehabt hat. Herder citiert auch nur die deutschen Uebersetzungen, während er bei seiner Uebertragung aus den Osservazioni beifügt: „nach der Italienischen Uebersetzung". Hätte Goethe das italienische Werk gekannt, so hätte er an verschiedenen Stellen genauer übersetzt. Z. B.

V. 27 ff.

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Dass sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

F. V. 30 ff.

Il Begh nulla risponde;
Ma dalla tasca di vermiglia seta
Un foglio trae di libertade, ond' ella
Ricoronarsi pienamente possa,
Dopo che avrà con lui fatto ritorno
Alla casa materna.

V. 42 ff.

Von viel grossen Herren
Unsere Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsere Frau zum Weib begehret wurde.

F. V. 45 ff.

che intorno
Fu da ogni parte ricercata in moglie
La giovane gentil d'alto legnaggio.

V. 69 f.

Sahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu Deiner Halle wieder!"

F. V. 75 ff.

dal balcon mirorno
La madre lor le due fanciulle, e i figli
Usciro incontro a lei. „Deh, cara madre,
Tornane a noi; dentro alle nostre soglie
A cenar vienne".

Dagegen erklären sich diese Stellen trefflich aus der Uebersetzung von Werthes V. 28 f., 43 f., 72 f.

Er (der Bruder) schweigt und ziehet
hervor von rother Seide aus der Tasche
den Freiheitsbrief, der ihr das Recht ertheilet,
in ihrem mütterlichen Hause wieder
zurückgekehrt ein neues Ehebündniss
zu knüpfen.

---

als von allen Seiten,
schön und erhab'ner Herkunft, zur Gemahlin
das schöne Fräulein schon erkieset wurde.

---

so sah'n vom Erker ihre liebe Mutter
die zarten Töchter und die jungen Söhne,
und eilten zu ihr: „Liebe, liebe Mutter!
Komm wieder zu uns, komm in deiner Halle
mit uns das Abendbrod zu essen“.

Diese scheint in der That die einzige Vorlage Goethes gewesen zu sein. Das beweisen die vielen wörtlichen Anklänge. Ich führe nur die auffälligsten an:

V. 6. Die „Zelten“, die Goethe schon bei Werthes vorfand.

V. 15. Stand die Treue starr und voller Schmerzen.
(Werthes:) stand sie starr und schmerzvoll.

V. 26 schon oben angeführt. Ein verunglückter Versuch Goethes, die falsche Uebersetzung von Werthes deutlicher zu machen:

Er schweigt und ziehet
hervor von rother Seide[1]) aus der Tasche
den Freiheitsbrief, der ihr das Recht ertheilet,
in ihrem mütterlichen Hause wieder
zurückgekehrt ein neues Ehebündniss
zu knüpfen.

Vgl. dazu die Uebersetzung bei Talvj, Volkslieder der Serben II S. 166 V. 28 f.

Und er greift in seine seidne Tasche,
Zieht daraus hervor den Brief der Scheidung.

V. 46 ff. nach der ältesten Gestalt bei Suphan a. a. O. S. 127:

Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
Ach bei deinem Leben! Dich beschwör ich, Bruder,
Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Dass das Wiedersehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!

---

1) Die „hochrothe“ Seide, die auch noch in der Uebersetzung Gerhards (in Herrigs Archiv XXIII S. 212 V. 31 f.):

Aus dem Beutel drauf von rother Seide
Zieht der Bey hervor den Brief der Scheidung

wiederkehrt, ist reine Erfindung von Fortis; im Original fehlt sie. Vgl. Miklosich a. a. O. S. 451.

(Werthes:)

Aber weinend
bat sie den Bruder: Ach! bei deinem Leben
beschwör' ich dich, du mein geliebter Bruder!
mich keinem andern mehr zur Frau zu geben,
damit das Wiedersehen meiner lieben
verlassnen Kinder mir das Herz nicht breche!

V. 56.

Dich begrüsst die junge Wittib freundlich.

(Werthes:)

... Dich grüsst die junge Wittib.

V. 65.

Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

(Werthes:)

den langen Schleier, den sie heischte, tragend.

V. 70 f. nach Suphan:

Riefen: Komm zu deinen Kindern wieder,
Iss mit uns das Abendbrod in deiner Halle.

(Werthes:)

Komm wieder zu uns, komm in deiner Halle
mit uns das Abendbrod zu essen! ..

V. 81.

Und den Säugling hilflos in der Wiege.

(Werthes:)

dem Säugling aber, welcher in der Wiege
noch hilflos lag.

V. 89 ff.

Stürzt' sie bleich, den Boden schütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

(Werthes:)

und stürtzt, mit blassem Antlitz
die Erde schütternd, und die bange Seele
entfloh dem bangen Busen, als, die Arme!
sie ihre Kinder sah von ihr entfliehen.

Vergl. auch V. 9. 12. 19 f. 37. 86 f. Nur in wenigen Stellen weicht Goethe ganz von Werthes ab. Aber die Gründe, die ihn dazu veranlassten, sind deutlich zu erkennen.

V. 42 f.

Von viel grossen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde

ist freie Dichtung Goethes. Denn mit der ohne Hilfe des italienischen Originals kaum verständlichen Uebersetzung von Werthes war nichts anzufangen:

als von allen Seiten,
schön und erhabner Herkunft, zur Gemahlin
das schöne Fräulein schon erkieset wurde.

Auch V. 73 hat Goethe frei wiedergegeben. Es war ihm, wie es scheint, die Bedeutung der Suaten nicht klar. Er setzt daher an die Stelle des „ersten von den Suaten“ bei Werthes einen „Fürsten der Suaten“ und lässt die Anrede:

O mein alter geliebter Bruder

ganz weg.[1])

Nöthigt uns also nichts anzunehmen, dass Goethe ausser der deutschen Uebersetzung noch eine andere gekannt oder benützt hat, so lässt uns dagegen auch die flüchtigste Vergleichung des Goetheschen Gedichtes mit dem serbischen Original erkennen, dass Goethe dasselbe in überraschender Weise zu Rathe gezogen hat. Das ist ihm auch in treuer Erinnerung geblieben, dass er „mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals“ übersetzt hat. So weit ihm der serbische Text aus den wiederkehrenden Namen und Wendungen klar war, hat er ihn getreu wiedergegeben. Ja eine genauere Vergleichung ergibt ein interessantes Resultat.

Düntzers schon oben angeführte Behauptung, die Werthessche Uebersetzung habe die Absätze der Urschrift, denen Goethe folge, nicht gegeben, veranlasste mich die Texte und Uebersetzungen nach ihrer Gliederung zu vergleichen.

---

1) Diese Anrede ist freilich missverständlich. Auch Düntzer lässt sich verführen den Bruder der Braut für den Stariswaten zu halten. Die Uebersetzung bei Talvj:

Aeltester! O du in Gott mein Bruder

oder bei Gerhard:

Stariswat! o du in Gott mir Bruder

und die Bemerkungen bei Talvj I S. 273 u. 279 hätten ihm zeigen können, dass vom leiblichen Bruder hier nicht die Rede ist.

Die folgende schematische Zusammenstellung zeigt ihr Verhältniss zu einander. Die Zahlen geben an, bei welcher Zeile der betreffende Text einen Abschnitt hat. Ich stelle zusammen den serbischen Text in Fortis' Viaggio und in der deutschen Uebersetzung (Sitten der Morlacken), die italienische Uebersetzung von Fortis, die deutsche von Werthes, Goethes Uebersetzung nach den Volksliedern und nach den Werken (Hempel), die Uebersetzungen von Talvj und Gerhard. Bei dem serbischen Text gebe ich in Klammer die entsprechende Zeile, wenn sie nicht den Anfang eines neuen Abschnittes bildet.

Serb. Orig. bei		ital.	deutsche Uebersetzungen				
				Goethe			
Fortis	Werthes	Fortis	Werthes	Volksl.	WW.	Talvj	Gerh.
[8]	—	—	—	8	—	—	—
10	10	10	9	10	10	10	11
[14]	—	—	—	14	14	—	15
23	23	26	24	23	23	—	26
[27]	—	—	—	27	27	—	30
[32]	—	—	—	32	32	32	35
[37]	—	—	—	37	37	—	40
41	41	44	42	41	41	41	—
[45]	—	—	—	—	45	—	—
[46]	—	—	—	—	[46]	—	49
—	51	55	53	51	51	—	54
[53]	—	—	—	—	[53]	53	56
[62]	—	—	—	62	62	64	66
[64]	—	—	68[1])	66	66	—	—
67	67	—	—	—	—	69	71
[71]	—	—	—	—	[70]	73	—
[73]	—	—	—	—	[72]	—	78
[78]	—	—	—	77	77	80	82
84	84	94	91	83	83	86	88
89	—	—	—	—	88	—	92
Schluss 92	92	102	99	91	91	94	95

1) Hier ist Goethe durch Werthes zu einem Irrthum verführt worden. Werthes wollte den Absatz, den er bei Fortis nur im serbischen Texte (bei V. 67) vorfand, auch in der deutschen Uebersetzung wiedergeben.

Wir sehen, Goethe ist bei der Gliederung seines Gedichtes selbständig zu Werk gegangen. Der serbische Text hat ihm nur den Weg gezeigt. Aus der Zusammenstellung ist aber noch mehr ersichtlich. Sie gibt uns ein überraschendes Bild von Goethes Uebersetzungskunst. Auch die trockenen Zahlen lassen uns etwas erkennen von der Treue seiner Bearbeitung. Oder zeigen sie uns nicht, dass Goethe bestrebt war das Original bis auf die Zeilenzahl hinaus getreu wiederzugeben und dass ihm dies unter allen Uebersetzern auch einzig gelungen ist?

So ist das Resultat unserer Untersuchung, dass Goethe aus den beiden Quellen, die er in dem Büchlein über die Sitten der Morlacken beisammen fand, geschöpft hat, so weit ihm nur möglich war.

Doch eine gewichtige Frage ist noch zu beantworten. Wie stimmt mit dem gefundenen Resultat Goethes eigene Angabe zusammen, dass er nach einer französischen Vorlage übersetzt habe?

Nach dem, was wir gefunden haben, steht eines fest: die von Goethe gar nicht erwähnte Werthessche Uebersetzung ist in erster Linie Quelle für ihn gewesen. Die französische Uebersetzung könnte er also nur in zweiter Linie benützt haben. Eine solche Benützung einer zweiten Bearbeitung liesse aber erwarten, dass er die Werthesschen Fehler vermieden hätte. Da jedoch die Goethesche Bearbeitung in keinem Puncte eine solche, die erste ergänzende Quelle verräth, so muss uns von vornherein diese angebliche französische Vorlage zweifelhaft erscheinen. Auch dass Herder, der jedesfalls über Goethes Quelle genau unterrichtet war, von einer französischen Vorlage nichts weiss, muss gegen die ein halbes

Da ihn aber Fortis mit seiner Uebersetzung im Stiche liess, so war er aufs errathen angewiesen. So beginnt bei ihm der Abschnitt mit V. 68, während er nach dem gegenüberstehenden serbischen Texte erst mit V. 70 „Aber näher u. s. w." anfangen sollte. Den Fehler von Werthes wiederholt Goethe. Es entspricht nicht, wie er nach Werthes glauben musste, sein V. 66 dem V. 67 des serbischen Originals, sondern erst sein V. 68. In Folge dieses Irrthums schiebt Goethe von V. 62—67 (= serb. V. 62—66) einen Vers ein und lässt von V. 68—82 (= serb. V. 67—83) 2 ausfallen.

Jahrhundert spätere Angabe Zweifel erregen. Und noch ein anderer Umstand zeigt uns, dass Goethe seiner Quellen sich nicht mehr genau erinnerte. In dem gleichen Aufsatze in „Ueber Kunst und Alterthum“ (V, 2 S. 55) berichtet er von der Sammlung serbischer Volkslieder, die Wuk Stephanowitsch Karadgitsch 1814 herausgab, und bemerkt dabei: „Auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original“. Und kurz vorher (S. 53) schreibt Goethe selbst „vom beygefügten Französischen“ und von der „Beachtung der Wortstellung des Originals“! Dieses Original findet sich ja in sämmtlichen Ausgaben der Sitten der Morlacken, bei Fortis, bei Werthes u. s. w., und Wuk kannte es gleichfalls einzig aus dem Werke von Fortis, was ihn auch veranlasste, in seiner späteren grösseren Sammlung den Klaggesang wegzulassen (s. Talvj II, 319).

Aber musste nicht die Talvj, die jene Nachricht Goethes wiedergibt, in Folge ihrer intimeren Beziehungen zu dem Dichter (s. jetzt auch Strehlke, Goethes Briefe, unter Therese von Jakob I, 304 f.) und bei ihrer genauen Kenntniss der betreffenden Litteratur über die Quelle Goethes näheres wissen? Mir scheint ihre Angabe (Volkslieder I Vorrede S. VIII) auf keine genauere Kenntniss schliessen zu lassen. Sie drückt sich ziemlich vorsichtig aus. „Mit einsichtiger Treue lieferte Fortis in seiner dalmatischen Reise eine einzelne Probe[1]), jene traurig-schöne Erzählung von der verkannten Gemahlin Hassan-Agas, die bald darauf dem deutschen Leser in einer Uebertragung unseres Meisters bekannt ward, welche in ihrer grossartigen Einfachheit den Umweg durch die italienische oder französische Sprache auf keine Weise ahnen lässt.“ Erst in der Anmerkung zu ihrer Uebersetzung des Klaggesangs (II, 319) gibt sie an, dass „der Meister das Gedicht aus einer französischen Uebersetzung, die wiederum aus dem Italienischen über-

1) Diese Angabe ist unrichtig. Fortis gibt verschiedene Proben. Ihm verdankt Herder seine sämmtlichen morlackischen Volkslieder. Unrichtig ist deshalb auch die andere Angabe der Talvj (a. a. O. VII): Aus der von dem Franciscaner A. M. Katschitsch veranstalteten Sammlung „scheinen die »morlachischen Geschichten« genommen zu sein, die Herder im ersten Theil seiner Volkslieder mittheilte“.

tragen war, zuerst unter dem Namen Klaggesang der edlen Frauen Asan Agas bei den Deutschen eingeführt habe". Aber auch diese Angabe ist nicht richtig, da ja Werthes, dessen Schriftchen sie, wie es scheint, nicht kennt, der erste war, der eine deutsche Uebersetzung lieferte. So dürfen wir, wie ich glaube, auf dieses Zeugniss der Talvj, das offenbar nur die Angabe Goethes wiederholt, kein Gewicht legen.

Uebrigens müssten wir, wenn wir der Talvj genauere Kenntniss zuschreiben wollten, das gleiche auch bei Gerhard thun, der in gleichen Beziehungen zu Goethe stand. Er spricht aber (a. a. O. S. 211) in der Vorbemerkung zu seiner Uebersetzung von Goethes Gedicht als „einer Uebertragung nach dem italienischen Texte". Von einer französischen Vorlage hat er somit nichts gewusst oder er hat an eine solche nicht geglaubt.

Doch schauen wir uns nach den französischen Ausgaben von Fortis' Werke um, die Goethe benützt haben könnte. Die französischen Bibliographien wissen nur von einer Uebersetzung von Fortis' Reise aus dem Jahre 1778. Noch 1777 gibt der Mercure de France (Févr. 109—116) einen Auszug der Sitten der Morlacken nach dem sehr ausführlichen Berichte, den das Giornale de' letterati von Pisa 1775 (Bd. XX S. 81 ff.) über Fortis' Reise gebracht hatte. Er kennt also bis zum J. 1777 keine französische Uebersetzung. Der Klaggesang wird im Mercure gar nicht erwähnt. Jene französische Uebersetzung von 1778 (Voyage en Dalmatie, trad. de l'italien, Bern 1778) erschien ebenfalls bei der typographischen Gesellschaft in Bern und gleichzeitig eine Separatausgabe des Abschnitts über die Sitten der Morlacken, die sich als blossen Abdruck schon durch die gewahrte Briefform erweist, was bei der Werthesschen Uebersetzung nicht der Fall ist (Lettre de M. l'Abbé Fortis — sur les moeurs et usages des Morlaques, appellés Montenegrins, Berne 1778).

Ich kenne nur diesen Separatabdruck. Hier findet sich S. 79 ff. der serbische Text und eine französische Uebertragung in Prosa, die sich genau an Fortis' Uebersetzung anschliesst. Was von der italienischen Uebersetzung gilt, das gilt daher auch von dieser. Hätte Goethe sie auch erst später kennen

gelernt und mit der Werthesschen verglichen, so müsste er ihr an verschiedenen Stellen[1]) den Vorzug vor der letzteren gegeben haben. Von Einfluss ist also diese französische Uebersetzung, wenn sie Goethe je zu Gesicht gekommen ist, nicht gewesen. So müsste Goethe nur eine andere, und zwar frühere benützt haben. Von einer solchen, etwa 1775 erschienenen französischen Uebersetzung ist aber nichts bekannt. Die Bücherlexica führen wol noch von Fortis an „Lettres sur les Morlaques", die auch in Bern ohne Angabe des Jahres herausgekommen sein sollen. Aber wenn auch diese Angabe richtig ist und nicht auf einer Verwechselung mit der sonst nicht erwähnten „Lettre etc." beruht, so ist doch wol nicht anzunehmen, dass im gleichen Verlag eine zweite, von der angeführten verschiedene Uebersetzung erschienen ist. So kommen wir zu dem Schlusse: die vorhandene französische Uebersetzung hat Goethe wol nicht gekannt, jedesfalls nicht benützt.

Doch Goethe gibt uns selbst noch weitere Mittel an die Hand die Richtigkeit seiner Angabe zu prüfen. Er spricht in der oben angeführten Stelle von den „Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg", und nur diese kann Goethe im Sinne haben, wenn er von dem beigefügten Französischen redet. Mit diesen „Morlackischen Notizen" hat es aber eine eigene Bewandtniss.

Jm Jahre 1788 erschien in Venedig der Roman „Les Morlaques par J. W. C. D. U. et R." Die Verfasserin, die in einer Ausgabe des Romans unter der Dedication an die Kaiserin Katharina II. ihren vollen Namen nennt, ist Justine

---

1) Ich führe zur Vergleichung nur die beiden Stellen an:

Le Beg se tait et ne répond rien: mais il tire d'une bourse de soye vermeille une feuille de papier, qui permet à sa soeur de se couronner pour un nouveau mari, après qu'elle sera retournée dans la maison de ses pères

und:

Arrivée, chemin faisant, devant la maison d'Asan ses deux filles la voyent d'un balcon, et ses deux fils courent à sa rencontre, en criant: „chère mère reste avec nous; prens chez nous des refraichissemens". (!) Quérard, la France littéraire III, 172 bemerkt nicht mit Unrecht zu dieser Uebersetzung von Fortis' Werke: „Édition très-mauvaise d'un ouvrage peu exact".

(Giustiniana) Wynne, Comtesse des Ursins et de Rosemberg, die zweite Gemahlin des Grafen Philipp Joseph Rosenberg-Orsini.

(S. Quérard X, 542, Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes III, 358 und Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich Theil 27, S. 17 f.)[1]).

Eine deutsche Uebersetzung von Samuel Gottlieb Bürde erschien 1790 in Breslau. (Die Morlaken von J. Wynne, Gräfinn von Ursini und Rosenberg. Aus dem Französischen übersetzt von S. G. Bürde. I. II. Breslau 1790. S. auch Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I, 245 unter S. G. Bürde.) Diesen Roman mochte Goethe am Schlusse seiner italienischen Reise kennen gelernt haben. Die Verfasserin desselben bemerkt selbst in der Vorrede (nach der deutschen Uebersetzung, die ich allein kenne):

„Die besonderen Umstände eines tragischen Vorfalls, der sich vor etlichen Jahren unter den Morlaken in Venedig ereignete, lenkten die Aufmerksamkeit auf diese wenig gekannte Nation, und machten sie interessant. Mündliche Nachrichten von denjenigen Morlaken eingezogen, die öffentlicher oder Privatangelegenheiten halber sich hier zu Lande aufhielten; Unterredungen mit Sclavoniern, die aus der Nachbarschaft jener Gegenden waren; das Nachlesen der wenigen alten Bücher, die man über diess Land hat, vorzüglich aber eines vortrefflichen neuern Werks, der Reise des Herrn Fortis durch Dalmatien, sind die Quellen, aus denen bei dieser Schrift geschöpft worden ist.“

Der Erzählung ist eine Anzahl serbischer Volkslieder eingestreut. Der Klaggesang wird aber nur erwähnt (I, 248), wozu Bürde bemerkt: „Fortis hat diese Ballade im I. Theil, S. 152 ganz eingerückt. Im VIII. Th. von Goethens Werken findet man eine Uebersetzung davon.“

So beruht also auch Goethes Angabe in Betreff der Gräfin Rosenberg auf einem Irrthum.

Wir sind daher, wie ich glaube, berechtigt die ganze

1) Wurzbach gibt als Geburtstag den 31. Jänner 1732, und als Todestag den 21. Aug. 1791 an und spricht dann von einem Alter von 54 Jahren. Die Gräfin ist den 31. Jan. 1737 geboren.

Angabe hinsichtlich einer französischen Vorlage als eine irrthümliche zu bezeichnen. Wir können vielleicht auch erklären, wie Goethe zu seiner Bemerkung gekommen ist. Fortis „Reisen“ citiert er offenbar nur nach Herders Vorgang. Das Werk selbst (italienisch, französisch oder deutsch) hat er wol nicht in der Hand gehabt. Dagegen erinnert er sich, dass er nach dem bei Herder in zweiter Stelle genannten Werke übersetzt hat. Statt des deutschen Büchleins „Sitten der Morlacken“ schiebt ihm aber die irrende Erinnerung das viel spätere französische Werk der Gräfin Rosenberg unter, und so glaubt er nach einer französischen Vorlage übersetzt zu haben. In der That aber sind die „Sitten der Morlacken“ mit dem serbischen Original und der deutschen Uebersetzung von Werthes die einzige Quelle von Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga.

Ein Brief von „Mutter Voss“ an Walburga von Holzing bei ihrer Vermählung mit dem Kaufmann Justus Tiedemann.

Ein herzlich gemeintes Wort an die liebe Wally bey'm Begin ihrer neuen Laufbahn durchs Leben.

Die alte Mutter ist Wortarm geworden, und kann im Gespräch nicht mehr geben, was ihr Herz gern geben möchte! sie hoft aber bis an ihr Ende reich zu bleiben an herzlichen Gefühlen gegen alle, die ihr Herz liebt, und kann die geliebte Schwester ihres Herzens Kindes nicht ohne einen ausgesprochnen Segen in die Welt ziehn lassen. Sie muss ihr zurufen: sey getrost, indem Du Deine Heimaht und Deine Freundschaft verlässt und einem brafen Mann in sein Vaterland folgst. Fürchte Dich nicht, denn Gott ist mit Dir, wenn Du ernst und redlich strebst, mit Treue und Liebe Deine Pflichten zu erfüllen. Schon Salomo hat gesagt: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und kann guter Dinge seyn im Herrn! Mit dem festen Vorsaz, der Segen ihres Gewählten zu werden, soll jedes Mädchen in den wichtigen Stand der Ehe treten; dann wird ihr wenigstens gelingen, zu erreichen, was bey Menschlicher Schwachheit zu erreichen möglich ist. Sie soll mit Achtung auf ihn schauen, und ihr höchstes Streben soll sein, ihm zu gefallen! Ihr höchster Stolz soll sein, seine Achtung zu verdienen, sich sein Vertrauen, im Grossen wie im Kleinen, zu erwerben. An der Hand eines brafen Mannes, steht ein Weib fest, und geht sicher! Der Mann ist des Weibes Haubt! Darin liegt, dass unser Wille dem seinen untergeordnet ist. Er ist unser Versorger! unser Schuz! unser Trost! Unbedingten Gehorsam fodert kein vernünftiger Ehemann; das Weib darf mit Sanftmuht ihren Willen aussprechen, wo sie es für Recht erkennt, und findet dadurch oft Füg-

samkeit, wo sie es zu wünschen Ursache hat. Ein Weib kann stets guter Dinge und fröhlich sein und bleiben, wenn sie sich den Umfang ihrer Pflichten weder zu leicht, noch zu schwer denkt! Du, meine geliebte Wallÿ, hast bis jezt im Leben vieles entbehrt, was Sicherheit und Leichtigkeit giebt, die Pflichten des Weibes treu zu erfüllen. Dir fehlte dass Beyspiel und die Leitung einer liebenden Mutter, Dir fehlte, bis auf die lezten Jahre, ruhige häusliche Umgebung, und Uebung in häuslicher Thätigkeit, die eigentlich des Weibes Beruf ist und in der sie Ersaz findet, für alles, was dass Geräusch der Welt nicht geben kann. Das Vorbild Deiner Schwester bleibe Deinem Herzen tief eingeprägt! Mit wahrer Demuht im Herzen trage die Schwächen anderer; so kannst Du sicher sein, dass auch Deine Schwächen mit Schonung getragen werden. Diese innere Demuht, die eine der schönsten Zierden unsrer Seele ist, leitet uns bey allem, was wir zu üben haben, zur ernsten Prüfung unser selbst, sie schüzt uns vor Launen, die man keinem Ehemann zu tragen auflegen muss, vor Aufwallungen zur Heftigkeit, wenn sich irgend etwas nicht nach unserem Sinne fügt. Je weniger ein Weib an sich selbst denkt, je weniger trübe Stunden stehn ihr im Leben bevor. Suche es Dir zur Gewohnheit zu machen, mit ernsten Vorsätzen jeden Tag zu beginnen, mit ernster Prüfung dessen, was Du geleistet, ihn zu beschliessen. Jedes ernste Streben nach innrer Vollkommenheit segnet Gott mit Gelingen. Gelingt uns etwas Gutes, so soll es uns nicht stolz machen, nur dankbar! und wachsam auf dass, was uns noch fehlt. Dass Streben nach innrer Reinheit giebt einen fröhlichen Muht! Ordnung im Innern hat Ordnung im Aeussern zum Geleite, und beyde sind die Seele des Hauswesens. Wir müssen, um daurend glücklich zu sein, weder im Innern, noch im Aeussern nach Prunk streben, nichts thun, um den Beyfall anderer zu erreichen, dürfen uns nur im Stillen freuen, wenn er uns zu Theil wird. Geräuschlos, und mit Leichtigkeit unsre Geschäfte zu treiben, muss stets unser Streben sein; je mehr man sich gewöhnt, alles zur bestimmten Zeit zu thun, je mehr erleichtert sich selbst jedes Geschäft; je geräuschloser ein Weib wirkt, je behaglicher fühlen sich die mit ihr leben. Vernünftige

Sparsamkeit gehört zu unsern ersten Pflichten, selbst dann, wenn uns von Gott alles reichlich bescheert ist. Die Hausfrau muss stets dafür sorgen, dass nichts in ihrem Hause umkomme. Dass scharfe Auge der Hausfrau vermindert nie die Liebe der Dienenden, wenn es nicht in Strenge ausartet. Sich die Achtung der Dienenden zu erwerben, muss man nie vernachlässigen. Diese erwirbt man sich am leichtesten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und ihnen dass Gefühl giebt, dass man alles, was man von ihnen fodert, selbst zu leisten im Stande sey; man muss sich nicht scheuen, selbst in allen Ecken flink und fröhlich mit anzugreifen. Im Tadeln der Fehler muss man freundlich sein, nie zu viel von ihnen fodern, und nicht sparsam sein, ein ermunterndes Wort auszusprechen, wenn sie etwas recht gemacht haben. Auch mit ihrer Zeit muss die Hausfrau sparsam umgehen. So wenig Zeit als möglich verwende sie auf den Puz, zu geselligen Unterhaltungen, die bloss Zeitvertreib geben. Gesellige Unterhaltung soll nur Würze des Lebens sein, nie der Zweck unsers Strebens. Den Plan des Lebens muss der Mann bestimmen; er weiss am besten, wo Erholung von Berufsgeschäften ihm wohl thut und welche Art der Erheitrung auf ihn am wohlthätigsten wirkt. Diesen Plan alsdann ausbilden und verschönern ist das Geschäft der Frau; je einfacher sie ihn vereint ausbilden, je glücklicher werden beyde sein. Prunk befriedigt kein Herz wahrhaft! zu viel Getümmel lässt nie einen erfreulichen Eindruck zurück.

Sollte ich Dir die Frage beantworten: ob ich selbst in meinem langen Leben immer die Treue geübt, die ich Dir empfehle, so könnte ich wohl kein freudiges Ja sprechen! Aber das kann ich Dir nach der Warheit versichern, dass ich da stets mich am glücklichsten gefühlt, wo es mir gelungen ist, meinen guten Vorsätzen getreu zu handeln, und dass mir stets Heiterkeit zum Lohn geworden ist, wenn ich irgend etwas Nichtgutes in mir mit Anstrengung bekämpft. Heitere und trübe Stunden stehn auch Dir bevor. Erkenne mit Dank, dass Du nicht weisst, welches Maass von beiden der Vater im Himmel zu Deinem Besten bestimmt. Was er sendet, muss uns zum Segen werden, wenn wir ohne

Uebermuht das Gute mit Dank nehmen, und das was uns nicht gut scheint, mit ruhiger Ergebung tragen. Zu beydem schenkt er uns Kraft, wenn wir sie mit festem Vertrauen bey ihm suchen.

Die Liebe aller, die mit Dir lebten, folgt Dir in die Fremde; die herzlichsten Wünsche für Dein Wohl geleiten Dich. Alles wird sich freuen, wenn es Dir wohl geht, und es wird Dir wohl gehn in der Liebe, und unter dem Schuz eines brafen Mannes, der das Gute liebt, und das Gute zu schätzen und aufzumuntern versteht. An fremde Menschen und Sitten wirst Du Dich leicht gewöhnen. Die Norddeutschen sind braf, und zuverlässig. Die Hausmütter stehn gerne mit Raht und That bey. Gottes Segen mit Dir, und ein fröhlicher Muht!

Deine treue Mütterliche Freundin
Ernestiene Voss.

Der vorstehende Brief ist nur einmal gedruckt worden, und zwar in der kleinen Schrift: „Hinterlassene Schriften von Mutter Voss“, unter der Ueberschrift: „Brief an W. v. H.“ Diese Schrift ist, wie es scheint, nur für die Familie gedruckt worden und nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen (selbst in Heidelberg war sie nicht mehr aufzutreiben), und da der Brief gegenwärtig ausser den nächsten angehörigen der Adressatin niemandem bekannt sein dürfte, so hoffe ich, dass ein Abdruck desselben den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein werde.

Die Schreiberin des schönen Briefes ist den Litteraturfreunden so bekannt, dass ich mich über sie auf wenige Bemerkungen beschränken zu dürfen glaube, bei welchen die von H. Schröder in Itzehoe verfassten Lebensnachrichten im „Neuen Nekrolog der Deutschen“ Jahrg. 12 (1834), Thl. I, S. 225 u. 226, benutzt worden sind.

Ernestine Voss, geb. Boie (geb. am 31. Januar 1756), war die jüngste Schwester des als Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs und des deutschen Museums rühmlichst bekannten Heinrich Christian Boie (gest. 1806). Ihr Vater, Johann Friedrich Boie, war Kirchenpropst und Hauptprediger zu St. Nicolai in Flensburg. Der später als Gelehrter, Dichter

und Uebersetzer berühmt gewordene Johann Heinrich Voss, der durch den Musenalmanach mit Boie in Verbindung gekommen war, lernte durch ihn dessen geistreiche jüngste Schwester Ernestine kennen und wechselte bereits von Göttingen aus Briefe mit ihr, ehe er sie noch gesehen hatte. Bald nachher begleitete er den Freund nach Flensburg und gewann Ernestine so lieb, dass er sich mit ihr verlobte. Einige Zeit darauf liess er sich in Wandsbeck als Privatgelehrter nieder und gründete einen eigenen Musenalmanach, von dessen Ertrage er leben zu können hoffte. Ernestinens Vater war unterdessen gestorben; die Mutter aber wollte in die Verbindung mit Voss nicht einwilligen, weil von beiden Seiten die zur Begründung eines Hausstandes erforderlichen Mittel fehlten, und erst am 15. Juli 1777 kam die Heirat zu Stande. Bekannt ist, dass die Ehe eine äusserst glückliche wurde und dass Ernestine ihrem Gatten in allen Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens treu zur Seite gestanden und ihre Kinder vortrefflich erzogen hat. Sie verlor ihren geliebten Lebensgefährten, der im J. 1805 als Professor mit dem Hofrathstitel nach Heidelberg berufen worden war, nach neunundvierzigjähriger Ehe am 29. März 1826; ihren ältesten Sohn Heinrich, der ebenfalls Professor in Heidelberg war, hatte sie schon vier Jahre vorher zu Grabe gebracht. Bis in ihr hohes Alter rüstig und geistesfrisch, überlebte sie ihren Gatten um fast acht Jahre und schied wie dieser im März aus dem Leben (10. März 1834), welches sie auf reichlich achtundsiebzig Jahre gebracht hatte. Eigentliche Schriften hat sie nicht herausgegeben; Briefe von ihr findet man in F. H. Jacobis Briefwechsel, auch in den von ihrem Sohne Abraham herausgegebenen Briefen ihres Gatten, wo auch einige das Leben des letzteren erläuternde Aufsätze von ihr Aufnahme gefunden haben; Bruchstücke aus Briefen von ihr enthalten auch die Aufsätze ihres Gatten gegen den Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg. Die oben erwähnten Lebensnachrichten über sie im „Neuen Nekrolog“ schliessen mit den Worten: „Ihr Andenken wird nicht bloss den nächsten Angehörigen, sondern jedem Verehrer deutscher Literatur stets theuer bleiben. Schleswig-Holstein kann stolz darauf sein, dass aus ihm diese edle Frau hervorgegangen ist.“ Die

„Mutter Voss“ schrieb, im Alter von siebenundsechzig Jahren, den vorstehenden Brief an ihre junge Freundin Walburga Francisca Therese von Holzing, als dieselbe sich in Heidelberg am 11. Mai 1823 mit dem Kaufmann Justus Tiedemann aus Bremen verheiratete. Diese durch Schönheit, Geistesbildung und Herzensgüte ausgezeichnete junge Dame war die Tochter des vormaligen Obervogts in Rastatt, nachherigen Hof- und Regierungsraths in Carlsruhe Johann Baptist von Holzing und wurde am 7. Januar 1799 zu Carlsruhe geboren. Sie verlor früh ihre Eltern, ihren Vater am 20. März 1803 und in demselben Jahre auch ihre Mutter Therese geb. von Fabert, welche am 25. März zu Rastatt starb, wurde zu ihrer Ausbildung einem Institut in Mannheim übergeben und lebte, als diese vollendet war, in dem Hause ihres Bruders, des Obersten Leopold von Holzing[1]) in Carlsruhe, dann in dem ihres Schwagers, des Professors der Anatomie und Physiologie Dr. Friedrich Tiedemann[2]) in Heidelberg, der sich am 30. März 1807 mit ihrer älteren Schwester, Jenny Rosa von Holzing, verheiratet hatte, einer schönen, hochgebildeten Dame, die allen geistigen Bestrebungen ein lebhaftes Interesse widmete. Sie schenkte ihrem Gemahl sieben Kinder (vier Söhne und drei Töchter) und erfreute sich in den gebildeten Familienkreisen Heidelbergs der grössten Hochachtung. Ihre an äusseren und inneren Vorzügen ihr vollkommen ebenbürtige Schwester Walburga verheiratete sich, wie oben bemerkt, mit dem Bruder des Professors, nachherigen

1) Ueber diesen ausgezeichneten Mann vgl. Friedrich v. Weechs „Badische Biographien“ Thl. I S. 393. Er wurde am 31. October 1784 in Rastatt geboren, machte sich in den Feldzügen in Spanien (1805–1811) und in den späteren Kriegen rühmlichst bekannt und starb als Oberst und Regimentscommandeur in Mannheim am 19. Mai 1831.

2) Vgl. über den berühmten Physiologen den von Theodor v. Bischoff verfassten ausführlichen Artikel in F. v. Weechs „Bad. Biographien“, Thl. II S. 352–358. Er wurde am 23. August 1781 zu Cassel, wo sein Vater Dietrich Tiedemann Professor der Philosophie am Collegium Carolinum war, geboren, wurde 1816 von Landshut nach Heidelberg berufen, schied 1849 aus seiner erfolgreichen akademischen Wirksamkeit und starb am 22. Januar 1861 zu München. Er hatte am 30. März 1857 seine goldene Hochzeit gefeiert.

Geheimrathes Tiedemann, dem Kaufmann, nachherigen Aeltermann Justus Tiedemann in Bremen. Sie gebar ihm sieben, zum Theil noch lebende Kinder und starb, vierunddreissig Jahre alt, am 12. Juni 1833 in Bremen; ihr Gatte, der 1835 in eine zweite Ehe getreten war, starb daselbst, vierundsiebzig Jahre alt, am 22. November 1858. Durch die Güte der Gemahlin des Herrn Geheimrath Dr. Kopp, Professors der Chemie an der Universität Heidelberg, einer Tochter der Frau Walburga Tiedemann, wurde mir Einsicht in den von den Kindern der verewigten als theures Andenken aufbewahrten Originalbrief gewährt, von welchem ich seither nur eine Abschrift besessen hatte; die oben mitgetheilten Lebensnachrichten verdanke ich der ältesten Tochter der verewigten, Fräulein Therese Tiedemann in Bremen.

Wiesbaden, 8. August 1884.

Karl Schwartz.

Ungedruckte Dichtungen Hölderlins.

Mitgetheilt
von
August Sauer.

1. Jugendgedichte.

Im „Morgenblatte für gebildete Leser“ 1863 Nr. 34 und 35 hat Professor Christoph Theodor Schwab, der verdienstvolle Herausgeber von Hölderlins Werken, eine Reihe von Jugendgedichten desselben veröffentlicht. Ein Theil der damals von Schwab benützten Papiere ist gegenwärtig im Besitze des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig, der sie mir mit gewohnter Liebenswürdigkeit zur Benützung überliess. Es ist ein Quartheft mit 60 Seiten, von Hölderlins Hand reinlich und sorgfältig beschrieben, 11 Gedichte enthaltend, von denen Schwab nur vier Strophen des ersten, ferner das dritte und siebente — jedoch ohne die Aenderungen und Verbesserungen des Dichters — mittheilte. Ich lasse sie mit allen orthographischen Eigenthümlichkeiten des Originals folgen. Die Gedicht- und Verszahlen rühren von mir her.

S. 3. [1.] Die Meinige. 1786.

Herr der Welten! der du deinen Menschen
Leuchten läßst so liebevoll dein Angesicht,
Lächle, Herr der Welten! auch des Betters Erdenwünschen,
O du weist es! sündich sind sie nicht.
Ich will betten für die lieben Meinen
Wie dein großer Sohn für seine Jünger bat —
O auch Er, er konte Menschentränen weinen,
Wann er bettend für die Menschen vor dich trat —

Ja! in seinem Nahmen will ich betten,
Und du zürnst des Betters Erdenwünschen nicht,
Ja! mit freiem, ofnem Herzen will ich vor dich tretten,
Sprechen will ich, wie dein Luther spricht. —

Bin ich gleich vor dir ein Wurm, ein Sünder —
Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha —
O! ich glaube! Guter! Vater deiner Kinder!
Glaubend, glaubend trett' ich deinem Trone nah.

S. 4. Meine Mutter! — o mit Freudentränen
Dank ich großer Geber, lieber Vater! Dir,
Mir o mir dem glüklichsten von tausend andern Söhnen
Ach die beste Mutter gabst du mir.
Gott! ich falle nieder mit Entzüken,
Welches ewig keine Menschenlippe spricht
Tränend kan ich aus dem Staube zu dir bliken —
Nimm' es an das Opfer! mehr vermag ich nicht! —

Ach als einst in unsre stille Hütte
Furchtbarer! herab dein Todesengel kam,
Und den jammernden, den flehenden aus ihrer Mitte
Ewigteurer Vater! dich uns nahm;
Als am schröklich stillen Sterbebette
Meine Mutter sinnlos in dem Staube lag —
Wehe! noch erblik ich sie, die Jammerstätte,
Ewig schwebt vor mir der schwarze Sterbetag —

S. 5. Ach! da warf ich mich zur Mutter nieder,
Heischerschluchzend blikte ich an ihr hinauf,
Plözlich bebt' ein heilger Schauer durch des Knaben Glieder,
Kindlich sprach ich — Lasten legt er auf
Aber o! er hilft ja auch, der gute —
Hilft ja auch der gute, liebevolle Gott — —
Amen! amen! noch erkenn ichs! deine Ruthe
Schläget väterlich! Du hilfst in aller Noth!

Nun! so hilf, so hilf in trüben Tagen,
Guter, wie du bisher noch geholfen hast,
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen
Meiner Mutter — jede Lebenslast.
Daß allein sie sorgt die Elternsorgen!
Einsam jede Schritte ihres Sohnes wägt!
Für die Kinder jeden Abend, jeden Morgen —
Ach! und oft ein Tränenopfer vor dich legt!

S. 6. Daß sie in so manchen trüben Stunden
Ueber Witwenquäler in der Stille weint!
Und dann wieder aufgerißen bluten alle Wunden,
Jede Trau'rerinnrung sich vereint!

---

18 Dank ich lieber, lieber Vater! dir, *zuerst.*

Daß sie aus den schwarzen Leichenzügen
Oft so, schmerzlich sie nach seinem Grabe sieht!
Da zu sein wünscht, wo die Tränen all' versiegen,
Wo uns jede Sorge, jede Klage flieht.

O so hilf, so hilf in trüben Tagen,
Guter! wie du bisher noch geholfen hast!
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,
Sieh! sie weinet! — jede Lebenslast.
Lohn' ihr einst am großen Weltenmorgen
All die Sanftmuth, all die treue Sorglichkeit,
All die Kümmerniße, all die Muttersorgen,
All die Tränenopfer ihrer Einsamkeit.

S. 7. Lohn' ihr noch in diesem Erdenleben
Alles, alles, was die Teure für uns that.
O! ich weiß es froh, du kanst du wirst es geben
Wirst dereinst erfüllen, was ich bat.
Laß sie einst mit himmlisch hellem Blike
Wann um sie die Tochter — Söhne — Enkel stehn —
Himmelauf die Hände faltend, groß zurüke
Auf der Jahre schöne Stralenreise sehn.

Wann sie dann entflammt im Dankgebette
Mit uns in den Silberloken vor dir kniet,
Und ein Engelschor herunter auf die heil'ge Stätte
Mit Entzüken in dem Auge sieht;
Gott! wie soll dich dann mein Lied erheben!
Halleluja! Halleluja! jauchz' ich dann;
Stürm aus meiner Harfe jubelnd Leben;
Heil dem grosen Geber! ruf ich himmelan.

S. 8. Auch für meine Schwester laß mich flehen,
Gott! du weist es, wie sie meine Seele liebt,
Gott! du weist es, kennest ja die Herzen, hast gesehen,
Wie bei ihren Leiden sich mein Blik getrübt. —
Unter Rosen, wie in Dornengängen,
Leite jeden ihrer Tritte himmelan.
Laß die Leiden sie zur frommen Ruhe bringen,
Laß sie weise gehn auf heitrer Lebensbahn.

Laß sie früh das beste Theil erwählen
Schreib ihrs tief in ihren unbefangnen Sinn,
Tief wie schön — die Himmelsblume blüht in jungen Seelen
Christuslieb' und Gottesfurcht wie schön!

---

67 ich weiß] ich glaub *zuerst.*

Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne,
Wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht
Heller deinen Himmel, schöner deine Sonne,
Näher deinem Trone die Gestirne macht.

S. 9. Wie sie in das Herz des Kämpfers Frieden
Tränen in des bangen Dulders Auge giebt —
Wie dann keine Stürme mehr das stille Herz ermüden,
Keine Klage mehr die Seele trübt.
Wie sie frei einhergeht im Getümmel,
Ihr vor keinem Spötter, keinem Haßer graut,
Wie ihr Auge, helleschimmernd, wie dein Himmel,
Schrökend dem Verführer in das Auge schaut.

Aber Gott! Daß unter Frühlingskränzen
Oft das feine Laster seinen Stachel birgt —
Daß so oft die Schlange unter heitern Jugendtänzen
Wirbelt, und so schnell die Unschuld würgt —!
Schwester! Schwester! reine gute Seele!
Gottes Engel walte immer über dir!
Häng dich nicht an diese Schlangenhöhle,
Unsers Bleibens ist — Gott seis gedankt! nicht hier.

S. 10. Und mein Carl — — o! Himmelsaugenblike! —
O du Stunde stiller, frommer Seeligkeit! —
Wohl ist mir! ich denke mich in jene Zeit zurüke —
Gott! es war doch meine schönste Zeit.
(O daß wiederkehrten diese Tage!
O daß noch so unbewölkt des Jünglings Herz,
Noch so harmlos wäre, noch so frei von Klage,
Noch so ungetrübt von ungestümem Schmerz!)

Guter Carl! — in jenen schönen Tagen
Saß ich einst mit dir am Nekkarstrand,
Fröhlich sahen wir die Welle an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gedicht
Bebte mir durchs Herz; und plözlich scherzt' ich nimmer,
Plözlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.

S. 11. Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsche hin.
Einfalt, Unschuld wars, was unsre Knabenherzen redten —
Lieber Gott! die Stunde war so schön.
Wie der leise Laut dich Abba! nannte!
Wie die Knaben sich umarmten! himmelwärts

Ihre Hände strekten! wie es brandte —
Im Gelübde, oft zu betten — beeder Herz!

Nun, mein Vater! höre, was ich bitte;
Ruf ihm oft ins Herz, vor deinen Tron zu gehn:
Wann der Sturm einst droht, die Wooge rauscht um seine Tritte,
O so mahne ihn, zu dir zu flehn.
Wann im Kampf ihm einst die Arme sinken,
Bang nach Rettung seine Blike um sich sehn,
Die Vernunft verirrte Wünsche lenken;
O so mahne ihn dein Geist, zu dir zu flehn.

S. 12. Wenn er einst mit unverdorbner Seele
Unter Menschen irret, wo Verderber spähn,
Und ihm süßlich scheint der Pesthauch dieser Schlangenhöhle,
O! so mahne ihn, zu dir zu flehn.
Gott! wir gehn auf schwerem, steilem Pfade,
Tausend fallen, wo noch zehen aufrecht stehn, —
Gott! so leite ihn mit deiner Gnade,
Mahn ihn oft durch deinen Geist, zu dir zu flehn.

O! und sie im frommen Silberhaare,
Der so heiß der Kinder Freudenträne rinnt
Die so groß zurükblikt auf so viele schöne Jahre,
Die so gut, so liebevoll mich Enkel nennt,
Die, o lieber Vater! deine Gnade
Führte durch so manches rauhe Distelnfeld,
Durch so manche dunkle Dornenpfade —
Die jezt froh die Palme hoft, die sie erhält —

S. 13. Laß, o laß sie lange noch genießen
Ihrer Jahre lohnende Erinnerung
Laß uns alle jeden Augenblik ihr süßen,
Streben, so wie sie, nach Heiligung.
Ohne diese wird dich niemand sehen,
Ohne diese trift uns kein Gericht;
Heilge mich! sonst muß' ich draußen stehen,
Wann die Meinen schaun dein heilig' Angesicht.

Ja! uns alle laß einander finden,
Wo mit Freuden erndten, die mit Tränen säen,
Wo wir mit Eloah unser Jubellied verbinden,
Ewig, ewig seelig vor dir stehn.
O! so ende bald, du Bahn der Leiden!

---

151 leite] salbe *zuerst*.
159 dunkle] trübe *zuerst*.

Rinne eilig, rinne eilig, Pilgerzeit!
Himmel! schon empfind' ich sie, die Freuden —
Deine — Wiedersehen froher Ewigkeit!

S. 15. [2.] Die Demuth. 1788.

Hört, größre, edlere der Schwabensöhne!
Die ihr vor keinem Dominiksgesicht
Euch krümmet, welchen keine Dirnenträne
Das winzige, geschwächte Herzchen bricht.

Hört, größre, edlere der Schwabensöhne!
In welchen noch das Kleinod Freiheit pocht,
Die ihr euch keines reichen Ahnherrn Miene,
Und keiner Fürstenlaune unterjocht.

Geschlecht von oben! Vaterlandeskronen!
Nur euch bewahre Gott vor Uebermuth!
O! Brüder! der Gedanke soll uns lohnen,
In Hermann braußte kein Despotenblut.

S. 16. Beweinenswürdig ist des Stolzen Ende —
Wann er die Grube seiner Größe gräbt,
Doch fürchterlich sind seine Henkershände,
Wann er sich glüklich über andre hebt.

Drum größre, edlere der Schwabensöhne
Laßt Demuth, Demuth euer erstes sein,
Wie sehr das Herz nach Außenglanz sich sehne,
Laßt Demuth, Demuth euer erstes sein.

Viel sind und schön des stillen Mannes Freuden,
Und stürmten auch auf ihn der Leiden viel,
Er blikt gen Himmel unter seinen Leiden,
Beneidet nie des Lachens Possenspiel.

Sein feurigster, sein erster Wunsch auf Erden
Ist allen, allen Menschen nüzlich sein
Und wann sie froh durch seine Thaten werden,
Dann will der edle ihres Danks sich freun.

S. 17. O! Demuth, Demuth! Laß uns all dich lieben,
Du bists, die uns zu einem Bund vereint,
In welchem gute Herzen nie sich trüben,
In welchem nie bedrängte Unschuld weint.

---

11 uns] euch *zuerst*.

Vor allen, welchen Gott ein Herz gegeben
Das groß und königlich, und feurig ist
Die in Gefahren nur vor Freude beben,
Für Tugend selbst auf einem Blutgerüst.

Vor allen, allen, solche Schwabensöhne
O solche, Demuth, solche führe du
Aus jeder bäu'rischstolzen Narrenbühne
Den stillen Reihen jenes Bundes zu.

S. 18. [3.] Die Stille. 1788.

Die du schon mein Knabenherz entzüktest,
Welcher schon die Knabenträne floß,
Die du früh dem Lärm der Thören mich entrüktest,
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschoos,

Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!
Dein, du Immertreue! sei mein Lied!
Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben,
Bleibst mir treu, wenn einst mich alles, alles flieht.

Jene Ruhe — jene Himmelswonne —
O ich wußte nicht, wie mir geschah,
Wann so oft in stiller Pracht die Abendsonne,
Durch den dunklen Wald zu mir heruntersah —

Du, o du nur hattest ausgegoßen
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,
Jene Himmelswonne ist aus dir gefloßen,
Hehre Stille! holde Freudengeberin!

S. 19. Dein war sie, die Träne, die im Haine
Auf den abgepflükten Erdbeerstrauß
Mir entfiel — mit dir ging ich im Mondenscheine
Dann zurück ins liebe elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen schimmern,
Schon wars Suppenzeit — ich eilte nicht!
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefüßten Roß am Hochgericht.

---

18 abgepfükten *Manuscript.*

21—24 *lauten zuerst:*

Ferne sah ich seine Kerze flimmern,
Hörte läuten — doch ich eilte nicht;
Dachte nicht die Suppe, nicht des Kirchhofs Wimmern
Nicht das dreigefüßte Roß am Hochgericht

War ich endlich staubigt angekommen,
Theilt' ich erst den welken Erdbeerstraus,
Rühmend, mit wie saurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankende Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wenn ich satt gegessen,
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

S. 20. O! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann so über alles wohl, .
Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle
Wann so einsam von dem Thurm die Glocke scholl.

Alles schwieg und schlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunklen Erdbeerhaine
Träumt' ich, und vom Gang im stillen Mondenschein.

Als ich weggerißen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte: in das bunte Weltgewirr hinaus;

O wie pflegtest du den armen Jungen,
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wann er sich im Weltgewirre müdgerungen,
In der lieben, wehmuthsvollen Einsamkeit.

S. 21. Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen
Feuriger izt stürzte Jünglingsblut;
O! wie schweigtest du oft ungestüme Schmerzen,
Stärktest du den Schwachen oft mit neuen Muth.

Jezt belausch' ich oft in deiner Hütte
Meinen Schlachtenstürmer Ossian,
Schwebe oft in schimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Sänger Gottes, Klopstok, himmelan.

Gott! und wann durch stille Schattenheken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Hasel, ihre Liebenden zu deken,
Sorglich ihre grüne Zweige um uns schmiegt —

---

30 NB. Erdbeer *am Rande.*

Nach Vers 60 folgt die eingeklammerte Strophe:

Wann durchs dichte, einsame Gesträuche
Kein verdächtger, falscher Fußtritt rauscht,
In den Weiden an dem waldumkränzten Teiche
Kein verhaßter loser Lacher uns belauscht —

S. 22. Wann im ganzen seegensvollen Thale
Alles dann so stille, stille ist,
Und die Freudenträne, hell im Abendstrale,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange wischt —

Oder wann in friedlichen Gefilden
Mir mein Herzensfreund zur Seite geht,
Und mich ganz dem edlen Jüngling nachzubilden
Einzig vor der Seele der Gedanke steht —

Und wir bei den kleinen Kümmernißen
Uns so sorglich in die Augen sehn,
Wann so sparsam öfters, und so abgerißen
Uns die Worte von der ernsten Lippe gehn.

Schön, o schön sind sie! die stille Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die stille, gottergebne Leiden
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt!

S. 23. Drum, wenn Stürme einst den Mann umgeben,
Nimmer ihn der Jugendsinn belebt,
Schwarze Unglückswolken drohend ihn umschweben,
Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt;

O so reiße ihn aus dem Getümmel,
Hülle ihn in deine Schatten ein!
O! in deinen Schatten, Theure! wohnt der Himmel,
Ruhig wirds bei ihnen unter Stürmen sein.

Und wann einst nach tausend trüben Stunden
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,
Und das Herz sich matt gekämpft an tausend Wunden
Und des Lebens Last den schwachen Nacken beugt:

O so leite mich mit deinem Stabe —
Harren will ich auf ihn hingebeugt
Biß in dem willkommnen, ruhevollen Grabe
Aller Sturm und aller Lärm der Thoren schweigt.

69—72 *lauten zuerst:*
Und so sparsam mir bei ihm die Worte
Abgebrochen von der Lippe gehn
Und wir lehnend uns an unsers Klosters Pforte
Uns verstehend — heitrer in die Augen sehn — —

87 Mattgekämpft das Herz sich hat an tausend Wunden *zuerst.*

S. 24. [4.] Schwärmerei. 1788.

Freunde! Freunde! wenn er heute käme
Heute mich aus unserm Bunde nähme
Jener lezte große Augenblik —
Wann der frohe Puls so plözlich stünde
Und verworren Freundesstimme tönte,
Und, ein Nebel, mich umschwebte, Erdenglük.

Ha! so plözlich Lebewohl zu sagen
All den lieben schöndurchlebten Tagen —
Doch — ich glaube — nein! ich bebte nicht!
„Freunde! spräch' ich, dort auf jenen Höhen
„Werden wir uns alle wiedersehen,
„Freunde! wo ein schönrer Tag die Wolken bricht.

S. 25. „Aber Stella! fern ist deine Hütte,
„Nahe rauschen schon des Würgers Tritte —
„Stella! meine Stella! weine nicht!
„Nur noch einmal möcht' ich sie umarmen,
„Sterben dann in meiner Stella Armen,
„Eile, Stella! eile, eh' das Auge bricht.

„Aber ferne, ferne deine Hütte
„Nahe rauschen schon des Würgers Tritte —
„Freunde! bringet meine Lieder ihr.
„Lieber Gott! ein großer Mann zu werden
„War so oft mein Wunsch, mein Traum auf Erden
„Aber — Brüder — größre Rollen winken mir.

„Traurt ihr, Brüder! daß so weggeschwunden
„All' der Zukunft schöngeträumte Stunden
„Alle, alle meine Hofnungen!
„Daß die Erde meinen Leichnam deket
„Eh' ich mir ein Denkmal aufgesteket
„Und der Enkel nimmer denkt des Schlummernden.

S. 26. „Daß er kalt an meinem Leichensteine
„Stehet, und des modernden Gebeine
„Keines Jünglings stiller Seegen grüßt,
„Daß auf meines Grabes Rosenheken
„Auf den Liljen, die den Moder deken
„Keines Mädchens herzergoßne Träne fließt.

„Daß von Männern, die vorüberwallen,
„Nicht die Worte in die Gruft erschallen,
„Jüngling! Du entschlummertest zu früh!
„Daß den Kleinen keine Silbergreise

„Sagen an dem Ziel der Lebensreise,
„Kinder! mein und jenes Grab vergeßet nie!

„Daß sie mir so grausam weggeschwunden,
„All der Zukunft langersehnte Stunden
„All der frohen Hofnung Seeligkeit
„Daß die schönste Träume dieser Erden
„Hin sind, ewig niemals wahr zu werden,
„Hin die Träume von Unsterblichkeit.

S. 27. „Aber weg! in diesem todten Herzen
„Bluten meiner armen Stella Schmerzen,
„Folge! folge mir, Verlaßene!
„Wie du starr an meinem Grabe stehest
„Und um Tod, um Tod zum Himmel flehest!
„Stella! komm! es harret dein der Schlummernde.

„O an deiner Seite! o so ende,
„Jammerstand! vieleicht, daß unsre Hände
„Die Verwesung in einander legt!
„Da wo keine schwarze Neider spähen
„Da wo keine Splitterrichter schmähen
„Träumen wir vieleicht, bis die Posaun' uns wekt.

„Sprechen wird an unserm Leichensteine
„Dann der Jüngling — schlummernde Gebeine!
„Liebe Todte! schön war euer Loos!
„Hand in Hand entfloht ihr eurem Kummer,
„Heilig ist der langverfolgten Schlummer
„In der kühlen Erde mütterlichen Schoos.

S. 28. „Und mit Liljen und mit Rosenheken
„Wird das Mädchen unsern Hügel deken,
„Ahndungsvoll an unsern Gräbern stehn,
„Zu den Schlummernden hinab sich denken,
„Mit gefaltnen Händen niedersinken,
„Und um dieser Todten Loos zum Himmel flehn.

„Und von Vätern, die vorüber wallen
„Wird der Seegen über uns erschallen —
„Ruhet wohl! ihr seid der Ruhe werth!
„Gott! wie mags im Tod den Vätern bangen,
„Die ein Kind in Quälerhände zwangen,
„Ruhet wohl! ihr habt uns Zärtlichkeit gelehrt.

---

44 langersehnte] schöngeträumte *zuerst.*

S. 35. [5.] **An meine Freundinnen. 1787.**[1])

Mädchen! die ihr mein Herz, die ihr mein Schiksaal kennt,
Und das Auge, das oft Tränen im Thale weint
In den Stunden des Elends —
Diß mein traurendes Auge saht!

In der Stille der Nacht denket an euch mein Lied,
Wo mein ewiger Gram jeglichen Stundenschlag
Welcher näher mich bringt dem
Trauten Grabe, mit Dank begrüßt.

Aber daß ich mein Herz redlich und treu, und rein
Im Gewirre der Welt, unter den Lästerern
Treu und rein es behielt, ist
Himmelswonne dem Leidenden.

S. 36. Mädchen! bleibet auch ihr redlich und rein und treu!
Gute Seelen! Vielleicht wartet auf euch [ein] Loos,
Das dem meinigen gleicht. Dann
Stärkt im Leiden auch euch mein Trost.

[6.] **Mein Vorsaz. 1787.**[2])

O Freunde! Freunde! die ihr so treu mich liebt,
Was trübet meine einsame Blike so?
Was zwingt mein armes Herz in diese
Wolkenumnachtete Todtenstille?

Ich fliehe euren zärtlichen Händedruk,
Den seelenvollen seeligen Bruderkuß.
O zürnt mir nicht, daß ich ihn fliehe!
Schaut mir ins Innerste! prüft und richtet! —

S. 37. Ists heißer Durst nach Männervollkommenheit?
Ists leises Geizen um Hekatombenlohn?
Ists schwacher Schwung nach Pindars Flug? ists
Kämpfendes Streben nach Klopstoksgröße?

Ach Freunde! welcher Winkel der Erde kan
Mich deken, daß ich ewig in Nacht gehüllt
Dort weine? — Ich erreich ihn nie den
Weltenumeilenden Flug der Großen.

---

1) 1787 *ist aus* 1786 *gebessert.*

2) A: *Eine Reinschrift mit Hölderlins Unterschrift.* B: *Das oben beschriebene Heft.* b: *die in B durchstrichenen Lesarten.* 3 Was zwingt mir so die Seel' in diese b 4 Seufzende, finstere b 8 Aber! [*zuerst:* Brüder!] ich kan nicht! ich kan nicht! Brüder! b 10 Ist B um] nach b 11 Ist B 16 Weltenumwogenden b [*früher:* Schönen erhabenen *zuerst:* Sonnenbenachbarten].

Doch nein! hinan den herrlichen Ehrenpfad!
Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum,
Sie zu erreichen! Muß ich einst auch
Sterbend noch stammeln — vergeßt mich, Kinder!

S. 38. [7.] An meinen B[ilfinger]. 1786.

Freund! wo über das Thal schauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leise die Erms durchschleicht,
Und das Reh des Gebürges
Stolz an ihrem Gestade geht.

Wo im Knabengelok heiter und unschuldsvoll
Wen'ge Stunden mir einst lächelnd vorüberflohn —
Dort sind Hütten des Seegens,
Freund! — — du kennest die Hütten auch;

S. 39. Dort am schattichten Hain wandelt Amalia
Seegne, seegne mein Lied, kränze die Harfe mir
Denn sie nannte den Nahmen
Den, du weists, des Getümmels Ohr

Nicht zu kennen verdient. Stille, der Tugend nur
Und der Freundschaft bekannt, wandelt die Gute dort.
Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmlisches Auge sich.

S. 40. [8.] Hero. 1788.

Lange schlummern ruhig all' die Meinen
Stille atmet durch die Mitternacht;
Auf den! Hero! auf und laß das Weinen!
Dank euch Götter! Heros Muth erwacht.
Fort ans Meer! ans Meer! es schäume die Welle,
Brause der Sturm mir immer ins Angesicht!
Fort ans Meer! ohn' ihn ist Alles Hölle —
Liebe ängstigt mich arme — Sturm und Welle nicht.

[7.] 3 Und] Wo *zuerst.* 4 Ungestört in der Kühle liegt [*später:* schläft] *zuerst. Nach Vers 5 folgt die eingeklammerte Strophe:*

Wo vom moosigten Fels stille Erhabenheit
Auf die friedliche Flur, wo zu der Väter Zeit
Helme klangen, und Schilde,
Ernst und düster herunterblikt.

9 Dort am schattichten Hain, unter dem ernsten Fels *zuerst.* 10 Wandelt Lotte im Thal. [*Später:* Wandelt Amalia] Seegne die Saite mir, *zuerst.* 13 f. der Tugend bekannt, Und der sanfteren Lust, wandelt *zuerst.*

[8.] 7 Alles] überall *zuerst.*

Ruhig will ich da hinüberlauschen
Wo sein Hütgen über Felsen hängt.
Rufen will ichs in der Wooge Rauschen
Wie sein Zaudern seine Hero kränkt.
Ha! da wird er sich mutig von seinem Gestade
Stürzen, Poseidons Kraft ihm Liebe verleihn,
Lieb' ihn leiten des Meeres furchtbare Pfade.
Götter! wie wird — wie wird uns wieder sein?

S. 41. (sie komt ans Meer)

Aber Himmel! — wie hoch die Woogen schäumen!
So hätt' ich den Sturm mir nicht gedacht.
Weh! wie sie dräuend gegen mein Ufer sich bäumen!
Stärkt mich, Götter, in dieser ernsten Nacht! —
Nein! mir banget nicht um Tod und Leben —
Todt und Leben, wie das Schiksaal will!
Liebe besieget die Schreken, die um mich schweben
Schlangengezisch, und Skorpionen, und Löwengebrüll.

Jüngling! sieben solche Schrekennächte
Harr' ich deiner, zager Jüngling, schon,
Wenn mein Jüngling meiner Angst gedächte,
O! er spräch' Orkanen und Woogen Hohn.
Oder hätt' er den furchtbaren Eid gebrochen,
Spottet er meiner im Arm der Bulerinn —
Ha! so bin ich so leicht, so schön gerochen,
Leicht und schön gerochen — ich sterbe um ihn.

S. 42. Aber weg von mir! Du Donnergedanke!
Weg, das flüsterte mir die Hölle zu,
Daß mein Jüngling, mein Leander wanke,
Nein! Geliebter! Bleibe, bleibe du!
Wann ich dich in diesen Woogen dächte,
Deinen Pfad so schröklich ungewiß,
Nein! ich will einsam durchirren die Schrekennächte,
Dein zu harren, Geliebter, ist ja schon so süß.

Aber horch! — o Himmel! — diese Töne —
Warlich! es waren des Sturmes Töne nicht —
Bist dus? — oder spielt die Narrenscene
Täuschend mit mir ein grausames Traumgesicht?
Götter! Da ruft es ja wieder Hero! herüber,
Flüstert ja wieder die Stimme der Liebe mir her —
Auf! zu ihm, zu ihm in die Woogen hinüber,
Wenn er ermattete — auf dem Geliebten entgegen ins Meer.

---

10 Wo vom Ufer seine Lampe blinkt *zuerst.*

S. 43. Sieh! wie im Tanze, stürz ich zu dir vom Gestade,
Liebe soll mir Poseidons Kraft verleihn,
Liebe mich leiten des Meeres furchtbare Pfade —
Götter! Götter! wie wird uns wieder sein!
Kämpfend über den Woogen will ich ihn drüken,
Drüken an Brust und Lippe mit Todesgefahr,
Ha! und sink ich, so träumet mein Entzüken
Noch im Abgrund fort, wie schön die Stunde war.

Aber Götter! was seh' ich? meinem Gestade
Schon so nahe? — Gesiegt! mein Held hat gesiegt!
Siehe! er schwebet verachtend die furchtbare Pfade
Mutig einher vom Meere gefällig gewiegt.
(freudig) Ha! er soll mich suchen — da will ich lauschen
Hinter diesem Felsen — (leise) Götter! wie schön!
Wie die weise Arme durch die Welle rauschen
Ach! so sehnend, so strebend nach Heros Ufer hin.

S. 44. Aber Grauen des Orkus! Sterbegewimmer!
Grauen des Orkus! Dort dem Felsen zu!
Wie? — so kenn ich diese Todentrümmer!
Wehe! wehe also siegtest du? —
Aber weg! ihr höllische Schrekengesichte!
Täuschende Furien! weg! er ist es nicht!
So zerschmettern nicht der Götter Gerichte —
(sie hält ihre Leuchte über den Todten hin)
Aber dieses Lächeln auf dem Todengesicht —

Kenst dus? Hero! kenst dus? — Nimmer, nimmer
Spricht das Tode Lächeln Liebe dir — (sie weint heftig)
Engelsauge! so ist erloschen dein Schimmer —
Bliktest einst so heiße Liebe mir.
Jüngling! erweken dich nicht der Geliebten Tränen?
Nicht die blutige Umarmungen?
Jüngling! Jüngling! diese Todesmienen —
Wehe! sie töden mich! wehe! diese Zukungen.

S. 45. Und er dacht in seiner Todesstunde,
In der Kämpfe furchtbarstem noch dein —
Hero! stammelt' er noch mit sterbendem Munde —
Und so schröklich muß sein Ende sein?
Ha! und diese Liebe überleben —
Ohne diesen Toden in der Welt —
Weg! vor dem wird Hero nicht erbeben,
Der zu diesem Toden die Einsame geselt.

Wenig kurze schrökende Sekunden —
Und du sinkst an deines Jünglings Brust,

Und du hast ihn auf ewig wiedergefunden
Ewig umlächelt von hoher Elisiumslust — —
(Pause)
Ha! ich habe gesiegt! an des Orkus Pforte
Anzuklopfen — nein! ich bin nicht zu schwach!
Hero! Hero! rief er, Götterworte!
Stärkt mich! stärkt durchs dunkle mich! ich folge nach.

S. 46. [9.] Auf einer Haide geschrieben. 1787.

Wohl mir! daß ich den Schwarm der Thoren nimmer erblike,
Daß jezt unumwölkter der Blick zu den Lüften emporschaut
Freier atmet die Brust, denn in den Mauren des Elends,
Und den Winkeln des Trugs. O! schöne, seelige Stunde!
Wie getrennte Geliebte nach lang entbehrter Umarmung
In die Arme sich stürzen, so eilt' ich herauf auf die Haide,
Mir ein Fest zu bereiten auf meiner einsamen Haide.
Und ich habe sie wieder gefunden, die stille Freuden
Alle wieder gefunden, und meine schattigten Eichen
Stehn noch eben so königlich da, umdämmern die Haide
Noch in alten statlichen Reih'n die schattigten Eichen
Jedesmal wandelt an meinen tausendjährigen Eichen
Mit entblößtem Haupt der Jäger vorüber, denn also
Heischet die ländliche Sage, denn unter den statlichen Reihen
Schlummern schon lange, gefallene Helden der eisernen Vorzeit
Aber horch! was rauschet herauf im schwarzen Gebüsche?
Bleibe ferne! Störer des Sängers! — aber siehe,
Siehe! — wie herrlich! wie groß! ein hochgeweihetes Hirschheer
S. 47. Wandelt langsam vorüber — hinab nach der Quelle des Thales. —
O! jezt kenn ich mich wieder, der menschenhaßende Trübsinn
Ist so ganz, so ganz aus meinem Herzen verschwunden.
Wär' ich doch ewig ferne von diesen Mauren des Elends,
Diesen Mauren des Trugs! — Es blinken der Riesenpalläste
Schimmernde Dächer herauf, und die Spizen der alternden Türme
Wo so einzeln stehn die Buchen und Eichen; Es tönet
Dumpf vom Tale herauf das höfische Waagengeraßel
Und der Huf der prangenden Roße — — Höflinge! bleibet,
Bleibet immerhin in eurem Waagengeraßel,
Bükt euch tief auf den Narrenbühnen der Riesenpalläste,
Bleibet immerhin! — Und ihr, ihr edlere, kommet!
Edle Greise und Männer, und edle Jünglinge, kommet!
Laßt uns Hütten baun — des ächten germanischen Mannsins
Und der Freundschaft Hütten auf meiner einsamen Haide.

S. 48. [10.] Die Tek. 1788.

Ach! so hab' ich noch die Traubenhügel erstiegen
Ehe der leuchtende Stral an der güldenen Ferne hinabsinkt.
Und wie wohl ist mir! Ich strek' im stolzen Gefühle —
Als umschlänge mein Arm das Unendliche — auf zu den Wolken
Meine gefaltete Hände, zu danken im edlen Gefühle —
Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen Gefühle
Mich mit den Frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel,
Wie sie die köstliche Traube mit heiterstaunendem Blike
Ueber sich halten, und lange noch zaudern, die glänzende Beere
In des Kelterers Hände zu geben — wie der gerührte
Silberlokigte Greis an der abgeerndteten Rebe
Königlich froh zum herbstlichen Mahle sich sezt mit den Kleinen
O! und zu ihnen spricht aus der Fülle des dankenden Herzens
Kinder! am Seegen des Herrn ist alles, alles gelegen — —
Mich mit den Frohen zu freuen zu schauen den herbstlichen Jubel
War ich herauf von den Hütten der gastlichen Freundschaft gegangen.
Aber siehe! allmächtig reißen mich hin in ernste Bewundrung
Gegenüber die waldigte Riesengebirge. — Laß mich vergeßen
Laß mich deine Lust, du faltigte Rebe, vergeßen,
Daß ich mit voller Seele sie schaue die Riesengebirge!
S. 49. Ha! wie jenes so königlich über die Brüder emporragt!
Tek ist sein Nahme. Da klangen einst Harnische, Schwerder ertönten
Eisern waren und groß und bieder seine Bewohner.
Mit dem kommenden Tag stand über den moosigten Mauren
In der ehernen Rüstung der Fürst, sein Gebirge zu schauen
Mein diß Riesengebirge — so stolz — so königlich herrlich —?
Sprach er mit ernsterer Stirne, mit hohem, denkendem Auge —
Mein die trozende Felsen? Die tausendjährige Eichen?
Ha! und ich? — und ich? — Bald wäre mein Harnisch gerostet
O! der Schande! mein Harnisch gerostet in diesem Gebirge.
Aber ich schwör' — ich schwör', ich meide mein Riesengebirge,
Fliehe mein Weib, verlaße das blaue redliche Auge,
Biß ich dreimal gesiegt im Kampfe des Bluts und der Ehre.
Trage mich mein Roß zu deutscher statlicher Fehde
Oder wider der Christenfeinde wütende Säbel —
Biß ich dreimal gesiegt, verlaß' ich das stolze Gebirge.
Unerträglich! stärker als ich, die trozende Felsen,

---

1 Ach so hab ich noch das Rebengebirge erstiegen *früher;* Ach! ich habe die herrliche Rebenberge erstiegen *zuerst.* 28 trozende] ewige *zuerst.*

Ewiger, als mein Nahme, die tausendjährige Eichen!
Biß ich dreimal gesiegt, verlaß' ich das stolze Gebirge.
Und er gieng und schlug, der feurige Fürst des Gebirges.
S. 50. Ja! so erheben die Seele, so reißen sie sie in Bewundrung
Diese felsigte Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen, dem Herzen vergönnt ist. —
Bringet ihn her, den frechen Spötter der heilsamen Wahrheit,
O! und kommet die Stunde, wie wird er staunen, und sprechen:
Warlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge geschaffen.
Bringet sie her, des Auslands häßlich gekünstelte Affen
Bringet sie her, die hirnlos hüpfende Puppen, zu schauen
Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben;
O und kommet die Stunde, wie werden die Knaben erröten,
Daß sie Gottes herrlichstes Werk so elend verzerren. —
Bringet sie her der deutschen Biedersitte Verächter,
Uebernachtet mit ihnen, wo Moder und Disteln die graue
Trümmer der fürstlichen Mauern der stolzen Pforten bedeken.
Wo der Eule Geheul, und des Uhus Todtengewimmer
Ihnen entgegenruft aus schwarzen, sumpfigten Höhlen.
Wehe! wehe! so flüstern im Sturme die Geister der Vorzeit
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Ritterwort, und Rittergrus, und traulicher Handschlag! —
Laßt euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Laßt sie euch mahnen! Einst standen sie hoch die gefallene Trümmer,
S 51. Aber ausgetilget ward der trauliche Handschlag,
Ausgetilget das eiserne Wort, da sanken sie gerne,
Gerne hin in den Staub, zu beweinen Suevias Söhne.
Laßt sie euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Beben werden sie dann der Biedersitte Verächter,
Und noch lange sie seufzen — die fallverkündende Worte —
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Aber nein! nicht ausgetilget ist biedere Sitte
Nicht ganz ausgetilget aus Suevias friedlichen Landen — —
O mein Thal! mein Tekbenachbartes Thal! — ich verlaße
Mein Gebirge, zu schauen im Tale die Hütten der Freundschaft,
Wie sie von Linden umkränzt bescheiden die rauchende Dächer
Aus den Fluren erheben, die Hütten der biederen Freundschaft.
O ihr, die ihr fern und nahe mich liebet, Geliebte!
Wärt ihr um mich, ich drükte so warm euch die Hände, Geliebte!
Jezt, o! jezt über all' den Lieblichkeiten des Abends.
Schellend kehren zurük von schattigten Triften die Heerden,

---

66 Beben] Staunen *zuerst.*

Und fürs dritte Gras der Wiesen im Herbste noch fruchtbar,
Schneidend geklopfet ertönt des Mähers blinkende Sense.
Traulich summen benachbarte Abendglocken zusammen,
S. 52. Und es spielet der fröliche Junge dem lauschenden Mädchen
Zwischen den Lippen mit Birnbaumblättern ein scherzendes Liedchen
Hütten der Freundschaft der Seegen des Herrn sei über euch allen
Aber indeßen hat mein hehres Riesengebirge
Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
Und ich kehre zurük in die Hütten der biederen Freundschaft.

[11.] Am Tage der Freundschaftsfeier. 1788.

Ihr Freunde! mein Wunsch ist Helden zu singen,
Meiner Harfe erster Laut,
Glaubt es, ihr Freunde!
Durchschleich' ich schon so stille mein Tal,
Flammt schon mein Auge nicht feuriger,
Meiner Harfe erster Laut
War Kriegergeschrei und Schlachtengetümmel.

S. 53. Ich sah, Brüder! ich sah,
Im Schlachtengetümmel das Roß
Auf röchelnden Leichnamen stolpern,
Und zuken am sprudelnden Rumpf
Den grausen gespaltenen Schädel,
Und blizen und treffen das rauchende Schwerd,
Und dampfen und schmettern die Donnergeschüze,
Und Reuter hin auf Lanzen gebeugt
Mit grimmiger Miene Reuter sich stürzen
Und unbeweglich, wie eherne Mauren
Mit furchtbarer Stille
Und Todverhöhnender Ruhe
Den Reutern entgegen sich streken die Lanzen.

Ich sah, Brüder! ich sah
Des kriegrischen Suezias eiserne Söhne
Geschlagen von Pultawas wütender Schlacht,
Kein wehe! sprachen die Krieger
Von den blutig gebißnen Lippen
Ertönte kein Lebewohl —
S. 54. Verstummet standen sie da
In wilder Verzweiflung da
Und blikten es an das rauchende Schwerd

---

82 lauschenden] horchenden *zuerst.*

Und schwangen es höher das rauchende Schwerd,
Und zielten — und zielten —
Und stießen es sich bitterlächelnd
In die wilde braußende Brust.

Noch vieles will ich sehen,
Ha! vieles noch! vieles noch!
Noch sehen Gustavs Schwerdschlag
Noch sehen Eugenius Siegerfaust.

Doch möcht ich, Brüder! zuvor
In euren Armen ausruh'n,
Dann schweb' ich wieder mutiger auf,
Zu sehen Gustavs Schwerdschlag,
Zu sehen Eugenius Siegerfaust.

Willkommen du! —
Und du! — Wilkommen!
Wir drei sinds:
Nun! so schließet die Halle.
S. 55. Ihr staunt, mit Rosen bestreut
Die Tische zu sehen, und Weirauch
Am Fenster dampfend,
Und meine Laren —
Den Schatten meiner Stella,
Und Klopstoks Bild und Wielands, —
Mit Blumen umhängt zu sehen.

Ich wolt' in meiner Halle Chöre versammeln
Von singenden rosichten Mädchen
Und Kränze tragenden blühenden Knaben,
Und euch empfangen mit Saitenspiel,
Und Flötenklang, und Hörnern, und Hoboën.

Doch — schwur ich nicht, ihr Freunde
Am Mahle bei unsers Fürsten Fest,
Nur Einen Tag mit Saitenspiel
Und Flötenklang, und Hörnern und Hoboën,
Mit Chören von singenden rosichten Mädchen,
Und kränzetragenden blühenden Knaben
Nur Einen Tag zu feiren?

S. 56. Den Tag, an dem ein Weiser
Und biedere Jünglinge,
Und deutsche Mädchen
Zu meiner Harfe sprächen,
Du tönst uns Harfe lieblich ins Ohr,
Und hauchst uns Edelmuth,
Und hauchst uns Sanftmuth in die Seele.

Aber heute, Brüder!
O, kommt in meine Arme!
Wir feiern das Fest
Der Freundschaft heute.

Als jüngst zum erste[n]mal wieder
Der Mäher des Morgens die Wiese
Entkleidete, und der Heugeruch
Jezt wieder zum erstenmal
Durchduftete mein Tal.

Da war es Brüder!
O da war es!
S. 57. Da schloßen wir unsern Bund,
Den schönen, seeligen, ewigen Bund.

Ihr hörtet so oft mich sprechen,
Wie lang' es mir werde
Bei diesem Geschlechte zu wohnen,
Ihr sahet den Lebensmüden
In den Stunden seiner Klage so oft.
Da stürmt' ich hinaus in den Sturm
Da sah' ich aus der vorüberjagenden Wolke
Die Helden der eisernen Tage herunterschau'n.
Da rief' ich den Nahmen der Helden
In des hohlen Felsen finsters Geklüft,
Und sihe! Der Helden Nahmen
Rief ernster mir zurük
Des hohlen Felsen finstres Geklüft.

Da stolpert' ich hin auf dornigten Trümmern
Und drang durchs Schlehengebüsch in den alternden Turm
Und lehnte mich hin an die schwärzliche Wände
Und sprach mit schwärmendem Auge an ihm hinauf:
S. 58. Ihr Reste der Vorzeit.
Euch hat ein nervigter Arm gebaut,
Sonst hätte der Sturm die Wände gespalten
Der Winter den moosigten Wipfel gebeugt;
Da solten Greise um sich
Die Knaben und Mädchen versammlen
Und küßen die moosigte Schwelle,
Und sprechen — seid wie eure Väter!
Aber an euren steinernen Wänden
Rauschet dorrendes Gras herab,
In euren Wölbungen hangt
Zerrißnes Spinnengewebe —

Warum, ihr Reste der Vorzeit
Den Fäusten des Sturmes trozen, den Zähnen des Winters.

O Brüder! Brüder!
Da weinte der Schwärmer blutige Tränen,
Auf die Disteln des Turmes,
Daß er vieleicht noch lange
Verweilen müße unter diesem Geschlechte,
Da sah' er all' die Schande
Der weichlichen Teutonssöhne,
S. 59. Und fluchte dem verderblichen Ausland,
Und fluchte den verdorbnen Affen des Auslands,
Und weinte blutige Tränen,
Daß er vieleicht noch lange
Verweilen müße unter diesem Geschlechte.

Doch siehe es kam
Der seelige Tag —
O Brüder in meine Arme! —
O Brüder, da schloßen wir unsern Bund,
Den schönen, seeligen, ewigen Bund!

Da fand ich Herzen, —
Brüder in meine Arme! —
Da fand ich eure Herzen.

Jezt wohn' ich gerne
Unter diesem Geschlechte,
Jezt werde der Thoren
Immermehr! immermehr!
Ich habe eure Herzen.

Und nun — ich dachte bei mir
An jenem Tage,
S. 60. Wann zum erstenmal wieder
Des Schnitters Sichel
Durch die goldene Aehren rauscht;
So feir' ich ihn, den seeligen Tag.
Und nun — es rauschet zum erstenmal wieder
Des Schnitters Sichel durch die goldne Saat,
Jezt laßt uns feiren,
Laßt uns feiren
In meiner Halle den seeligen Tag.

Es warten jezt in euren Armen
Der Freuden so viel' auf mich,
O Brüder! Brüder!
Der edlen Freuden so viele.

Und hab' ich dann ausgeruht
In euren Armen,
So schweb' ich mutiger auf,
Zu schauen Gustavs Schwerdschlag
Zu schauen Eugenius Siegesfaust.

---

2. Die älteste Fassung des Hyperion.

Ebenfalls aus Wilhelm Künzels handschriftlichen Schätzen bin ich in der Lage das folgende Fragment zu veröffentlichen, das einen interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte des Hölderlinischen Romans gewährt. Da das Manuscript gerade einen Bogen füllt und uns im Flusse des zweiten Capitels verlässt, so ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass sich noch weitere Blätter desselben in Autographensammlungen vorfinden werden.

S. 1. Hyperions Jugend
Erster Theil
herausgegeben von
Friedrich Hölderlin.

3. Erstes Kapitel.

In den Jahren der Mündigkeit, wenn der Mensch vom glüklichen Instincte sich losgerissen hat, und der Geist seine Herrschaft beginnt, ist er gewöhnlich nicht sehr geneigt, den Grazien zu opfern.

Ich war ernster und freier geworden in der Schule des Schiksaals und der Weisen, aber streng ohne Maas, in vollem Sinne tyrannisch gegen die Natur, wiewohl ohne die Schuld meiner Schule. Der gänzliche Unglaube, womit ich alles aufnahm, lies keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geist, glaubt ich, könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt versöhnen. Ich kämpfte überall mit dem Vernunftlosen, mehr, um mir das Gefühl der Ueberlegenheit zu erbeuten, als um den regellosen Kräften, die des Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mitzutheilen, deren sie fähig sind. Stolz schlug ich die Hülfe aus, womit uns die Natur in jedem Geschäfte des Bildens entgegenkömmt, die Bereitwilligkeit, womit der Stoff dem Geiste sich hingiebt; ich wollte zähmen und zwingen. Ich richtete mit Argwohn und Härte mich und andre. Für die stillen Melodien des Lebens, für das Häusliche und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

4. Einst hatte Homer mein junges Herz so ganz gewonnen; auch | von ihm und seinen Göttern war ich abgefallen.

Ich reiste und wünscht' oft ewig fort zu reisen.

Da hört ich einst von einem guten[1]) Manne, der seit kurzem ein nahes Landhaus bewohne, und ohne sein Bemühn recht wunderbar sich aller Herzen bemeistert habe, der kleineren, wie der größern, der meisten freilich, weil er fremd[2]) und freundlich wäre, doch wären auch einige, die seinen Geist verständen[3]) ahndeten.

Ich gieng hinaus, den[4]) Mann zu sprechen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde. Er saß an einer Statue, und ein lieblicher Knabe stand vor ihm. Lächelnd streichelt' er diesem die Loken aus der Stirne, und schien mit Schmerz und Wohlgefallen das holde Wesen zu betrachten, das so ganz frei und traulich dem königlichen Mann' in's Auge sah.

Ich stand von fern und ruhte auf meinem Stabe; doch da er sich umwandte, und sich erhub, und mir entgegentrat, da widerstand[5]) ich[6]) dem neuen Zauber, der mich umfieng, mit Mühe, daß ich mir den Geist frei erhielt, doch stärkte mich auch wieder die Ruhe und Freundlichkeit des Mannes. — Und wie ich wohl die Menschen fände auf meinen Wandrungen, fragt' er mich nach einer Weile. Mehr thierisch, als göttlich, versezt' ich hart und strenge, wie ich war! O wenn sie nur erst menschlich wären, erwiedert' er mit Ernst und Liebe. Ich bat ihn, sich darüber zu er|klären. 5.

Es ist wahr, begann er nun, das Maas ist gränzenlos, woran der Geist des Menschen die Dinge mißt, und so soll es seyn! wir sollen es rein und heilig bewahren, das Ideal von allem, was erscheint, der Trieb in uns, das Ungebildete nach dem Göttlichen in uns zu bilden, und die widerstrebende Natur dem Geiste, der in uns herrscht, zu unterwerfen er soll nie auf halbem Wege sich begnügen; doch um so ermüdender ist auch der Kampf, um so mehr ist zu fürchten, daß nicht der blutige Streiter die Götterwaffen im Unmuth von sich[7]) werffe dem Schicksaal sich gefangen gebe die Vernunft verläugne, und zum Thiere werde, oder auch, erbittert vom Widerstande, verheere, wo er schonen sollte, das friedliche mit dem feindlichen vertilge, die Natur aus roher Kampflust bekämpfe, nicht um des Friedens willen, seine Menschlichkeit verläugne, jedes schuldlose Bedürfnis zerstöre, das mit andern Geistern ihn vereinigte, ach! daß die Welt um ihn zu einer Wüste werde, und er zu Grunde gehe in seiner finstern Einsamkeit.

Ich war betroffen; auch er schien bewegt.

Wir können es nicht verläugnen, fuhr er wieder erheitert fort,

1) *zuerst:* weisen.

2) und schön *gestrichen.*

3) und *gestrichen.*

4) seltnen *gestrichen.*

5) wisterdand *Manuscript.*

6) kaum *gestrichen.*

7) ferne *gestrichen.*

wir rechnen selbst im Kampfe mit der Natur auf ihre Willigkeit.
Wie sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unsrem
Geiste ein freundlicher verwandter Geist? und birgt sich nicht,
6. indeß er die Waffen gegen | uns kehrt, ein guter Meister hinter
dem Schilde? — Nenn' ihn, wie du willst! Er ist derselbe. —
Verborgnen Sinn enthält das Schöne. Deute sein Lächeln dir! Denn
so erscheint vor uns der Geist, der unsern Geist nicht einsam läßt.
Im Kleinsten offenbart das Gröste sich. Das hohe Urbild aller Einig-
keit, es begegnet uns in den friedlichen Bewegungen des Herzens,
es stellt sich hier, im Angesichte dieses Kindes dar. — Hörtest du
nie die Melodien des Schiksaals rauschen? — Seine Dissonanzen
bedeuten dasselbe.

Du denkst wohl, ich spreche jugendlich. Ich weis es ist Be-
dürfnis, was uns drängt, der ewigwechselnden Natur Verwandtschaft
mit dem Unsterblichen in uns zu geben. Doch dieß Bedürfnis giebt
uns auch das Recht. Es ist die Schranke der Endlichkeit, worauf
der Glaube sich gründet; deswegen ist er allgemein, in allem, was
sich endlich fühlt. Ich sagt' ihm, daß es mir sonderbar gienge mit
dem, was er gesagt; es sei so fremdartig mit meiner bisherigen
Denkart, und doch scheine mir es so natürlich, als wär' es bis jezt
mein einziger Gedanke gewesen. So kann ich ja wohl noch mehr wagen,
rief er traut und heiter, doch erinnre mich zu rechter Zeit! — Als
unser Geist, fuhr er lächelnd fort, sich aus dem freien Fluge der
7. Himmlischen verlor und sich erdwärts neig|te vom Aether, als der
Ueberfluß mit der Armuth sich gattete, da ward die Liebe. Das
geschah am Tage, da Aphrodite geboren ward. Am Tage, da die
schöne Welt für uns begann, begann für uns die Dürftigkeit des Lebens.
Wären wir einst mangellos und frei von aller Schranke gewesen,[1])
umsonst hätten wir doch nicht die Allgenügsamkeit verloren, das
Vorrecht reiner Geister. Wir tauschten das Gefühl des Lebens, das
liebste Bewußtseyn[2]) für die leidensfreie Ruhe der Götter ein. Denke,
wenn es möglich ist, den reinen Geist! Er befaßt sich mit dem Stoffe
nicht; drum lebt auch keine Welt für ihn; für ihn geht keine Sonne
auf und unter; er ist alles, und darum ist er nichts für sich. Er
entbehrt nicht, weil er nicht wünschen kann; er leidet nicht, denn
er lebt nicht. — Verzeih mir den Gedanken! er ist auch nur Ge-
danke und nichts mehr. — Nun fühlen wir die Schranken unsers
Wesens, und die gehemmte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen die
Feßeln und der Geist sehnt sich zum ungetrübten Aether zurück.
Doch ist in uns auch wieder etwas, das die Fesseln gerne trägt;
denn würde der Geist von keinem Widerstande beschränkt, wir
fühlten uns und andre nicht. Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod.
Die Armuth der Endlichkeit ist unzertrennlich in uns vereiniget mit dem

1) so *gestrichen.*
2) tauschten wir *gestrichen.*

Ueberfluße der Göttlichkeit. Wir können | den Trieb uns auszu- 8.
breiten, zu befreien, nie verläugnen; das wäre thierisch. Doch können
wir auch des Triebs beschränkt zu werden, zu empfangen, nicht stolz
uns überheben. Denn es wäre nicht menschlich, und wir tödteten
uns selbst. Den Widerstreit der Triebe, deren keiner entbehrlich
ist, vereiniget die Liebe, die Tochter des Ueberflußes und der Armuth.
Dem Höchsten und Besten ringt unendlich die Liebe nach, ihr Blik
geht aufwärts und das Vollendete ist ihr Ziel, denn ihr Vater, der
Ueberfluß, ist göttlichen Geschlechts. Doch pflükt sie auch die Beere
von den Dornen, und sammelt Aehren auf dem Stoppelfelde des Lebens,
und wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank am schwühlen Tage
reicht, verschmähet sie nicht den irrdenen Krug, denn ihre Mutter
ist die Dürftigkeit. — Groß und rein und unbezwinglich sei der
Geist des Menschen in seinen Forderungen, er beuge nie sich der
Naturgewalt! Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon vom
Sinnenlande kömmt, verkenne nie, was edel ist im sterblichen Ge-
wande, stimmt hie und da nach ihrer eignen Weise die Natur in
seine Töne, so schäm' er sich nicht der freundlichen Gespielin! Wenn
deine Pflicht ein feurig Herz begleitet, verschmähe den rüstigen Ge-
fährten nicht! Wenn dem Geistigen in dir die Phantasie ein Zeichen
erschafft, und goldne Wolken den Aether des Gedankenreichs um-
ziehn, bestür|me nicht die freudigen Gestalten! Wenn dir als Schön- 9.
heit entgegen kömmt, was du als Wahrheit in dir trägst, so nehm'
es dankbar auf, denn du bedarfst der Hülfe der Natur.

Doch erhalte den Geist dir frei! Verliere nie dich selbst! Für diesen Verlust entschädiget kein Himmel dich. Vergiß dich nicht im Gefühle der Dürftigkeit! Die Liebe, die den Adel ihres Vaters verläugnet, und immer außer sich ist, wie mannigfaltig irrt sie nicht, und doch wie leicht!

Wie kann sie den Reichtum, den sie tief im Innersten bewahrt in sich erkennen? So reich sie ist, so dürftig dünkt[1]) sie sich. Sie trägt der Armuth schmerzliches Gefühl, und füllt den Himmel mit ihrem Ueberfluß an. Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt sie die Vergangenheit; wie ein Gestirn durchwandelt sie die Nacht der Zukunft mit ihren Stralen, und ahndet nicht, daß nur von ihr die heilige[2]) Dämmerung ausgeht, die ihr entgegen kömmt. In ihr ist nichts, und außer ihr ist alles. Ihre Männlichkeit ist hin. Sie hoft und glaubt nur; und trauert nur daß sie noch da ist, um ihr nichts zu fühlen, und möchte lieber in das Heilige verwandelt seyn, das ihr vorschwebt. Aber sie fühlt sich so ferne von ihm; die Fülle des Göttlichen ist zu gränzenlos, um von ihrer Dürftigkeit umfaßt zu werden. Wunderbar! vor ihrer eignen Herrlichkeit erschrikt sie. Laß ihr das Unsichtbare sichtbar werden! es erschein' ihr im Ge-

1) *zuerst:* fühlt.

2) *zuerst:* holde.

wande des Frühlings! es lächl' ihr vom Menschenangesichte zu!
10. Wie | ist sie nun so seelig! Was so fern ihr war ist nahe nun, und ihresgleichen, und die Vollendung, die sie an der Zeiten Ende nur dunkel ahndete, ist da. Ihr ganzes Wesen trachtet das Göttliche, das ihr so nah ist, sich nun recht innig zu vergegenwärtigen, und seiner, als ihres Eigenthums bewußt zu werden. Sie ahndet nicht, daß es verschwinden wird im Augenblike, da sie es umfaßt, daß der unendliche Reichtum zu nichts wird, so wie sie ihn sich zu eigen machen will. In ihrem Schmerze verläßt sie das Geliebte, hängt sich dann oft ohne Wahl an dieß und das im Leben, immer hoffend und immer getäuscht; oft kehrt sie auch in ihre Ideenwelt zurük; mit bittrer Reue nimmt sie oft den Reichtum zurük, womit sie sonst die Welt verherrlichte, wird stolz, haßt und verachtet nun; oft tödtet sie der Schmerz der ersten Täuschung ganz, dann irrt der Mensch ohne Heimath umher, müd' und hofnungslos, und scheint ruhig, denn er lebt nicht mehr. Sie sind unendlich die Verirrungen der Liebe. Doch überall möcht' ich ihr sagen: verstehe das Gefühl der Dürftigkeit, und denke, daß der Adel deines Wesens im Schmerze nur sich offenbaren kann! Kein Handeln, kein Gedanke reicht, soweit du willst. Das ist die Herrlichkeit des Menschen, daß ihm ewig nichts genügt. In deiner Unmacht thut sie dir sich kund. Denke dieser Herrlichkeit! Denn wer nur seiner Unmacht denkt muß immer mit Angst nach fremder Stüze sich umsehn, und wer sich beredet, er habe nichts zu geben, will immer
11. nur aus | fremder Hand empfangen[1]), und wird nie genug haben. Denn würd ihm auch alles gegeben, es mußte doch mangelhaft vor ihm erscheinen. Auf dem schmalen Wege des Empfangens wird auch der Reichtum für uns[2]) zur Dürftigkeit. Wer umspannt den Olymp mit seinen Armen? Wer fasst den Ozean in eine Schaale? Und welchem Auge stellte sich ein Gott in unverhüllter Glorie dar? Es ist so unmöglich für uns das Mangellose ins Bewustseyn aufzunehmen, als es unmöglich ist, daß wir es hervorbringen. Was blieb' uns auch zum Tagewerk noch übrig, wenn die Natur sich überwunden gäbe, und der Geist den lezten Sieg feierte?

Doch soll es werden das Vollkommene! Es soll! so kündet die geheime Kraft in Dir sich an, woraus, vom heißen Strale genährt, dein ewig Wachstum sich entwickelt. Laß deine Blüthe fallen, wenn sie fällt, und deine Zweige[3]) dürre werden! Du trägst den Keim zur Unendlichkeit in dir! Erhalt ihn in der Dürftigkeit des Lebens! Dein freier Geist verübe sein Recht unüberwindlich am Widerstande der Natur! Wenn sie uns zum Kampfe fordert, will sie nicht, daß

1) *ursprüngliche Wortstellung:* will immer nur empfangen aus fremder Hand.

2) *zuerst:* ihn.

3) *zuerst:* Blätter.

wir um Gnade rufen, sie schützt die Feigen nicht, sie straft den
Schmeichler, wenn er im Hochgefühle seines Adels und seiner Macht
der alten Kämpferin begegnen sollte, und wimmernd zu ihr spricht:
Du meinst es gut, meine Freundin! Ich gebe mich | und meine 12.
Waffen dir. Den stöst des Schiksaals eherner Wagen um, der sei-
nen Rossen nicht mit Muth in die Zügel fällt. — Auch will die
Natur nicht, daß man vor ihren Stürmen sich ins Gedankenreich
flüchte, zufrieden daß man der Wirklichkeit vergeßen könne im
stillen Reiche des Möglichen. Ergründe sie die Tiefen deines Wesens,
doch nur, um unüberwindlicher aus ihnen in den Kampf hervor-
zutreten, wie Achill, da er im Styx sich gebadet. Vollbringe, was
du denkst! — Wenn aber die Natur dir freundlich entgegen kömmt
im Gewande des Friedens, und lächelnd dir zu deinem Tagewerke
die Hände reicht, wenn freudig überrascht, im Sinnenlande dein
Geist, wie in einem Spiegel, sein Ebenbild beschaut, die Formen der
Natur zu einsamen Gedanken sich schwesterlich gesellen, so freue
dich, und liebe, doch vergiß dich nie! Verlaß dein Steuer nicht,
wenn eine fröliche Luft in deine Segel weht! Entehre nicht des
Schiksaals fromme Göttin! du machst sie zur Sirene, wenn sie dich
mit ihren Melodien in den Schlummer wiegt.

Es ist das beste, frei und froh zu seyn; doch ist es auch das
schwerste, lieber Fremdling! — In seinen Höhn den Geist empor-
zuhalten, im stillen Reiche der Unvergänglichkeit, und heiter doch
hinab in's wechselnde Leben der Menschen, auch ins eigen Herz zu
bliken, und liebend aufzunehmen, was von | ferne dem reinen Geiste 13.
gleicht, und menschlich auch dem kleinsten die fröliche Verwand-
schaft mit dem, was göttlich ist, zu gönnen! Gewaffnet zu stehn
vor den feindlichen Bewegungen der Natur, daß ihre Pfeile stumpf
vom unverwundbaren Geschmeide fallen, doch ihre friedlichen Er-
scheinungen mit friedlichem Gemüthe zu empfangen, den düstern
Helm vor ihnen abzunehmen, wie Hector als er sein Knäblein herzte!
Des Lebens Nächte mit dem Rosenlichte der Hoffnung und des
Glaubens[1]) zu beleuchten, doch die Hände nicht müßig fromm zu
falten, was war und edel ist, aus fesselfreier Seele den dürftigen
mitzutheilen doch nie der eignen Dürftigkeit vergessen, dankbar auf-
zunehmen, was ein reines Wesen giebt und der brüderlichen Gaabe
sich zu freuen! Diß ist das Beste! so lehrte mich — ich ehre sie —
die Schule meines Lebens. —

Der seltne Mann erschien vor meinen Innern so sanft und groß.
Froh bot ich ihm die Hand, und dankte, und sagt' ihm meinen Irr-
tum. Nur zu lange, rief er, irrt auch ich, und die Geschichte meiner
Jugend ist ein Wechsel widerstrebender Extreme; ich kenne das,
wo wir traurend und verarmt des hohen Eigentums nicht ge-
denken, und alles ferne wähnen, was wir doch in uns finden sollten

1) *Bemerkenswerther Weise wurde* und des Glaubens *erst später eingefügt.*

und das verlorne in der Zukunft suchen und in der Gegenwart, im ganzen Labyrinthe der Welt, in allen Zeiten und ihrem Ende; ich
14. kenn auch das wo das feind|liche verhärtete Gemüth jede Hülfe verschmäht, jedes Glaubens lacht in seiner Bitterkeit, auch die Empfänglichkeit für unsre Wünsche der guten[1]) Natur misgönnt, und lieber seine Kraft an ihrem Widerstande mißt. Doch auch diesen Verirrungen gönn' ich izt oft einen freundlichen Blik, wenn sie mir erscheinen. Wie sollt' ich sie noch mit Strenge bekämpfen? Sie schlummern friedlich in ihrem Grabe. Wie sollt' ich sie aus meinem Sinne bannen? Sie sind doch alle Kinder der Natur, und wenn sie oft der Mutter Art verläugnen, so ist es, weil ihr Vater, der Geist, vom Geschlechte der Götter ist. Genügsam hält sich ewig in ihrer sichern Gränze die Natur; die Pflanze bleibt der Mutter Erde treu, der Vogel baut im dunkeln Strauche sein Haus und nimmt die Beere, die er giebt; genügsam ist die Natur, und ihres Lebens Einfalt verliert sich nie, denn sie erhebt sich nie in ihren Forderungen über ihre Armuth. Genügsam ist der mangellose Geist, in seiner ewigen Fülle, und in dem Vollkommenen ist kein Wechsel. Der Mensch ist nie genügsam. Denn er begehrt den Reichtum einer Gottheit, und seine Kost ist die Armuth der Natur. — Verdamme nicht, wenn in dem Sinnenlande das unbefriedigte Gemüth von einem zum andern eilt; es hoft unendliches zu finden: durch die Dornen irrt der Bach; er sucht den Vater Ozean. Wenn sein vergessen, des Menschen Geist über seine Gränze sich verliert, ins Labyrinth des Unerkenn-
15. baren, und vermeßen | seiner Endlichkeit sich überhebt, verdamme nicht! Er dürstet nach Vollendung. Es[2]) rollten nicht über ihr Gestade die regellosen Ströme, würden sie nicht von den Fluthen des Himmels geschwellt.

Der schöne Knabe, der indeß im Garten sich beschäftigt hatte, kam und bracht' uns Blumen, erzählt' uns auch manches, und wies uns das goldne Feuer über den Gebirgen. Es war schon Abend geworden. Ich nahm die freundliche Herberge mit Dank an. Das Leben ist nicht so reich, daß wir ein reines[3]) Wesen, wie der Mann war, den ich gefunden hatte, so schnell verlaßen könnten.

Zweites Kapitel.

16. Noch denk' ich gerne des Morgens, der uns jezt umfieng, und wie sein Zauber uns verjüngte. Doch fand ich nie ein treues Bild für meine goldnen Stunden, um andern zu verkünden, was ich genoß. Die Natur gab ihren Mutterpfennigen ein ungangbares Gepräge, damit wir sie nicht, wie Scheidemünze, verschleudern sollten. Auch

1) *zuerst* freundlichen.

2) Er *Manuscript*.

3) *zuerst* seltnes.

mir war sie lange fremd gewesen, diese Ruhe und Regsamkeit, wo alle Kräfte in einander spielen, wie die stillen Farben am Bogen des Friedens.

Es war ein heiterer blauer Apriltag. Wir sezten uns in den Sonnenschein, auf den Balkon; es säuselten um uns die Zweige, und durch die sonntägliche Stille tönte ferner Thürme Geläut und gegenüber das Spiel der Orgel vom Hügel der Kapelle.

Du machtest mich begierig, fieng ich endlich an; auf die Geschichte deines jugendlichen Lebens. — Ich bin auch izt gerade gestimmt, unterbrach er mich freundlich die wunderbaren unschuldigen Gestalten erscheinen zu laßen, auch die wildern. Du bleibst so lange bei mir, bis ich zu Ende bin. Ich gestehe dir, ich mußte mich lange von ihnen ferne halten, um deßwillen, was ich verlor, ich mußte mich hüten vor den Freuden und Schmerzen der Erinnerung, ich war wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann.|

[Anmerkung. Durch die Mittheilungen meines Lemberger Freundes Herrn Emil Petzold, der mit einer kritischen Ausgabe und Biographie Hölderlins beschäftigt ist, bin ich in der Lage, nachträglich einige Vermuthungen über die Entstehungszeit des Fragmentes vorzubringen: Die älteste bisher bekannte Fassung des Hyperion war das in der Thalia erschienene Fragment (Werke II 231 ff.; November 1794 gedruckt). Aus den Briefen an Neuffer vom März und October 1794 (II 98 und 103) ergibt sich, dass dieses eine Umarbeitung älterer Papiere war, von denen „fast keine Zeile“ geblieben ist. Der Anfang jener ältesten Fassung liegt nun hier vor. Mit der Umarbeitung hat sich Hölderlin im Frühjahr und Sommer 1794 beschäftigt; es kehren Ideen aus unserm Fragmente in Briefen an den Bruder vom 21. Mai 1794 (II 10) und vom 21. August 1794 (II 11) wieder. Der Hauptgedanke des ersten Capitels, die Versöhnung der Kantischen Moral mit der Hölderlinischen Naturvergötterung durch die Platonische Idee der Liebe, liegt den beiden Gedichten „dem Genius der Kühnheit“ (I 8; etwa Mitte 1793) und „Das Schicksal“ (I 3; zweite Hälfte 1793) zu Grunde, an welche unser Fragment wörtlich anklingt, und kehrt später bei dem Dichter nicht wieder. Wir werden es daher (auch mit Rücksicht auf den Brief an Neuffer aus dem Sommer 1793, II 93 f.) am besten in die Zeit seines Nürtinger Aufenthaltes vor der Uebersiedelung nach Waltershausen verlegen. Er hat die Briefform noch nicht gefunden, sondern lässt den Fremdling (= Hyperion) dem Jüngling, der als Verfasser gedacht ist, seine Jugendgeschichte erzählen. Wie sehr Hölderlin aber über die dem Stoffe zu gebende Form noch im unklaren war, beweist das im Nachlasse erhaltene Concept einer Versification dieses Fragmentes (fünffüssige Iamben), das ich den Lesern des Archivs in einem späteren Hefte hoffe mittheilen zu können.

A. S.]

Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Alexander von Weilen. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Loening. 1884. 93 SS. gr. 8.

An die Stelle der Monographien treten langsam und allgemach Untersuchungen, welche einen Stoff oder ein Thema durch verschiedene Jahrhunderte und in seiner verschiedenartigen Behandlung durch eine Reihe von dichterischen Persönlichkeiten verfolgen. Mit den Grenzen der Zeit erweitern sich dabei auch die Grenzen des Raumes: man hat es mit verschiedenen poetischen Nationen ebenso wie mit verschiedenen Zeitaltern zu thun — also vergleichende Litteraturgeschichte. Eine Frucht solcher lobenswerther Bestrebungen ist die vorliegende Arbeit Weilens des jüngeren. Sie führt uns in sachkundiger Erörterung durch drei Jahrhunderte europäischer Dichtung hindurch und bei Deutschen, Franzosen, Engländern, Spaniern, Dänen u. a. abwechselnd herum. Dabei bewegt man sich nicht bloss in den Niederungen, sondern wiederholt auf den Höhen der Litteratur: Shakespeare, Calderon, Holberg, Grillparzer sind die Gipfel, zwischen denen der Verfasser auch für die Weisse und Weise, die Dichter der Jesuitenkomoedien und Ludovicus Hollonius das Interesse des Lesers zu fesseln versteht, ja fast möchte man Weilens Schilderungen dieser Niederungen denen der Höhepuncte vorziehen. Ein verhältnissmässig umfangreiches Material weiss der jugendliche Verfasser sicher zu beherrschen und gegen die sorgfältige Arbeit wird auch im einzelnen wenig einzuwenden sein. Dass Hollonius nicht als Dichter, aber als Pastor an den Buhlscenen Anstoss genommen habe (S. 25), welche ihm der Stoff entgegenbrachte, und dass er deshalb die eigentliche Handlung hinter die Scene verlegt habe, ist mir nicht recht glaublich, weil die an die Stelle der Haupthandlung getretenen Episoden, von welchen Weilen Mittheilung macht, sich nicht geringere Freiheiten erlauben (vgl. S. 31 f.). Dass Weilen ferner das Weissesche Singspiel „der Teufel ist los“ wiederholt als „graciös“ bezeichnet, scheint mir ein zu nachsichtiges Urtheil. Mit Recht hat der Verfasser hervorgehoben, dass das Motiv der gezähmten Widerspänstigen in demselben fortlebt: mir hat sich dieselbe

Beobachtung, leider zu spät, aufgedrängt, seitdem ich die „Kunst über alle Künste“ und die Weisesche „Böse Katharina“ kenne (die letztere erst neuerdings im 39. Bande der Kürschnerschen Nationallitteratur gedruckt, wo L. Fulda am ausführlichsten über Weises Drama gehandelt hat). Auch eine Bemerkung Tiecks (Krit. Schriften I, 346) ist zu beachten, nach welcher Ayrers Fastnachtspiel „Die verwandelten Weiber“ vielleicht aus dem Englischen stammen soll; „denn d'Urfey hat späterhin denselben Einfall bearbeitet, aus welchem nachher unser erstes komisches Singespiel, die verwandelten Weiber, gemacht worden ist.“ [1]) Das Material hat Weilen nicht vollständig, aber in ansehnlichem Umfange herangezogen; wichtiger als die Nachträge, welche in dieser Hinsicht zu geben wären und welche schliesslich ohne ein litteraturgeschichtliches Resultat selbst Berlas Operette „das verwunschene Schloss“ vorführen könnten, scheint mir der Uebelstand, dass das Thema von verwandten und ähnlichen nicht immer sicher genug, zu viel oder zu wenig abgegrenzt ist. Nur ein Nachtrag zu dem Abschnitt über Grillparzers „Traum ein Leben“ ist von Bedeutung: ich entnehme ihn Werners Aufsatze in der (Münchener) Allgemeinen Zeitung (1884, Donnerstag 5. Juni Nr. 155, S. 2275). Danach ist ein ursprünglich dem Französischen angehörendes Original „le conquérant“ von van der Velde unter dem Titel „die Heilung der Eroberungssucht“ (nachgelassene Schriften, Dresden 1827, 11. Band) übersetzt und in Wien für die Bühne bearbeitet worden. Den Inhalt gibt Werner nach einem Referat der Theaterzeitung von Bäuerle mit den Worten an: „Die Königinwittwe von Georgien, Almansaris, hat einen Sohn, Almansor, der vom Eroberungsteufel geplagt ist. Sie fürchtet für seine künftige Regierung und fleht den Himmel um Rettung an. Ein alter Magier zeigt ihr in drei Bildern, was der Prinz dereinst böses stiften und wie er als Eroberer schmählich enden werde. Die Cur des Königssohnes besteht darin, dass der Magier ihn drei Acte hindurch schlummern und träumen lässt; er wird zuerst zu einem Bauern, welchen die Gräuel des Krieges hart bedrücken, dann zu einem Regenten, dessen tyrannische Regierung von der beleidigten Menschheit geahndet und dessen Leben von Meuchelmördern bedroht wird. Der letzte Traum entscheidet, er erkennt, erwacht gebessert und heiratet.“ Der Titel dieser am 4. April 1818 im Theater an der Wien aufgeführten Bearbeitung ist „Schlummere, träume und erwache“.

Minor.

1) Ueber den Stoff der „verwechselten Eheleut“, welcher schon in der Kolmarer Handschrift von dem Meisterdieb Elbegast erzählt wird, vgl. jetzt R. Köhler in der Germania XXIX, 58 f.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethe. Campagne in Frankreich. (23 août — 20 octobre 1792.) Édition nouvelle. Avec une introduction, un commentaire et une carte. Par A. Chuquet, Ancien élève de l'École normale supérieure, Agrégé des langues vivantes. Paris, Librairie Ch. Delavigne. 1884.

Dieser Band der „Classiques Allemands“ ist eine der mehreren werthvollen Arbeiten zur Goethe-Litteratur, die uns aus Frankreich gekommen sind. Goethes Text ist mit deutschen Buchstaben sehr correct gedruckt und mit französischen Anmerkungen versehen. Auf der voranstehenden Karte finden sich die von Goethe genannten Ortschaften angegeben. Man bemerke, dass dem Titel gemäss nicht die ganze Schrift Goethes, welche „Campagne in Frankreich“ heisst, in Chuquets Buch aufgenommen ist, sondern nur der Theil, der wirklich den Feldzug in Frankreich, d. h. auf französischem Boden, behandelt.

Eine Einleitung gibt zunächst einen Ueberblick über die Vorgänge in Frankreich, welche den Feldzug Preussens und Oesterreichs veranlasst hatten; alsdann würdigt Chuquet Goethes Schrift in geschichtlicher und persönlicher Beziehung und weist namentlich darauf hin, dass die Erzählungen Goethes bis auf Kleinigkeiten durch andere Geschichtsquellen als zuverlässig bestätigt werden. Solche Hinweise setzen sich in den Anmerkungen fort, die allerdings hauptsächlich auf französische Schüler berechnet sind und vorzugsweise sehr gründlichen sprachlichen und litterarischen, sodann aber geographischen und geschichtlichen Inhalts sind. In letztrer Hinsicht werden besonders zur Vergleichung beigezogen: die „Memoiren zur Geschichte des preussischen Staates“ von Massenbach, die „Briefe eines preussischen Augenzeugen über den Feldzug im Jahre 1792“, die „Reminiscenzen über die Campagne in Frankreich“ vom Kronprinzen von Preussen — nachmals König Friedrich Wilhelm III. —, die von Hüffer im Goethe-Jahrbuch veröffentlichten Auszüge aus den Briefen des Cabinetsecretärs Lombard und die „Mémoires de Dumouriez“, woraus Goethe Stellen wörtlich übersetzt hat. Aus diesen Memoiren berichtigt Chuquet einen Fehler im Abschnitt „Vom 13. bis zum 17. September“ der „Campagne in Frankreich“, worin gesagt ist, dass ein französisches Heer von 10000 Mann vor 500 preussischen Husaren geflohen sei; es soll „1500“ heissen,

wie Dumouriez angibt, den Goethe offenbar bei diesem Berichte benutzt hat. Dann müssten es allerdings zwei Husarenregimenter gewesen sein. Ebenso stellt Chuquet nach v. Boguslawskys „Leben des General Dumouriez" im Abschnitt „Den 19. September Nachts" den von Goethe mit 1200 Mann angegebenen Verlust der Preussen auf 200 (genau 184) fest.

2. Goethes Torquato Tasso, Beiträge zur Erklärung des Dramas von Franz Kern. Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, R. Stricker 1884.

Eine Schrift, die vielen Genuss gewährt. Ohne etwa den Inhalt des Stücks in Prosa breit zu treten und Dinge auseinanderzusetzen, die jeder aufmerkende Leser ohnehin einsieht, beschränkt sich Kern, nachdem er von der Handlung des Schauspiels einen kurzen Ueberblick gegeben, darauf, die Charaktere der einzelnen Personen des Stückes zu entwickeln, und zwar nach ihren eigenen Aeusserungen und Handlungen, sowie nach den Urtheilen der anderen Personen über sie und deren Verhalten gegen sie. Er wägt alles dies gegen einander und zieht daraus mit feinem Verständnisse die Schlüsse, aus deren Gesammtergebniss er das Bild der Persönlichkeiten zusammenstellt. Er berichtigt dabei manche falsche Auffassungen, die durch weniger sorgfältige Betrachtung des Dramas sich festgesetzt haben.

3. Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Wien, Commissionsverlag von Gerold & Co. 1884.

Der Verfasser unternimmt Entstehungszeit und Beziehungen zweier Dichtungen Goethes festzustellen, und zwar des Gedichtes „Beherzigung" und der Cantate „Rinaldo". Er macht bezüglich des ersteren darauf aufmerksam, dass sein Inhalt sich in dem Briefe an Gräfin Auguste Stolberg vom 3. August 1775 wiederfindet, und setzt daher voraus, dass es um diese Zeit gedichtet ist, sowie er ferner auf den innern Zusammenhang mit dem Gedichte „Erinnerung" hinweist, das er, wenn der Versbau der gleiche wäre, als mit der „Beherzigung" zu Einem Gedichte vereinigt denken möchte. — Im vorliegenden Falle ist nun auch gegen die Zeitbestimmung, die Rieger bei seinem Verfahren gewonnen hat, nichts einzuwenden, zu bemerken ist jedoch, dass das zusammenfallen des Inhalts von Gedichten und von Briefstellen keineswegs durchgängig auf Gleichzeitigkeit zu schliessen gestattet. In meiner Schrift „Zu Goethes Gedichten" (Leipzig, Serbe, 1870) habe ich zahlreiche Beispiele solchen zusammenfallens hervorgehoben, wobei z. Th. nachzuweisen ist, dass Brief und Gedicht verschiedenen Zeiten angehören; ich

habe auch Seite 31 ausdrücklich hervorgehoben, dass man vorsichtig sein müsse, Schlüsse auf die Aehnlichkeit zwischen Brief- und Gedichtstellen zu gründen.

„Rinaldo“ (1811) bezieht Rieger auf das erwachen lebhafter Erinnerung an das Verhältniss zu Lili, was er sehr gut durch Stellen in Goethes Briefen und Tagebuch, die dieses Verhältniss zum Gegenstande haben, sowie durch die Umstände, welche bei Goethe 1811 die Vergegenwärtigung der Erlebnisse von 1775 erklären, begründet. Die ganze Untersuchung ist mit Umsicht geführt, und ich nehme keinen Anstand, die Dunkelheiten des „Rinaldo“ hierdurch für aufgehellt anzusehen.

4. Goethe als Student in Leipzig. Von Ludwig Blume, Professor am k. k. akademischen Gymnasium in Wien. Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien für das Schuljahr 1883—84. Wien, 1884.

Das Schriftchen gibt einen Ueberblick über Goethes Leipziger Studentenzeit mit Rücksicht auf die Wandlungen, die der Dichter dort erfahren hat. Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ lässt diese Ergebnisse freilich schon deutlich genug hervortreten; die Schrift wäre vielleicht als Einleitung zu diesem Werke dienlich oder als ein Lehrvortrag aus Goethes Lebensgeschichte. Neues hat Blume nicht geboten; nur das ist bisher meines wissens von niemandem bemerkt worden, dass eine Stelle in einem gleich in der ersten Zeit nach dem eintreffen in Leipzig an Riese geschriebenen Briefe Goethes dem Lustspiel „Herzog Michel“ von Krüger entstammt. Diese Bemerkung lässt sich noch ausbeuten.

5. Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge von K. J. Schröer. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1884.

Diese Vorträge sind: „Goethe und die Liebe. Einleitung zu Stella“ sowie „Goethe und Marianne Willemer“. Während der zweite Vortrag das Verhältniss zu Frau von Willemer an sich sowie besonders in Beziehung auf die Diwandichtung als das vorzugsweise „poetische Liebesverhältniss“ — wie Schröer es treffend nennt — behandelt, geht der erste hauptsächlich ins allgemeine und verbreitet sich über Goethes Verhältniss zu den Frauen überhaupt. Schröer weist in dem durch Wärme und feines Verständniss des Goethischen Wesens sich auszeichnenden Vortrage nach, dass Goethe bei allen seinen Liebesverhältnissen aufs tiefste vom weiblichen Werthe durchdrungen war, er in jedem weiblichen Wesen, dem er seine Liebe zuwandte, eine ideale Seite des Weibes verehrte, und

die Lösung so mancher angeknüpfter Verhältnisse gewissermassen nur Folge der Erkenntniss war, dass Gegenseiten den Traum des zum Theil nur angedichteten Ideals zerstörten.

Schön ist die Parallele, die Schröer zwischen Werthers Leiden und Stella zieht. Er macht darauf aufmerksam, dass wie im Roman zwei Männer durch Eine Frau, so im Schauspiele zwei Frauen durch Einen Mann gefesselt seien und es demnach nahe gelegen habe, dass, wie im Werther einer der Männer den Conflict durch seinen Tod löst, so dies in Stella durch Stellas freiwilligen Tod habe erfolgen sollen. Er führt Stellen aus Briefen Goethes jener Zeit an, die es glaubhaft machen, dass Goethe diesen Schluss des Dramas beabsichtigt gehabt habe, und meint, dass derselbe nur deshalb nicht tragisch ausgefallen sei, weil Goethe sich nicht habe entschliessen können, die so lieblich dargestellte Stella zu opfern.

Der Gedanke ist geistvoll. Ich habe in einem älteren Aufsatze über Stella die Ansicht ausgesprochen, dass der Anfang des Stückes in zu leichtem Tone geschrieben sei, um als Anfang eines Trauerspiels zu gelten. Diesen Grund erkenne ich als sehr schwach an, da Götz von Berlichingen, Clavigo, Egmont ähnlich beginnen. Indessen ist es doch auffallend, dass Goethe, als er 1806 das Schauspiel in ein Trauerspiel umänderte, nicht Stella allein sterben liess, wenn er früher diesen Schluss beabsichtigt gehabt hätte, und dass er es sogar übel nahm, als Frau v. Stein — wie sie am 5. März 1806 ihrem Sohne schreibt — diesen Schluss als den richtigen bezeichnete. Damit soll nur gesagt sein, dass noch mehrseitige Aussprachen über die von Schröer bedeutungsvoll angeregte Frage erwünscht sein dürften, bevor sie als entschieden betrachtet werden kann.

6. Goethe und Homer. Erster Teil: Bis zur Reise nach Italien. Von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor. (Besonderer Abdruck aus dem Programme der Landesschule Pforta vom 21. Mai 1884.) Naumburg a. S. 1884. Druck von H. Sieling.

Goethe und Homer. Von Dr. Otto Lücke. (Besonderer Abdruck aus dem Osterprogramm der Königl. Klosterschule zu Ilefeld a. H.) Nordhausen 1884. Druck von Kirchner.

Merkwürdig, dass derselbe Gegenstand, sogar unter gleichem Titel, zu gleicher Zeit in zwei Gymnasialprogrammen behandelt wird! Es sind Beiträge zur Geschichte des Einflusses griechischer Bildung auf deutsche. Beide Verfasser verfahren in der Weise, dass sie Goethes bekanntwerden mit Homer, namentlich sein tieferes eindringen in dessen Dichtungen unter Herders Einfluss verfolgen, indem sie nicht allein die Stellen aus Goethes Schriften, Briefen und

Gesprächen anführen, in denen er über Homer sich äussert, sondern auch Anspielungen auf Homerische Schilderungen, Bilder und Ausdrücke, die in Goethes Gedichten und sonst bei ihm vorkommen. So sorgfältig beide dabei zu Werke gegangen sind, so ist es doch bei der Menge von derartigen Stellen nicht zu verwundern, dass solche noch entgangen sind; so hat z. B. nur Lücke auf den frühesten Anklang an Homer in Goethes Briefe an Friederike Oeser vom 13. Febr. 1769, und einen spätern im Triumph der Empfindsamkeit hingewiesen.

Schreyer lässt sich vom Sammlereifer verleiten, die Recension über Woods „Versuch über das Originalgenie des Homer“ in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ für Goethe in Anspruch zu nehmen, und möchte die dagegen erhobenen Zweifel als subjective von der Hand weisen; Lücke würdigt dagegen die Berechtigung der Zweifel unter Berücksichtigung der darüber vorhandenen Litteratur, wie denn derselbe überhaupt gründliche Litteraturstudien in seinem Programme bekundet.

Schreyer verbreitet sich im letzten Theile seines Programms ausführlich über Goethes Dramenfragment „Nausikaa“. Der Verfasser hat sich unlängst in anderer Richtung mit demselben beschäftigt, indem er in Anlehnung an Goethes Entwurf und Bruchstücke in freier Nachdichtung ein treffliches Trauerspiel geschaffen hat.[1])

Lücke ist nicht damit einverstanden, dass in Untersuchungen über Goethes Nausikaa-Fragment immer angenommen wird, im letzten Satze des Scenariums, wo Goethe geschrieben hat: „Arete will die Tochter nicht geben. Ulysses, Ueberredung. Alkinous will gleich“ — versehentlich „Arete“ für „Alkinous“ stehe; er findet unter „Arete“ Nausikaas Mutter, weil in dem „Alkinous will gleich“ ein Gegensatz zu der Weigerung der Mutter liege. Dagegen ist indessen zunächst einzuhalten, dass nicht nur Nausikaas Mutter im Goethischen Scenarium gar nicht vorkommt, sondern auch darin „Arete“ immer für „Nausikaa“ steht, also Goethe ein doppeltes Versehen sich hätte zu Schulden kommen lassen, indem er sowol die Mutter erst in einer der Schlussscenen des Dramas einführte, als auch hier den Namen der Tochter ihr beilegte; ferner dass die z. Th. ausgeführte Entgegnung des Alkinous, die in meiner Redaction der „Nausikaa“[2]) unmittelbar hinter „will die Tochter nicht geben“ eingeschaltet ist, allerdings eine entsprechende Weigerung wirklich enthält, und zwar seiten des Alkinous selbst, der nur durch Ulyssens Ueberredung zu anderer Ansicht bestimmt wird. — Das „Alkinous will gleich“ ist nun wol so zu deuten: nachdem Ulysses den König überredet hat, die Tochter

1) Nausikaa. Trauerspiel in 5 Aufzügen in freier Ausführung des Goetheschen Entwurfs von Hermann Schreyer. Nebst einem Anhang: Nausikaa bei Homer, Sophokles und Goethe. Halle a. S. 1884. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

2) Goetheforschungen (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) S. 132 ff.

dem Telemach anzutrauen, will Alkinous sie dem Ulysses gleich mitgeben. Letzterer dagegen „will seinen Sohn bringen; sie sollen sich wählen“ und nicht zur Verbindung genöthigt werden, wie es der Fall sein würde, wenn Ulysses die Tochter gleich mit sich fortführte.

Eine Homerische Redensart, die sowol Schreyer wie Lücke mit Bezug auf einen Brief Goethes an Kestner anführen, „das übrige liegt auf den Knieen der Götter“, gibt mir Anlass einer Stelle in „Iphigenie“ zu gedenken, über deren Beziehung sich vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern ein Streit erhob. Nach einer angeblichen Weimarer Bühnenüberlieferung soll nämlich Iphigenie die Worte im 3. Auftritt des letzten Aufzugs

Allein Euch leg' ichs auf die Knie

an König Thoas und seine Skythen zu richten haben. Abgesehen von den aus dem Zusammenhange zu entnehmenden, schon anderweit geltend gemachten Gegengründen können dieselben nach Homers Vorgang eben nur mit Bezug auf die Götter Anwendung finden. Homer denkt sich letztere immer sitzend, wenn sie im Olymp beisammen sind, und auch sonst, wenn sie nicht in Thätigkeit zu erscheinen haben; so z. B. Il. I, 500. 534. 536. IV, 1. XI, 183. XXI, 520. Od. V, 3. Daher kann etwas, das an sie gerichtet ist, ihnen auf die Kniee gelegt werden. Wie aber kommen die Kniee der Skythen ins Spiel, da letztere alle um Iphigenie herum stehen? Goethe dichtete viel zu plastisch, als dass er nicht, wenn Iphigenie die fraglichen Worte zu den Skythen hätte sprechen wollen, die letzteren sich sofort hätte so vorstellen müssen, dass sie insgesammt das eine Bein bis zu wagerechter Lage des Oberschenkels emporhöben, damit Iphigenie ihnen etwas aufs Knie legen könne. Die Behauptung, dass Iphigenie jene Worte an Thoas und die seinigen richte, beruht also auf völligem Mangel an Verständniss Goethischer Dichtweise. Die angebliche Weimarer Bühnenüberlieferung könnte sich erst nach dem aufhören von Goethes Bühnenleitung gebildet haben und ist einfach lächerlich.

7. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 21. Die guten Frauen von Goethe mit Nachbildungen der Originalkupfer. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1885.

Von den üblichen Illustrationsausgaben der Classiker ist vom litterarischen Standpuncte aus nicht viel zu halten. Wenn die Illustrationen Kunstwerke sind, so sind diese Ausgaben eben Kupfer- oder dergleichen Werke und haben als solche ihren Werth; die Illustrationen zu Gedichten sind aber grossentheils Spielereien und

nur für Leute bestimmt, deren Grundsatz ist: es kann nicht genug kosten.

Dagegen gibt es Illustrationen, die eigentlich geradezu Theile der litterarischen Werke sind, und zwar sind dies solche, welche Grundlagen von Schriften bilden. In Goethes Werken sind bisher nur ein par Umrisse zu geologischen Aufsätzen aufgenommen worden; zu einigen Ausgaben werden auch die Bilder zur Farbenlehre auf Verlangen geliefert. Nicht minder nöthig wären aber auch: die Handzeichnungen Goethes, zu denen er die in den Werken befindlichen Gedichte geschrieben hat; dann das Bild zu dem „Neuesten aus Plundersweilern"; ferner Tischbeins Idyllen, die Goethe mit Beischriften versah; weiter Abbildungen der Kunstwerke, über welche er geschrieben hat, und dergl. Erwünscht würden auch sein Bildnisse von Personen, mit denen Goethe verkehrte, Ansichten von Landschaften, die er schildert, oder solche Illustrationen, die Goethe selbst gab, z. B. zum römischen Carneval.

Derartige Illustrationen wieder zu bringen ist nun hauptsächlicher Zweck des vorliegenden Neudrucks. Das von Cotta herausgegebene „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801" enthielt eine Reihe Kupfer von Ramberg, böse Weiber darstellend; zu Ausgleichung des hierdurch hervorgerufenen widerwärtigen Eindrucks schrieb Goethe den Aufsatz „Die guten Frauen". Seuffert hat nun diesen Aufsatz nebst Rambergs veranlassenden Kupfern wieder abdrucken lassen, was um so mehr mit Dank zu begrüssen ist, als er damit etwas einleitet, das der Goethe-Litteratur eben noth thut.

Die Textausgabe ist kritisch. Seuffert versucht hiernächst in den Personen, die in Goethes Aufsatz redend eingeführt sind, Personen des Weimarer Kreises zu erkennen: er findet in Sinclair Goethe, in Armidoro Schiller, in Arbon Meyer, in Seyton Bertuch, in Henriette Charlotte Schiller, in Eulalie Amalie v. Imhoff und Frau v. Wolzogen. Gegen die meisten dieser Deutungen lässt sich nichts vorbringen, nur gegen die Schlussfolgerung möchte ich Verwahrung einlegen, dass die Räthselliebhaberei Henriettens zugleich auch die Dame des sechsten Pares in Goethes von mir behandeltem „Stiftungsliede"[1]) enthülle; denn ich halte entschieden die Ansicht aufrecht, dass der Herr in jenem sechsten Pare Schiller ist, wodurch ausgeschlossen sein dürfte, dass seine Kränzchenpartnerin seine Frau war. Zu Unterstützung meiner Ansicht führe ich nur noch an, dass die Räthselliebhaberei des gedachten Pares im Mittwochskränzchen nur auf Schiller bezogen werden kann, da sich Goethe in dem Stiftungsliede eine Anspielung auf Schillers damalige Arbeit nicht wird haben entgehen lassen und sonst keine darin zu finden ist. Zweifellos ist aber, dass Schiller bei Eröffnung des Mittwochskränzchens — die nach Düntzer vor dem 17. October 1801 nicht möglich war —

1) Wissenschaftliche Beilage d. Leipziger Zeitung 1882 Nr. 102.

das Räthselstück „Turandot“ bereits in Angriff genommen hatte; denn im Brief an Körner vom 2. November 1801 nennt er die Bearbeitung des Märchens von Gozzi einen „alten Vorsatz“, in dessen Ausführung er schon vorgerückt sei, und am 4. Januar 1802 versandte er „Turandot“ schon an zwei auswärtige Bühnen.

Abgesehen davon, dass gegen Seufferts Deutung spricht, dass Henriette und Armidoro nicht verheiratet sind, wie Schiller und Charlotte damals längst waren, möchte ich auch weder in Henriette besondere Züge von Charlotte Schiller noch in Armidoro solche von ihrem Gatten finden; da Armidoro derjenige ist, welcher das Gespräch der auftretenden Personen niederschreibt, wie dies Goethe wirklich that, scheint Armidoro vielmehr ebenfalls eine Seite von Goethe zu vertreten, wie letzterer ja sich auch sonst noch auf zwei Personen einer Dichtung vertheilte.

Henriette war vielleicht wirklich eine Henriette, und zwar Fräulein v. Wolfskeel, die mit Armidoro-Goethe auf sehr freundschaftlichem Fusse stand.

Doch das sind alles z. Z. nur noch Vermuthungen ins blaue; es mögen die einschlagenden Fragen dialektisch weiter entwickelt werden!

8. Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise im Jahre 1790 zur Begrüssung der Deutsch-Romanischen Section der XXXVII. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau am 1. October 1884 herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

In 100 Exemplaren gedruckt.

In seinem „Neuesten Verzeichniss einer Goethebibliothek“ vom August 1874 hatte S. Hirzel unter den Handschriften vorgenanntes mit Bleistift geschriebenes Notizbuch mit aufgeführt und nach allgemeiner Angabe des Inhalts bemerkt: „Vieles nicht mehr zu entziffern“. Einiges, was er entziffert hatte, war von ihm abgeschrieben, auch gelegentlich zum Druck befördert worden. Einer umfassenden Prüfung unterzog v. Loeper die Schrift und veröffentlichte die werthvollen Ergebnisse im II. Bande des Goethe-Jahrbuchs. Allein viele von diesen Notizen und Niederschriften hat er doch nicht zu lesen vermocht, einiges auch nachweisbar unrichtig gelesen. Jetzt ist Zarncke mit der ihm eigenen Beharrlichkeit an die Aufhellung der bestehenden Dunkelheiten herangetreten und hat mehr ermittelt und festgestellt, als man nach den vorhergegangenen missglückten Versuchen zu hoffen wagen durfte. In seiner stattlichen in Hochquart gedruckten Begrüssungsschrift gibt Zarncke zuerst einleitungsweise die Beschreibung der Handschrift, sodann den Nachweis der aus

den Notizen zu entnehmenden Reiseroute — die nicht über den Oybin gieng —, ferner eine Uebersicht der auf der Reise geführten Correspondenz Goethes, und zuletzt die Entwürfe zu Gedichten, soweit sie noch nicht gedruckt sind. Hierauf folgen die buchstabengetreu wiedergegebenen 42 Seiten des Notizbuchs, soweit sie überhaupt entziffert werden konnten; 2 Seiten, deren Lesung nur zum Theil gelungen ist, sind photographisch beigegeben. Meinerseits verzichte ich auf den Versuch, die verwischten Worte herauszubekommen. Eine weitere Seite ist so beschaffen, dass es sogar nicht möglich gewesen ist, sie zu photographieren.

Am Schlusse der Schrift folgen erläuternde Anmerkungen zu Goethes Notizen auf Grund umfassender Ermittelungen.

Zarncke hat zu den bereits früher gelesenen Gedichten noch sechs Distichen und zwei Reimgedichte entziffert; die ersteren sind theils antichristlichen, theils erotischen, theils sententiösen Inhalts und bilden eine bedeutende Eroberung für den Goethe-Schriftenschatz, auf die Zarncke stolz sein darf, da sie eben jeder machen konnte, aber niemand Muth und Ausdauer dazu besass.

Ein par Kleinigkeiten sei mir gestattet zu bemerken.

Die Correspondenz Goethes (S. 11 und 18, Notizbuchseite 2[b]) dürfte durch den Brief an Herder vom 30. Juli, der aus Dresden geschrieben ist, zu ergänzen sein; derselbe ist jedesfalls mit dem Briefe „No 1 Dresden“ gemeint. — In den Anmerkungen (S. 27) schreibt überdies Zarncke „Neunheiligen“ statt Neunheilingen; ferner sei in Bezug auf die dort gesessene Familie der Grafen von Werthern im allgemeinen darauf hingewiesen, dass dieser Name im gewöhnlichen Leben fast immer nur Werther ausgesprochen wird und noch mehr wurde; denn neuerlich spricht man correcter.

Unter dem „Harzfrischen“ (S. 17, Notizbuchseite 1[a]) ist jedesfalls, als Gegensatz des kaltfrischens, Herdfrischen zu verstehen. Wenn, wie Zarncke versichert, seine Lesung richtig ist, so mag das Wort mundartlich verstümmelt zu Goethes Gehör gekommen sein.

In dem Seite 27 auf dem zweiten losen Blatte stehenden Spruche

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am Besten —

vermuthete schon v. Loeper mit Recht ein volksthümliches Sprichwort; Körte — „Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen“ (Leipzig 1837) — führt es S. 337 an mit:

Ost, Süd, West,
Daheim ist's ambest;

oder Hamburgisch:

Oost, West,
Huus best.

und sonst noch.

Wir freuen uns hier aufs neue bestätigt zu finden, dass das, was Zarncke anfasst, von ihm nicht losgelassen wird, bis er es an sich gerissen hat.

9. Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, a. ö. Professor an der Universität Lemberg. Mit zwei Portraits. Berlin, Verlag von W. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1884. VIII u. 220 SS.

Längst vermuthete man, dass der hohe Adel Oesterreichs in seinen Archiven noch manche Briefe und Gedichte Goethes verwahre, da dieser bei seinen zahlreichen Besuchen böhmischer Bäder in den Kreisen desselben viel verkehrt und freundschaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, wovon namentlich mehrere, unter den Gedichten an Personen zu findende Widmungen Zeugniss ablegen. Kaum aber durfte man erwarten, dass eine ganze Reihe so herzlich-freundschaftlicher Briefe an ein Glied dieser Kreise noch an den Tag kommen würden, wie die an die verwittwete Gräfin Josephine O'Donell, geb. Gräfin v. Gaisruck, Hofdame der Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich. Es sind ihrer achtzehn, wovon zwölf in die Zeit vom August 1812 bis Februar 1814 fallen; die übrigen sechs vertheilen sich auf die Jahre 1818, 1820 und 1823. Neben diesen Briefen hat Goethe noch sechs Gedichte an die Gräfin gerichtet, die jedoch bis auf eins schon in die Werke aufgenommen waren, von Werner aber — nur mit einer Ausnahme — nach den Originalen wieder abgedruckt sind.

Das Buch enthält ausserdem noch einen Brief und drei Gedichte an Gräfin Christine O'Donell, geb. von Ligne.

Der Herausgeber hat die äusserste Sorgfalt auf das Werk verwandt und, nachdem er durch eine Vorrede die in den Briefen berührten persönlichen Verhältnisse auseinandergesetzt hat, die einzelnen Briefe selbst mit Anmerkungen versehen, in denen er gewissenhaft bemüht ist, alle darin angedeuteten Umstände aufzudecken und darzulegen; man wird keine Aufklärung vermissen, die überhaupt gegeben werden konnte; eher dürfte man an der einen oder andern Stelle finden, dass ein Excurs für den vorliegenden Zweck hätte erspart werden können.

Zu beklagen ist, dass die Briefe der Gräfin O'Donell fehlen; kaum zu bezweifeln ist, dass sie zwar noch erhalten sind, aber mit so vielen andern Schätzen der Goethe-Litteratur noch in Weimar verschlossen gehalten werden. Diese Briefe würden nicht nur über einige Dunkelheiten in Goethes Briefen Aufschluss geben, sondern auch uns eine jedesfalls bedeutende Persönlichkeit enthüllen.

Einer der noch zweifelhaften Puncte betrifft S. 51 ff. die Aufführung eines Stückes, welches in Folge einer von der Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich gestellten Aufgabe aufgeführt werden sollte. Die Aufgabe war: in einem Drama die Frage zu lösen, ob der Mann oder die Frau eines durch Zerwürfnisse getrennten Pares zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten habe. Goethe hat bekanntlich auf diese Veranlassung „Die Wette" geschrieben. Werner nimmt nun an, dass der verunglückte Versuch, von dem im ersten Briefe an die O'Donell, vom 7. August 1812, die Rede ist, sich auf die Aufführung von Goethes Drama beziehe, während ich der Ansicht bin, dass Frau v. Schiller gut unterrichtet war, wenn sie der Erbprinzess von Mecklenburg-Schwerin schrieb, ein von der Kaiserin über denselben Gegenstand verfasstes Stück habe sich als unaufführbar erwiesen. Goethe kann doch füglich nicht seine eigene Dichtung als „anmuthiges Stück" bezeichnen, wie im Briefe geschieht; der „verunglückte Versuch" war daher jedesfalls der, das Stück der Kaiserin zur Darstellung zu bringen.

Zweifellos ist es wol, dass der siebente Brief S. 108 f. anstatt vom 22. Juni vielmehr vom 22. Januar 1813 datiert ist, da Werner S. 208 selbst erklärt, man könne anstatt „Jun." wol auch „Jan." lesen. Das „W." — Weimar — kann kein Irrthum sein, wie der Herausgeber für möglich hält und vorauszusetzen wäre, wenn der Brief im Juni geschrieben wäre. Denn wie überhaupt die ganze Haltung des Briefes keine Spur enthält, dass er an einem fremden Ort geschrieben sei, so deutet auch Goethes Aeusserung darin, dass „ein gewisser Wunsch im Laufe dieses Jahres gegen die Freundin verlauten sollte", auf den Anfang des Jahres zur Zeit des Brieferlasses.

„Etwas Neueres", das Goethe für „nächstens" am 20. December 1813 anmeldete, war ohne Zweifel der „Epilog zum Essex" und die Gräfin O'Donell die „Wiener Freundin", für welche Goethe einer Dame in Weimar am 8. Januar 1814 überliess eine Abschrift des Epilogs zu nehmen. (Goethe-Jahrbuch, II, 272.)

Das Gedicht mit einer Schreibfeder „Die abgestutzten, angetauchten etc." hat sich im Nachlasse der Gräfin Josephine O'Donell nicht vorgefunden; es scheint sich in die Papiere der Gräfinnen Egloffstein verloren gehabt zu haben, aus denen es Burkhardt in den „Grenzboten" 1881 Nr. 20, S. 287 hat abdrucken lassen. Zu bemerken ist übrigens, dass das Gedicht „Ich dachte Dein, und farbenbunt erschienen" nicht nur nach einer Tradition ein buntes Trinkglas begleiteten, sondern Goethe selbst dies in der Anmerkung zu diesem Gedichte im IV. Bande der Werke, Ausgabe letzter Hand, mittheilt.

Die Vermuthung, welche nach S. VIII v. Loeper ausgesprochen hat, dass Goethe der Gräfin zum Neujahr 1814 das Gedicht „Im neuen Jahre Glück und Heil etc." übersandt habe, hat genannter

Herr im 3. Bande der 2. Ausgabe von Goethes Werken, Ausgabe Hempel, S. 349 selbst zurückgenommen.

Ein „Anhang" der Wernerschen Schrift enthält: eine biographische Skizze des Fürsten Ligne, des Grossvaters der Gräfin Titine O'Donell; dann Auszüge aus den Teplitzer Curlisten der Jahre, in denen Goethe Teplitz besucht hat; hiernächst zum Diwan eine überzeugende Widerlegung der Annahme Düntzers, dass das Gedicht „Geheimstes" im „Buch der Liebe" auf die Kaiserin Maria Ludovica zu beziehen sei; ferner den Nachweis, dass eine angebliche Improvisation, die Goethe in einem Gesellschaftsspiele auf Anregung der Kaiserin niedergeschrieben haben soll, keinen Anspruch auf Echtheit machen könne; endlich einige Andeutungen über das beigegebene, in Lichtdruck hergestellte Bildniss der Gräfin Josephine O'Donell.

Ein bisher unbekanntes Bildniss Goethes, von Xaver Maria Cäsar von Schönberg-Rothschönberg in Sepia ausgeführt, ist ebenfalls hier in Lichtdruck mit Sorgfalt nachgebildet.

Ein Personen- und Sachregister erleichtern die Benutzung dieses Quellenwerks.

Genug von demselben, da man es selbst lesen muss. Es ist eine der preiswürdigsten Erscheinungen der Goethe-Litteratur.

Woldemar Freiherr von Biedermann.

Franz Grillparzers Lebensgeschichte von Heinrich Laube. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1884. VIII und 177 SS. 8°. 4 M.

Zweifellos ist das vorliegende Buch die bedeutendste Quelle für das innere Leben Grillparzers. Die mitgetheilten Tagebuchnotizen und Aufzeichnungen des Dichters, welche den grössten Theil des schlanken Bandes füllen, begleiten als inneres Selbstgespräch das Leben bis weit in das Mannesalter. Was man sonst gewohnt ist in Briefen von Dichtern an ihre Freunde zu suchen, was geschwätzige Autoren in Vorreden und Nachreden vor das Publicum gebracht haben, was glücklichere Naturen sich selbst nicht zu gestehen gewagt hätten, — alles das kleidet Grillparzer, der Feind jeder Mittheilung des innern nach aussen, in geschriebene Monologe, welche auf den oft peinlich berührten Leser einen tiefen Eindruck nicht verfehlen. Man kennt Grillparzers Scheu vor jeder Blossstellung des innern, jeder Herzensergiessung: ein gewisses „Schamgefühl der Empfindung" nennt er dieselbe in einem Briefe an Kathi (S. 174), welches ihn hindere seinen inneren Menschen nackt zu zeigen und welches er dem übertriebenen körperlichen Schamgefühl andrer vergleicht. Schleiermacher, der Verfasser der Monologen, an

dessen Essai von der Schamhaftigkeit diese Worte erinnern, ist hier Grillparzers nächstverwandter in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Man kann sich auf den ersten Eindruck eines Gefühles der Fremdheit, ja des Widerwillens nicht erwehren, wenn man aus den Tagebuchnotizen sieht, dass Grillparzer nicht dieselbe keusche Zurückhaltung auch sich selbst gegenüber geübt hat; dass er vielmehr rastlos in dem eigenen innern wühlte und die Formel suchte für Vorgänge, welche des Selbstbeobachters spotten, und für Gemüthsbewegungen, welche er bis auf den thierischen Trieb und den natürlichen Instinct zu verfolgen sich genöthigt sah.

Hier den Aufzeichnungen des Dichters, unbekümmert, ob er durch ihre Mittheilung gewinnen oder verlieren mag, das erste und letzte Wort gelassen zu haben, und zwar ohne jeden Versuch einer Erklärung gelassen zu haben, ist eine Entsagung, deren Laube sich ohne Zweifel gerühmt hätte. Ueberhaupt hat er sich in dem ganzen Buche bescheidentlich im Hintergrunde zu halten verstanden und zu den Aufzeichnungen des Dichters eigentlich nur den verbindenden Text geliefert, der auf bekanntes knapp und ohne breitspurige Wiederholung verweist, sich um unbekanntes nicht den Kopf zerbricht, mit den Quellen ziemlich resolut und ohne hochnothpeinliches Verhör abrechnet, inneren Zweifeln in dem Ton waidmännischer Entschiedenheit ein Ende macht und Grillparzers Tragoedien als mehr oder weniger werthvolle Theaterstücke beurtheilt. Laube war zu gewaltthätig als Litterarhistoriker, weil er ein Mann der That gewesen ist. Die Thaten, durch welche er den Namen Grillparzer auf der Bühne wieder zu Ehren gebracht hat, sollen ihm nicht vergessen werden wie so vieles andre: die leeren Blätter in der Chronik des Burgtheaters und die Lücken in dem Gedächtnisse derer, welche schnell vergessen haben, dass sie durch ihn gross geworden sind, wird die Litteraturgeschichte ausfüllen und auffrischen. Auch in diesen der Wissenschaft gewidmeten Blättern darf der Hingang eines Mannes beklagt werden, der als Bühnenleiter in Deutschland nicht seines gleichen gehabt hat.

Zwei werthvolle Beiträge zur Grillparzer-Litteratur, welche in politischen Zeitungen leicht übersehen werden können, haben R. M. Werner in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung (vom 4. 5. 6. 8. 10. Juni 1884) und der fleissige Custos der Wiener Stadtbibliothek Dr. Karl Glossy in dem Feuilleton der Neuen freien Presse (Sonntag 14. Sept. 1884 Nr. 7202) geliefert.

Minor.

Miscellen.

1.

Die Schrödersche Gesellschaft deutscher Schauspieler in ihren ersten Anfängen.

Sophie Charlotte Schröder, die Mutter Friedrich Ludwig Schröders, hatte am 12. Januar 1740, — also zu einer Zeit, als die Neubersche Gesellschaft noch in Hamburg spielte, — auf Schönemanns eben damals neu errichteter Schaubühne zu Lüneburg mit Konrad Ekhof zugleich die Bühne betreten, aber mit Ende des Jahres wieder verlassen, weil ihr Schönemann nicht mehr als zwei Thaler wöchentlich an Gage zu zahlen vermochte. Sie hatte sich wieder nach Hamburg gewandt. „Ihr vorzüglicher Gönner, der alte holländische Resident Willers", erzählt Meyer (Fr. L. Schröder. Hamburg 1819, I, 10), „dem der Opernhof gehörte, in welchem sie eine kleine Wohnung bezogen hatte, ermunterte sie, selbst eine Schauspielergesellschaft zu errichten, und unterstützte sie durch Vorschuss. Von der Schönemannschen Bühne traten Ackermann, Uhlich und andere zu ihr."

Am 28. März 1742 eröffnete sie im Hamburgischen Opernhause, wo auch die Neuber in den letzten Jahren gespielt hatte, ihre Bühne und trat somit die Erbschaft ihrer Vorgängerin an, hatte aber auch nur geringen Erfolg. Ihre Gesellschaft bestand aus nur wenigen Mitgliedern, blieb auch in der Folge noch schwach.

„Eigene Achtsamkeit der Principalin und Fleiss ihrer Mitglieder machte indess, was zu machen war. Es gab viel Feierlichkeiten auf ihrer Bühne und viel Harlekinsstücke. Ackermann, Freund, Rath- und Thatgeber, unterstützte seine einsichtsvolle Freundin, nachherige Gattin; was aber hauptsächlich gebrach, war: Fortunens holder Blick und freundliche Beihülfe" (Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, S. 265). Die Einnahme war ausserordentlich gering; sie betrug, wie uns Meyer berichtet, an einzelnen Abenden nicht mehr als — drei Thaler. „Das mag Elend heissen, und kein glänzendes", bemerkt der Biograph Friedr. Ludw. Schröders. Im Juli 1744 löste sich die erste Schrödersche Gesellschaft auf; ihre Principalin gieng nach Schwerin und legte hier eine Stickschule an; einige Jahre später gieng sie mit Ackermann nach St. Petersburg zu Hilferding, dann mit dessen Gesellschaft nach Moskau, wo sie am 24. November 1749 mit Ackermann ehelich verbunden ward. Nach ihrer Rückkehr aus Russland gründete das Ehepar im Winter

1751—1752 zu Danzig eine neue Gesellschaft, die nun unter dem Namen „Ackermannsche Gesellschaft" in der Theatergeschichte eine hervorragende Rolle spielt; in Hamburg trat sie erst im August 1764 auf, — also zwanzig Jahre nach dem ersten Unternehmen Sophie Charlotte Schröders.

Ueber dieses erste Unternehmen fällt J. F. Schütze in seiner Hamburgischen Theatergeschichte (S. 268) das Urtheil: „Im ganzen genommen hat die Gesellschaft der Schröderin wenig Aufmerksamkeit erregt, wenig Einfluss auf den Geschmack und wenig Glück gehabt."

Das dürfte jedoch nicht in allen Puncten zutreffend sein. Der äussere Erfolg dieses ersten Unternehmens der Schröder war — wie wir gesehen haben — allerdings nur gering; von einem erheblichen Einfluss auf den Geschmack kann bei der kurzen Dauer des Unternehmens wol kaum die Rede sein, obwol es das Bestreben der Gesellschaft war, in der Gottsched-Neuberschen Richtung zu wirken und eine Besserung mit herbeizuführen; an Aufmunterung dazu wird es wol nicht gefehlt haben. Ob eine solche von Gottsched erfolgte, ist freilich zweifelhaft; die Schröder selbst scheint sich nicht weiter darum bemüht zu haben; aber wie aus dem, was Danzel in seinem Buche über Gottsched (S. 160) mittheilt, hervorgeht, war Uhlich für seine Principalin bemüht, die Protection des Leipziger Aristarchen zu gewinnen. Dass aber das erste Unternehmen der Schröder unter den gebildeten der damaligen Zeit überhaupt Aufmerksamkeit erregte, geht daraus hervor, dass sich der „Hamburgische unpartheyische Correspondent" der Schröderschen Bühne so gut annahm, wie einige Jahre früher der Neuberschen; er that dies in zwei Artikeln, die Beachtung verdienen dürften und die wir in folgendem wiedergeben:

I.

Hamburg. Die Schröderische Gesellschaft, welche gegenwärtig hier beschäftiget ist, sich durch Fleiss und Mühe den Beyfall der Kenner der Schaubühne zu erwerben, hat in einem Vorspiele ihre Ehrfurcht, welche sie einem Hochweisen Rathe und dieser Stadt schuldig ist, bezeiget. Es wird genannt: Das von der Weisheit vereinigte Trauer- und Lustspiel. Die Weisheit, die Wahrheit, die Bescheidenheit, das Trauerspiel, das Lustspiel, der Fürwitz, der Undank, die Dummheit, die Gelehrsamkeit unter der Gestalt des Apollo, und der Handel als Mercur, sind die Personen. Der Verfasser, Herr Uhlich, ist ein geschickter Acteur der Schröderischen Gesellschaft. Wir haben von seiner Arbeit den Gedultigen gesehen. Ein Stück, welches Beyfall gefunden hat, und recht gut werden kann, wenn es der Verfasser noch einige mal mit Fleiss übersiehet. Die Erinnerungen, welche sich bey diesem gedruckten Vorspiel noch machen

liessen, behalten wir zurück. Es ist die erste Probe, welche der Verfasser drucken lässt. Man muss diejenigen mit scharfen Censuren nicht abschrecken, welche eine gute Absicht haben, die Schaubühne zu verbessern. Wenn erstlich alle die, welche den Schauplatz betreten, selber etwas denken können, und nicht blosse Papageien vorstellen, so wird derselbe eine ganz andere Gestalt gewinnen. Wir wollen ein paar Stellen aus diesem Vorspiel hersetzen, die uns gefallen haben. Die Dummheit fället ihr Urtheil von dem Trauer- und Lustspiel und drücket sich also aus:

Dummheit.

— — — ja; worzu nützt dies Zeug?
Es hilft für Fieber nicht, und machet auch nicht reich.
Doch will das Lustspiel sich zu jener Seite schlagen!
Das ist ja mehr als toll. Ich will es nicht beklagen,
Und müsst es auch einmal aus Hunger betteln gehn.
Sonst war ein Scherzspiel doch noch reitzend, artig, schön,
Man sahe den Hanswurst in jeder Handlung lachen,
Der dumme Pierrot verdarb die guten Sachen,
Der Pantalon, der deutsch-italienisch sprach,
Kam mit dem Arlequin beständig hinten nach.
Und kurz: ein Spiel galt nichts in den vergangnen Jahren,
Wenn in demselben nicht vier gute Narren waren.
Das war die güldne Zeit! denn itzt weist man uns kaum
Fürs Geld den Arlequin; drum ist auch so viel Raum,
Drum sind die Bänke leer.

Fürwitz.

— — — Hievon will ich nichts sagen,
Allein das Trauerspiel ist billig zu beklagen.

Undank.

Ja, ja, weil es so schön und trockne Stücke spielt!
Ich glaube gar, es meynt, dass man die Thaler stiehlt,
Um ihren Tand zu sehn; was helfen mir die Fratzen?
Es ist ja anders nicht als heulten Hund und Katzen.
Bald pochet ein Tyrann, dass fast die Bühne bricht,
Bald kömmt ein Prinz hervor, der von dem Kaltsinn spricht,
Bald eine Königin, die ihre Tochter meïstert,
Dass sie den Prinzen nicht mit Liebesgluth begeistert.
Das arme Mädgen weint, es hebt den Arm empor,
Und hält sich voller Schmerz das weisse Schnupf-Tuch vor.
Nein, nein, für solches Zeug bezahl ich keinen Heller,
Es füllt den Magen nicht; dafür geh ich in Keller.
„Und trinke, bis der Wein auf Rock und Ermel klebt,
„Wohl dem, der so wie ich und meine Brüder lebt!"

Die beyden letzten Zeilen hätten weg bleiben können. Es giebt eine gewisse Ehrbarkeit im Ausdrucke; diese muss nicht beleidiget werden. St. Evremond tadelt an dem Cicero, dass er sich in dem Rathe, als er sich wider den Anton hören liess, solcher Ausdrücke bediente, welche die hesslichsten Umstände der Trunkenheit bekannt machten. Man verwirft seinen Scherz, den er der Clodia vorwarf, dass sie ihren jungen Bruder bey sich schlafen lassen, *propter nocturnos quosdam metus.* Wenn Catullus die Jahrbücher des Volusius *cacatam chartam* nennet, so ist der Ausdruck wider den Wohlstand; und wenn Martial die Reinlichkeit seiner Hündin durch einen Umschweif zu rühmen sucht, und dadurch auf diesen unreinlichen Ausdruck geräth, *gutta pallia nec fefellit ulla,* so verwirft man es. Kurz, garstige Dinge finden keine Verschonung, so sehr auch Witz und Kunst sich bemühen, sie annehmlich zu machen.

(Hamb. Corresp. 1742, 22. Mai. Nr. 81.)

II.

Hamburg. Wir berühren heute ein Vorspiel, welches die Frau Schröderin von ihrer Gesellschaft am künftigen Dienstag [13. November] auf dem hiesigen Opern-Theater wird aufführen lassen. Es wird genannt: Die Verbindung des Heldenmuthes mit der Tugend, welches bey dem hohen Vermählungsfeste des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelms, Herzogs zu Sachsen, Jülich, Clev und Berg etc. mit der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Annen, Erbin zu Norwegen, Herzogin zu Schlesswig, Holstein etc. Höchstdenenselben von der Schröderischen Gesellschaft in unterthänigster Ehrfurcht zugeeignet, vorgestellet wird.

Die Personen des Vorspiels sind: Der Heldenmuth, als ein Römer, mit Schild und Schwerdt. Die Tugend, als ein junges Frauenzimmer. Die Gerechtigkeit, als ein Frauenzimmer, mit Wage und Schwerdt. Die Hoffnung, als ein weiss gekleidetes Frauenzimmer. Die Freyheit, als ein Frauenzimmer, die in der rechten Hand einen Scepter trägt. Das Glück, welches ein Fruchthorn unter dem Arme hält. Jupiter. Venus. Juno. Mars. Mercurius. Vulcanus. Apollo. Fama. Cupido. So weit es der Raum zulassen will, wollen wir von der Einrichtung ein wenig reden. Die Bühne ist prächtig mit Sinnbildern, Aufschriften, Pyramiden und denen Wapen der beyden Durchlauchtig Vermählten illuminiret. Mercur berichtet der Fama, dass er von dem Jupiter Befehl habe, die Götter insgesamt einzuladen, und zwar aus der Ursache, weil der Heldenmuth sich mit der Tugend vermählete. Mercur ladet die Fama gleichfalls ein, damit sie diese Verbindung nach den Umständen der Wahrheit in aller Welt ausposaunen könne. Im andern Auftritte erscheinen der Heldenmuth, auf dessen rechter Seite gehet die Hoffnung, an der linken

das Glück, Mercurius und Fama. Die Hoffnung verlässt den Heldenmuth sogleich, und sie giebt diese Ursachen davon an:

Bishero hab ich dich stets mit dem Glück geführt,
Doch Jupiter, der uns, und dich durch uns regiert,
Wird dir an meiner statt den Mars zur Seiten geben,
Durch diesen kannst du dich beständig höher heben.
Kann wohl was schöners seyn? er führt dich mit dem Glück.
Mich brauchst du nun nicht mehr, drum geh ich gern zurück;
Ein Held, den Klugheit, Mars, ja selbst das Glück begleitet,
Bedarf der Hoffnung nicht, wenn er im Felde streitet,
Der Sieg ist ihm gewiss u. s. w.

In dem dritten Auftritt erscheinet die Tugend, auf deren rechten Seite gehet die Freyheit, auf der linken die Gerechtigkeit und die vorigen.

Die Freyheit zur Tugend.

Allhier muss ich von dir geliebte Freundin gehn;
In Zukunft kann dein Wohl auch ohne mich bestehn;
Die Juno soll hin fort an meiner statt dich führen,
Bey dieser wirst du erst die Lust der Ehe spüren,
Geneuss dieselbige in ungestörter Ruh,
Es fliesse dir das Glück in vollen Strömen zu.

(Hamb. Corresp. 1742, 10. Nov. Nr. 179.)

III.

Avertissement.

Der Tempel des Verhängnisses, ein Vorspiel, welches Freytags den 11. Januarius dem Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm, Herzogen zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg etc. und der Durchl. Fürstin und Frauen, Frauen Annen, Erbin zu Norwegen etc. zur Ehre und unterthänigen Dankbarkeit bey Höchstderoselben Abzuge aus Hamburg, von der Schröderischen Gesellschaft, vorgestellet wird, ist bey der Frau Schröderin auf dem Opern-Platze, bey Herr Nettebohm auf dem Netz, und bey dem Eingange des Opernhauses gedruckt zu bekommen. (Hamb. Corresp. 1743, Nr. 6.)

Die hier genannten Vorspiele haben sich mit einer grossen Zahl Theaterzettel noch erhalten und finden sich auf der Hamburger Stadtbibliothek; sie wurden von Friedrich Ludwig Schröder gesammelt und stammen aus dessen Bibliothek. Sie haben auch Schütze vorgelegen für seine „Hamburgische Theatergeschichte"; dieser gibt aber trotzdem über das Repertoire der Schröder keine ganz richtige Vorstellung, wenn er sagt, dass Harlekin noch auf ihrer Bühne „glänzte"; allerdings trat er noch zuweilen auf; aber

er dürfte bei ihr keine glänzendere Rolle gespielt haben, als bei der Neuber. Ihr Personal bestand zum Theil aus früheren Mitgliedern der Neuberschen Bühne; Uhlich ist bereits genannt, 1743 kamen auch Koch, Schuberth, Heydrich und Philippine Tumler zu ihr, und diese spielten dieselben Stücke, die sie auf der Neuberschen Bühne gespielt hatten. Schütze will seine Behauptung namentlich dadurch belegen, dass er sagt (S. 266): „Auch gab sie am 2. Aug. den Doktor Faust mit vielen auf dem Komödienzettel angegebenen Theaterverwandlungen, Gesang, Hanswurstiaden. Am Ende holen Teufel den Faust unter einem künstlich spielenden Feuerwerke und in Plutos Pallast tanzen Furien ein Ballet.“ Der vor mir liegende Theaterzettel vom 2. August 1742 zeigt, dass es der Neubersche Faust war, den die Schröder aufführte; er stimmt, soweit es den Inhalt des Stückes betrifft, wörtlich mit dem vom Freiherrn v. Reden-Esbeck in seinem Buche über Caroline Neuber in getreuer Nachbildung wiedergegebenen Faust-Zettel (vom 7. Juli 1738) überein; diesen hatte Schütze übersehen.

Fritz Winter.

2.

Zu A. Sauers Ausgabe von Ewald von Kleists Werken.

Durch einen Zufall kam mir vor einiger Zeit ein interessanter Sammelband der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (Hist. Saxon. C 1091) in die Hände, welcher eine Reihe Flugschriften aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges enthält. Die meisten derselben geben den Gefühlen patriotischer Entrüstung Ausdruck, welche der Einfall des preussischen Heeres in Sachsen bei dessen Bewohnern erregte. Den Anfang macht Johann Volknas „politisches deutsches Glossarium“, in welchem in der Form von Erläuterungen über die Unverständlichkeit der neuen diplomatischen Sprache die Denkungsart und die Lehren der politischen Schriftsteller jener Zeit in satirischer Weise behandelt werden. Es folgen poetische Ergüsse „auf den Tod der Königinn“ [Maria Josepha], auf „das bedrängte Sachsen“, auf „Sachsens Ruhe in der Unruhe“; ferner Darstellungen der jüngsten Kriegsereignisse, z. B. der Schlacht bei Lowositz, in Ton und Stil den alttestamentlichen Chroniken nachgeahmt und von Ruben Berechja, Assur Obadja u. s. w. verfasst, endlich „Gespräche im Reiche der Todten“, in denen eine Unterredung zwischen dem Grafen von Schwerin und dem Grafen von Broune oder zwischen dem preussischen Generallieutenant von Winterfeld und dem österreichischen Obristen Reichsgrafen von Kollowrat vorgeführt wird.

In demselben Bande findet sich aber auch die Gedächtnissrede, welche der Fähndrich von Schulenburg am Grabe des königl. preussischen Majors von Blumenthal gehalten hat, der am

Neujahrstage des Jahres 1757 zu Ostritz bei Zittau bei Gelegenheit eines Ueberfalles durch die Oesterreicher gefallen war.

Diese Rede schliesst mit einer Grabschrift, welche nach Ewald von Kleists Brief an Gleim vom 18. Februar 1757 von dem Dichter des „Frühlings" herrührt. Sauer hat diese Grabschrift in den ersten Band seiner Ausgabe (Nr. 63 S. 99) aufgenommen, ohne den ersten Druck derselben zu kennen. Obwol letzterer nicht die geringste Abweichung von dem Wortlaut bei Sauer zeigt, halte ich es doch für angemessen, genau den Titel der betreffenden Rede bekannt zu machen, da diese nicht mehr in vielen Exemplaren erhalten sein dürfte.[1]) Es ist folgender: „Gedächtniss-Rede bey der Beerdigung Des Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Carl Sigismund von Blumenthal, Königl. Preussischen Majors von der Infanterie, bey dem Hochlöblichen Printz Heinrichschen Regiment Fusiliers, welcher am Neu-Jahrs-Tage 1757. zu Ostritz, durch die Oesterreicher erschossen wurde, In Gegenwart Sr. Excellentz des Herrn General-Lieutenant von Lestewitz, derer Herrn Generals und Staabs- auch sämtlicher übriger Herren Officiers in Zittau, gehalten, den 5. Januarii 1757. und auf deren hohen Befehl und Ansuchen zum Druck befördert von Ernst August Christoph Ludwig von der Schulenburg, Königl. Preussischen Fähndrich vom Königl. Printz Heinrichschen Regiment. Frankfurth an der Oder."

Die Rede umfasst in diesem Drucke vier Blätter in 4⁰. Am Schluss, S. 8, die Grabschrift von Kleist.

Welche Bedeutung man übrigens österreichischerseits diesem geringfügigen Siege bei Ostritz über die Preussen beilegte, beweist ein Einzelblatt in folio, welches zusammengefaltet mit in den erwähnten Band aufgenommen ist. Es ist eine höchst ergetzliche, in Kupfer gestochene Abbildung des österreichischen Ueberfalls, aus der jedoch selbst derjenige, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, in jener Gegend wolbekannt ist, kaum eine Aehnlichkeit mit dem dargestellten Terrain herauszufinden im Stande sein dürfte. Unter dem Kupferstich nennt sich als sein Verfertiger J. C. Czerny, Prag. Darunter ist zu lesen: „Perspectivische Abbildung von den merckwürdigen Ueberfall der Preussischen Postirung, zwischen Zittau und Görlitz, welcher von den Herrn General-Feld-Wachtmeister Grafen von Lasci 1757. am Neuen Jahrs-Tage frühe um 4. Uhr unternommen und glücklich ausgeführet worden". Es folgt eine Erklärung der Abbildung, in welcher die einzelnen Ortschaften und Momente des Kampfes durch Buchstaben (A—L) hervorgehoben sind. Als Druckort dieses Einzelblattes ist Přzibam genannt.

Wenige Wochen nach dem Falle Blumenthals hatte Kleist den

---

1) Schon am 5. März 1757 vermochte Kleist diese Rede nicht mehr aufzutreiben. Vgl. Kleist an Gleim bei Sauer II S. 389.

Verlust eines anderen Freundes zu beklagen. Am 20. Februar fiel bei Vertheidigung der preussischen Position bei Hirschfelde, einem zwischen Zittau und Ostritz gelegenen Marktflecken, der Major von Götze. Kleist, der bei einem anderen Bataillon eingereiht war und vor Begierde brannte, endlich einmal eine Probe seiner Tapferkeit ablegen zu können, beschreibt den Kampf um Hirschfelde eingehend in den Briefen an Ewald vom 21. Februar und an Gleim vom 24. Februar (bei Sauer Bd. II S. 376—384).

Auch zu Götzes Ehren hielt Fähndrich von der Schulenburg eine Grabrede. Gleim, der sie von Kleist zugesandt erhielt, fand sie so schön, dass er sie auswendig lernte und bei aller Gelegenheit perorierte (Gleim an Kleist, Halberstadt d. 17. März 1757, bei Sauer III S. 188).

Der Titel dieser Rede (4 Blätter in 4⁰), welche sich gleichfalls in unserem Sammelbande findet, lautet:

„Gedächtniss-Rede Bey der Beerdigung Des Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Christoph von Götze, Major und Commandeur des Printz Heinrichschen Regiment Fusiliers, der Den 20ten Febr. 1757. bey der Vertheidigung von Hirschfeldau, da Er, mit dem ersten Bataillon Königl. Printz Heinrichschen Regiments, von 5000. Mann Oesterreichern angegriffen wurde, an den Ort des stärksten Feindlichen Anfalls, niedergehauen ward, Den 25ten dieses in Gegenwart derer Herrn Officiers in Zittau, gehalten von Ernst August Christoph Ludwig von der Schulenburg, Königl. Preussischen Fähndrich von gedachtem Regiment. Zittau, gedruckt bey Johann Gottlieb Nicolai.“

Auch am Schluss dieser Rede (S. 8) lesen wir eine „Grabschrifft“:

„Den nicht ein grosses Heer erschreckte,
Das wie ein Wolckenbruch das weite Feld bedeckte,
Der noch mit Heldenmuth, obschon umzingelt, stritte,
Und dessen sichrer Fuss nicht eh als sterbend glitte,
Den decket dieser Stein. Ihr Krieger, künfftger Zeiten,
Wird Euch das Schicksal je zu seinem Grabe leiten,
So naht Euch Ehrfurchts-voll, und kennt Ihr wahren Ruhm,
Bewundert und verehrt, vor Euch, ein Heiligthum.“

Die Vermuthung liegt nahe, dass Kleist auch diese Grabschrift verfasst habe, da ja die auf Blumenthal von ihm herrührt. Letztere hatte er dem Fähndrich v. Schulenburg überlassen, da dieser ihn für seine Rede darum gebeten hatte (Kleist an Gleim, Zittau, den 16. Februar 1757, bei Sauer II S. 376).

Freilich haben wir kein Zeugniss aus Kleists Munde, dass er auch dem Major von Götze eine solche Grabschrift gewidmet; da er aber wenig Werth auf derartige Gelegenheitspoesie legte und

manche kleinere Gedichte an seine Freunde, z. B. an J. J. Ewald, abtrat, scheint nichts gegen die Annahme von Kleists Autorschaft zu sprechen.[1]) Sauer, der wol auch die zweite hier angeführte Rede Schulenburgs nicht zu Gesicht bekam, hat diese Zeilen nicht in seine Ausgabe aufgenommen.

Ich benütze schliesslich noch diese Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass es bei Sauer I S. XLII Z. 24 statt „auf dem Bauerngute Eckartshausen“ heissen muss: in dem Dorfe Eckartsberg.

Herm. Arthur Lier.

3.

Ein Stück des Messias in erster Fassung.

Unter den handschriftlichen Originalbriefen an Breitinger[2]), die, so gut wie noch ganz unbekannt und unbenutzt, die Zürchische Bürgerbibliothek in der Wasserkirche aufbewahrt, finden sich neben anderen auch vier noch ungedruckte Briefe von Klopstock an Breitinger, aus der Zeit, da der Krieg gegen Bodmer schon offen erklärt war. Ausser diesen, die nächstens an geeigneter Stelle sollen veröffentlicht werden, ein Abschnitt von dreissig Versen aus dem

1) Vgl. Paul Birnbaum [= Schuldirector Kruschwitz in Bernstadt], „Der Dichter des »Frühlings« im lausitzer Winter“, in der Sonntags-Extrabeilage zu den „Bautzener Nachrichten“ Nr. 3. 1884.

2) Ich will hier kurz angeben, was mir gelungen ist über den Breitingerischen Nachlass zu erforschen. Derselbe kam zuerst an Breitingers Schwiegersohn, Hans Caspar Gessner, 1744—1796; ein Theil davon wurde nach dessen Tode von der Bibliothek des Carolinums zu Zürich angekauft (1805), und dieser Theil steht in einem Manuscriptkatalog der Bibl. Carol., der in den letzten Jahren des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts angefertigt ist und den jetzt die Cantonalbibliothek zu Zürich besitzt, ausführlich und bis ins einzelne genau verzeichnet. Wie die Cantonalbibliothek gestiftet wurde, wanderte mit der Bibl. Carol. auch dieser Nachlass in dieselbe über und ward von hier 1836 an die Stadt- oder Bürgerbibliothek verkauft, wo er noch jetzt ist und vielleicht eine dauernde Stätte gefunden hat. Es sind nahezu 40 Quartbände, meistens Collectaneen und Manuscriptsammlungen, für den Forscher der Reformations-, Kirchen- und Schweizergeschichte von nicht geringer Wichtigkeit. Auf der Stadtbibliothek stehen diese Bände verstreut und je nach dem Inhalt an verschiedenen Orten. Wer alles kennen lernen will, thut gut, sich den alten mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gearbeiteten Katalog des Carolinums anzusehen. — Die beiden Schachteln auf der Stadtbibliothek, in denen die Briefe an Breitinger enthalten sind, führen die Bezeichnung Msct F 166 und F 166 a. Während Bodmern mehr

fünften Gesange des Messias, das Gebet des Herrn im Garten Gethsemane; wie sich aus den darüber stehenden Worten *Scripsit haec ex tempore ipse Klopstockius prius meditata diligenter* ergibt, eine erste Niederschrift, allerdings eine sehr sorgsame; nur einmal ist verbessert. Die Hand ist Klopstocks, das Format des Papiers ein halber Bogen, nur auf der einen Seite der kurzen Ausdehnung nach beschrieben. Das Fragment führt weder selbst ein Datum, noch ist es mit einem der vorhandenen vier, übrigens auch undatierten Briefe an Breitinger in Beziehung zu bringen. Hier ist es:

Vater, die Welt war noch nicht, bald starb der erste der Menschen,
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet.
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen,
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verweste,
Wurde sie schon die selige Stunde des Leidens bestimmet,
Und nun ist sie gekommen! Seyd mir, o Schlafende Gottes,
Seyd mir in euern Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach, wie fühl ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Dass ich sterbe. Der du den Arm des Richters emporhältst,
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erschütterst,
Lass die Stunde der Angst mit schnellerm Fluge vorbeygehn!
Vater, es ist dir alles möglich. Ach, lass sie vorbeygehn.
Ganz von deinem Grimme, mit deinen Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreiteter Hand den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von allen,
Die ich liebe, den Engeln, von den noch geliebteren Menschen,
Meinen Brüdern, von dir von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehovah, wer sind wir,
Adams Kinder, und ich? Lass ab die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugiessen. Doch nicht mein Wille geschehe!
Vater, dein Wille geschehe!........ Mein starrgeheftetes Auge
Schaut in die Mitternacht aus, kann nicht mehr weinen! Mein Arm bebt,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor. Ich sink auf die Erde,
Sie ist Grabmal. Es ruft durch alle Tiefen der Seele
Laut ein Gedanke dem andern: Ich sey vom Vater verlassen!

---

die schöngeistige Correspondenz zufiel, sind dies vorwiegend Briefe von Gelehrten (Schöpflin in Strassburg, Ernesti in Leipzig, von dem Engländer Gibbon u. s. w.), besonders von Bibliothecaren, aus deren reicher Zahl ich nur den Custos der Vaticanischen Bibliothek Cardinal Querini nennen will; ihre Sprache ist meist eine fremde, vorwiegend lateinisch, doch sind auch deutsche da, so zwei werthvolle Briefe von Wieland, die ich B. Seuffert mitgetheilt habe. — Ueber den anderen Theil des Nachlasses sind meine Forschungen noch nicht abgeschlossen.

Ach, da der Tod noch nicht war, da noch die Stille des Vaters
Ruht auf dem Sohne, da Adam gemacht ward, unsterblich zu leben,
Doch mein Gebein von Erde trägt auch die Gottheit! Ich leide!
Ich bin ewig, wie du! Es gescheh, o Vater, dein Wille!

Johannes Crüger.

4.

Wieland und der Licentiat Albrecht Wittenberg in Hamburg.

Unter den Schriftstellern, die durch Lessing eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, spielt der „verdorbene Advocat" Wittenberg unstreitig die traurigste Rolle. Als Redacteur des „Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" (von 1767—70) war er „Klotzens geschworner Waffenträger", wie Lessing am 27. Aug. 1768 an Nicolai schreibt; im Fragmentenstreite war er bekanntlich derjenige Bundesgenosse Joh. Melchior Gözes, der in einem Sendschreiben „An den Herrn Hofrath Lessing" (Hamburg 1778) diesem mit dem Reichsfiscale drohte. Lessing hat ihn für alle Zeiten im 8.—10. „Anti-Göze" gezeichnet. „Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet — sagt, dass eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, dass der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, Das, Das ist Satyre," sagt Lessing. „Glaube mir, Scheckchen", fährt er dann ergetzlich fort mit dem Pferde des Altonaer Reichspostreuters zu raisonnieren, „du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht, ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es Allen." Die Belege hiefür findet man in grosser Zahl im Hamburgischen Correspondenten und im Altonaer Reichspostreuter, den er von 1772—86 redigierte. Ein junger Hamburger Schriftsteller, d'Arien, konnte ihm mit Recht den Vorwurf machen, dass er „durch seine hämischen Angriffe die grössten Männer des Jahrhunderts, namentlich einen Klopstock, Lessing, Göthe und so manche andere zu besudeln" getrachtet habe. (Vgl. Albrecht Wittenbergs, *Lᵗᵉ*, Recension des Trauerspiels: Claus Storzenbecher. 1784.) Auch Herder und Wieland wurden von ihm in der hämischesten Weise angegriffen, Herder schon im Hamburgischen Correspondenten bei seinem ersten auftreten gegen Klotz, Wieland erst später im Reichspostreuter, als der „deutsche Merkur" erschienen war. In der von Erich Schmidt im 9. Bande dieses „Archivs" (S. 188 f.) besprochenen Schrift „Wieland und seine Abonnenten" (von Chr. G. Contius)

tritt Wittenberg anfangs noch als Wielands Freund auf; es heisst hier S. 15 f.:

„Altonaer.

Will lieber stehn auf Wielands Parthei,
Als dass ich Herders Freund sei,
Kan eigentlich alle nicht leiden,
Muss aber folgen einem von beiden,
Weil sie mich sonst überall bestreiten
Und den gewissen Fall bereiten.

Ich.

Heil Ihnen, Herr Hofrath, erhalten einen starken Freund.

Altonaer (zu Wieland).

Ich hänge nun fürbas
An ihrer Parthei ohn Unterlass,
Will schlagen die Kreuz und die Queere,
Als ob ich ein rechter Rittersmann wäre.

Asmus.

Du bist ein Ritter wohlgemuth,
Sitzest auf deinem Esel recht gut.

Altonaer.

Vous en avéz beau dire —

Asmus.

Seht mir doch das Wunderthier an,
Schreit uns gar französisch an,
Was Wunder, dass er, da es so ist,
Seine Muttersprache darob vergisst.

Wieland.

Das wäre nun eben recht, wenn uns der Altonaer helfen wollte. — Sie brauchen sich nicht erst zu inkommodiren, Herr Postreuter.

Altonaer.

Schon gut.“

Am Schluss des „musikalischen Dramas“ lässt Contius (S. 38) den „Altonaer“ noch einmal auftreten; nachdem nämlich die „Bützower“ und „Lausitzer“ den Entschluss ausgesprochen haben, dass sie sich verbinden wollen zu „schimpfen, was d' Gurgel vermag“, um den Litteraturteufel auszutreiben, und nun im Begriff stehen „abzugehen“, ruft ihnen der „Altonaer“ nach:

„He! ihr Herren, nehmt mich auch mit,
Herr Wieland will meine Arbeit nit,
Und die andern hass ich fürbas,
Weil sie seyn zu erhaben und gross,
Wollen inskünftig 's Kleeblatt heissen,
Und alle Bellettres beschmeissen."

(Gehen alle drei ab.)

In der ersten Auflage der Biographie Wielands von J. G. Gruber (Leipzig und Altenburg 1816. II, 71) wird ebenfalls der Angriffe Wittenbergs gedacht. Gruber sagt, dass sie von Wieland verachtet wurden; in der späteren Bearbeitung der Biographie, die 1828 in den vier letzten Bänden der Werke (Bd. 50—53) erschien, finde ich hierüber nichts. Dass Wieland auf Wittenbergs Angriffe im Altonaer Reichspostreuter die Antwort nicht schuldig blieb, scheint demnach Gruber nicht bekannt gewesen zu sein, wenigstens erwähnt er hierüber nichts; sie findet sich in der „Hamburgischen Neuen Zeitung" vom 15. März 1774 (42. Stück) und lautet wörtlich:

„Einige meiner Freunde haben für nöthig gehalten, dass ich mich und den Merkur gegen die Ausfälle, die ein gewisser Hr. W** im sogenannten Postreuter gegen uns gethan, vertheidige. Ich bitte Sie um Vergebung, dass ich nicht ihrer Meynung seyn kann. Wenn es Bayles, le Clercs, Basnages und ihres gleichen unter uns gäbe, die in Journalen und gelehrten Zeitungen von Büchern urtheilten, und ich würde von solchen Männern getadelt, so würde ich schweigen und mich zu bessern suchen. Wenn, wie heutiges Tages häufig genug geschieht, Schulknaben und Halbköpfe sich zu Aristarchen aufwerfen, und aus Unverstand oder Muthwillen tadeln oder loben, so weiss ich nichts dabey zu thun als zu schweigen und zu lächeln. Wenn wir aber von einem kritischen Kleffer angebellt oder beym Rocke gezerrt und besudelt werden, so ist wohl das Klügste, unsern Weg fortzugehen. Auszuweichen ist nicht immer möglich; und sich mit ihnen herumzubalgen, würde lächerlich seyn. Man sagt mir, Hr. W** thue sich viel darauf zu gut, dass ich ihm nicht antworte. Es beliebt ihm zu glauben, ich könne nicht antworten. Ausser ihm selbst glaubt dies wohl niemand. Nichts ist billiger, als dass man Dunse, die sich für gelehrt, witzig, und für Kenner halten, allein reden lasse, was sie wollen. Ich habe von den Rechten der kritischen Hunde, Krähen, Frösche und Wespen eine grosse Meynung, und denke, dass man ihnen nicht wehren könne, ihrer Natur gemäss, zu bellen, zu krähen, zu quäcken und zu stechen. Hr. W. und wer seines gleichen ist, kann also ruhig fortfahren, und versichert seyn, dass er es meinethalben so arg machen darf als es ihm seine Dummheit nur immer zulässt. Diese meine erste Erklärung über ihn ist auch die letzte, und das

Publicum, das mich und ihn kennt, kann unmöglich eine andre von mir erwarten. Wieland."

Für Wieland war hiemit die Sache erledigt, und Wittenbergs fernere Angriffe (vgl. Werner, L. Ph. Hahn, S. 139f.) bieten wenig Interesse; sie werden auch in der Folge von nicht erheblicher Bedeutung gewesen sein, da sich der Mann bald um allen Credit geschrieben hatte.

Nicht ohne Interesse dürfte es jedoch sein, bei dieser Gelegenheit auf den oben erwähnten Vorwurf d'Ariens zurückzukommen und die Erklärung Wittenbergs über sein Verhältniss zu Lessing, Klopstock und Goethe, da sie wenig bekannt sein dürfte, hier anzuführen: sie findet sich in seiner Gegenschrift: „Albrecht Wittenbergs, *Lt.* Bescheidene Antwort auf die unbescheidenen Anmerkungen Herrn Bernhard Christian D'Ariens, beyder Rechte Doctors, über des ersten Beurtheilung des sogenannten Trauerspiels, Claus Storzenbecher. Hamburg 1784" S. 7 ff.

„Ich übergehe des Herrn Doctors Beschuldigung, dass ich die grössesten Männer unsers Jahrhunderts, Lessing, Klopstock, Göthe, angegriffen, oder nach seinem Ausdrucke, zu besudeln gesucht habe. Ich war ehemals Lessings aufrichtiger Freund; aber seine namenlosen Angriffe, seine Absicht, mir, weil ich in seiner Streitigkeit mit dem geheimen Rathe Klotz nicht in ein Horn mit ihm blasen wollte, zu schaden, die er auch zum Theil erreichte; seine nach der Zeit in der Streitigkeit über die Fragmente auf mich gewagten boshaften Angriffe mussten mich wohl gegen diesen Mann aufbringen, dessen wahre Verdienste ich gleichwohl zu schätzen weiss, dessen Laoccoon, dessen Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, Meisterstücke sind, dessen zu frühen Tod ich beweint habe, und dem Herr Doctor d'Arien nicht, wie er sich vermisst, festen Schrittes zur Seite gehen, sondern wohl nur in der Ferne mit wankenden Tritten folgen wird. Gegen Herrn Legationsrath Klopstock habe ich nie persönliche Feindschaft geäussert; ich verehre den Mann, ob ich gleich dem Schriftsteller nicht immer meinen Beifall geben kann. Seine Messiade hat, besonders in den fünf ersten Gesängen, herrliche einzelne Stellen, obgleich gegen das Ganze viel eingewendet werden kann. Das Schicksal seiner gelehrten Republik ist bekannt und seine unglücklichen Angriffe auf Voltaire wird wohl niemand, der nur einigen Anspruch auf Geschmack macht, billigen; seine Aenderungen unserer Rechtschreibung zeigen, dass auch er dem Schicksale Newtons nicht entgehen konnte, der in seinem Alter über die Offenbarung Johannis commentirte.

Göthe ist mir ein Mann von grossen Talenten; dennoch haben wir ihm den jetzigen verderbten Geschmack zuzuschreiben. Sein Götz von Berlichingen ist, so zu reden, der Vater unserer

jetzigen dramatischen Ungeheuer, und sein Werther bleibt bei allem äusserlichen Schmucke ein sehr schädliches Buch. Gottlob! dass es beinahe vergessen ist. Von der moralischen Seite mag ich Göthen nicht beurtheilen; aber die Fragmente seiner mit dem Herrn Legationsrath Klopstock gewechselten Briefe, die man in der Handschrift hat, machen dem Herzen eines Klopstock die grösste Ehre; ob auch eines Göthe? mögen andere entscheiden. Das Prädicat der grössesten Männer, welches der Herr Doctor den obgenannten Gelehrten beilegt, mag er selbst verantworten. Von der Bescheidenheit des Zweiten bin ich es wenigstens überzeugt, dass er sich dies Prädicat verbitten wird."

Fritz Winter.

5.

Zur Biographie des englischen Komoedianten Thomas Sackville.

In dem 1615 erschienenen Gedichte „Ein Discurs von der Frankfurter Messe und ihrer vnderschiedlichen Kaufleuten gut vnd böss"[1]) heisst es in den Versen, welche von den Aufführungen der englischen Komoedianten in der alten Reichsstadt handeln:

„Der Narr macht lachen, doch ich weht,
Da ist keiner so gutt, wie Jan Begehtt
Vor dieser Zeit wol hat gethan,
Jetzt ist er ein reicher Handelszman."

E. Mentzel[2]) bemerkt hiezu: „Diese Verse, welche das wirken der englischen Komoedianten in der niedrig komischen Gattung erwähnen, erinnern an Thomas Sackeville (Jan Begehtt, Johan Bouset), an dessen künstlerische Thätigkeit in Frankfurt der Verfasser des Gedichtes sich wol noch lebhaft erinnern mochte. Wenn es nicht feststünde, dass Sackeville seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts in die Dienste des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig getreten gewesen wäre, dann möchte man fast glauben, dass der letzte Vers »Jetzt ist er ein reicher Handelszman« sich auf ihn als jenen englischen Seidenhändler gleichen Namens bezöge, der vom Jahre 1604 an lange Jahre hindurch zu Messzeiten einen Stand in dem Römer hatte."

Dass Thomas Sackville in spätern Jahren wirklich Kaufmann und zwar ein reicher Kaufmann geworden und als solcher die Frankfurter Messe besuchte, hat bereits W. B. Rye in seinem 1865 erschienenen interessanten Werke: England as seen by foreigners

1) E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. etc. Frankfurt 1882, S. 58.

2) a. a. O., S. 59.

(London, John Russell Smith, S. CIV) auf Grund einer Stelle in Coryats „Crudities“ (1611, S. 564) unumstösslich nachgewiesen. Der Verfasser der „Crudities“ besuchte im Jahre 1608 die Frankfurter Herbstmesse und fand besonderes Vergnügen an den reichen Schätzen, welche in den Läden der Goldschmide zur Schau lagen: „The wealth that I sawe here was incredible. The goodliest shew of ware that I sawe in all Franckford, saving that of the Goldsmithes, was made by an Englishman one Thomas Sackfield a Dorsetshire man, once a servant of my father, who went out of England but in a meane estate, but after hee had spent a few yeares at the Duke of Brunswick's Court, hee so inriched himselfe of late, that his glittering shewe of ware in Franckford did farre excell all the Dutchmen, French, Italians, or whom soever else.“

In welcher Beziehung dieser Thomas Sackville zu dem von Mentzel erwähnten gleichnamigen Seidenhändler steht, ob er vielleicht mit ihm identisch ist, das festzustellen mag Frankfurter Forschern vorbehalten bleiben.

München. Karl Trautmann.

6.

Italienische Juden als Schauspieler am Hofe zu Mantua (1579—1587), Aufführungen der Gelosi in Venedig (1579).

Am 12. Januar des Jahres 1579 verliess eine glänzende Gesellschaft mit zahlreichem Gefolge Inusbruck, um sich nach Venedig und von dort an die Höfe von Ferrara und Mantua zu begeben.[1]) Fürsten aus Deutschlands edelsten Häusern hatten sich zu dieser Reise vereinigt, Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der Philippine Welser, der Markgraf von Burgau, der Herzog von Braunschweig, Erzherzog Maximilian von Oesterreich und Herzog Ferdinand von Bayern. Der letztere, ein Sohn des durch seine Kunstliebe bekannten Albrecht V., hat die Erlebnisse der Fahrt Tag für Tag aufgezeichnet. Dieses interessante handschriftliche Diarium — gegenwärtig im Besitze des königl. bayerischen Hausarchives[2]) — zählt 32 Blätter in Folio und führt den Titel: „Divrnale oder ordenliche vertzeichnus was sich von tag zu tag auf nachuollgender rays verloffen hat vom 12. Januarij bis vff den zwölfften Februarij dises fünftzehenhundert neun vnd sibentzigisten Jahrs.“ Die Fürsten reisten incognito, was jedoch nicht hinderte, dass man sie überall mit hohen Ehren aufnahm und durch alle möglichen Vergnügungen zu längerem ver-

1) Vgl. auch Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1883 Nr. 223.

2) Bibliographische Notizen über dieses und andre Tagebücher im Besitze des k. b. Hausarchives findet man bei Rockinger, Ueber ältere Arbeiten zur bayerischen und pfälzischen Geschichte im geheimen Haus- und Staatsarchive. München 1879, I S. 28—33, III S. 34—37.

weilen zu bewegen suchte. Besonders zeichnete sich hierin der Hof von Mantua aus. Der Aufenthalt, den unsere reisenden dort vom 1. bis 6. Februar nahmen, gestaltete sich zu einer Reihe glänzender Festlichkeiten. Die Gonzaga, Mantuas Herrscherfamilie, hatten stets der heimischen Schauspielkunst die regste Theilnahme gewidmet, sie unterhielten fortwährende Beziehungen zu Italiens bedeutendsten Komoediantentruppen[1]), und es war daher natürlich, dass man die hohen Gäste auch durch die Aufführung einer Komoedie zu ehren suchte. Doch diesmal erschienen Schauspieler ganz eigener Art vor den Augen der Zuschauer. Das Tagebuch schreibt hierüber unterm 5. Februar (Fol. 27[b]): „. . . Nacher haben wir sametlich in der hertzogin zimber das nachtmal gessen. Nach eszens vf den saal, da der fueßthurnier gehallten worden, gangen, Alldo ein Comedj von Juden agirt worden; hatt schier funf Stondt gewört. Jst Nichtz anders gewest, alls sonst beij welschen Comedj, allein das khein Magnifico vn(d) Zanj dabey gewest; das Ort ist mit Portalln vnd heüszern gar hübsch zugericht, Allso das schad gewesen, das die losen Juden da agirn haben sollen.“ Die Thatsache, dass Juden bereits im 16. Jahrhundert als Schauspieler sich zeigen, schien mir interessant genug, um weiter verfolgt zu werden. Das Archiv des Hauses Gonzaga besteht noch gegenwärtig unter dem Namen „Archivio storico dei Gonzaga“ in Mantua; ich wandte mich also an den Vorstand desselben Herrn Stefano Davari, welcher die Liebenswürdigkeit hatte, von dieser Tagebuchnotiz ausgehend, weitere Nachforschungen in den dortigen Acten anzustellen. Aus seinen Mittheilungen geht hervor, dass der Hof bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten die schauspielerischen Talente der Juden in Anspruch nahm. Der Leiter der Gesellschaft scheint ein gewisser Leone de' Sommi, ebenfalls ein Jude, gewesen zu sein, er findet gleichzeitig als Theaterdichter Erwähnung. Urkundlich nachweisen lässt sich das auftreten der jüdischen Schauspieler nur in folgenden Fällen:

1580. Am 3. December befiehlt Herzog Wilhelm von Mantua dem Leone de' Sommi, für die Hochzeit des Prinzen Vincenz Gonzaga mit Margarethe Farnese (welche im März 1581 stattfand) eine Komoedie vorzubereiten.

1582. Vincenz Gonzaga befiehlt den Juden, zur Feier seines Geburtstages eine Komoedie darzustellen.

1587. Im Carneval dieses Jahres veranstaltet die Gesellschaft eine Aufführung auf dem Theater des Hofes.

Die angeführten Nachrichten sind zwar spärlicher Natur, sie genügen jedoch, um zu beweisen, dass der Hof von Mantua in den Jahren 1579—1587 sich wirklich jüdischer Komoedianten bedient

1) Armand Baschet hat in seinem schönen Werke: Les Comédiens italiens à la cour de France etc. Paris 1882, auf Grund archivalischer Forschung neues Licht über diese Verhältnisse verbreitet.

hat, sicherlich eine für die Geschichte der Schauspielkunst interessante Thatsache.

Wie oben bemerkt, besuchten unsere reisenden auch Venedig (vom 18.—23. Januar). „Die Signoria“, meldet das Tagebuch (Fol. 7[a]), „hett gern alles gethan, was möglich wer gewest; wenn wir nit vnbekhandter weisz hetten da sein wöllen, haben sy sich vernemben lassen, sy wolten vnsz andere Festa gehallten haben, Allsz sy kheinem Potentaten nie gehallten.“[1]) Ein officieller Empfang musste deshalb unterbleiben, die Fürsten beschränkten sich darauf, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Besonderes Interesse legten sie für die damals gerade in Venedig weilende Schauspieltruppe der Gelosi[2]) an den Tag, schon am ersten Abende ihres Aufenthaltes besuchten sie deren Vorstellungen (Fol. 8[a]): „. . . nachdem die best gesellschafft, so in gantz Italia von Comedianten, so man die Gelosj nennt, alldo gewest, haben sy nach dem nachtmal in der gassen, so man St. Joan e paolo nent, in ainem hausz agirt, dahin Wir auch gefahrn, welche bisz in drey stondt gewört hatt.“ Am 19., 20. und 21. Januar wurde den hohen Herrn das nämliche Vergnügen zu Theil und zwar, wol auf Befehl der Signoria, in ihrem Absteigequartier, dem Palazzo Dandolo:

(Fol. 10[b]) „Allso seyen wir widerumb haimbgefahrn vnd ist nach dem Nachtmal in vnserm Losament durch Vorgemelte Comedianten ein Comedj agirt worden.“

(Fol. 11[b]) „. . . nach dem Nachtmal ist abermallsz von den Comedianten ain Comedj agirt worden.“

(Fol. 13[b]) „ . . . nach dem Abermalln ein Comedj zugericht gewest, Jst der Hertzog (der Doge) dabey bliben, Welche man vor dem Nachtmal gehallten vnd vngefar vmb halbe sibne ausz gewest ist.“

Derartige Besuche deutscher Fürsten in Italien haben jedesfalls viel dazu beigetragen, den welschen Komoedianten, welche um diese Zeit auch in Deutschland auftraten[3]), die Wege zu ebnen.

München. Karl Trautmann.

---

1) Mit welcher Pracht die Signoria fremde Fürsten empfieng, ersehen wir aus den Festlichkeiten während der Anwesenheit Heinrich III. von Frankreich im Jahre 1574. Vgl. Baschet a. a. O. S. 53 u. ff.

2) Ueber die Gelosi vergleiche man die von Baschet beigebrachten Nachrichten.

3) Ueber das auftreten italienischer Komoedianten in Deutschland während des XVI. Jahrhunderts geben Aufschluss: R. Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels, Berlin 1882. S. 127; R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas, Band III, 1. Leipzig 1883. S. 165 u. ff., 186 u. 187; J. Meissner, Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich, Wien 1884; Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte, Band XIII, S. 67.

7.

Drei unbekannte Zeilen Lessings.

Das von Lembert herausgegebene „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821" (Wien o. J. 8°) enthält unter anderen für die deutsche Litteratur- und Theatergeschichte gleich interessanten Beiträgen auch einen Auszug aus dem Stammbuche des bekannten Schauspielers Brockmann (S. 80—83), welchen die damalige Besitzerin des Stammbuches, die k. k. Hofschauspielerin Frau von Weissenthurn, für das Taschenbuch bearbeitet hat. Wir finden hier Stammbucheinträge von Klopstock (zweimal), Christian Graf zu Stolberg, Moses Mendelssohn, F. J. Engel, F. L. Schröder und Iffland. Aber auch Lessing hat sich in Brockmanns Album eingezeichnet. Während nun sein Epigramm auf F. L. Schröder wenigstens in der Hempelschen Ausgabe der Werke Aufnahme gefunden hat, fehlen die Brockmann gewidmeten Verse bisher in allen Ausgaben von Lessings Werken. Wir theilen sie daher zu künftiger Verwerthung an dieser Stelle mit:

Beyfall kann wie Gold erschlichen werden,
Und Talent erzwingt ihn:
Aber Aller Beyfall kein Talent.

Berlin den 24. März 1778 [!]. Gotth. Eph. Lessing.

Hermann Arthur Lier.

8.

Ein Fragment zu Schillers „Demetrius".

In mehreren Heften der von Otto Sievers herausgegebenen „Akademischen Blätter" hat Robert Boxberger eine Reihe von Briefstellen über Schiller nach Excerpten aus Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden veröffentlicht. Die meisten dieser Handschriften gehören zu dem in den letzten Jahren so vielfach benutzten Nachlasse C. A. Böttigers. Es ist jedoch zu bedauern, dass Boxberger schon jetzt mit dieser Arbeit hervortritt. Zu der Zeit nämlich, da Boxberger den Nachlass Böttigers durchsah, war derselbe noch nicht vollständig geordnet. Diese Arbeit ist erst seit dem vorigen Jahre von dem Herausgeber des Archives in Angriff genommen worden, welcher bei dieser Gelegenheit noch so manches aufgefunden hat, was für Boxbergers Veröffentlichung verwerthbar gewesen wäre: so z. B. ein ganzer Stoss Briefe von Cotta und Göschen an Böttiger.[1])

---

1) Nunmehr benutzt im 6. Bande des Goethe-Jahrbuchs. — Von den übrigen durch die neuesten Ordnungsarbeiten zugänglich gemachten Briefen dürften wol diejenigen Friedrich August Wolfs das grösste Anrecht auf Beachtung haben.

Aber nicht nur Briefe, in denen viel von Schiller die Rede ist, sondern sogar eine noch unbekannte Abschrift eines Fragments zu Schillers Demetrius ist bei dieser Musterung zum Vorschein gekommen. Kann dieselbe auch keine grössere Bedeutung in Anspruch nehmen, da sie nicht wesentlich von dem in Karl Goedekes historisch-kritischer Ausgabe (Theil 15 Bd. 2 S. 506—508) gegebenen Text abweicht, so glauben wir sie doch der Beachtung der Schiller-Freunde empfehlen zu sollen.

Die in Rede stehende Abschrift enthält nämlich diejenige Scene des 2. Actes, in der die Bestürzung geschildert wird, in welche die Kunde von dem herannahen des polnischen Heeres die Bewohner eines russischen Dorfes versetzt. Diese Scene ist nach Goedekes Ausgabe die dritte des zweiten Actes. In unserer Abschrift wird sie dagegen als die vierte desselben bezeichnet, doch so, dass deutlich zu erkennen ist, dass diese Angabe erst später von einer zweiten Hand hinzugefügt wurde. Leider fehlt uns jeder Anhalt um über die Person der beiden Schreiber etwas sicheres festzustellen. Auch darüber, wie diese Zeilen in Böttigers Besitz gekommen sind, haben wir keine wirklich begründete Vermuthung. Nur so viel lässt sich sagen, dass nichts gegen die Annahme spricht, Schiller habe die vorausgehende Scene des zweiten Actes nicht mit den Bedenken schliessen wollen, welche in Demetrius aufsteigen, als er in Begriff steht, seinem Vaterlande Russland die Schrecken des Krieges zu bringen. Er mochte gewillt sein, diese Bedenken des Demetrius in einem Gespräch mit seinem Gefolge zerstreuen zu lassen, welches sich dann als die dritte Scene des zweiten Actes in den Rahmen des ganzen gefügt hätte. Auf diese Weise würde der gegenwärtig als dritte Scene erscheinende Vorgang in dem russischen Dorfe als vierte Scene gefolgt sein, und wir hätten in unserer Abschrift eine schwache Spur von dieser angedeuteten Absicht Schillers.

Doch wir wollen uns weiterer Vermuthungen enthalten und lassen daher die Aufzeichnung selbst folgen, in der Hoffnung, dass es kundigeren gelingen möge, aus den Abweichungen von den bisher bekannten Lesarten weiteres über Herkunft und Werth derselben zu ermitteln. Wir weisen nur noch darauf hin, dass die Worte: „vor den Pohlen sich zu retten“ nach Goedeke ein Zusatz von Körner in Schillers Handschrift (A.) sind und dass dieselben auch in unserem Fragmente sich vorfinden. Auch die Worte: „(Wer) treu ist unserm Fürstenstamm“, für welche Goedeke die eigene Ergänzung: „Wer [tapfer zu ihm halten will]“ vorzieht, sind nach Ausweis der Goedekeschen Ausgabe eine eigenmächtige Ergänzung Körners. Es liegt also der Schluss nahe, dass Böttiger die folgenden Zeilen durch Körner erhalten und sich eine Abschrift danach hat fertigen lassen.

[[1]) Vier]te Scene.: [des zweiten Akts.]:
(Ein russisches Dorf. Freyer Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. Gleb, Ilia und Timoska eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.)

Gleb |: aus dem Hause kommend: |

Was rennt das Volk?

Ilia |: aus einem andern Hause kommend: |

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! kommt Alle, kommt zu Rath!

|: Aleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen: |

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht, der Pohle ist ins Land gefallen
Bey Moromesk, und mordet, was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht ins innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

|: Iwanska und Petruschka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf: |

Iwanska.

Es leb' der Czaar! der grosse Fürst Dimitri!

Gleb.

Wie? Was ist das?

Ilia.

Wo wollt ihr hin?

Timoska.

Wer seyd ihr?

Petruschka.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

---

1) Das in eckigen Klammern stehende von zweiter Hand.

Timoska.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts von den Pohlen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volkés (sic!), der rechte Erb' des Landes.

Original zwei Bll. in 4° (in Böttigers hdschrftl. Sammlungen über Zeitgenossen).

Hermann Arthur Lier.

9.

Schiller in der Ruine des Klosters Paulinzelle.

Von Bernhard Anemüller in Rudolstadt.

Während seines Aufenthaltes in Rudolstadt 1788 und 1789 besuchte Schiller auch Schwarzburg und Paulinzelle. Dort soll er in das Fremdenbuch die zwei bekannten Verse eingeschrieben haben, welche in der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften, herausgegeben von K. Goedeke (im 6. Th. S. 428) unter der Rubrik „Zweifelhaftes und Unechtes" aufgeführt werden. Dass aber Schiller in das damals in Paulinzelle aufliegende Fremdenbuch nicht nur seinen Namen, sondern von dem Besuche der Ruine zurückgekehrt, unter dem Eindruck des grossartigen Anblicks auch noch ein Gedicht eingeschrieben hat, wurde von mehreren älteren Herrn, welche Schiller persönlich kennen gelernt und das geschriebene selbst gelesen hatten, auf das bestimmteste versichert. Nun ist das aus jener Zeit stammende Fremdenbuch zwar verloren gegangen und bis heute keine Spur davon wieder entdeckt worden; doch fand Einsender dieses unter den nachgelassenen Papieren der Fürstin Caroline Louise von Schwarzburg († 1854), bei welcher Schiller schon wegen seiner Bekanntschaft mit den Familien von Lengefeld und von Beulwitz oft verkehren durfte, ein von ihr selbst im Jahre 1810 copiertes Gedicht mit der Ueberschrift: „v. Schiller, Gedicht, das er in das Fremdenbuch in Paulinzelle eingeschrieben". Da hier ein Irrthum nicht angenommen werden kann, fragt es sich nur, ob genanntes Gedicht schon gedruckt ist. Zweien unserer bedeutendsten Schiller-Kenner (in Weimar und Erfurt) war es nicht bekannt. Daher veröffentlichen wir dasselbe in diesem „Archive" mit der Bitte um Benachrichtigung, falls das Gedicht doch schon irgendwo oder von irgendwem und unter irgend welcher Bezeichnung bekannt geworden sein sollte. Die Echtheit dürfte schwerlich bezweifelt werden können. Die Verse lauten:

Einsam steh'n des öden Tempels Säulen,
Epheu rankt am unverschlossnen Thor,
Sang und Klang verstummt, des Uhu Heulen
Schallet nun im eingestürzten Chor.
Weg sind Prunk und alle Herrlichkeiten,
Schon enteilt im langen Strom der Zeiten
Bischof's Hut mit Siegel, Ring und Stab
In der Vorwelt ewig offnes Grab.
Nichts ist bleibend, alles eilt von hinnen,
Jammer und erhörter Liebe Glück;
Unser Streben, unser Hoffen, Sinnen,
Wichtig nur auf einen Augenblick;
Was im Lenz wir liebevoll umfassen,
Sehen wir im Herbste schon verblassen,
Und der Schöpfung grösstes Meisterstück
Sinkt veraltet in den Staub zurück.

v. Schiller.

10.

Wilhelm von Humboldt in Schwarzburg.

Von Bernhard Anemüller in Rudolstadt.

Dass Wilhelm v. Humboldt die Fürstin Caroline Louise v. Schwarzburg-Rudolstadt sehr hoch schätzte, geht aus seinen „Briefen an eine Freundin" genugsam hervor; auch seine Frau stand mit ihr in regem Briefwechsel, und beide Gatten waren zu verschiedenen Zeiten in Rudolstadt. v. Humboldt schreibt am 2. Jan. 1827 aus Rudolstadt (vgl. a. a. O. 4. Aufl. 1. Theil Leipzig 1850 S. 266 ff.) folgendes: „Die verwittwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung. Wir heiratheten zu derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so dass mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel mit einander. Bald nachher wurde sie Wittwe, und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit grosser Klugheit und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm und die Erziehung der Kinder vollendet ist, lebt sie blos sich selbst, arbeitet und studirt für sich; sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen

tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll und im Gespräch äussert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der grössten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freisten philosophischen Nachdenken, dass die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. — — — Rudolstadt selbst ist eine der schönern und sehr schönen Gegenden Deutschlands; ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann blos ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und naheliegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloss, das auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloss, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mässigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildpret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarza, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer und fand es ungemein schön.“ — —

Aus jenem Besuche „vor vielen Jahren“ datiert nun unten folgendes Gedicht, in Schwarzburg selbst verfasst und werth aus den hinterlassenen Papieren der Fürstin der Vergessenheit entzogen zu werden. Es war im Jahr 1810, in der Zeit von Deutschlands tiefer Erniedrigung, als W. v. Humboldt einige Tage dort verweilte. Wenn auf der einen Seite eine niedergehaltene, wehmüthige Stimmung, durch die politische Lage Deutschlands im Dichter erzeugt, nicht zu verkennen sein dürfte, fühlen wir auf der andern aber auch heraus, wie erfrischend der Genuss der ruhigen, Leib und Seele stärkenden grossartigen Natur mit den vor ihm ausgebreiteten eigenthümlichen Schönheiten, und wie wolthuend der Umgang mit der geistreichen, edlen, aus dem Homburger Hause stammenden, echt deutschen Fürstin im Kreise ihrer Familie auf Humboldt eingewirkt hat. Schwarzburg und die daselbst verlebten Stunden waren ihm in seinem vielbewegten Leben stets eine wolthuende Erinnerung.

Glückliche Tage, wo tief in sel'gem Vergessen begraben
  Liegt, was furchtbar die Zeit träget im schwangeren Schooss,
Wo die Natur dir die Hand, die freundl. tröstende bietet,
  Und in der Edleren Kreis still das Gemüth sich erfreut,
Solche Tage bezeichnen nur wen'ge des Sterblichen Dasein,
  Auf einförmiger Bahn einzeln und sparsam verstreut,
Wie in herbstlicher Nacht, umzogen von düstrem Gewölke
  Einsam ein freundlich Gestirn hier Dir nur leuchtet und dort.
Aber ein einziger auch bereichert auf immer das Leben,

Wird zum ewigen Quell neu sich erzeugender Lust;
Denn es entflieht wol die Zeit, doch an die entfliehende reiht sich
In wehmüthiger Brust süsser Erinnerung Glück.
Und süss sind auch dem Herzen die Trümmer vergangener Freuden,
Wenn der Hoffnung Strahl sanft sie und lieblich erhellt —
So in dankbarer Brust nun trag' ich auf immer die Höhen,
Welche der Tannen Nacht mächtig und finster umkränzt
Und den grünenden Hain, der zum süssen Gemurmel der Schwarza
Sanft einladend herab steigt von der felsigten Höh'.
Und den waldigten Hügel, den inselartig geformten,
Den in verzogener Bucht lieblich die Wiese umschlingt;
Aber vor Allem Euch, des Schlosses heilige Hallen,
Wo die Deutschheit noch weilt, bewahrt in Kraft und in Sitte,
Die auf das Eigne nicht stolz würdig das Fremde verschmäht
Wo zwei edle Geschlechter, die rühmlich nennet die Vorzeit,
Holder Eintracht Band glücklich und sicher verknüpft.
Hier verflossen die Tag' in mancherlei Wechselgespräche
Das zu dem Fernen sich bald, bald zu dem Näheren wand,
Im Genuss der Natur und der Abgeschied'nen Erinn'rung,
Die, auf immer getrennt, einzig die Nahen doch sind
Wie die waltende Gottheit des Busens umgebend das Dasein,
Das die beklommene Brust Wonne durchschauert und Schmerz.
Glücklich, wem das Geschick und die Huld der Edlen auch künftig
Aehnlicher Tage Genuss freudig zu hoffen vergönnt.

Schwarzburg den 10. Sept. 1810.

Wilhelm von Humboldt.

11.

Das Lied vom Igel, als Spott auf die Leinweber (1513).

In dem im Leipziger Rathsarchiv aufbewahrten Leipziger Rathsbuch (IV, 28[b]) befindet sich unterm 21. Februar 1513 ein beachtenswerther Eintrag, in welchem es heisst, dass Jakob Triptis mit anderen Leinwebern sich beim Rathe der Stadt darüber beklagt habe, dass Bartel Kernwibel, der Angermüller, das Lied vom Igel ihm zum Verdruss und dem ganzen Handwerk zu Schanden gesungen, auch Triptis mit einem Messer „zwischen der öber und unter thören in sein hauß gestochn und ime also sein hausfriden gebrochn" hätte. —

Leider ist es mir trotz vielfachem nachfragen bei bekannten Autoritäten nicht gelungen, den Inhalt des Liedes vom Igel zu erfahren. Nach Grimm (Wörterbuch IV, 2 Sp. 2044) ist Igel im östlichen Mitteldeutschland ein Schimpfwort für einen schmutzigen oder auch unkeuschen Menschen (daher Schweinigel, Sauigel), nach dem Englischen aber für einen verächtlichen Menschen, einen nichts-

würdigen. Nun sind nach Grimm (ebenda VI, 712) die Leinweber als gedrückte und alles Schwunges bare Menschen verschrien, womit auch das bekannte Studentenlied „Die Leinweber haben eine saubere Zunft“ etc. übereinstimmt. Vielleicht ist meine kurze Nachricht geeignet, den Forscher weiter für den Gegenstand zu interessieren.

Dresden. Theodor Distel.

12.

Zu Matthias Claudius.

In seiner Nachlese zu Matthias Claudius Werken (Gotha 1871. S. 88 f.) hat Redlich dessen Gedicht „Nachricht von der neuen Aufklärung. Zweyte Pause, die Philosophie betreffend“ aus der Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen Correspondenten vom 18. May 1799 mit der Bemerkung (S. 111) abdrucken lassen, dass der dort beigefügte Zusatz: „Ist bey Fr. Perthes zu 4 ß zu haben, für Philosophen gratis“ wol nur Scherz sei und dass er nicht glaube, dass ein Einzeldruck existiere. Ich ersehe daraus, dass der unter folgendem Titel erschienene Druck: „Nachricht von der Neuen Aufklärung. Zweite Pause, die Philosophie betreffend. Hamburg, bey Friedrich Perthes“ (1 Viertelbogen 8^0 o. J.) noch unbekannt ist. Ein Exemplar desselben befindet sich in dem 80. Quartbande der Böttigerschen Correspondenz in Dresden. Am Schluss des Gedichtes nennt sich in dem Einzeldrucke ebenso wie in dem Abdruck des Hamburgischen Correspondenten „Der Wandsbecker Bothe“ als Verfasser.

Die dramatischen Dichtungen des Nördlinger Schulmeisters Johann Zihler.

Von

Karl Trautmann.

Als ich meine Abhandlung über die Theaterzustände Nördlingens im 16. Jahrhundert niederschrieb, waren mir keinerlei dramatische Erzeugnisse von Dichtern dieser Stadt bekannt geworden. Herr Dr. F. Schnorr von Carolsfeld hatte die Güte, mich auf eine Handschrift der k. öffentl. Bibliothek in Dresden aufmerksam zu machen, welche fünf Dramen eines gewissen Johann Zihler enthält, der mit dem von mir oftmals erwähnten Nördlinger Schulmeister und „liebhaber der poeterey" identisch zu sein schien. Ich unterzog das Manuscript einer genauen Durchsicht, deren Resultate ich hier mittheile.

Die Handschrift M 217 der Dresdener Bibliothek besteht aus 116, von der Hand des Schreibers paginierten Quartblättern in modernem Einbande; das Haupttitelblatt des ganzen und ein Theil der letzten Tragoedie sind nicht mehr vorhanden. Die Dramen vertheilen sich, wie folgt:

Blatt 1—34ª: Eine „comedi" von 5 Acten mit 28 Personen, die Geschichte der Ruth behandelnd. Der Originaltitel fehlt in der Handschrift. Bemerkung am Schlusse des Stückes: „Actum 2. septembris anno 1612."

Blatt 34ᵇ—55ª: „Ein schöne comöedj von der vermählung vnd heürathung Isaacs mit 9 persohnen." (4 Acte.) Am Schlusse: „Actum 8. septembris a° 1612."

Blatt 55ᵇ—79ª: „Tragedia mit 15 persohnen zu recediern, die khindtheit Mose, hat 5 actus." Am Schlusse: „Actum 9. sept(embris) a° 1612."

Blatt 79ª—98ª: „Comöedia mit 9 persohnen, die Jael mit Sissera vnnd hat 4 actus." (Ohne Datum.)

Blatt 98ᵇ—116ᵇ: „Tragedia mit 13 persohnen zu agiern, der Jephte mit seiner dochter, hat 3 act(us)." (Ohne Datum, die zweite Hälfte des letzten Actes fehlt.)

Den Dichter — Hans Zihler — lernen wir aus den Schlussversen der einzelnen Stücke kennen. So heisst es z. B. in Ruth:

„Wer das begehrt durch dein nahmen
Der sprech mit mir Hañs Zihler amen."

Die Vergleichung der Handschrift mit den von Zihler herrührenden Nördlinger Actenstücken zeigte auf den ersten Blick, dass beide einer Hand entstammen. Die Identität des Johann Zihler des Dresdener Manuscriptes mit dem gleichnamigen Nördlinger Schulmeister ist somit unzweifelhaft festgestellt.

In den beiden ersten Stücken, Ruth und der Vermählung Isaacs, dramatisiert der Dichter die betreffenden biblischen Erzählungen in der Weise des Hans Sachs, ohne besondere Originalität an den Tag zu legen. Höchstens könnte in dem Drama Ruth die Einführung einer im ersten Acte auftretenden allegorischen Figur — der Charitas — erwähnt werden. Ob aber diese Einführung auf Zihlers eigener Erfindung beruht, vermag ich nicht anzugeben, da es mir nicht gelang, für diese beiden Stücke die Vorlage aufzufinden, nach welcher Zihler sicherlich gearbeitet hat.

Die übrigen drei Dramen sind nichts anderes als Plagiate an den gleichnamigen Werken[1]) von Hans Sachs. Abgesehen von ganz unbedeutenden, nebensächlichen Abweichungen folgt Zihler dem Nürnberger Dichter von Scene zu Scene, ja zumeist sogar von Gedanken zu Gedanken. Theils beschränkt er sich darauf, die Verse von Hans Sachs einfach abzuschreiben, theils bringt er dieselben durch Umstellung der Worte in eine andere Form. Manche Scenen, welche in seinem Vorbilde nur angedeutet erscheinen, werden bei Zihler ins endlose ausgesponnen. Solche Stellen sind in der Kindheit Mose (I. Act) die Erzählung von der Ansiedlung der Hebräer in Aegypten, die

1) Vgl. Hans Sachs, herausg. von A. v. Keller und E. Goetze, Band 10 S. 76—95, S. 130—146, S. 169—185.

Klagen zweier Juden über die harten Frondienste, in Jephte (I. Act) die Schilderung der Sittenverderbniss der Gileatitter durch die beiden Greise Esras und Zacharias u. a. m. Als einzige Eigenthümlichkeit dieser, Zihler ganz angehörenden Verse kann nur eine starke Neigung zur Anwendung von trivialen Ausdrücken constatiert werden. So berichtet uns z. B. der Hebräer Usiel von seiner Fronarbeit (Bl. 59[b]):

„Ich hab getragen dermassen
An des königs baw, das mir kracht
Gleichsam mein schwart bei tag und nacht"

und weiter (Blatt 60[b]):

„Ich bsynn mich hin, ich bsynn mich her,
Dieweil ich denckhe, so khombt der
Fronvogt, fragt nach meinem tagwerckh.
Hab ich nit gnueg garbeit am bergkh
Salbt er mir mein ruckhen so vol
Mit eim bengel, das thuet mir wol . . ."

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie Zihler den Nürnberger Dichter benützt hat, geben wir die einleitende Rede des Ehrenhold aus seiner Tragoedie Jephte und stellen ihr den entsprechenden Abschnitt aus Hans Sachs gegenüber.

Ehrenhold (Zihler).	Ernholdt (Hans Sachs).
*Glückh sey den herren vnd den frawen	*Glück sey den herrn unnd den frawen
*Unnd all den, so hie wöllen schawen	*Und all den, so hie wöllen schawen
*Ein tragedi, d(er) gschicht man such	*Ein tragedi, der gschicht man such
*An dem ailfften im richterbuch,	*An dem ailfften im richterbuch,
Wie Jephte von sein brüed(er)n zwen	Wie das Jepthe, der basthart,
Verjagt wurdt, müest ins ellendt gehn	Von sein brüdern außtriben wardt.
Aus d(er) vrsachen, weil er wardt	
Gezeigt in vnehrn als ein bastbart.	
*Doch weil er wardt ein khuner held,	*Doch weil er war ein küner heldt,
*Wurdt er zu eim haubtman erwehlt.	*Wurdt er zu eim hauptman erwelt

Wid(er) das volckh der Amaleckh
Thett er streitten frewdig vnd keckh,
Errött Israel aus ihr handt,
Thuet Israel einen beystandt.
*Als Jephte nun mit ihn solt streitt(en),
*Gelobet er Gott zu den zeiten
*Wo ihm der Herr geb in dem krieg
*Die feindt int hendt, wenn er mit sig
Widerum heim reiset fürbaß,
In sein hauße anfänglich das,
Waß ihm begegnet, wolt geben
Dem Herren in sein handt eben,
Woll eß ihm auch schlachten darzu
Alß er heim kham mit dem sieg nu,
Da gieng ihm sein dochter entgegen.
*Zu hertzleid thett sie ihn bewegen,
Dann er sein tochter opffern solt,
*Die sich doch des nit widern wolt,
Bat, das er ihr ließ einen gang
Auf die berge 2 monat lang,
Mit ihren gspillen zu betten,
Ihr junckhfrawschafft in den nötten
Zu beweinen, das dann geschah.
Nachdem kham sie wid(er), hernach
Stelt sich ein alß ein lamb gedultig,
Ließe sich opffern gantz vnschuldig,
Darob ihr vatter hertzleid hett.
Nun schweiget still an dieser stett,
So werdt ihrs hören, wies zugeht! —

Wider das volck der Amoritter,
Die Israel ängsten gar bitter.
*Als Jepthe nun mit in solt streiten,
*Gelobet er Gott zu den zeiten,
*Wo im der Herr geb in dem krieg
*Die feindt int hend, wenn er mit sieg
Widerumb heim khem zu seim hauß,
Was im erstlich entgegen raus
Gieng, solt dem Herren hailig sein,
Das wolt er mit seinr handt allein
Schlachtn und Gott auffopfern thun.
Als er heim kam mit siege nun
Da gieng sein tochter im entgegen.
*Zu hertzlaidt thet sie in bewegen,
Das er sein tochter opfern solt,
*Die sich doch deß nit widern wolt,
Bat in, das ers zwey monat lang
Auff die berge ließ thun ein gang
Mit iren gespielen vereint,
Das sie ir jungkfrawschafft bewaint.
Das gschach. Als sie nun wider kam,
Wardt sie geopffert gehorsam.
Nun schweiget still und habet rhu!
Merckt, hört und sehet fleissig zu,
Wie sich das alles enden thu!

Numerisch verhalten sich die Verse der Dramen beider Dichter folgendermassen:

	Sachs.	Zihler.	identische Verse.
Kindheit Mose	560	715	76
Jael u. Sissera	532	606	95
Jephte	520	577	80

Alles, was wir vorgebracht haben, berechtigt uns dazu, den Dramen Zihlers jeden selbständigen Werth abzusprechen.

Aus dem Kreise des Schelmufsky.

Zarncke hat in seiner Schrift „Christian Reuter, der Verfasser des Schelmufsky“ (Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. IX, Nr. V. Leipzig 1884) eine originelle und anziehende neue Persönlichkeit in die deutsche Litteraturgeschichte eingeführt, die gewiss die Aufmerksamkeit der Forscher noch lang in Anspruch nehmen wird, zumal da Zarncke selber manche werthvolle Fingerzeige gibt für diejenigen, die dem Leben und Treiben Reuters und seiner Freunde noch weiter nachgehen wollen. Dahin gehört namentlich der Hinweis auf einen Miscellancodex der Wiener Hofbibliothek (S. 13 Anm. 2). Dieser Codex ist in den Tabulae codicum manuscriptorum etc. in Band VII unter Nr. 13287 aufgeführt; er enthält ausser den beiden Harlekinaden Reuters noch viele kleinere Gedichte, die zum Theil wenigstens entweder von Reuter selbst oder doch aus seinem Freundeskreise herstammen müssen und uns in sehr anschaulicher Weise das Treiben jenes liederlichen Kreises vergegenwärtigen. Drei dieser Gedichte, in denen mir bei einer flüchtigen Durchsicht der Handschrift die persönlichen oder litterarischen Beziehungen deutlicher entgegentraten, bringe ich im folgenden zum Abdruck. Das erste Gedicht trägt in dem bezeichneten Codex die Nummer 12. Dasselbe bietet eine Schwierigkeit dar, für die ich keine Lösung weiss; der angesungene befindet sich nämlich nicht unter den am 29. Januar 1691 creierten Magistern, deren Zahl übrigens im Gedichte (Strophe 9) ganz richtig auf 37 angegeben ist; Packbusch promovierte erst am 31. Januar 1695 (vgl. Zarncke a. a. O.). Jedesfalls haben wir es hier nicht mit einem Spottgedicht auf einen durchgefallenen Magister

zu thun, sondern mit einem freundschaftlichen Festliede, das wol schon vor der Magistercreation verfasst und nachher durch den Durchfall oder den Rücktritt Packbuschs oder durch andere dazwischen tretende Ereignisse gegenstandslos wurde. Der Fuchs Johannes (Strophe 12) ist vielleicht identisch mit dem lustigen Johannes in Reuters Lustspiel Graf Ehrenfried, welchen Zarncke mit Recht als eine aus dem Leben gegriffene Persönlichkeit bezeichnet hat (vgl. S. 121 f., 199). Das ausgelassene Scherzgedicht soll nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ gesungen werden; auch bei einer anderen Gelegenheit wird, wie es scheint, den angehörigen des Reuterschen Kreises vorgeworfen, dass sie geistliche Lieder in sensum obscoenum detorquieren (a. a. O. S. 167). Das zweite Gedicht (Nr. 13) ist besonders deshalb von Interesse, weil man daraus den Eindruck gewinnt, als müsse auch für den Bruder Grafen ebenso wie für Schelmufsky und die seinigen eine bestimmte Persönlichkeit Modell gesessen haben. Der im dritten Gedicht (Nr. 14) angesungene Adrian Steger ist, wie bereits Zarncke (S. 14 Anm.) vermuthet hat, der Sohn des Leipziger Bürgermeisters Adrian Steger (1623—1700); dieser Sohn war nach freundlicher Mittheilung Zarnckes am 24. Juli 1662 geboren, wurde 1720 gleichfalls Bürgermeister und starb als solcher am 13. September 1741. Das Gedicht, das ihm zum 35. Geburtstag gewidmet ist, fiele demnach auf den 24. Juli 1697. Zarncke macht darauf aufmerksam, dass Reuter, auf den die Behörden schon lang fahndeten (vgl. S. 99), wenige Tage später, am 31. Juli, verhaftet wurde. Möglicher Weise hat er sich also zu jenem Geburtstag in die Stadt gewagt. Es sei auch darauf hingewiesen, dass das Versmass in den ersten Entrées mit dem Versmass im neunten Entrée von Harlekins Hochzeitsschmauss, das Versmass des Liedes: „Es lebe Junker Adrian“ etc. mit demjenigen der Arie Harlekins an Lisettens Fenster übereinstimmt.[1]) Nach dem zweiten Runda wird der auch sonst in jener

1) Vgl. Entrée IX.

Art von Art läst nimmer nicht,
Es ist ihr angeboren
Wenn ihr nicht ihr Recht geschicht
So ist's mit ihr verlohren.

Zeit beliebte quodlibetische Ton angeschlagen. Manche Stellen in den drei Gedichten sind mir unverständlich geblieben, vielleicht vermag einer oder der andere Leser des Archivs, dem reichlichere litterarische Hilfsmittel zu Gebote stehen, etwas zur Aufklärung beizutragen.

Krakau, März 1885. Wilhelm Creizenach.

Abendt-Music | Tit. Hrn. Stephan Packbuschen zu | sonderbahren Ehren am Tage | Seines Magisterii | welches war der 29 January 1691 | bey Untergang der Sonnen | gebracht. In der bekanden Melodey Nun ruhen alle Welter. (sic.)

1.

O, was hat ein Magister
Vor Ehr und Würde? Schister
In alle andre Ehr
Es ist Magister werden
Die gröste Ehr auff Erden
Dergleichen keine andre mehr.

2.

Sie seind wohl angesehen
Oben an läst man sie gehen
In Stadt und auff dem Landt
Bey Zäunen und bey Mauern
Bey Bürgern und bey Bauern
Läst man sie gehn zur rechten Hand.

3.

Die schöne blaue Mütze
Der gute Mandel Grütze
Beim Magisterio
Macht sie so formidables
Zugleich auch agreables
Das man sie aestimiret so.

4.

Der güldne Ring am Finger
Und sonst wo harte Dinger
Die machen sie beliebt
Man sieht auch dass die Frauen
Ih'm[1]) mehr als andere trauen
Weil kein Magister sie betrübt.

Sie sieht schon gantz blass und bleich,
Nicht mehr einer Jungfer gleich,
O Jammer! (Die letzte Zeile beim Singen zweimal wiederholt.)

Entrée X. Aria.

Lisette liebster Rosenstock
Meins Herzens Zuckerstengel,
Du meines Leibes Unter-Rock
Mein Schatz und tausend Engel
Vernimm den Klang
Und schönen Gsang
Die saubern Rittornellen
So klingen wie Kuhschellen.

1) Ohne Zweifel zu lesen Ihn'n (Ihnen).

5.

Sie können peroriren
Sie können disputiren
Sie können sprechen recht
Sie thun nichts als studiren
Ohn dass sie deponiren
Manchmahl das weibliche Geschlecht.

6.

Auss ihnen werden Priester
Die heissen Herr Magister
Und seynd den Bauern werth
Es werden Advocaten
Aus ihnen, die thun Thaten
Und grosse Dinge[1]) auf der Erd.

7.

Es werden auch aus ihnen
Ärtzte, die können dienen
Dem menschlichen Geschlecht
Mit heilsamen Receptgen
Clystiren, Pillen, Zäppgen
Dass Kranke wieder werden recht.

8.

Es werden auch Doctores
Und öffters Schul Rectores
Aus der Magister Zunfft
Sie können denn die Jugend
Gantz ärschlings zu der Tugend
Antreiben mit rechter Vernunfft.

9.

Dergleichen heute Sieben
Und dreyssig man hat schieben
Aus dem Backoffen sehn
Sie sind noch warm und schwitzen
An ihren blauen Mitzen
Doch werden sie gleich jezt auffstehn.

10.

Nun sich der Tag geendet
Die Sonne sich gewendet
Zun[2]) Gegenfüsslern hat
So müssen sie auffstehen
Und heim nach Hause gehen
Kein Licht bey ihnen findet statt.

11.

Wir aber bleiben sitzen
Es thut dabey uns schützen
Das Churfürstliche Ambt
Wir brennen an die Lichter
Und sehn in die Gesichter
Einander ehrlich allesamt.

12.

Denn ein alter Magister
So[3]) nahe bey dem Küster
Der Fuchs Johannes heist
Thut wohnen uns tractiret
Und herrlich celebriret
Sein Fest das seinen Meister preist.

13.

Die sieben und dreyssig mögen
Heimgehen und sich legen
Ins Bette mit der Sonn
Wir aber wollen bleiben
Und einen Schelm den schreiben
So heimlich gehen wird davon.

14.

Unsser Magister Steffen
Ist ein Mann da wirs treffen
Der uns den gantzen Tag
Gut Trincken und gut Essen
Gegeben drum vergessen
Niemand des guten Wirthes mag.

---

1) Hdschr.: Ding.
2) Hdschr.: Zum.
3) So = welcher.

15.

Heute hat er begangen
Den Tag, so angefangen
Vor vielen Jahren ist
Da er Magister worden
Welches ein solcher Orden
Darinnen man mehr säufft als frist.

16.

Er aber ist gantz heilig
Er mus es auch seyn freylich
Weil er dem Kirchen Dach
Gantz nah ist und dem Küster
Auch hinten an ein Priester
Gepflantzet sein heimlich Gemach.[1])

17.

Gantz ehrlich und auffrichtig
Verständig und fürsichtig
Der Herr Magister ist
Drum nicht nur ein Magister
Sondern auch Ambts Minister
Gewesen er schon lange Frist.

18.

Leutseelig und gesellig
Gastfrey daher gefällig
Er ist ein iedermann
Und weil er from und bieder
Preissen ihn unssre Lieder
Und singen ihm ein Lobesan.

19.

Auch frembde so ankommen
Haben zu ihm genommen
Ihr erstes rendesvous
Ein vornehmer Professor
Und Doctor[2]) hat Assessor
Zu seyn beliebet entre nous.

20.

Demselben vor die Ehre
Wir ietzo dancken sehre
Mit diesem schlechten Lied
Dass er uns nicht verachtet
Sondern zu seyn getrachtet
Von dieser Compagnie ein Glied.

21.

So loben wir denn heute
Mit recht hertzlicher Freude
Magistrum Stephanum
Ein ander Jahr wir werden
Wenn wir noch seyn auff Erden
Zum Wirthe haben Weidmannum.

22.

Der mag indessen dencken
Wie er dann so will träncken
Und speissen uns alhie[3])
Er mag sich exerciren
Und zu weilen tractiren
Inzwischen diese Compagnie.

23.

Damit er sich erwerbe
Die nimmermehr ersterbe
Unssere Affection
Und übers Jahr dann werde
Von der gelehrten Heerde
Ein Pindus oder Musen Sohn.

24.

Denn wer nach Ehren streben
Und unter Leuten leben
Will als ein kluger Christ
Der muss Magister werden
Sonst gilt er nichts auff Erden
Vivat, wer ein Magister ist.

---

1) Zarncke vermuthet, dass sich dies auf die Neukirche (jetzt Matthaeikirche) bezieht, wo die Häuser bis ans Kirchendach hinanragen und dies berühren.

2) Am Rande: Medicinae.

3) Hdschr.: alhier.

Schelm Mufsky Ehren Gedichte | Auff | Des Herrn Bruder Graffens | Hochzeit.

1.

Fallt Leute auf den Steiss
Und rennet Hauffenweiss
Auffs Beste
Auff Graffens Hochzeitfeste
Der als ein junger Mann
So zeitlich eilen kan
Ins Neste.

2.

Dis ist ein guter Sprung
Ist er gleich noch ein Jung
Ich wette
Sein tausend Schatz Lisette
Die macht ihn schon zum Mann
Gnug dass er steigen kan
In's Bette.

3.

Will gleich kein Barthaar noch
Um sein verfressen Loch
Sich breiten
Was hat es zu bedeuten
Es ist ein alter Brauch
Die Brummer steigen auch
Bei Zeiten.

4.

Das Ding ist wohl bestellt
Der Vater giebt das Geld
Und Essen
Er aber liegt indessen
Beym Weibe, Wein und Spiel
Hat er gleich sonst nicht viel
Vergessen.

5.

Ihr Jungen dieser Zeit
Herr Graff hat wohl gefreyt
Wündscht Glücke
Dass ihn kein Horn ertrücke
Dass so manch Glück dis Paar
Als Graffes Bart hat Haar
Beschmücke.

6.

Schelmmufsky wündscht und lacht
Dass in der ersten Nacht
Die Liebe
Nicht eine welcke Rübe
Verstör, und dass dis Paar
Nicht schwartzer Flöhe Schaar
Betrübe.

Alss Juncker Adrian[1]) Von und zu Plaussig | Seinen GeburthsTag hoch feyerlich | beginge | Wolten ihre darüber erlangte | Freude in nachfolgenden | Musicalischen | Pastorella | Auffrichtig bezeigen desselben getreuste | Schäffer und Schäfferinnen | Marilis Rosilis Dorilis, Lisilis | Coridon Daphnis, Phylax.

Entrée 1. Marilis, Rosilis.

Mar. Schwester du must lustig seyn, heut an diesem Tage
Ros. Was ist denn die Ursach dein, dass ich darnach frage?
Mar. Unser Juncker ausserkohren

---

1) In der Hdschr. stehen vor den Worten Juncker Adrian noch zwei verschlungene Buchstaben, die ich R. t lese (recto titulo?).

Ist an diesem[1]) Tag gebohren
Ohnlängsten, Ohnlängsten, Ohnlängsten.

Ros. Welchen Juncker meinest du, den in den sambten Hosen
Welcher in dem Garten nu, machte so viel chosen

Mar. Ja er ist es sicherlich
Kenst du die silberne Weste nicht
Die schöne.

Ros. Es ist der Herr Gevatter ja, der allzeit zu mir saget
Ist nicht meine dicke da, wenn ihn der Pentzig plaget
Stille da kömt Coridon
Der verliebte Venus Sohn
Der schöne.

Entrée 2. Coridon.

Cor. Einen schönen guten Tag, wündsch ich euch ohn schertzen
Hört da dass ich fragen mag, geht es euch von Hertzen
Dass ihr heut so lustig seyd
Was ist die Ursach eurer Freud
Ihr Kingerchen.

Mar. Kenst du Juncker Adrian, den schönen grossen langen

Ros. Wir wolln ihn heute binden an, sieh darum kömt gegangen
Daphnis und die Dorilis
Phylax und die Lisilis
Die Hertzgen.

Entrée 3. Daphnis, Dorilis, Phylax, Lisilis.

Dorilis und Lisilis. Schwestergen es ist sehr gut, dass wir euch beyde finden.

Marilis und Rosilis: Hört ich will mit frohem Muth meinen Juncker heut anbinden.
Heute ist das grosse Fest
Da er vor 35 Jahren aus den Nest
Gekrochen.

Daph. u. Phy. Nun so last uns alle gehn, und ihm ein Ständgen bringen
Und über alle massen schön, lustig dabey singen.

Cori: Coridon stimmt auch mit ein
Nun es muss gesungen seyn
fein helle.

Alle: Es lebe Juncker Adrian
Nebst seiner lieben Frauen
Kein Unglück soll ihn stossen an

1) Hdschr.: diesen.

Er soll kein Trübsaal schauen
Das liebe Hertz sei ohne Schmertz
Kein Unglück und Gefahre
Begegne[1]) ihm viel Jahre.

Ros. Ich soll den (sic) Herrn Gevatter mein
Von hertzen gratuliren
Er möge in die Hosen sein
Ins künfftig nicht hoffiren
Kein rauher Wind sich dabey find
Der Zephyr soll nur wehen
So lange sie bestehen.

Mar. Nun höret zu ihr lieben Leut
Ich wündsche ohne Lachen
Dass er bey künfftiger Winters Zeit
Kein Burtzelbaum mög machen
Dass Arm und Bein das Nässelein
Der Steiss und was darneben
Mög ohne Anstoss leben.

Dor. Der Kopff bleib allzeit richtig stehn
Und was sonst in der Mitten
Dass ihm kein Pentzig mög entgehn
Noch vor eins will ich bitten
Kein Tröpffelein die Hosen sein
Besudle und verderbe
Noch weniger die Kerbe.

Lis. Herr Vormund ich stell mich mit ein
Und wündsche langes leben.
Es müsse in dem Halsse sein
Kein Pentzig bleiben[2]) kleben
Die Strasse sey ihm allzeit frey
Damit vor allen andern
Reinwein dadurch kan wandern.

Cor. Daph. und Phy. Wir Schäffer endlich alle drey
Erscheinen auch auffs beste.
Und wündschen mit grossem Geschrey
Bey diesem schönen Feste
Dass Knaster Toback ihn bewahr fürn Kack
Er schmauch noch lange Jahre
Mit der Christlichen Schaare.

Die Schäffer Zunfft hat ihre Pflicht
Hiemit wollen abstatten
Doch Juncker Adrian dencke nicht

1) Hdschr.: Begne.
2) Hdschr.: bleibe.

Wir lauffen mit der Latten
Der Wurmius, und Hasenmus[1])
So darbey wird begangen
Wird wohl Pardon erlangen.

Alle.

Wir wündschen all' einmüthiglich
Dass alles mag bekleiben
So fest das Hembde pfleget sich
An schönen Steis zu reiben
Und also will, in aller Still
Die Compagnie behende
Machen ein lustig Ende.

Ihr Schützen rüstet euch
Die ihr mit Pfeil und Bogen
Den Teutschen Helden gleich
Vor alten Zeiten her
Seyd rüstig auffgezogen
Es ist nicht ohngefehr
Herr Steger ists dem heute dieses Fest
Des Himmels Huld beglückt erscheinen läst.

Runda.

Auff rüstet euch Schützen mit Pfeilen und Bogen
Der Himmel ist heute den Schützen gewogen
Ihr solt Herr Stegers GeburthsTag zu Ehren
Auff heute die lustigen Reimen vermehren
Doch heute soll kein Streit
Den frohen Tag verstören
Und unsere Lustbarkeit
Legt Pfeil und Bogen hin
Last Freuden Lieder hören
Und letzet euren Sinn.
Durch Reinschen Wein, indess dass Gluth und Rauch[2])
Auch noch darbey erhält den Schützen Brauch.

Runda.

Wir wollen die Bogen vor Glässer verhandeln
Und unssre Sehnen in Kräntze verwandeln
Wir wollen vor Pfeile zu Pfeiffen uns finden
Und Stegern zu Ehren ein Feuer anzünden.
Ist Abraham gleich todt
Soll doch Herr Steger grünen

1) Wurm und Hase in der Bedeutung närrischer Einfall.
2) Tabakrauchen.

Die Gänsse haben Noth
Wenn ihnen Haber fehlt
Wir lassen uns bedienen
Drey, sechs und neune Zählt
Wer unter uns den Bircken Meyer[1]) trinkt
Zum Zeit Vertreib den Fürst von Thoren singt.

Runda.

Auff last uns einander ein gantzes zu bringen
Und Lem, Lem, Lem, Hopsa he tatrity singen.
Auff last uns Herr Stegers Gesundheit zu bringen
Und Lem, Lem, Lem, Hopsa he tatrity singen.
So sey es denn gewagt
Es soll Herr Steger blühen
Wer diesen Trunck versagt
Soll weiter nicht alhir
Mit unsern Schützen ziehen
Mein Freund das bring ich dir.
Es soll das Glass itzt die Gesundheit seyn
Ihr Schützen stimmt mit Mund und Hertzen ein.

Runda.

Es lebe Herr Steger noch lange beglücket
Es werde sein Hertze mit Freuden erquicket
Wündscht alle, singt alle mit frölichen Reihen
Gott lass ihm stets Krafft und Glücke verneuen
Auff Schützen rüstet euch
Ergreifft den Bogen wieder
Trückt alle loss zugleich
Erneuert euren Sin
Und süsse Freuden Lieder
Legt alle Sorgen hin
Last unsern Wundsch in Schüsse[2]) weiter gehn
So werden wir und unsere Lust bestehn.

Runda.

Es lebe der durchlauchtigste Chur-Fürste zu Sachsen
Gott lasse ihn grünen, Gott lasse ihn wachsen
Lass Himmel in Leipzig auch unter Chursachsen
Die Musen, das Rathaus, die Bürgerschafft wachsen.

---

1) Birkenmeier = Becher aus Birkenholz (Deutsches Wörterb. II, 39).

2) Hdschr.: Schusse. Soll wol heissen: Lasst uns unsere Wünsche durch Freudenschüsse bekräftigen.

Der Einfluss des Tartuffe auf die Pietisterey der Frau Gottsched und deren Vorbild.

Von

GEORG ELLINGER.

Creizenach hat in seiner geistreichen Studie: Zur Entstehungsgeschichte des deutschen Lustspiels, S. 30 als auf das Vorbild der Femme Docteur des Bougeant auf die Femmes Savantes Molières hingewiesen. Gewiss lassen sich nun Aehnlichkeiten zwischen beiden Stücken nachweisen; so ist z. B. der das Molièresche Lustspiel eröffnende Dialog zwischen den beiden Schwestern Zug für Zug von Bougeant nachgebildet worden. Weit mehr aber noch als die Femmes savantes scheint Molières Tartuffe für Bougeant und die Gottsched massgebend gewesen zu sein. Auf dieses Verhältniss ist jüngst einmal flüchtig hingedeutet worden, aber der Nachweis ist noch nicht geführt, inwieweit im einzelnen die Femme Docteur vom Tartuffe beeinflusst ist; es ist ferner noch nicht darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Gottsched ausser den Motiven des Tartuffe, welche sie in ihrer Vorlage fand, selbständig und von Bougeant unabhängig noch ein Motiv aus Tartuffe in die Handlung einflocht. Dieser Nachweis soll in den folgenden Zeilen versucht werden.

Wir werden zu Anfang gleich in eine ähnliche Situation wie beim Tartuffe eingeführt: ein ganzes Haus, zerrüttet durch die Leichtgläubigkeit der Hausfrau (wie im Tartuffe des Mannes), welche einem heuchlerischen, scheinheiligen Schurken blindlings vertraut und ihre Tochter, ohne deren Herzensneigung zu einem edlen Mann zu beachten, ohne weiteres mit dem Neffen des Heuchlers (bei Molière mit dem Heuchler selbst) verheiraten will. Bei der Zeichnung des scheinheiligen durchtriebenen Schurken hat nun Bougeant und ihm folgend die Gottsched

durchweg Farben aus dem Tartuffe verwendet. So wenig man nach den ersten Worten des Tartuffe am Anfang des dritten Acts über dessen Charakter in Zweifel sein kann, so wenig kann man sich nach den ersten Worten des M. Bertaudin (oder, wie er in der Bearbeitung der Frau Gottsched heisst, des Herrn Scheinfromm) über die Sinnesart desselben irgendwie täuschen. Wie Tartuffe, so wird uns auch hier der Heuchler zuerst im Gespräch mit dem Kammermädchen vorgeführt. Die Scene, in welcher er auftritt, beginnt folgendermassen:

Original.	Bearbeitung der Gottsched.
II. Act. Scene II.	Andre Handlung, zweyter Auftritt.
M. Bertaudin. Finette.	
M. Bertaudin (d'un air et d'un ton devot). Bon jour, ma chere fille, comment se porte t-on ici?	Herr Scheinfromm (mit einer andächtigen Miene und Stimme). Guten Tag, mein liebes Kind, wie befindet man sich hier?
Finette. Fort bien, Monsieur; Madame est impatiente de vous voir.	Kathrine. Sehr wohl. Frau Glaubeleichtin verlangt nach ihnen.
M. Bertaudin. Helas! elle a interrompu le cours de mes prières.	Herr Scheinfromm. Sie hat mich in meinen Betstunden gestört.

Die Aehnlichkeit mit dem Tartuffe zeigt sich auch darin, dass der Heuchler sich (durch seinen albernen Vetter) das ganze Vermögen der Frau verschreiben lassen will. Doch will ich auf diesen Punct nicht allzuviel Werth legen, da hierin ebensogut die Femmes savantes zum Vorbild gedient haben können. Ganz deutlich aber zeigt sich die Abhängigkeit vom Tartuffe in dem Umstande, dass trotz allem zureden des eifrigen Schwagers der Frau die Augen nicht aufgehen und sie von der Schlechtigkeit des Heuchlers sich nicht überzeugen lassen will. So in der letzten Scene des vierten Actes:

Original.	Bearbeitung der Gottsched.
Cleante. N'en parlons plus; car je me suis persuadé, que je n'aurois pas besoin de recourir à ce remede violent, quand je vous ferois voir, que votre M. Bertaudin est un fripon. Or j'en ai une preuve sans replique.	Herr Wackermann. Fürchten Sie nichts! Ich werde diese Hülfe jetzo nicht nöthig haben, da ich ihnen beweisen kann, dass ihr Herr Scheinfromm ein Spitzbube ist. Und das kann ich unwidersprechlich darthun.

Original.	Bearbeitung der Gottsched.
Mme Lucrece. Vous en avez une preuve?	Frau Glaubeleichtin. Unwidersprechlich?
Cleante. Vous la verrez.	Herr Wackermann. Sie sollens sehen.
Mme Lucrece. Quand toute la terre me l'assûreroit avec vous, je n'en croirois rien.	Frau Glaubeleichtin. Und wenn sie die ganze Welt darauf zu Zeugen haben, so glaube ichs nicht.
Cleante. Quoi, vous n'en croirez pas vos yeux?	Herr Wackermann. Sie werden doch ihren Augen wohl trauen.
Mme Lucrece. Non; et si je le voyois, je croirois plutôt, que je rêverois ou que je serois en delire.	Frau Glaubeleichtin. Nein! und wenn ich's sähe, würde ich glauben, ich träumte.

Auch in der Bühnentechnik zeigen sich Anlehnungen an den Tartuffe. Molière weiss die Erwartung und Spannung der Zuschauer dadurch zu steigern, dass er zwei Acte hindurch fortwährend vom Tartuffe reden lässt, so dass Tartuffe der Gegenstand ist, um den sich das Gespräch aller auf der Bühne befindlichen Personen dreht, ohne ihn selbst doch in den beiden ersten Acten auf der Bühne erscheinen zu lassen. Erst zu Beginn des dritten Actes, als nunmehr die Erwartung des Publicums aufs höchste gesteigert ist, tritt Tartuffe selbst auf. Auch in diesem Punct suchen Bougeant und mit ihm die Gottsched sich an Molière anzuschliessen. M. Bertaudin (oder Herr Scheinfromm) und das Jansenistische (resp. pietistische) Wesen, das er vertritt, bilden fort und fort den Gesprächsgegenstand der auftretenden Personen des ersten Actes, aber erst am Anfang des zweiten Actes erscheint der Heuchler selbst auf der Bühne.

Dass die Gottsched sich der Nachahmung des Tartuffe in ihrer Vorlage voll und ganz bewusst war, beweist der Umstand, dass sie ein Motiv aus dem Tartuffe, welches in ihrer Vorlage fehlt, in ihre Bearbeitung aufnahm. Das ist die Sinnlichkeit und Lüsternheit des Heuchlers, ein sehr charakteristisches und wirksames Motiv. Die Gottsched hat nun dies Motiv in einer im Dialekt geschriebenen Scene ausgeführt; in derselben wird dem Scheinfromm von einer Frau vorgeworfen, dass er ihrer Tochter, welche sie zum Confirmationsunterricht zu ihm

geschickt, unzüchtige Anträge gemacht habe. Und ebenso wie Tartuffe in der berühmten Scene, da Damis den Inhalt des von ihm belauschten Gesprächs zwischen Tartuffe und Elmire dem Orgon mittheilt (III. 4.), weiss sich Scheinfromm durch erheuchelte Demuth aus der Schlinge zu ziehen, und es gemahnt an die Worte des Tartuffe:

> Et je vois, que le ciel, pour ma punition
> Me veut mortifier en cette occasion,

wenn Herr Scheinfromm ausruft (IV. 4.): „Mein GOtt! du schickest mir diese Versuchung zu. Ich danke dir auch dafür.“ Und wie Tartuffe, so gelingt es auch ihm völlig, durch diese erheuchelte Demuth über den wahren Sachverhalt hinwegzutäuschen, so dass eine der pietistischen Frauen bemerkt: „Seht doch! wie geduldig der fromme Mann bey seinem Leiden ist. Ach! ihr seyd eine böse Frau!“

Diesen Einfluss des Tartuffe auf die Pietisterey der Frau Gottsched zu constatieren ist nicht ohne Wichtigkeit, weil wir in der damaligen deutschen Lustspieldichtung einer Reihe von Komoedien — ihrer Entstehungszeit nach nur durch wenige Jahre von einander getrennt — begegnen, welche unter dem Einfluss des Tartuffe stehen und anderseits wieder unter einander sich beeinflussen. Die Pietisterey der Frau Gottsched erschien 1737; 1743 kamen Krügers Geistliche auf dem Lande heraus, wo das Vorbild des Tartuffe offen am Tage liegt und der Einfluss der Pietisterey der Frau Gottsched ebenfalls nicht zu verkennen ist. Und zwei Jahre später, 1745, erschien Gellerts Betschwester, welche sichtbarlich unter dem Einfluss des Tartuffe steht. Aber auch bei ihr zeigen sich deutlich Einwirkungen der Pietisterey und, wie ich glaube annehmen zu dürfen, auch Anklänge an Krügers Lustspiel, die Geistlichen auf dem Lande; ich werde das an einem andern Orte nachzuweisen haben.

Berlin, im Juli 1883.

Briefe Johann Joachim Ewalds.

Mitgetheilt von

H. A. Lier und R. M. Werner.

Johann Joachim Ewald, der Dichter, dessen bisher noch ungedruckte Briefe an den Stallmeister von Brandt, an Gleim und Friedrich Nicolai im folgenden zum Abdruck gelangen, heute nur noch dem Forscher bekannt, erfreute sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein einer ziemlich allgemeinen Theilnahme und eines nicht geringen Beifalls. Die Litterarhistoriker und Aesthetiker jener Zeit, die Koch, Küttner, Ersch, Vetterlein, Chr. Heinrich Schmid, Jördens, spenden ihm ein für uns kaum begreifliches Lob, ja rechnen ihn theilweise zu den ersten unserer Dichter. So konnte die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden noch im Jahre 1806 eine neue Ausgabe von Ewalds Sinngedichten und Liedern unternehmen.

Seitdem aber ist Ewald wie die meisten seiner Genossen lange Zeit fast unbeachtet geblieben, wenn auch sein Name in den litteraturgeschichtlichen Handbüchern fortgeführt wurde.

Erst als das Zeitalter Friedrichs des Grossen Gegenstand der eifrigsten historischen Untersuchung wurde, als Kleist und Gleim neben Lessing das Interesse der Forscher gewannen, erneute sich auch wieder das Andenken des gleichstrebenden Ewald. Heinrich Pröhle gebührt das Verdienst, zuerst neues Material für die Kenntniss von Ewalds Lebensumständen aufgefunden zu haben. Im 4. Bande dieses Archives (S. 445 ff.) veröffentlichte er drei Briefe unseres Dichters an Kleist, die er später seinem Buche „Lessing, Wieland, Heinse" (Berlin 1877. 8.) einverleibte und mit einer eingehenden Schilderung von Ewalds Schicksalen verband. Er stützte sich im wesent-

lichen hierbei auf die Mittheilungen, welche Friedrich Nicolai in Biesters Neuer Berlinischer Monatsschrift (Bd. 20 S. 257 ff.) über den ehemaligen Freund gemacht hat. Dieser Bericht Nicolais ist auch heute noch das beste, was über Ewald bis jetzt geschrieben worden ist, und trifft in der Beurtheilung von Ewalds Charakter sicher das richtige.[1])

Im einzelnen aber ergibt schon der jüngst von Sauer in seiner trefflichen Kleist-Ausgabe[2]) edierte Briefwechsel Kleists eine Reihe biographisch nicht uninteressanter Ergänzungen, so dass mit Zuhilfenahme der folgenden Briefe ein ziemlich sicheres Bild von Ewalds Entwicklung sich entwerfen liesse. Nur in Bezug auf das räthselhafte Ende des Mannes bleibt unsere Kenntniss noch immer lückenhaft. Genügen doch die wenigen, schon von Pröhle herangezogenen Notizen in Winckelmanns Correspondenz keineswegs, um das Gewirr der vielfach sich widersprechenden Gerüchte über Ewalds letzte Zeit in befriedigender Weise aufzulösen.

Indem wir jedoch hier auf die Ausführung einer derartigen Arbeit verzichten, begnügen wir uns damit, die folgenden Briefe mit einigen kurzen Notizen über ihre Empfänger und Ewalds Verhältniss zu denselben zu begleiten, und schliessen daran dasjenige, was über die Briefe selbst noch bemerkenswerth erscheint.

I.

23 Briefe an den Stallmeister Christian Ludwig von Brandt.

Mitgetheilt von H. A. Lier.

Das Geschlecht, dem Christian Ludwig von Brandt entstammte, gehörte zu den edelsten der Neumark.

Tüchtige Kriegshelden, bewährte Diplomaten und Staatsdiener giengen seit dem 17. Jahrhundert zahlreich aus demselben hervor.[3]) Aber auch wissenschaftlichen Bestrebungen

1) Man vergl. auch L. F. G. v. Göckingk, Fr. Nicolais Leben und liter. Nachlass. Berlin 1820. 8. S. 12.

2) E. v. Kleists Werke hrgg. von A. Sauer. Berlin (Hempel) 3 Bde. 8. Bd. II enthält die Briefe von Kleist, Bd. III diejenigen an Kleist.

3) Zur Zeit Friedrichs II. finde ich einen Herrn von Brandt als Kammerherrn der Königin Mutter erwähnt. Christoph Wilhelm von Brandt war Capitain im Markgraf Carlschen Regiment.

zeigten sich die Brandte nicht abhold. Eine grosse Bibliothek ward im Laufe der Jahre gesammelt, reich an Schätzen mancherlei Art.

Sämmtliche Mitglieder des Geschlechtes studierten an der damals noch in Blüte stehenden Universität Frankfurt a. d. O.[1]) Weite Reisen brachten sie mit den vorzüglichsten Männern ihrer Zeit in Verbindung.

Auch Christian Ludwig von Brandt hatte in Frankfurt studiert und sich dort nicht nur in den classischen Sprachen, sondern auch in Geschichte und Geographie tüchtige Kenntnisse erworben. Dann gieng er, der Familientradition folgend, auf Reisen und gewann sich namentlich in England und Frankreich die Bekanntschaft gar manches hervorragenden Diplomaten. Besonders nahe aber trat ihm dort Hume. Auch zu Voltaire hatte Brandt freundschaftliche Beziehungen. In Berlin zählte er Ramler und Sulzer zu seinen Freunden. Von letzterem sind noch Briefe an Brandt erhalten. Ueber sein Verhältniss zu Ewald von Kleist geben uns dessen an ihn gerichtete Briefe, die zuerst in der Zeitschrift „Im Neuen Reich“[2]) veröffentlicht wurden und jetzt am bequemsten in Sauers Kleist-Ausgabe zu finden sind, hinreichend Aufschluss. Dass Kleist sich für Lessing an Brandt wandte, um durch dessen Vermittelung dem Freunde die Stelle eines deutschen Secretaires bei dem englischen Gesandten Mitchel zu verschaffen, und, als dieses Project gescheitert war, auf demselben Wege einen ähnlichen Posten bei dem Prinzen Ferdinand von Preussen für ihn zu erlangen hoffte[3]), sei hier nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Kleist konnte bei seinen Bemühungen immerhin auf Erfolg rechnen. Denn Brandt stand den Brüdern Friedrichs des Grossen, namentlich den Prinzen August Wilhelm und Heinrich,

---

1) Seit dem Jahre 1738 war ein Christoph von Brand, der eine Zeit lang kgl. preussischer Gesandter am Wiener Hofe gewesen war, Curator der Universität. Vgl. Carl Renat. Hausen, Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt a. d. O. Frankfurt a. d. O. 1800. 8. S. 82.

2) „Im Neuen Reich“ J. 1881 S. 631 fg.

3) Kleist an Brandt den 27. Mai, 18. Juni und 3. Juli 1757: a. a. O. Bd. II S. 409, 414 und 419.

ziemlich nahe. Als Kleist gegen seinen Willen zu dem Regimente von Hauss versetzt wurde, wurde Brandt für diesen beim Prinzen Heinrich vorstellig. Da jedoch der König bei seinem einmal gefassten Beschlusse stehen blieb, so hielt es der Prinz für nöthig, sich „demonstrativisch gegen den Herrn von Brandt zu rechtfertigen"[1]) und alle Schuld dem Königlichen Bruder zuzuschreiben.

Brandt hatte die Stelle eines Stallmeisters bei dem Prinzen August Wilhelm von Preussen inne. Als solcher ist er in den Jahren 1757 bis 1764 in dem „Adres-Calender der kgl. Preuss. Haupt- und Residentz-Städte" aufgeführt. Kleist und Ewald adressieren wiederholt: „Monsieur de Brandt, grand-Ecuyer de Son Altesse royale Monseigneur le Prince de Prusse". Auch nach dem Tode August Wilhelms finde ich Brandt noch unter dem Hofstaate des Höchstseligen Prinzen verzeichnet. Zweimal jedoch gibt ihm Ewald seit jener Zeit den Titel: „Ecuyer de Son Altesse royale Madame la Princesse de Prusse". Gewöhnlich aber sind die Briefe bloss „An den Stallmeister von Brandt" gerichtet.

Da jedoch Brandt zweimal, sowol in einem Briefe Ewalds[2]) als auch in einem Kleists[3]), als Stallmeister des Prinzen Heinrich erscheint, so werden wir anzunehmen haben, entweder dass er diese Stellung gleichzeitig bei beiden Prinzen inne hatte, oder dass er wenigstens zeitweilig den Dienst beim Prinzen Heinrich versah.

Diesem folgte Brandt jedesfalls in das Winterquartier nach Dresden, wo wir ihn im Winter von 1756 auf 1757 antreffen. Hier in Dresden trat ihm Ewald, damals Auditeur beim General Wylich[4]), näher. Mehrfach und mit besonderer Vorliebe gedenkt er in seinen Briefen der in Dresden so überaus fröhlich mit Brandt verlebten Tage. Die Bekanntschaft

---

1) Ewald an Kleist, Dresden den 9. März 1757: a. a. O. III, 185.

2) Siehe Brief Nr. 1.

3) A. a. O. II, 410.

4) Ewald bezeichnet sich in einem Briefe an Nicolai vom 20. Nov. 1756 als Gouvernementsauditeur. (Vgl. unten Brief Nr. 26.) Kleist nennt ihn in seinen Briefen wiederholt Generalauditeur, adressiert aber nur an den Auditeur Ewald.

hatte Kleist vermittelt. Nachdem dieser selbst erst vor kurzem Brandt kennen gelernt hatte, schrieb er am 4. April 1755 den ersten uns erhaltenen Brief an den neu gewonnenen Gönner[1]), der wol überhaupt der erste an Brandt gerichtete ist. Am Schlusse desselben fügte Ewald eine Empfehlung seiner Person bei, bis jetzt die früheste Nachricht, die wir über seine Beziehung zu Brandt besitzen. Die beiden ersten Briefe, welche hier folgen, aus den Jahren 1755 und 1757 sind noch ziemlich förmlich und in einem Tone gehalten, wie man ihn nur fernerstehenden gegenüber anzuschlagen pflegt. Erst mit dem Briefe Nr. 3, welcher nach der Zeit des Dresdner Aufenthaltes geschrieben ist, ändert sich das: ein immer wärmer werdender Ton greift von da ab in den Schreiben des Dichters Platz.

Die hier mitgetheilten Briefe sind Eigenthum des mittlerweile verstorbenen Herrn Professors Dr. Lommatzsch in Wittenberg gewesen, welcher dieselben nach Vereinbarung mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift mir zur Veröffentlichung überwies.

Nur zufällig sind uns dieselben erhalten worden. „Als die Werke Friedrichs des Grossen wieder herausgegeben werden sollten“, schrieb Herr Prof. Dr. Lommatzsch, „erbat ich mir von dem Pflegevater meiner Frau, dem ehrwürdigen Hauptmann von Brandt die Erlaubniss aus, in einer grossen Kiste nach allem, was Friedrich den Grossen betraf, Nachforschungen halten zu dürfen.“ Bei dieser Gelegenheit fand sich nun eine stattliche Reihe diplomatischer Actenstücke, Reden, Gedichte, welche für das geplante Unternehmen als wichtig erschienen und deshalb an den gegenwärtigen deutschen Kronprinzen übersandt wurden. Daneben aber kam eine ganze Anzahl von Briefen von Ewald von Kleist, von Sulzer, von Ewald zum Vorschein, von denen diejenigen von Kleist nach genauen Abschriften durch den Finder in der Zeitschrift „Im Neuen Reich“[2]) zum Abdruck gelangten, während die Originale allmählich verkauft wurden.[3])

1) A. a. O. II, 286.

2) Siehe oben S. 450 Anm. 2.

3) Ihre gegenwärtigen Besitzer führt Sauer in seiner Kleist-Ausgabe zum Theil an.

Wie viel aber von dem übrigen Inhalt jener Kiste verloren gegangen ist, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Da derselbe lange Zeit ganz unbekannt war und kein Mensch seinen Werth ahnte, so griff man fort und fort hinein, „um für Schinken und Wurst das nöthige Material daraus hervorzuholen". Erst durch die Entdeckung des genannten Herrn wurde dieser etwas ungewöhnlichen Art historischer Quellenbenutzung gesteuert.

Als Ewalds Briefe in meine Hand gelangten, ersah ich leicht, dass mir nicht die Originale derselben vorlagen, sondern nur Abschriften. Dieselben müssen aber, wie der Augenschein lehrt, vor verhältnissmässig langer Zeit gefertigt worden sein und sind, so viel ich sehe, im ganzen durchaus correct und sorgsam gemacht. Ich habe mich deshalb dafür entschieden, sie so zum Abdruck zu bringen, wie sie mir vorliegen, und erlaube mir nur an ganz wenigen Stellen naheliegende Verbesserungen anzubringen.

Hin und wider sind diesen Abschriften übrigens kurze Erläuterungen beigegeben, welche ich den meinigen eingefügt habe, doch so, dass ich sie als nicht von mir ausgehend kenntlich machte. Vielleicht ist hier der Schluss erlaubt, dass diese Abschriften für die Veröffentlichung bestimmt waren, welche aber aus irgend einem Grunde unterblieb. Ob die Originale dieser Ewaldschen Briefe noch vorhanden, vermag ich nicht zu sagen. Meine Nachforschungen sind nach dieser Richtung hin ohne allen Erfolg geblieben.

Ich bemerke noch, dass Ewald in seinen Schreiben auch zwei Briefe Rabeners an Brandt mittheilt, über welche an der betreffenden Stelle das nöthige zu finden ist. Anhangsweise folgt ein noch unbekannter Brief Ewalds an Kleist. In welchem Zusammenhange er mit den an Brandt gerichteten Briefen steht, ergibt die Anmerkung zu demselben.

Kaum brauche ich schliesslich darauf hinzuweisen, dass Ewald sich namentlich in seinen französisch geschriebenen Briefen[1]), z. B. bei der Schilderung seiner in England gewonnenen Eindrücke, um vieles gewandter und vortheilhafter

1) Vgl. Nr. 3 der an Nicolai gerichteten Briefe.

zeigt, als in seinen poetischen Producten. Dies gilt in erster Linie von den Liedern und Sinngedichten, welche er in seinen Briefen Brandt mittheilte.

Einige unter ihnen gehören wenigstens zu dem unbedeutendsten, was er je geleistet hat. Nichts desto weniger habe ich sie in dem Zusammenhange, den ihnen Ewald gegeben, stehen lassen. Ich glaubte kein Recht zu haben, hier aesthetischen Bedenken irgend welchen Raum zu geben. Die litterarhistorische Forschung hat ja bekanntlich in gar vielen Fällen wenig oder gar nichts mit dem Genuss poetischer Werke zu thun. Es gilt die einzelne Erscheinung in die allgemeine Entwicklung der Poesie einzureihen und auf diese Weise zu einem wahrhaft historischen Verständniss einer ganzen Richtung zu gelangen. Unter diesem Gesichtspuncte betrachtet, denke ich, werden auch die Briefe Ewalds dem Forscher nicht unwillkommen sein.

1.

Hochwohlgeborner Herr,
Insonders Hochzuehrender Herr,

Die Ehre, so mir Ew. Hochwohlgeboren erwiesen, mir unter dem 22ten August zu schreiben, hat mich sehr geschmeichelt. Der Herr Graf von Lamberg[1]) sind so gütig gewesen, Dero Schreiben mir wohl zuzustellen, und ich bitte um Vergebung, wenn ich nicht sogleich mich bey Denenselben für Dero gütigstes Urtheil, das Dieselben von meinen Sinngedichten[2]) fällen, bedankt habe. Ich war Willens, wenn der Verfasser sich nicht durch seine Verse verrathen hätte, ihn im Lager in Dero Zelt anzugeben; als ich mir aber die Ehre geben wollen, Denenselben daselbst meine Aufwartung zu machen, hatte ich das Misvergnügen, von dem Herrn du Fort[3]) zu vernehmen, dass Dieselben sich krank befänden, und zu Berlin geblieben wären: welches mir so wol als dem Herrn v. Kleist unerwartet und unangenehm zu erfahren gewesen. — Der lose Herr v. Kleist[4]), der Ew. Hochwolgeboren seine Gegenempfehlung macht, hat mich seit einiger Zeit zur Poesie verdammt; ohne ihn machte ich nicht einen Vers, und er hat mich so dreist gemacht, mich gedruckt zu wagen, und will nunmehr, dass ich meinen Versuch in Epigrammen so viel möglich verstärken soll. Ich werde aber so langsam eilen als möglich, wäre es auch nur deshalb, damit Ew. Hochwohlgeboren meinen zweiten Versuch nicht wieder sich unter gleichen Umständen müssten vorlesen lassen. Ich bitte übrigens

meiner Muse beständig gewogen zu seyn, und versichert glauben zu wollen, wie ich mit der vorzüglichsten Ehrerbietung Zeitlebens bin

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam den 24ten Sept. 1755.

gehorsamster Diener JJEwald

NB. Ew. Hochwohlgeboren wünschen einen Auszug aus einem Briefe des Herrn Rabener[5]) an Cramer vom 18 Novbr. 1753, der in meine Hände gekommen. Hier ist er:[6])

Dresden am 18 Nov. 1753.

Allerliebster Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der so geschäftig, so unruhig, so eilfertig geschrieben ist, wie der Brief eines jungen Cammerherrn, der dem mahnenden Kaufmanne sagt, dass er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm sein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit lasse, sich von der Seite des Königs zu entfernen.[7]) — — — — —

Ich habe Ihre Antwort freylich vermisst. Denn ich bin so zärtlich, dass ich auch in Dresden meine Freunde vermisse. Das bleibt unter uns.

Mit Ihrem Bossuet bin ich vortrefflich[8]) zufrieden.[9]) — — — Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geschenkt.[10]) — — —. Herr[11]) — — — meldet mir, er solle mir in Ihrem Namen noch eines schicken. Schönen Dank! Aber was soll ich mit dem lieben Gute anfangen? Wären es Opern-Arien, so könnte ich sie vielleicht wieder verkaufen.[12]) — — —. Ihre Freundschaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beyde, und für die Welt. Lassen Sie sich durch des Camaldulenser Mönchs Entdeckung und proselytische Schmeichelei nicht berauschen.*) Sie sind zu dieser Trunkenheit ein wenig geneigt. Sie haben bereits zu viel Verdienste, als dass man Ihnen eine kleine Eitelkeit nicht verzeihen sollte: Aber mein Cramer muss gar keine Verzeihung nöthig haben! — Wie gefällt Ihnen meine Treuherzigkeit? Wenigstens kann sie Ihnen nicht fremde sein. Für meinen laïschen Hochmuth ist nichts gefährlicher, als wenn man mir das Zeug-

*) Die Stelle aus einem Briefe des Herrn Cramer, worauf sich dieser Scherz bezieht, war diese: „Er — Baumgarten — hatte einen Camaldulenser Mönch aus Wien bey sich, von sehr gutem Geschmacke und vieler Gelehrsamkeit, der, wie mich Baumgarten versichert, aus einem bessern Herzen seine Kirche verlassen hat, und zuerst durch meine Arbeit dazu veranlasst worden ist, die, wie mich auch schon Baumgarten versichert, vielen Abgang in Bayern und Oesterreich finden soll.“ [Anmerkung Ewalds oder des Abschreibers.]

niss giebt, ich sei bey meinem Amte dem Könige getreu, und gegen die Unterthanen gerecht. Ich vergesse mich zuweilen bey diesem Lobe, und wundre mich, dass ich bey allen diesen Verdiensten doch weiter nichts bin als Steuer-Secretair; könnten sich Ew. Hochwürden nicht auch einmal vergessen, wenn ein übergetretener Mönch Sie demüthig versichert, dass Sie Gott durch Ihre Schriften in Bayern und Oesterreich Seelen zuführen?! Lassen Sie es gut seyn, ich bin fertig! Aber nur mit Schreiben; mit dem noch nicht, was ich denke. — — —

Der arme[13]) . . . dauert mich! — — — Er hat in . . g. viel von seiner vorigen Achtung verloren. Denn die Familien-Cabalen sind in . . g. wenigstens so wichtig, als in Dresden die Cabalen der Antichambre. Er ist ein demüthigendes Exempel für alle geschickte und witzige Köpfe, die mit der Liebe freveln, und gegen sich selbst zu wenig argwöhnisch sind.[14]) — — —.

In der Messe habe ich viel von N . . . t.[15]) Romane gehört, dessen Ausgang ich zu erfahren wünsche. Von der einen Seite, Sie verstehn doch wohl den Secretair, gefällt er mir, denn er ist solide! Die andre Seite will mir nicht gefallen, denn mich deucht, er erquakert*) sich die Frau, und das, dünkt mich, ist wenigstens nicht anacreontisch, wenn es auch sonst nichts ist.[16]) — — — — —.

Auf Ihre Predigten freue ich mich als ein Freund, als ein witziger Kopf, und als ein Christe. Aber mehrere Predigten als diesen einen Band will ich von Ihnen nicht.[17])— — — — —.

So? Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! Der Hof ist noch in Hubertsburg. Fünf Castraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert angekommen, und werden auf die Fasten satt wieder zurück kehren, um daselbst zu verdauen, und in der Char-Woche dem heiligen Antonio zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbey. Die Hunde waren sehr stumpf. Die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Des Königs Majestät waren sehr ungnädig. Solyman[18]) wird nicht wieder aufgeführt. Die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Castrat Nicolini[19]) macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feist ist, dass er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi[20]), die prima donna auf dem Theater und im Bette[21]), dürfte wohl aufs Carneval wieder in

*) Diesen Ausdruck wird die Stelle eines Briefs erläutern, wo ein Freund schrieb: „N...t. Geschichte will ich Ihnen kurz erzählen: Er und . . . . ein Frauenzimmer, das viel Witz hat, viel Französisch und englisch, und dabey ihre Mutter zu betrügen weiss, verlieben sich in einander mit der Einbildungskraft mehr als mit dem Herzen; vermuthlich um sich schöne Youngische Briefe und Nachtgedanken schreiben zu können etc.“ [Anmerkung Ewalds oder des Abschreibers.]

die Wochen kommen. Budini[22]), dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heischer, ein Unglück, darüber sich niemand als er und seine Mutter betrübt. Amorevoli[23]), dessen Frau besser küsst, als er singt, ist verdrüsslich, und macht Miene fort zu gehen: man wird ihm Tausend Thaler Zulage geben. Die Bilder-Gallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neusten Gusto malen soll. Oederan[24]) ist abgebrannt; Suhl[25]) kann nicht wieder aufbauen. Wer kann den albernen Leuten helfen? warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um?! Die gegenwärtigen Cassen-Umstände leiden es nicht, ihnen und ihren Fabriken mit Gelde unter die Arme zu greifen. Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! Ich muss in die Antichambre! Gefallen Ihnen diese Neuigkeiten? Wenn sie nicht wahr sind, sind sie doch möglich. Leben Sie recht wohl. Ich bin

Ihr[26]) Rabener.

An den Stallmeister Sr. königl. Hoheit
des Prinzen Heinr. v. Preussen, Herrn v. Brand
Hochwohlgeborn.

2.

Hochwohlgeborner Herr,
Insonders hochzuehrender Herr Oberstallmeister,

Ew. Hochwohlgeboren laden mich auf eine zu verbindliche Art zur Uebersetzung der Campagnes du Marechal de Luxembourg[27]) ein, dass ich nicht dieses Geschäfte mit aller Bereitwilligkeit und mit Vergnügen übernehmen sollte. Ich glaube aber nicht, dass dieselben nicht noch einen bessern Uebersetzer hätten dem Herrn Neaulme[28]) vorschlagen können, als ich bin, der ich niemals übersetzt und vielleicht nicht genugsame Kenntniss vom Kriegswesen habe. Indessen will ich diese Uebersetzung mehr um Ew. Hochwohlgeboren gütiges Zutrauen, als der Belohnungen willen übernehmen, und betreffend letztere, wird es von Denenselben lediglich abhängen, wie hoch mir Herr Neaulme, von dem ich den ersten Theil des Werks erwarten werde, meine Zeit anrechnen soll. Der Herr v. Kleist versichert Dieselben von seiner vorzüglichsten Hochachtung, und habe ich die Ehre mit gleichen Gesinnungen Lebenslang zu seyn

Ew. Hochwohlgeborn
ganz gehorsamster Diener
J. J. Ewald.

Potsdam
den 31ten Januar.
1756.

An
Den Herrn Stallmeister v. Brand,
Hochwohlgeborn

3.

Monsieur,

Je suis enfin depuis cinq jours à Londres, et je saisis avec plaisir l'occasion du retour de Mr. Egerland[29]), pour Vous donner de mes Nouvelles. J'ai été, comme Vous voyez, 4 semaines en chemin, tant à cause des mauvaises routes par l'Allemagne, que parce qu'il m'a fallu attendre pendant 12 jours un vent Favorable à Helvoetslyus.[30]) Mon passage a été heureux sur la mer. Nous vimes les côtes d'Angleterre après 18 heures, je n'ai presque point été malade. Nous étions trois Paquets à la fois, le plus petit étoit le moindre voilier, il resta en arrière et reçut en passant une terrible decharge d'un Pirate François, qui n'osa cependant pas engager un combat à cause qu'il craignit le secours que les deux autres paquets auroient pu donner. Nous avions toujours la lunette en main, pour découvrir les vaisseaux ennemis; dans le port même de Helvoet un Pirate françois osa nous bloquer, mais le manque de subsistence le fit partir avant nous. On est saisi d'étonnement, quand on voit la première fois la mer; en voyant cette immensité d'eau, l'idée d'un premier Moteur Vous est plutôt présente qu'elle ne l'est sur la terre. Ne voir absolument qu'eau et ciel, et être tantot dans les nues, tantot dans un abîme terrible, anéantit presque l'homme. Un souffle arbitraire du ciel nous y peut conserver la vie et nous rendre à l'agréable commerce de nos amis, ou nous ensevelir à ne plus jamais revoir la douce lumière du soleil. En Angleterre[31]) tout fleurissoit quand je n'avois vu encore aucune prairie verte en Hollande. Dans ce pays heureux tout est colline et vallée, l'horizon présente incessamment le plus bel amphithéâtre. De tout côté il y a des troupeaux inombrables, je fus surpris de voir des cornes aux brebis, tous les animaux jusqu'à l'homme sont armés ou doués de force et par-dessus de beauté qui peut-être la produit. L'on ne peut ici se lasser de voir le verd des prairies.

De Harwich à Londres c'étoit l'affaire d'un demi jour, ce sont 71 miles d'Angleterre, j'en fis une trentaine à cheval, pour mieux voir la campagne, je m'y souhaitois alors à votre côté. Quand je fus à Londres, de quoi, croiriez Vous, Monsieur, que j'aye été le plus curieux. Je n'ai guères fait qu'une attention passagère à la Majesté de cette Ville, au faste de l'église de St. Paul et à l'aménité du Parc, pour passer plus rapidement à l'abbaye de Westmunster, où j'ai vu ces fameux tombeaux et monuments des grands hommes, dont nous nous sommes souvent entretenus à Dresde, et que la sagesse même nous a fait respecter teneris ab unguiculis.[32]) Mon coeur s'est emu à voir les bustes ou Statues d'un Newton, Shakespear, Driden, Pope, Butler[33]) etc. L'antique n'est pas plus fini que ces

monuments, c'est une gallerie de sculpture, mais je me reserve de Vous copier un jour quelques epitaphes, qui m'ont charmé le plus. Je loge depuis hier dans la rue Albemarle at How's Coffe House. Je vois de ma fenêtre le palais de St. James, qui est au bout de la rue, et je ne suis qu'à deux cents pas du parc. Sic siti laetantur lares, est une inscription, qu'on trouve à la maison de Buckingham[34]), qui est au bout du Parc, on auroit pu la mettre aussi à ma demeure, qui n'est qu'à deux cents pas du Parc et de deux fois autant de la Campagne; je suis au plus beau quartier de la ville, à aussi bon prix, que si j'étois à la Cité, qui est le quartier des Marchands entre la Bourse et cette grande colonne, monument de l'incendie connu[35]), d'où l'on estime la ville, comme à Rome de la Colonne Trajane. Je fus hier à la promenade au Parc; il ne faisoit pas le plus beau tems, mais il y avoit pour le moins trente mille personnes, qui se promenoient, c'étoit dimanche. L'on ne peut se lasser d'y regarder le Sexe, c'est ici le Paradis de Mahomet. Je n'ai pas trouvé Mr. Murdock à Londres, ce qui me fait de la peine; il ne revient de la Campagne qu'en deux mois. Je lui ai envoyé ma lettre. Mr. le Chevalier Scott me produira autant que possible; comme je ne suis pas encore assez de tems ici, je n'ai pas pu voir encore d'autre monde que celui qu'on rencontre dans les Caffés[36]), où l'on s'amuse très bien pour peu de chose. La Gazette est ici quotidienne. Elle est très interessante à present, parce que les Anglois n'ont jamais été plus jaloux de leur liberté et plus en crainte de la perdre qu'à présent; peut-être verrai-je des Scènes; Vous apprendres tout par le bruit public. Londres est surement une ville immense, mais on peut la parcourir en six heures de tems; j'ai fait ce tour, parti en Fiacre, parti à pied. Les églises sont en general superbes ici, mais St. Paul est la magnificençe même. Toutes les églises sont bâties de pierres quarrées, les péristyles et les Colonnades ne sont ici qu'une decoration ordinaire, le Palais du Lord Major est le plus superbe de la ville: il faudroit Vous en faire voir une Estampe ainsi que de la bourse, une description en rend l'idée difficilement. Une Curiosité des plus grandes de Londres sont les boutiques. Elles etalent tout ce qu'on peut s'imaginer en marchandise et parure. L'on voit dans quelques boutiques pour la valeur d'un million et plus. L'on ne peut marcher ici que le long des maisons, où le porteur de charbons coudoye souvent le Milord; au milieu de la rue, il n'y a qu'une enfilade perpetuelle de fiacres et de Carosses. L'on compte 800 fiacres à Londres. En passant la Tamise, j'ai vu cette forêt de mats, sans avoir eu besoin de monter St. Paul ou le monument. Je dirois peu, si je disois, qu'on y voit 5000 [!] mille vaisseaux grands et petits d'un coup d'oeil. Ils sont de toutes les nations, ce qui fait une varieté à ne s'en lasser jamais. J'avois deja vu à Helvoet et dans la mer nombre de vaisseaux de guerre; ici je

voyois des flottes, entre autres tous ces vaisseaux, qu'on a pris sur les Francois. Il y a du plaisir à s'instruire de la Navigation et à voir la construction des vaisseaux. Cela a été mon amusement à Helvoet, où j'allois souvent au Port, pour me rassasier de la vue de la mer. J'y mangeois tous les jours quelque nouveau poisson marin, mais tout est d'un prix exorbitant en Hollande. Les cabaretiers pillent les pauvres passagers sans pitié.[37]) Mon grand plaisir a été de voir sur les côtes de Hollande se jouer près du Port dans la mer une sorte de dauphins, ce qui fait le spectacle le plus amusant du monde. Je n'ai vu de la Hollande que la Haye, Leide, Utrecht et les autres villes, qui sont sur la route en venant d'Osnabrug. 'A Osnabrug j'ai vu de très belles collections de Tableaux chez deux Docteurs de Medicine; j'ai vu la Sale de la Paix de Westphalie, où sont les Portraits des Ministres, qui l'ont conclue; j'y ai vu un Monastère de Jesuites[38]), avec les quels j'ai trouvé beaucoup de plaisir à converser; ils me montrèrent dans leur église outre les reliques, que je ne demandois pas à voir, le douzième Apotre d'argent, que Vous savez que le Roi Adolphe leur laissa, une curonne de Charle Magne[39]), qu'un Polisson Moine me mit sur la tête, et que je trouvois moins commode à porter qu'un chapeau. Il y a encore un bâton d'ivoire du même empereur dans cette église, et une croix d'or, où il y a maintes belles pierres antiques enchâssées; j'y trouvois entre autre une Cleopatre: quel rapport direz Vous entre une croix d'église et Cleopatre! 'A Leide j'ai passé une agréable soirée chez le Prof. Weisse[40]) avec nombre d'étudians de l'Academie: ce Professeur nous regala en Prince. Je vis à Leide ce qu'on appelle la Bourg[41]), qui doit être un ouvrage des Romains, et qui en a toute la grandeur; j'y vis encore le jardin botanique[42]) et les collections de curiosités naturelles, de même qu'une chambre rempli d'Antiques, et une collection de toutes sortes d'oiseaux, semblable à la collection de Fritch. 'A Bentheim, qui étoit sur ma route, et qui est un château pittoresque, je vis sur une piece de rocher l'inscription: Hic Drusus jura dixit Tubantibus.

Dans les environs d'Osnabrug il y a le champ de bataille d'Arminius, mais je n'ai pas eu le tems d'aller le voir, ni de voir à Brounsvic Mss. Zachariae, Ebert, et[43]) à Hannovre[44]), ce qui merite d'y être vu sur toute chose, c'est l'écurie du roy; je l'ai vue et je crus voir les chevaux du soleil qui Homère decrit. A Leipsic j'ai entendu parler Gellert dans son collège une heure sur la morale, et une autre heure sur Batteux. Il me donna une lettre pour un de ses amis qui est ici et me combla d'amitié. — Je ne manque pas de sujet de barbouiller encore un cahier de papier, mais je me reserve, mon bien aimé, de Vous envoyer bientot un autre Potpourri, comme celui ci. Le depart de Mr. Egerland presse, et j'ai encore quelques autres lettres à écrire quoique je Vous écrive le plus vo-

lontiers. Je suis toute ma vie avec un vrai attachement et avec une estime infinie, Monsieur et très Cher

Votre très humble et très obéissant serviteur
Londres ce 17 Avril 1757. J. J. Ewald.

'A Monsieur
Monsieur de Brandt,
Ecuyer de Son Altesse Royale
Monseigneur le Prince de Prusse
à Berlin.

4.

Hertzlich geliebtester Freund,

ich habe auf meine zwey[45]) Schreiben von Ihnen keine Antwort bekommen; ich will nicht hoffen, dass dieses Krankheit oder Gefangenschaft, oder Gleichgültigkeit bedeute. Es kann Sie niemand mehr lieben als ich, ich küsse Ihr Schreiben von Dresden an mich, so oft ich es lese, und ich lese es sehr oft, und tröste mich auf diese Art wegen meiner Entfernung von Ihnen. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass des Prinzen v. Preussen Königl. Hoheit nach Berlin gegangen[46]); da glaube ich nun, dass Sie auch mein Brief antreffen wird. Ich habe bisher noch nicht zu meinem Zweck[47]) gelangen können. Nicht ein Engländer will jetzt reisen, nach dem Frieden wohl hundert; dieses werde ich aber nicht abwarten können, ob mir gleich mein Aufenthalt in London weniger als vielen andern kostet. Ich bin nun auch im Parlament gewesen, und habe sonst alles gesehen, was der Mühe werth ist. Eigentlich aber kann die Neugierde niemals in England gesättigt werden. Jeder Lord hat einen Hof und eine ihm eigne Pracht. Als ich das Parlament sahe, glaubte ich den alten römischen Senat, oder eine Versammlung von Fürsten zu sehen. Ich möchte diesen Winter gern wieder bey Ihnen seyn, Mein Liebster; wenn Sie mir aber rathen noch in England zu bleiben, so will ich es thun. Wäre es nicht möglich bey meiner Zurückkunft beym jungen Prinzen von Hessen-Darmstadt zu seyn? ich frage und hoffe, wenn Sie nebst dem Herrn von Knyphausen[48]), dem ich mich unterthänig empfehle, noch einen Versuch machen wollten. Wenn Sie auch sonsten eine Stelle für mich wüssten, so überlasse ich mich allemal Ihrem Wohlwollen und Gutbefinden, und bitte mir hierüber baldige Nachrichten aus. Mein Quartier ist in London in How's Coffee House Albemarle Street. Unser Minister[49]) hat mir hier angeboten mit ihm zu wohnen und zu arbeiten, er kann mir aber kein Gehalt geben und dann — ich wünsche lieber im Winter in Berlin und bey alten Freunden zu seyn. Ich hatte an Herrn Mitchell[50]) wegen seines Versprechens geschrieben, habe

aber keine Antwort erhalten; ich habe aber auch nicht ganz darauf gerechnet. Wenn Sie mir rathen sollten noch den Winter in England zu bleiben, so bitte ich mir von Ihnen aus, mir durch Herrn Sulzern, und Herrn Beguelin[51]), und Herrn Achard[52]), oder Herrn Baron Andrié[53]) Briefe geben zu lassen, die mir meinen Aufenthalt hier süsser machen könnten; hauptsächlich wünschte ich einen Brief von Herrn Baron Andrié an den hiesigen Herrn Mitchel. Ob er mir zwar Anerbietungen gemacht, so ist er doch unwillig gewesen, dass ich kein EmpfehlungsSchreiben an ihn mitgebracht. Ich bitte meine Freunde in Berlin zu grüssen, an die ich mit ehestem schreiben werde, ich bin ewig

Ihr treuster
Ewald.

Chelsea bey London den 19ten August
1757.

NS. Es ist hier ein Heldengedicht herausgekommen, die Epigoniade[54]), welches ich mitbringen will. Meine Ihnen zurückgelassenen Bücher bitte an meinen Vater[55]) zu senden, wenn sie Ihnen hindern könnten. — Ich hätte wohl ein Exemplar meiner Sinngedichte hier gehabt.

À Monsieur
Monsieur de Brandt,
Ecuyer de Son Altesse Royale
Monseigneur le Prince de Prusse
à Berlin.

5.

Geliebtester Freund,

Sie werden von meinem Vater mein letztes Schreiben bekommen haben, ich hatte darin um einige Empfehlungs-Briefe gebeten, die ich aber nunmehro nicht nöthig haben werde, weil ich mich kurz resolvirt England zu verlassen und zurückzugehen. Da ich aber mich noch gern in Holland umsehen will, so ergeht mein Bitten an Sie, Allerwerthester, mir im Haag ein Schreiben von Ihnen erbrechen zu lassen, und es an unsern dortigen Residenten, Herrn Hellen[56]), zu adressiren. Sie werden aber Ihn auf dem Couvert zu bitten belieben, den Brief so lange an sich zu behalten, bis jemand darnach fragen würde. Wegen der Stelle bey der Prinzessin von Hessen-Darmstadt erwarte mit Verlangen, was Sie mir Tröstliches melden werden. Dieses wird mich bewegen gerade nach Berlin zu gehen, oder aber zu meinem Vetter, den nunmehrigen geh. Rath Cothenius.[57]) England ist ein gutes Land, aber seit einigen Tagen haben wir hier solche dicke Luft, Nebel und Regen gehabt, dass mir recht bange geworden, und ich zuerst eine Muthmassung vom Spleen bekommen. Unser hiesiger Gesandter, Herr Mitchel[58]), bot mir vor-

gestern an, mir hier zur Legations-Secretariats-Stelle vom Könige zu verhelfen; ich will aber nicht länger hier bleiben, weil mich alle Aerzte für den Winter warnen. Ich denke zu Ende der künftigen Woche von hier abzugehen, ich weiss nun ziemlich was England ist; was ich wünschte, im Fall wir diesen Winter Frieden bekämen, und ich noch nicht die Stelle beym jungen Prinzen von Hessen-Darmstadt erhalten könnte, wäre, mit dem Herrn v. Knyphausen nach Paris zu gehen. Ich empfehle mich, Mein Werthester, Ihrer geneigten Vorsorge, bitte meine Berlinischen Freunde für mich zu umarmen, und bin mit ewiger Ergebenheit

Ihr
treu gehorsamster
Ewald.

London,
den 24ten August
1757.

à Monsieur
Monsieur de Brandt,
Ecuyer de Son Altesse Royale
Monseigneur le Prince de Prusse
à Berlin.

6.

Im Haag den 23ten September 1757.

Allerliebster Freund,

gestern bin ich im Haag angekommen. Sie sehen daraus, wie spät ich Ihr Favorit Land verlassen habe. In Harwich war ich so glücklich Herrn von Egerland zu begegnen, der mir endlich Ihre angenehmen Briefe vom 21. May und 14ten August nebst einem von dem Herrn v. Kleist[59]) auslieferte. Mit was für Wollust habe ich sie auf der See gelesen! Sie waren meine einzige Unterhaltung. Heute empfange ich Ihren Brief vom 3ten Septbr. von dem Herrn Residenten von Hellen. Hier ist so fort meine Antwort. Ich nehme mit Freuden die Stelle beym ErbPrinzen[60]) an, wofern so wohl der Prinz und die Prinzessin mit mir zufrieden seyn wollen; ich will sie mit dem grössten Eifer in der Erziehung ihres jungen Prinzen dienen, und ich glaube, Sie billigen es, wenn ich mich ohne Anstand von hier nach Strasburg begebe, um, so bald Sie mir die letzte Antwort schreiben, mich nicht lange in dem artigen Schlosse Bussweiler[61]) erwarten zu lassen. Dieses ist der Entschluss, den ich gefasst, und den ich in wenigen Tagen in's Werk stellen will, so bald ich mich nur von meiner mir sehr beschwerlich gewesenen See-Reise werde etwas ausgeruht haben. Um meine Reise nach Strasburg gemächlich zu bewerkstelligen, muss ich hier einige Gelder aufnehmen; ich hoffe aber, dass Sie Gelegenheit finden werden, mir solche vom

Prinzen wieder geben zu lassen. Zu diesem Behufe belieben Sie nur zu sagen, dass ich in Holland seine Befehle erwartete, und gleich nach deren Empfang in einer Zeit von acht Tagen in Bussweiler mich einfinden wollte; man wird mir alsdann vermuthlich von selber Reise-Gelder aussetzen, die Sie mir grade nach Strasburg mit Ihrer Antwort überschicken können. Ich kenne daselbst den Herrn Pfeffel[62]), Hofmeister der jungen Grafen von Brühl, der den Haynaut extrahirt; an diesen schicken Sie Ihren Brief, ich werde ihm dieserhalb noch vor meiner Ankunft mit einem Schreiben zuvorkommen. Es ist mir lieb, wenn ich in Strasburg einige Zeit gewinnen kann, theils mich daselbst auszuruhen, bevor ich nach Bussweiler abgehe, theils noch dort meine Equipage in mehrere Ordnung zu bringen. Sollten Sie, Mein Liebster, nicht vom Prinzen oder der Prinzessin Reisegelder für mich erhalten, oder falls sie schon abgereist wären, so finden Sie mir doch in Berlin 75 ℔, wogegen ich Ihnen, weil ich Ihnen schon 25 ℔ schuldig geworden, in einer Zeit von 6 oder 8 Wochen durch meinen Vater 100 ℔ dankbarlichst zurückgeben werde. Erhalten Sie etwas vom Prinzen oder der Prinzessin für mich, so sind die 75 ℔ nicht nöthig. In der That, Mein Liebster, ich missbrauche Ihre Freundschaft recht sehr, wie Sie sehen. Aber warum können Sie auch ein Freund aus dem güldenen Alter seyn? Sie haben schon mehr für mich gethan, als meine Bescheidenheit hätte wünschen können, und ich sehe, Sie werden noch das Uebrige thun. Was ich für Sie aus England mitgebracht, sollen Sie von Bussweiler aus erhalten. Der Verfasser der Briefe an die englische Nation[63]), wovon wir einen in Dresden gelesen haben, ist in London mein vertrauter Freund geworden. Er hat mir verschiedne von seinen Arbeiten gegeben. Er ist das grösste Genie, das in England lebt, und einer der besten Menschen. Sie müssten alle seine Werke kennen lernen, um recht die Engländer beneiden zu können. Sehen Sie, was Sie in Berlin davon finden können. Sie sind: Lydia[64]); The Marriage Act, a Novel[65]); Letters on the english Nation; The Practice of Physick founded on Principles in Physiology and Pathology etc.[66]) by John Shebbeare M. D. Reg. Acad. scient. Paris. Soc. Dieses ist sein Name.

Vor meiner Abreise habe ich den Hof der Prinzessin von Wallis und des Königs in Kensington gesehen; desgleichen die Häuser der Herzoge von Bedfort und Devonshire. Die Post will abgehen. Verbum non amplius addam, als ich mich empfehle meinem besten Freunde

J. J. Ewald.

An
den Stallmeister v. Brandt
Hochwohlgeborn.

7.

Im Haag den 24ten September
1757.

Mein Liebster,

Ich habe gestern mit der Post an Sie geschrieben, aus Furcht aber, dass der Brief nicht ankommen möchte, schreibe ich heute aufs Neue. Ich nehme die Gnade, die mir die Prinzessin erweiset, mit vielem Danke an, und zweifle nicht, dass der Erbprinz seine Bestätigung geben sollte. Ich will in ein paar Tagen grade nach Strasburg gehen, und daselbst ein Schreiben von Ihnen unter der gegebenen Adresse an Herrn Pfeffel, Hofmeister der jungen Grafen von Brühl, erwarten. Sie dürfen aber nur dem Prinzen sagen: ich erwartete noch Ihr Schreiben in Holland, weil ich gern von ihm Reisegelder, — etwa 50 Ducaten —, ausgesetzt zu erhalten wünschte, so Sie mir nach Strasburg übermachen können. Sollte der Prinz schon abgereist seyn, so mache ich mir Rechnung auf die mir ausgebetnen 75 𝔵β., die Ihnen mein Vater in Kurzem wiedergeben soll. Ich wiederhole hier alles, was ich geschrieben. Geben Sie mir doch Nachricht, wo sich der Herr v. Kleist befindet, und Falls es mit der Stelle beym Erbprinzen seine Richtigkeit hat, so lassen Sie doch meinem Vater durch ein mündliches oder schriftliches Wort wissen, dass ich versorgt bin. Ich umarme Sie von Grund meines Herzens, und bin so lange ich lebe

ganz der Ihrige
J. J. Ewald.

NS. Hier läuft das Gerücht, dass der König die Reichsarmee geschlagen.[67]) Der Himmel wolle es, und dass Sie in Frieden bey den Hausgöttern wohnen könnten.

An den Herrn OberStallmeister v. Brandt,
Hochwohlgeborn.

8.

Zu Bad Ems an der Lahne am 10ten October
1757.

Mein Allerliebster,

auf Ihren zweyten Brief, den ich von dem Herrn Residenten v. Hellen empfing, bin ich sogleich aus dem Haag nach Ems abgereiset, wo ich diesen Augenblick angekommen bin. Des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt Durchlaucht befinden sich noch nicht hier, Sie sollen

aber morgen oder übermorgen hier ankommen, und man erwartet man [!] heute ihre Equipage. Es ist jetzt gut, dass mich eine kleine Unpässlichkeit unterwegs, und zwar zu Bonn aufgehalten, sonst wäre ich zu Ems viel zu früh angekommen. Zu Bonn habe ich die nahe beyliegenden Schlösser des Churfürsten und das in der Stadt besehen, welche mit königlicher Pracht und mit vielem Geschmack meublirt sind. In Cölln muss man das Jesuiten-Collegium, ihre Gärten und Kirche, vor allem aber den Dom bewundern, welcher den englischen Cathedralen nichts nachgiebt. Die Gegend um Cleve herum ist Windsor und so das ganze Land. In Amsterdam habe ich in wahrem Sinne auf der Börse die Welt gesehen; das Rathhaus wäre werth ein Capitol zu seyn, die innere Pracht davon übergeht alle Einbildung. Meine ganze Route, die ich Ihnen, wie Sie sehen, beschreibe, hat mir unendlich gefallen; einige nasse Tage aber hatten mich nicht wenig krank gemacht, wozu besonders meine sonst lustige Wasserfahrt von Amsterdam nach Utrecht, auf der schönen Amstel, viel beygetragen. Ich bekam, ehe ich Bonn erreichte, einen Anfall von Fieber, wovon ich aber jetzt vollkommen wieder frey bin. Nun, Mein Werthester, ich will mich nach des Herrn Geheimen Raths Cothenius Meynung gänzlich dem Wohlgefallen des Erbprinzen überlassen, ich verlasse mich aber hauptsächlich darauf, dass Ihre gütige Freundschaft mich der Erbprinzessin wird auf's Beste empfohlen haben. Meine Neigung so wohl als meine GesundheitsUmstände erfordern die Stelle, die Sie mir anbieten, und die ich mit desto mehrerem Vergnügen annehme, weil sie mir aus Ihren Händen kommt. Ihr Briefwechsel soll mir hinfort alles das ersetzen, was ich in meinem Vaterlande verlieren muss. Ganz Deutschland soll nunmehr mein Vaterland seyn, und ich wünsche nichts mehr, als mich dadurch geschickt machen zu können, im Dramatischen etwas mit Erfolg zu versuchen. Im Haag habe ich eine gute französische Gesellschaft die Tragoedie Nicomède vom Corneille[68]) aufführen sehen; in Amsterdam den Spieler vom Regnard[69]) durch holländische Schauspieler, denen ich aber noch die deutschen vorziehe, die ich in Cölln den Unbesonnenen[70]) habe aufführen sehen. Sie nannten sich die Döbbelinsche[71]) Gesellschaft. Die Uebersendung der 75 ℔ nach Strasburg ist nun unnöthig, Mein Werthester. Könnten Sie aber mir hieher 50 ℔. übermachen, so geschähe mir ein Gefallen. Sollte ich etwas vom Prinzen erhalten, so will ich Ihnen den Vorschuss bald möglichst wieder zustellen, wo nicht durch meinen Vater. Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe Nachrichten von Kleisten, und sollten Sie seine an die Armee gemachte Ode[72]) haben, so schicken Sie sie mir unbeschwert mit; ich habe jetzt die deutsche Literatur ganz aus dem Gesichte verloren, Sie könnten mich am Besten wieder damit bekannt machen. Der junge Nicolai in Berlin verdient aufgemuntert zu werden, er hat einen guten

Verstand und ein gutes Herz. Ich verbleibe, mein edelmüthigster bester Freund

Ihr treuergebenster
J. J. Ewald.

An
Herrn Stallmeister v. Brandt,
Hochwohlgeborn.

9.

Allerliebster Freund,

Nachdem Se. Hochfürstliche Durchlaucht, der Herr ErbPrinz verwichnen Sonntag angekommen, habe ich mich sofort Denenselben dargestellt, da denn Höchstdieselben die Gnade gehabt, mich ohne Anstand zu Dero Hofrath zu ernennen, und mir die Erziehung Dero jungen Prinzen anzuvertrauen. Umarmen Sie mich jetzt, Mein liebenswürdigster von Brandt, und nehmen Sie, nach Ihrer gütigen Neigung, den besten Antheil an meinem Glücke. Ich habe Ursache, mit aller Gnade, die mir der Prinz erweisen, schlechterdings zufrieden zu seyn, und bin es auch vollkommen. Sie erweisen mir dasselbe Vertrauen, als wenn ich schon längst die Gnade gehabt hätte in Dero Diensten zu seyn, und ich werde mich auch eifrigst bemühen, hinführo alles das zu verdienen, womit mir der beste Fürst von der Welt zuvor und unverdienter Weise entgegen gekommen. Ich küsse Sie, Mein Liebster, tausendmal, als die grosse wirkende Ursache von meiner jetzigen Glückseligkeit, und die ich mit dem reinsten Herzen von der Welt geniesse. Möchte mir der Himmel nunmehr alle Kräfte und Fähigkeit verleihen, die zur würdigen Erziehung eines Prinzen nöthig sind, dem die Wohlfarth vieler Tausende anvertraut werden wird, und möchte ich einmal durch denselben nicht allein den Beyfall seines Hochfürstlichen Hauses, sondern den Beyfall aller Redlichen, aller Menschenfreunde verdienen können. Diese Belohnung soll mich allein schmeicheln; ich will mich nur durch wahre Ehre, durch die Ehre der Verständigen und wahrhaftig Edelgesinnten reitzen lassen. Jetzt aber zittre ich, wenn ich bedenke, ob ich auch der grossen Mutter meines jungen Prinzen gefallen werde. Alles was die ErbPrinzessin kennt, ist voller Verwunderung über Ihre Einsichten, über Ihren wirklich fürstlichen Character, über alle Ihre Eigenschaften, womit Sie über Herzen und Seelen gebietet. Ihnen vertraue ich dieses, mein edelmüthiger von Brand. Verschaffen Sie mir zum Voraus alle Indulgenz von der Prinzessin, versichern Sie Sie aber, weil ich mich nicht erkühne, an Sie zu schreiben, dass alles, was ich bin, von Dero Willkühr abhängen soll, und ich mich einzig und allein bey der Erziehung Dero Prinzen nach Dero Winck richten würde. Ich werde nicht straucheln, so lange ich nach dem Erhabnen Vorbilde der Mutter und des Vaters Sitten und Geist des Sohnes werde zu bilden suchen. — Jetzt von

was anderm. Meine Gesundheit, Mein Liebster, nimmt hier zusehends zu. Ems liegt im schönsten Thal: les delices de Voltaire[73]) können nicht grösser seyn als die hiesigen. Wein und anmuthige Gebüsche krönen jeden Hügel, Epheu die Felsen. Die Lahne rollt das schönste Wasser über warme Quellen her, und die Luft ist hier die leichteste, so jemals meine Brust eingeschöpfet. Ich vermuthe alles für die Gesundheit des Herrn ErbPrinzen nach dem, was ich empfinde, und Sie wissen aus Dresden her, wie ich empfinden muss. Heute haben der Herr ErbPrinz ihre Cur angefangen; die warmen Bäder quillen in Dero Hause, — wir haben das schönste Wetter und Holz im Ueberfluss. Der Hof des Prinzen ist von einem Geiste beherrscht, vom Geiste der Eintracht. Alles betet den Prinz und die Prinzessin an; ich glaube in des Plato Republik zu seyn, welche ich noch immer im Kleinen für möglich gehalten. — Da ich den Prinzen acht Tage erwartet habe, so habe ich meine Zeit mit Spatzieren zugebracht, und bin Gemsen gleich auf allen Anhöhen und Felsen herumgeklettert. — Deutschland hat die vortrefflichsten Winkel und dieser ist einer der wollüstigsten: er erweckt und stärkt alle Sinne. Hier blüht die Gesundheit und rinnt aus tausend Quellen, nach Kleist's Worten. Vor ein paar Abenden habe ich, noch von England und Holland voll, meine Meynung davon aufgesetzt, die Sie, sobald ich sie geschickt haben werde, dechiffriren mögen. Behalten Sie sie aber vor sich! Ich bin täglich in der Erwartung eines Briefes von Ihnen. An meinen Vater habe ich bereits meine Versorgung geschrieben, Herrn v. Kleist schreibe ich mein Glück, auch an Mr. Achard. Inliegende bitte ich also zu besorgen. — Ich habe noch immer die bewussten 50 ℛ. nöthig; wenn sie aber nicht bey der Hand sind, so will ich sonst Rath schaffen. Schreiben Sie aber nur bald, und stürmen Sie auch schreibend einher, so wie ich: Freunde errathen sich schon, wenn sie sich auch manchmal nicht lesen können. Leben Sie wohl, Mein Liebster. Ich küsse Sie tausendmal und so viel hundert und tausendmal als Catull Lesbien.

Ihr
treuer Ewald.

Zu Ems den 19ten October
1757.

NS. Ich bitte mich den Herren Beguelin, Herrn Prof. Sulzer und Herrn Ramler empfehlen, und ihnen in meinem Namen meine Stellung wissen lassen zu wollen! ich muss beständig um den ErbPrinzen seyn; sonst schriebe ich an alle diese meine Freunde. Encore un Compliment à Mr. de Francheville[74]), et si Vous voyez Mr. le Marquis d'Argens, mes très humbles respects. Je sais qu'il m'a toujours voulu du bien, et qu'il m'a voulu tirer du commerce de Voltaire; mais j'ai voulu toujours être plutôt abeille que frelon. 'A Dieu.

An Herrn Stallmeister v. Brand
Hochwohlgeborn.

10.

Ems den 29ten October
1757.

Allerliebster Freund,

Sie werden meine beiden Briefe von hier erhalten haben. Eben jetzt soll ich mit einer Commission nach Zweybrücken und Strasburg gehen, worauf wohl ein 14 Tage drauf gehen werden. So bald solche zu Ende, kehre ich nach Ems zurück, dafern es nicht Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht gefällig sein möchte, vor dieser Zeit von Ems abzugehen. Schreiben Sie aber nur immer nach Ems an mich, es werden mir alsdann Ihre theuren Briefe allemal richtig überkommen. Ich muss Ihnen auch berichten, Mein Werthester, dass ich jetzt die mir ausgebetenen 50 ℔. nicht gebrauche, Ihro Durchlaucht haben mir die Reisekosten ersetzen lassen. Sie sehen, Liebster von Brand, dass mein Reisen schon angeht, ich werde bey aller Gelegenheit an Sie und Ihren Rath gedenken. Lieben Sie mich doch beständig und mehr als alle Ihre andern Freunde; legen Sie mich auch der Frau ErbPrinzessin zu Füssen. Ich bin auch jenseit des Grabes ganz der Ihrige

J. J. Ewald.

An Herrn Stallmeister v. Brand
Hochwohlgeborn.

NS. Der Prinz Louis hat zu meinem grössten Schrecken einen Anfall vom hitzigen Fieber in Strasburg gehabt, ist aber jetzt, dem Höchsten sei Dank, ausser Gefahr. — Sie wünschen eine Abschrift von den mir mitgetheilten Briefen Rabener's an Gieseke, und Gieseke's an Rabener? Hier ist dieselbe[75]):

Dresden am 29ten Januar 1757. Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem Brandenburgischen Ueberfalle der Sächsischen Lande haben; wenn Sie nicht glauben, dass ich, unschuldiger Steuer-Secretair, an dem vierten geheimen Artikel des Petersburgischen Tractats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen, mich zu zerknirschen, mich armen Sachsen, der ich, der Religion wegen, verhungern soll, da ich doch so orthodox protestantisch bin, dass ich alle Freytage Rindfleisch, die ganze Fasten durch Wildpret esse, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieses finstere Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Worte, wenn Sie noch .... ach und wenn es nicht wäre, so ginge dieses Unglück über Feuer und Schwerd' .... wenn Sie noch, lieber bester Gieseke, mein guter Freund sind; o! so antworten Sie mir, ich beschwöre Sie bey Ihrer Frau, und Ihrem liebsten Kinde, so antworten Sie mir auf meinen ersten, zweeten, so antworten Sie mir wenigstens auf diesen dritten Brief. Und so

lange hat mich Gieseke, mein alter, bester, kleiner Freund Gieseke vergessen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angst wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unschuldiges Vaterland seit dem 29ten August, das Ihr Leipzig, darinnen es Ihnen so wohl gegangen ist, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergessen: Sie haben Sich Mühe gegeben ..... wollte Gott, es wäre Ihnen sauer geworden! ..... ja wohl, Mühe haben Sie sich gegeben, mich ganz zu vergessen: Sie würden doch sonst ein einziges Mal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren guten Freund geschrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie mir es ginge. — Seyn Sie ruhig, Sie sollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr Priester und Levit; Sie möchten sonst Ihr hochwürdiges Gesichte ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, dessen ekelhaften Anblick man scheuet. Nur einen Brief von Ihnen, als ein Almosen von Ihnen nehme ich es an, nur einen Brief, guter Gieseke, von Ihnen; so vergesse ich meine ganze Noth, und Ihren König!

Aber Gieseke, ich bin ein trotziger Bettler; schlagen Sie mir auch dieses Almosen unbarmherzig ab, so verfolge ich Sie mit einer hungernden Wuth, und rufe allen Leuten auf der Gasse zu, dass dieser Hamburgische Preusse, dieser apostasirte Sachse, sich seines sonst geliebten Sachsens, und seiner zärtlichen Freunde schämt. Wie sollen Sie zittern, wie beschämt sollen Sie fliehen! In das nächste Haus sollen Sie flüchten, um der Wuth ihres verachteten Freundes auszuweichen. Aber, das Pflaster will ich aufreissen, und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergessender Freund, Sich und Ihr böses Gewissen geflüchtet haben. Das will ich thun; gewiss will ich es thun.

Rabener.

N. S. Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben so sehr, noch eben so aufrichtig, noch eben so heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Frau Oberhofpredigerin, bitten Sie doch ihren Mann, dass er seinem alten Freunde, Rabener, antworte. Freilich kennen Sie diesen Rabener nicht; aber er ist ein ehrlicher Mann, sonst würde er kein Freund von Ihrem Gieseke seyn.

Rabener.

Quedlinburg den 9ten Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur desto mehr verwundet, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit verwundet haben würde. So wehe er mir gethan hat, so umarme ich Sie, und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich weiss doch nun, dass Sie leben und gesund sind, und Sie

haben es mir wieder gesagt, dass Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur gesagt, sondern Sie haben es mir auch aus einer Fülle des Herzens versichert, dessen Zärtlichkeit mitten unter den Vorwürfen, die es mir macht, so nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, dass ich Sie vergessen, dass ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünschen, dass es mir nur sauer geworden seyn möge. Mein liebster Rabener, halten Sie es denn für möglich, dass jemand, dessen Freund Sie gewesen sind, und ins Besondere, dass ich Sie vergessen kann? Nein, Sie kennen mich, und sich selbst. Mit eben der zärtlichen Freundschaft, die Sie mir ehemals eingeräumet haben, bin ich noch jetzt der Ihrige. Sie sind, nebst unsern übrigen Freunden, mein öfters liebstes Gespräch mit meiner Frau, und diese hat ein Herz, das so stolz seyn darf, Ihre Freundschaft zu fordern, und Ihnen die seinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit einander in Leipzig geführt haben. Wann kann das Andenken unsrer Zeiten in Leipzig, dieser glücklichen Zeiten, in mir verlöschen? Ach, wenn es einer Erneuerung, und einer solchen! bedürfte: so müsste es durch das gegenwärtige Schicksal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen als jemals, erneuert worden seyn! Mein theuerster Freund! Wo hat Sachsen, und in's Besondre Leipzig nicht Freunde, und das letzte Pflegesöhne, die an seinem gegenwärtigen Schicksale Theil nehmen? Die Vorsehung, die Ihr geliebtes Sachsen, das so lange das Augenmerk so vieler andern Völker in seinem Flor, und in seinen Sitten gewesen ist, jetzt vor allen Augen heimgesucht hat, wird es wieder segnen. Sie wird sich jetzt aller Leidenden annehmen; und sie wird in's Besondere meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie innigst, mein liebster Rabener ....

Cramer, um von unsern Freunden Ihnen auch etwas zu schreiben, hat in Copenhagen den Beyfall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bey keinem mehr als bey den höchsten Herrschaften ....

Und nun, mein liebster Rabener, leben Sie wohl! Hängen Sie Ihrem Unmuthe nicht zu viel nach. Ich bin bereit, wenn das Sie zerstreuen könnte, Ihnen recht oft zu schreiben .....

Meine Frau kennt Sie; Sie weiss, dass Sie mein Freund sind: das erste ist die Ursache, um derenwillen sie Sie hochschäzt; für das andere ist sie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie sie kennten, so würde sie stolz seyn Ihre Freundin zu heissen. Sie wünscht es zu seyn ..... Ich umarme Sie, und bin von ganzem Herzen, Mein liebster Rabener,

Ihr allergetreuster Freund
Gieseke.

11.

Mein allertheuerster Freund,

Eben komme ich, da es noch Nacht ist, von meiner Strasburgischen Reise zurück. Ich finde Ihren Brief auf meinem Tische. Das erste, was ich thun kann, ist, ihn zu lesen und ihn zu küssen, sollte es auch nur wegen der schönen Prophezeiungen seyn, die darin enthalten sind. Ihre Freundschaft für mich, Mein liebster von Brand, macht, dass Sie gar zu leicht mit mir zufrieden sind; wird auch der Geschmack meiner gnädigsten Frau sich nach dem Ihrigen, oder nach Ihrem Herzen richten? Doch Sie machen mir Muth, und ich bin schuldig, mich Ihrer Empfehlungen würdig zu machen. Es helfe mir der Sohn der Latone und alle neun Schwestern, unsere guten Freundinnen! Ihre Empfehlung an Ihre Durchlaucht den Herrn ErbPrinzen mache ich noch heute. Sie schätzen Sie eben so sehr, als ich Sie liebe. Auf meiner Reise habe ich Maynz, Worms, Manheim, Carlsruhe, Rastadt, Zweybrücken, das schöne Bataillon Garde des ErbPrinzen zu Pirmasens, die liebenswürdigste Familie des ErbPrinzen zu Buschweiler, und endlich Strasburg gesehen. Meinen lieben Prinzen Louis habe ich zwar noch im Bette, aber ausser Gefahr angetroffen; er hat mich zärtlich umarmt und geküsst, er hat auf's freundlichste gelächelt, als ich ihn gebeten, mich hinführo um sich leiden zu wollen. Hätte ich die Weisheit des Aristoteles, so hätte ich mir keinen bessern Eleve wünschen wollen. In Strasburg habe ich im Hanauschen Hause logirt und eine teutsche Comoedie gesehen. Der Münsterthurm ist hieroglyphisch oder zayodisch[76]) schön. (Elle paroit une decoupure ou broderie.) Das schöne Hanausche Haus[77]) aber, und des Cardinals, muss selbst der Kritik gefallen. Ich bin zwey Tage am Zweybrückischen und zwey am Durlachschen Hofe gewesen, und von dem Herrn Herzog, Bruder der Frau ErbPrinzessin[78]), und der Frau Marggräfin von Durlach, Schwester des Herrn ErbPrinzen[79]), mit Gnade überhäuft worden. Alle Künste wohnen zu Carlsruhe, und die Frau Marggräfin ist eine Minerva. Sie denkt, spricht, zeichnet, spielt den Flügel, man kann nicht besser. Die neuen Zimmer in Carlsruhe sind von den Grazien angeordnet, und von dem besten Schüler des Boucher gemalt worden. Sie gefallen mir mehr als alles, was ich zu Bonn und dort umher gesehen habe. Das Schloss zu Buschweiler ist gross und bequem, an sehr angenehmen Gärten und Wäldern gelegen; das zu Brumath aber, auch dem ErbPrinzen gehörig, ist schön und in einer wollüstigen Gegend. Dieses liegt 3 Stunden von Strasburg am Ende des Vogesischen Gebirges, Buschweiler aber liegt noch jenseit, eine gute Tagereise von Strasburg. Zu Strasburg sahe ich 18 Kanonen giessen, und hatte die Ehre, mit dem Herrn Commandanten der Artillerie, Mr. de Montesquieu, bekannt zu werden, welcher mir ein

Mittagbrod gab. Bey Tische machte ein Chevalier de St. Louis, ein Schwager des Mr. de Montesquieu, der eben aus Halberstadt[80]) gekommen war, das grösste Eloge von unserem grossen Könige. An eben dem Tage hat, wie ich unterwegens erfahren, unser Friedrich Frankreich und das Reich gedemüthigt; ich wünsche, dass nun auch die Geschlagenen den König rühmen mögen. Ich machte gleich ein Triumphlied auf den, der uns mit so vieler Ehre krönt, wenn nicht unser v. Kleist geschickter dazu wäre. 'A propos hat Ihnen Kleist die Ode an die Preussische Armee gegeben? Wenn Sie sie haben, bitte ich mir sie aus. So bald ich wieder in Ruhe kommen werde, singe ich wohl auch wieder ein Liedchen.

Adieu, Mein Liebster, der Schlaf sitzt mir auf den Augen; ich bin wenigstens noch bis Ausgang des Novembers in Ems; ich danke Ihnen für die gütigst besorgten Briefe; ich verachte jetzt wieder (NB) alles Gold, mein voriges Schreiben hat es Ihnen schon gesagt; ich werde nun so bald als möglich mit meinen Freunden Abrechnung zu halten suchen. Ich bin so lange ich lebe,

Ihr ganz eigener
Ewald.

Ems, den 12ten November
1757.

N. S. Lieben Sie mich ja immer wie zu Dresden. Alles Schöne war dort für uns. Das Beste, was mir zurückgeblieben, ist Ihre Freundschaft. Beilage ist von meinem liebsten Engländer, Herrn Shebbeare.

An Herrn Stallmeister v. Brandt
Hochwohlgeborn.

12.

Liebster,

Ich habe Ihr Compliment und Rechenschaft von meiner Reise dem Herrn ErbPrinzen abgelegt, ehe ich noch Ihren Brief geschlossen. Der Herr ErbPrinz empfehlen sich Ihnen bestens hinwiederum, und hoffen bald wieder ein Regiment[81]) zu haben, und in's Preussische zurückkommen zu können. Hic dies mihi festus erit. Wie fest will ich Sie an mich drücken, mein theurer v. Brand, wenn ich Sie nun wieder sehen soll. Die Frau ErbPrinzessin denken den 19ten d. M. von Magdeburg abzugehen. Ihre[82]) Nachricht vom Siege bey Weissenfels kam letzte Nacht hier durch einen Courier an, und Ihro Durchlaucht theilten mir solche, mich aus dem Schlafe störend, vor meinem Bette mit[83]); ich durfte den Brief der Prinzessin ganz lesen und bin niemals fröhlicher erwacht und im Schlafe gestört worden. Heute haben wir den Tag des Sieges gefeiert. Alles ist Preussisch in Ems. Alles ist für Freude ausser sich gewesen. Musik und Ball hat den Tag verherrlicht. Trompeten und Pauken

haben alle Thäler durchschallt. Ein Felsen hat dem andern die Töne entgegen geworfen. Ceres und Bacchus haben nicht gefehlt. Wem hätte nicht bey diesem Jubel Melpomene ein Lied einflössen sollen?! ich Brandenburger habe statt Aller ungefähr gesungen:

Lied der Brandenburger nach dem Treffen bey Weissenfels:[84])

Der*) Römer, der die Welt bezwang,
War**) tapfer, kühn wie wir;
Wir streiten mit ihm um den Rang,
Und Roms***) vergisst man schier.

Vor uns auch geht ein Cäsar her,
Gross an Verstand und Muth;
Wir kennen Ihn, er kennt sein Heer,
Ruhm gilt uns mehr als Blut.

Was nur für Völker um uns sind,
Sind wider uns empört;
Doch Reuss†) und Franze††) zogen†††) blind,
Sie*†) sind von uns gelehrt.

Der Britte, der nur Helden ehrt,
Rühmt jetzt uns mehr als sich,
Huzza! wird weit in's Meer gehört,
Und: Lebe Friederich!

Wir dämpfen auch noch Oestreichs Stolz,
Der unter Schlägen schwillt;
Er bettle Kraft von**†) Stein und Holz,
Wir sind von Gott erfüllt.

Wer unter uns als Sieger stirbt,
Stirbt Neidenswerth und schön;

---

*) Da dieses Lied mehrere Randglossen hat, so fügen wir dieselben in diesen Noten bei. [Anmerkung des Abschreibers.]

**) War tapfrer nicht als wir. [So bei Kleist.]

***) Rom. [Bei Kleist.]

†) Ich mag nicht gern das Reich nennen, weil viele von den Reichstruppen zu uns übergegangen sind, und die meisten, glaube ich, ungern gefochten haben. [Anmerkung Ewalds. Reich bei Kleist.]

††) Bei Kleist: Franzen.

†††) kamen. [Bei Kleist.]

*†) Ihr Dünkel ward gestört. [Bei Kleist: Ihr Luftschloss ward zerstört.]

**†) bey. [Bei Kleist: Er krümme sich vor Stein und Holz.]

Das*) Lob, das ein Schwerin erwirbt,
Bleibt hell am Himmel stehn.

Der Römer, der die Welt bezwang,
War**) tapfer, kühn wie wir.
Wir***) eifern mit ihm um den Rang,
Und Roms†) vergisst man schier.

Haec bene, Bone, consulas! Vale!

Ems, den 13ten November 1757. Ewald.

An
den Stallmeister v. Brandt,
Hochwohlgeborn.

Erläuterungen.

1) Der Graf von Lamberg war Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preussen.

2) „Sinn Gedichte in zwey Büchern . . . . . Berlin 1755." 8°. Ewalds poetische Werke waren bisher in drei Ausgaben bekannt, welche Goedeke im Grundriss (Bd. II § 212 S. 586 Nr. 160) anführt und August Sauer in seiner Ausgabe von Ewald von Kleists Werken, Berlin, Gustav Hempel, Theil I, S. 12—15 ziemlich genau beschreibt. Die älteste dieser Ausgaben, die soeben angeführte, scheint überaus selten zu sein. Sauer gibt an, sie sei auf keiner deutschen Bibliothek vorhanden; nur in der Maltzahnschen Sammlung befand sich ein Exemplar, welches die Hempelsche Verlagsbuchhandlung zum Zweck der Sauerschen Kleist-Ausgabe erworben hat. Wie mir Herr E. A. Roy aus London mittheilt, ist das Britische Museum gleichfalls im Besitz dieser Ausgabe, welche übrigens von Kleist besorgt und nur in wenigen Exemplaren für die Freunde gedruckt wurde (s. Nicolai a. a. O. S. 268). Mir selbst ist diese Ausgabe nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen habe ich die Ausgabe von 1757 (Lieder und Sinngedichte. In zweyen Büchern 1757. Dresden, Walther. 8°) und die von K. H. Jördens 1791 besorgte (Sinngedichte von Friedrich [!] Ewald. Neue, verbesserte Ausgabe. Berlin, bei Karl Matzdorff 1791. 8°) eingesehen und miteinander verglichen. Aber auch diese beiden Ausgaben waren schwer zu erlangen. Von zwölf deutschen Bibliotheken, an die ich mich deshalb wandte,

*) Das Lob, das Heinrich sich erwirbt. [Bei Kleist nicht aufgenommen.]

**) War tapfrer nicht als wir. [Bei Kleist.]

***) Wir streiten mit ihm um den Rang. [Bei Kleist.]

†) Rom. [Bei Kleist.]

hörte ich, dass sie nicht vorhanden seien (Breslau, Dresden, Göttingen, Hamburg, Heidelberg, Leipzig, Stadt- und Universitätsbibliothek, München, Stuttgart, Weimar, Wolfenbüttel, Zittau). Die Ausgabe von 1757 ist gleichfalls im Britischen Museum, beide (1757 und 1791) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Ich erhielt sie durch die Güte des Herrn Seminaroberlehrer Eduard Jaenicke aus der Bibliothek der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt, dem ich dadurch zu Dank verpflichtet bin. Welche bedrohliche Aussicht aber für unsere litterarhistorischen Studien dieser Fall von Unvollständigkeit in unseren öffentlichen Büchersammlungen wieder einmal eröffnet, wie sehr die Frage, wohin kommen wir bei solcher fortgesetzten Vernachlässigung unserer deutschen poetischen Litteratur, mag sie nun Gründe haben, welche sie wolle, jedem einsichtigen nahe gelegt wird, daran soll hier nur im vorbeigehen erinnert und zu reiflicher Erwägung für die betheiligten Kreise gemahnt sein. — Erklärlicher wird die Lücke, wenn wir erfahren, dass bereits im Jahre 1806 die Walthersche Verlagsbuchhandlung in Dresden kein Exemplar ihrer eigenen Ausgabe von 1757 mehr besass, und diese sowie die erste von 1755, von welcher sie nur gerüchtweise Kunde hatte, zu erwerben suchte. Diese Angaben entnehme ich der bei Walther in Dresden im Jahre 1806 erschienenen Ausgabe, welche, Goedeke und Sauer unbekannt, sich im Besitz der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet und mir von der Direction derselben gütigst zur Benutzung überlassen worden ist. Hier der genaue Titel: Gedichte von | Friedrich (!) v. Ewald | (Vign.) Neue verbesserte Auflage | Dresden 1806 | In der Waltherschen Hofbuchhandlung |. 8°. 66 Seiten und Register. Voran steht ein Vorbericht (6 Seiten), welcher kurze Notizen über Ewalds Lebensgang, die Küttners „Characteren teutscher Dichter und Prosaisten" (Band II. 1781. S. 351 fg.) entlehnte Charakteristik Ewalds als Dichter, schon in der Ausgabe von Jördens abgedruckt, sowie den Wunsch des Verlegers enthält, ihm etwaige verstreute einzelne Gedichte Ewalds zur Kenntniss zu bringen. Hervorgehoben wird das Lied „An Fanny". Da dieses aber in der Ausgabe von 1757 S. 22 enthalten ist, so ergibt sich daraus, dass der Verleger, wie bereits bemerkt, seine eigene Ausgabe nicht für den Neudruck verwerthen konnte. Vielmehr folgt er in demselben sowol in der Eintheilung in zwei Bücher, als in der Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Lieder und Sinngedichte genau der von Jördens besorgten Ausgabe, während die Textgestaltung nicht selten erhebliche Abweichungen zeigt. Doch ist Buch I am Schluss noch um 2 Nummern reicher wie in der Ausgabe von 1791, d. h. um das „Fragment eines Schreibens an Selinde" (in der Ausgabe von 1757 S. 59) und um das „Trinklied": „Was mischt ihr Wasser unter Wein!" (1757 S. 90), ohne dass ich anzugeben wüsste, woher diese Stücke hinzugekommen sind. Das gleiche gilt von dem Anhang: „Hymne über die vier Jahreszeiten. Nach dem Englischen des Thomson", der schon 1757 beigefügt war, hier aber wiederum vielfache Varianten zeigt, welche bei einer etwaigen

neuen kritischen Ausgabe in Betracht zu ziehen wären. Hier jedoch können wir auf das nähere Verhältniss der vier angeführten Ausgaben nicht weiter eingehen.

3) Soll wohl heissen Dufour. François Dufour war Secretair des Prinzen August Wilhelm von Preussen.

4) Kleist hielt in der That grosse Stücke auf Ewalds Epigramme. „Herr Ewald“, schreibt er am 7. September 1755 an Gleim, ... „macht noch recht schöne Epigramme, und wenn er so fortfährt, wird er wohl der beste Epigrammatist von allen, die gelebt haben, werden. Ich freue mich darüber ungemein; denn diesen Poeten habe ich gezogen wie Sie mich.“ Vgl. über den Einfluss Kleists auf Ewalds poetisches schaffen und über den „freundschaftlichen Tausch“, welchen die beiden Männer mit ihren Arbeiten betrieben, die Briefstellen in Sauers Kleist-Ausgabe Bd. II S. 266. 269. 273. 276. 283. 290. 293. 294. 296.

5) Ewald war mit Rabener im Winter des Jahres 1756 bekannt geworden, als er bei dem Commandanten von Dresden, dem General v. Wylich, das Amt eines General-Auditeurs inne hatte. Kleist an Gleim den 9. Nov. 1756: a. a. O. II S. 353.

6) Vgl. G. W. Rabeners Briefe, von ihm selbst gesammelt und nach seinem Tode ... hrgg. von C. F. Weisse, Leipzig 1772. 8°. S. 161—166. Die Stellen, welche in Weisses Ausgabe fehlen, sind hier durch gesperrten Druck hervorgehoben. Abweichungen, welche den Sinn unberührt lassen, beachte ich nicht.

7) Es fehlt der Passus: „Ich will Ihren ersten Brief zuerst beantworten“.

8) Bei Weisse: „ausnehmend“.

9) Hier keine Lücke bei Weisse.

10) Es ist einzuschalten: „aber das ist die Ursache nicht, warum ich zufrieden bin“.

11) „D. Heine.“

12) Es fehlt der ganze Passus: „Die vermischten Schriften“ bis „wollen bekannt machen“.

13) Ich glaube, dass hier Gleim und sein unglückliches Liebesverhältniss zu Sophie Mayer in Blankenburg gemeint ist, über welches wir durch Kleists Briefe an Gleim (a. a. O. II 231. 239 fg.) und W. Körte, J. W. L. Gleims Leben, Halberstadt 1811. S. 68—72 eingehend unterrichtet sind. Schon am 31. März 1753 schreibt Rabener an Cramer (a. a. O. S. 157): „Also heyrathet unser G. gewiss? Denkt er denn gar nicht an den anakreontischen Fluch, den er sich gegeben hat.“ Diese Aeusserung, welche zweifellos auf Gleim geht, mit obiger Briefstelle zusammengehalten erhebt die von mir aufgestellte Vermuthung fast zur Gewissheit.

14) Hier würden die Sätze: „Sie haben Recht“ bis „in Braunschweig aussicht“, einzufügen sein.

15) „N.. ts.“

16) Hier ist fast die ganze Seite 163 in Weisses Ausgabe, nämlich: „Alles dieses“ bis „von Punkte zu Punkte beantwortet“, weggefallen.

17) Nun fehlen wieder anderthalb Seite: „Ihren Psalmen“ bis „noch viel mehr sagen“.

18) Am 5. Febr. 1753 gab man zum ersten Male „Solimano“ von Migliavacca und Hasse. Am Schlusse der Oper fand ein grosser Aufzug statt, wobei vier grosse, „von närrisch gekleideten lustigen Zwärgen“ geführte, freilich nur aus Pappe gefertigte Elephanten mit Thürmen auftraten. Uebrigens wurde der Carneval am 7. Januar 1754 doch wieder mit dem „Solimano“ eröffnet. Siehe Moritz Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, Dresden 1862. 8°. Theil II S. 275—276.

19) Nicolo Pozzi, genannt Nicolini, seit 1725 als Altist in Dresden thätig, † 25. Mai 1758. Er sang zuletzt nur noch in der Kirche, weil er für die Bühne zu dick war. Fürstenau a. a. O. II S. 161 Anm.

20) Theresa Albuzzi-Todeschini, eine berühmte Altistin, welche seit dem 1. Januar 1750 bei der italienischen Oper in Dresden angestellt war. Sie soll die Geliebte Brühls gewesen sein. Fürstenau a. a. O. II S. 273.

21) In Weisses Ausgabe: „prima donna an mehr als einem Orte“. Es unterliegt wol keinem Zweifel, dass die oben mitgetheilte Fassung die ursprüngliche ist und Weisse hier in seiner übergrossen Vorsicht das Original abgeschwächt hat, wenn nicht Rabener selbst, als er seine Briefe ordnete.

22) Bartolemeo Putini (!), Sopranist, seit 1752 in Dresden. Fürstenau a. a. O. II S. 273.

23) Amorevoli seit 1742 in Dresden, Tenorist. Ebd. S. 239.

24) Am 15. Oct. 1753 brannte die eine Hälfte der Stadt Oederan ab, nachdem erst vor 20 Jahren die andere ein Raub der Flammen geworden war.

25) Suhl war am 1. Mai 1753 durch einen vierzehn Stunden dauernden Brand fast ganz zerstört worden. Vgl. Ferdinand Werther, Sieben Bücher der Chronik der Stadt Suhl Bd. 1 S. 365 fg.

26) „Ihr redlicher R.“

27) Gemeint ist: Beaurain, Histoire militaire de Flandre depuis l'année 1690 jusqu'en 1694 inclusivement, Paris 1755. T. 1. 2. fol., ein Prachtwerk, für das in erster Linie zu Grunde gelegt wurden „les mémoires et les cartes des campemens et des marches des cinq derniers campagnes de M. le maréchal de Luxembourg“. Eine deutsche Uebersetzung erschien Potsdam 1787 in 4° unter dem Titel: „Feldzüge des Marschalls von Luxemburg oder Militärgeschichte von Flandern in den Jahren 1690—1694 mit 72 Plans“. Von einer Uebersetzung Ewalds ist nichts bekannt.

28) Französischer Buchhändler in Berlin: s. den Berliner Adresskalender von 1754.

29) Ewald hatte im März des Jahres 1757 seine Stellung in Dresden aufgegeben und war in Begleitung des Herrn von Egerland, eines früheren Beamten des Grafen Brühl, welcher den ziemlich mittellosen Dichter auf seine Kosten mitnahm, nach England abgereist. Wie man diesen unbesonnenen Schritt Ewalds in den Freundeskreisen aufnahm, erkennen wir aus Gleims Brief an Kleist vom 26. März 1757 (s. Sauers Kleist-Ausgabe III S. 190) und Lessings an Fr. Nicolai, Leipzig d. 29. März 1757 (Lessings Werke, Hempel Bd. 20, 1, S. 100 fg.).

30) Hellevoetsluis oder Helvoet (wie unten) in der niederländischen Provinz Südholland, ein wichtiger Hafenplatz, damals der gewöhnliche Ausgangspunct für die Ueberfahrt nach Harwich in England.

31) Man vergleiche mit den hier folgenden begeisterten Auslassungen über englische Verhältnisse die beachtenswerthen Schilderungen des Barons von Bielfeld, welcher im Jahre 1741 als Mitglied der preussischen Gesandtschaft in London weilte und in seinen Briefen mit ähnlicher Bewunderung von England spricht wie Ewald, und zwar gerade zu der Zeit, wo in Berlin durch Friedrich den Grossen das französische Wesen zu einem alles beherrschenden Einfluss gelangte. Vgl. Lettres familières et autres de Monsieur le Baron de Bielfeld, à la Haye 1763. 8°. Tome I S. 240—399.

32) Cicero, Fam. 1, 6, 2.

33) Gemeint ist Samuel Butler, der Verfasser des Hudibras (1612 bis 1680). Vgl. Historische Beschreibung der Westminster-Abtey, ihre Denkmale und Merkwürdigkeiten. Aus dem Englischen. Zürich und Leipzig 1796. 8°. S. 133.

34) Buckingham-palace, the king's palace in St. James Park, unter Georg IV. zu bauen begonnen, jetzt Residenz der Königin Victoria.

35) Monument Fishstreet Hill, 1671—1677 errichtet zur Erinnerung an den grossen Brand Londons am 2.—7. Sept. 1666.

36) Bielfeld a. a. O. I S. 288: „Vous connoissez, sans doute, le Caffé de Procope à Paris. Nous en avons un dans le même goût à Londres, c'est celui de Slaughters qui sert de rendez-vous à tous les beaux esprits et à la plupart des Savans de cette Ville. Ils y tiennent leurs Assises; parlent de nouveautés littéraires, examinent les ouvrages qui paroissent, jugent quelques fois de ceux qui ont déjà de la réputation, et forment une espèce d'Aréopage dans la République des Lettres."

37) Die unverschämten Geldforderungen der „cabaretiers" in Hellevoetsluis hebt auch Bielfeld hervor, indem er dabei eine Anekdote von der Uebervortheilung Georgs I. von England daselbst mittheilt: a. a. O. I S. 402.

38) Erst im Jahre 1625 hatten sich Jesuiten in Osnabrück niedergelassen, mussten aber 1633 nach der Eroberung der Stadt durch die Schweden dieselbe wieder verlassen, in der sie sich seit 1652 zuerst als Prediger am Dom wieder festzusetzen wussten. Vgl. Theodor Röling,

Osnabrückische Kirchen-Historie, Frankfurt u. Leipzig 1755. 8°. S. 142. 163. 189 fg.

39) Noch heute wird im Dom zu Osnabrück ein Kamm, Schachbrett und Stab Karls des Grossen, das Panzerhemd des heiligen Rainer, Kreuzpartikeln u. dgl. m. gezeigt.

40) Andreas Weis, professor iuris publici et privati, von Basel aus nach Leiden berufen, wo er Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht hielt. Vgl. Jonae Guilielmi te Water, narratio de rebus academiae Lugduno-Batavae seculo 18. prosperis et adversis, Lugduni Batavorum 1802. 8°. S. 222.

41) Soll wol heissen: Le burg (ein altes den Römern zugeschriebenes Castell, wovon eine Abbildung in „Les Delices de Leide", à Leide 1712. 8°. S. 166).

42) Ebd. S. 75 fg.

43) Hier ist entweder ein *c* ausgefallen (also etc., wobei z. B. an Konr. Arn. Schmid zu denken wäre) oder das *et* ist zu viel. Ich verbessere: Ebert etc. A Hannovre. Zachariä ist Justus Friedr. Wilh. Zachariä, der Verfasser des „Renomisten"; Ebert — Joh. Arnold Ebert, der Uebersetzer von Youngs „Nachtgedanken".

44) In Hannover fielen Bielfeld gleichfalls die Marställe des Königs und seine schönen Pferde auf (a. a. O. I S. 183).

45) Es fällt also wol zwischen diesen Brief und den vorhergehenden ein anderer, welcher uns nicht erhalten ist.

46) August Wilhelm, der Bruder Friedrichs des Grossen, legte Ende Juli 1757 nach seinem fehlerhaften Rückzug aus Böhmen, welcher ihm den vollen Zorn des Königs zugezogen hatte, den Oberbefehl nieder, um sich nach Oranienburg zurückzuziehen.

47) Lessing a. a. O.: „er (Ewald) hofft, dass es ihm nicht fehlen werde, einen jungen reichen Engländer in London zu finden, mit welchem er auf Reisen gehen könne".

48) Dodo Heinrich Reichsfreiherr zu Inn- und Knyphausen, seit 1754 preussischer Gesandter in Paris, dann 1758—1763 ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am englischen Hofe. Vgl. Arnold Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1867. 8°. Bd. 1 S. 103 fg.

49) Abraham Ludwig Michell, ein geborener Waadländer, der Nachfolger des gleich zu erwähnenden Andrié. Vgl. Schäfer a. a. O. I S. 161 fg.

50) Gemeint ist Sir Andrew Mitchell, seit dem 11. Mai 1756 bis 1771, in welchem Jahre er starb, Gesandter Englands am Hofe Friedrichs des Grossen, dessen begeisterter Anhänger er war, derselbe, bei welchem Kleist Lessing eine Stelle als Secretair zu verschaffen suchte. Vgl. Kleist an Brandt a. a. O. II S. 409—410 und Schäfer I S. 162 fg.

51) Nicolaus Beguelin, ein Schweizer, Professor am Joachims-

thalschen Gymnasium, dann Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm v. Preussen (später F. W. II.), † 1789 als Director der phil. Classe der Akademie zu Berlin.

52) Antoine Achard, der Wolthäter Ewalds, geboren in Genf 1696, seit 1723 Prediger an der Friedrich-Werderschen Kirche in Berlin, seit 1738 Mitglied des französischen Oberconsistoriums, war durch Madame de Rocoulle mit Friedrich dem Grossen, damals noch Kronprinzen, bekannt geworden, von dem uns fünf Briefe an Achard erhalten sind. Vgl. (Formey), Souvenirs d'un citoyen, à Berlin 1789. 8°. Tome I, S. 25–32.

53) Johann Heinrich Andrié, (seit 1749) Baron de Gorgier, preussischer Capitain und Rath des Berliner französischen Obergerichts, war bis zum 18. August 1747 accreditierter Minister in London gewesen und seitdem nach Berlin zurückberufen. Er kommt wiederholt in der Politischen Correspondenz Friedrichs des Grossen, Berlin 1879—1882, Bd. 1–8, vor.

54) William Wilkie, the Epigoniad; a Poem, in Nine Books, Edinb. 1757. 8°. Wilkie, „The Scottish Homer", wie ihn seine Freunde nannten, lebte 1721—1772. Vgl. Austin Allibone, A critical dictionary of English Literature Vol. III S. 2722—3.

55) Lebte als Gastwirth in Spandau.

56) Bruno von der Hellen, seit 1751 preussischer Geschäftsträger im Haag.

57) Wol Christian Andreas Cothenius, der Leibarzt Friedrichs des Grossen, vgl. die Allgem. deutsche Biographie Bd. 4 S. 517 fg.

58) Lies: Michell.

59) Dieser Brief Kleists scheint verloren zu sein. Jedesfalls fehlt er in Sauers Ausgabe. Am 14. März 1757 hatte Kleist noch „in grösster Eil" von Halle aus an Ewald nach Dresden geschrieben. Schon am 20. berichtet er an Gleim, dass er Ewald auf seiner Reise nach Halle begegnet sei, und seit dieser Zeit ist kein Brief Kleists an Ewald bis jetzt bekannt geworden. Dagegen erhielt Kleist Ende Mai Nachricht von dem Freunde aus England, ein Schreiben, welches gleichfalls noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Die Antwort auf den hier erwähnten Brief Kleists ertheilte Ewald von Ems aus Anfang October. Vgl. die verschiedenen Stellen in Sauers Ausgabe Bd. II 389 fg. 393. 406. 412. III 245 fg.

60) Erbprinz Ludwig (später IX.), bekannt durch seine fast ans lächerliche grenzende Liebhaberei für das Soldatenspiel, dem er sich in Pirmasens hingab, überwies seinen Sohn, den späteren Grossherzog Ludwig I., geb. am 14. Juni 1753, Ewald zur Erziehung. Seine Gemahlin war Caroline, „die grosse Landgräfin", eine geborene Prinzess von Pfalz-Zweibrücken, eine begeisterte Anhängerin Friedrichs des Grossen, die nahe Freundin der Prinzess Amalie von Preussen.

61) Buchsweiler (Bouxweller), Hauptort der Grafschaft Hanau-

Lichtenberg, unweit Strassburg gelegen, war als Erbtheil der Landgräfin Charlotte Christine Magdalene, der Gemahlin Ludwigs VIII., einer geborenen Gräfin von Hanau, 1736 an Hessen-Darmstadt gekommen und zwar als französisches Lehn.

62) Christian Friedrich Pfeffel, der ältere Bruder des bekannten Fabeldichters, 1723 zu Colmar geboren, studierte zu Strassburg unter Leitung Schöpflins, welcher ihn dem Dresdner Hof als einen des Staatsrechts kundigen Beirath für den sächsischen Gesandten in Paris empfahl, wohin Pfeffel 1749 gieng. Dort lernte er das viel benutzte und wiederholt aufgelegte Werk des Praesidenten Henault, welches Ewald hier im Auge hat, kennen. Dasselbe war unter dem Titel: „Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de la France“ zu Paris in vier Ausgaben erschienen. Nach diesem Muster arbeitete Pfeffel sein Werk: „Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne“ Paris 1754, 8°, aus. Von einem durch Pfeffel verfertigten Auszuge des Henault aber ist nichts bekannt. Pfeffel folgte 1753 dem von Paris zurückberufenen sächsischen Gesandten, dem Grafen von Loos, nach Dresden, trat dann in die Dienste des Grafen Brühl, dessen Söhne er nach Strassburg, „wohin sie in Folge der Zeitbegebenheiten geschickt wurden“, zu begleiten hatte. Ueber Pfeffel findet man die beste Auskunft in einer Denkrede Fr. Schlichtegrolls, welche dieser 1807 in der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München hielt, an der Pfeffel eine Zeit lang als Director der historischen Classe thätig war; jetzt am bequemsten für die Benutzung bei August Stöber, Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat etc. Mülhausen 1859. 8°. S. 19—55.

63) Letters to the People of England Nos. 1—7. 1756—57. 8°. Ihr Verfasser, John Shebbeare (1709—1788), geb. in Bideford (Devonshire), war ein der Partei der Tories angehöriger politischer Schriftsteller.

64) Lydia; or, Filial Piety, a Novel. 1755, 4 vols., 12°, und später wieder aufgelegt.

65) The Marriage Act, a Political Novel. 1754. Die in dieser Erzählung enthaltenen Anspielungen auf das Parlament brachten den Verfasser ins Gefängniss. — Letters on the English Nation by Battista Angeloni a Jesuit, who resided many years in London; transl. from the Original Italian by the Author of the Marriage Act. 1755. 2 vols. 8°.

66) Practice of Physic. 1755. 2 vols. 8°.

67) Ewald hat hier das Gefecht bei Gotha unter Seydlitz am 19. September 1757 im Auge, dessen glücklicher Verlauf, obschon für den Gang der Operation ohne Belang, dennoch der Stimmung des preussischen Heeres einen nachhaltigen Aufschwung gab. Vgl. Schäfer a. a. O. II S. 431—433.

68) Pierre Corneille, Nicomède, 1652 entstanden.

69) Jean François Regnard aus Paris, 1657—1716, der bedeutendste unter Molières unmittelbaren Nachfolgern. „Der Spieler“,

nach Lessings Hamburgischer Dramaturgie (Werke, Hempel VII S. 118) sein bestes Stück.

70) „L'Étourdi ou les Contre-Temps" von Molière, 1653 zum ersten Male aufgeführt.

71) Ueber Karl Theophilus Döbbelin und seine Gesellschaft ist jetzt auf Joseph Kürschners Artikel in der Allgem. deutschen Biographie zu verweisen, wo auch die einschlägige Litteratur zu finden ist.

72) Ode an die preussische Armee: „Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben" u. s. w., im Mai 1757 zu Leipzig entstanden (Werke I, LIII und 100 fg.).

73) Landhaus Voltaires in der Nähe von Genf, früher Saint-Jean, seit dem Erwerb durch Voltaire 1745 „Les Délices" genannt. Vgl. Gustave Desnoiresterres, Voltaire et la société française au XVIII[e] siècle. Voltaire aux Délices. Paris 1873. 8°. S. 72 fg.

74) Vgl. über Francheville, der eine Zeit lang Secretair Voltaires war, Kleists Brief an von Brandt a. a. O. II S. 286 fg.

75) Der hier mitgetheilte Brief Rabeners, Dresden den 29. Januar 1757, und die Antwort Gisekes, Quedlinburg den 9. Febr. 1757, ist fast völlig übereinstimmend in Weisses Ausgabe S. 242—247 abgedruckt. Doch zeigen einige Wendungen in Ewalds Abschrift deutlich, dass ihm auch hier die Originale oder genaue Abschriften nach denselben vorgelegen haben.

76) In dieser Verbindung ist wol bei zayodisch an den Zayo = Zaire = Congo zu denken; der Sinn der beiden von Ewald gebildeten Worte wäre dann: geheimnissvoll, wunderbar. Möglicher Weise hat aber Ewald „pagodisch" geschrieben.

77) Dem Erbprinzen Ludwig, dem Besitzer der Grafschaft Hanau-Lichtenberg gehörig.

78) Christian IV., Herzog von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, der Gönner Glucks, überhaupt ein höchst kunstsinniger Fürst. Vgl. Hügels Artikel in der Allgem. deutschen Biographie.

79) Caroline Louise, die zweite Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, geb. 11. Juli 1723. Seit 1751 mit dem Markgrafen Karl Friedrich zu Baden-Durlach, dem späteren Grossherzog von Baden, vermählt, zeigte sie wie ihr Gatte hohes Interesse für Wissenschaft und Kunst, durch deren Pflege der Hof zu Karlsruhe sich damals rühmlichst auszeichnete. Die Markgräfin war die Jugendfreundin der „Grossen Landgräfin". S. die Bemerkungen von Ph. A. F. Walther in seiner Ausgabe des Briefwechsels der „Grossen Landgräfin" Caroline von Hessen, Wien 1877. 8°. Bd. II S. 173 fg.

80) Dort waren im October bis Anfang November mit Richelieu Verhandlungen über die Neutralität des Fürstenthums Halberstadt gepflogen worden. Dieselben wurden durch die Schlacht bei Rossbach (5. Nov. 1757), welche Ewald im folgenden meint, überholt. Vgl. Schäfer a. a. O. I S. 435 fg.

81) Der Erbprinz Ludwig war Generalmajor in preussischen Diensten gewesen, welche er aber bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges dem Wunsche seines Vaters gemäss aufgeben musste.

82) Dieser Brief fehlt bei Walther. Dagegen theilt er das Schreiben der Landgräfin an ihre Schwägerin, die Markgräfin Caroline von Baden mit, worin sie unverhohlen ihrer Freude über den Sieg Friedrichs Ausdruck gibt. Vgl. Bd. II S. 216.

83) Dasselbe meldete Ewald am folgenden Tage (14. Nov.) an Kleist. Vgl. dessen Werke III S. 255—258.

84) Dieses Lied theilte Kleist Gleim als „Lied der Preussen" in einem Briefe vom 19. December 1757 mit, jedoch ohne die beigefügten Varianten, welche Ewald gleich zur Auswahl mitgegeben zu haben scheint. Vgl. Lessings Urtheil darüber in einem Brief an Gleim, Leipzig 12. Dec. 1757, Werke, Hempel 20, 1. S. 141. Auch von Herders Hand hat sich eine Abschrift erhalten. In Ewalds Briefen an Nicolai finden wir es gleichfalls wieder. Vgl. Kleists Werke II S. 465—467. Eine Reihe der hier vorgeschlagenen Verbesserungen sind in die in Kleists erwähntem Briefe enthaltene Abschrift aufgenommen, andere auf eigenen Antrieb, wie es scheint, hinzugefügt. Strophe 4 und 6 sind dort umgestellt.

(Schluss folgt.)

Gespräche mit Chr. M. Wieland in Zürich.

Mitgetheilt von

Heinrich Funck.

Während seines Aufenthaltes in der Schweiz schrieb Wieland einmal in einem Briefe an Johann Georg Zimmermann: „So ungleich Ihr Freund, mein liebster Zimmermann, sich selbst scheint, soviel Analogie und Zusammenhang würden Sie in allen Entwicklungen, Ausschweifungen, Sprüngen, Flügen und Metamorphosen seines Geistes finden, wenn Sie eine chronologische Geschichte seines Geistes vor sich hätten“ . . ., und wenn er damals „eine solche kritische Geschichte seines Geistes, seines Geschmackes, seiner Schriften u. s. w.“ zu schreiben unternommen hätte, besässen wir heute darin wol das beste Fundament zu einem biographischen Denkmale unseres Classikers. So aber kann sein Biograph und jeder, der sich den Werdegang dieses wunderbaren Genius völlig klar machen möchte, nicht genug Detail ausfindig machen und zusammenstellen, zumal um diejenige Lebensperiode des trefflichen Autors, aus welcher die eben citierte Briefstelle stammt, ins volle Licht zu setzen. Es ist wahrlich sehr zu bedauern, dass gerade aus dieser wichtigen und stellenweise noch so dunklen Epoche von Wielands geistiger Entwickelung nicht mehr Aeusserungen vertraulicher Art von ihm vorhanden sind, wie uns solche für andere, klarere Abschnitte seines Lebens in erfreulicher Menge zu Gebote stehen. Er war eben damals noch zu jung, als dass er schon einen ausgedehnten und innigen Briefwechsel mit gleichgesinnten Männern hätte unterhalten können. Und Bodmer sowol als Schinz, welche mit dem merkwürdigen Jünglinge schon vor seiner Uebersiedlung nach Zürich Briefe gewechselt hatten, waren durch

eben dieses Ereigniss in persönlichen Verkehr mit ihm getreten. Die Correspondenz mit Zimmermann aber, welche in der Zeit, von der wir reden, bereits eine gewisse „reguläre Activität“ gewinnen und rasch vertrauter werden sollte, als es die vorher genannten Briefwechsel gewesen waren, ruhte noch während der ganzen ersten Hälfte von Wielands verweilen in der Schweiz.

Daher möchte ich nicht länger davon abstehen, aus jenen ersten Jahren seines Züricher Aufenthaltes mündliche Aeusserungen von ihm durch den Druck bekannt zu machen, welche, wie ich glaube, bei Freunden und Kennern unseres Dichters auf Beachtung rechnen dürfen. Nimmer aber könnten diese vor mehr als hundert Jahren mit Wieland geführten Unterhaltungen in den Dienst der heutigen Forschung gestellt werden, wenn nicht der bekannte Magister F. D. Ring dabei gewesen wäre und hinterher jeweils den Hauptinhalt der Discurse in sein Tagebuch eingetragen hätte. Es ist dies dasselbe Tagebuch, aus dem ich in der (Münchener) Allgemeinen Zeitung 1884 Beilage Nr. 131 S. 1929 f. ein Wielandisches Anekdoton veröffentlicht habe. Doch wir gehen sofort zum Abdruck der betreffenden Ringischen Aufzeichnungen über und werden davon das für Wieland nicht interessante möglichst bei Seite lassen.

Am 8. September 1753 trug Ring in sein Journal u. a. ein:

„Mit dem Junker Escher besuchte ich den Herrn Schinz... Herr Schinz hatte den Herrn Wieland zu sich kommen lassen und machte mir also das Vergnügen mit diesem geschickten und noch nicht zwanzigjährigen Dichter, der die Liebe der Züricher ist, bekannt zu werden .... Weil man an ihm etwas Ausserordentliches verspürte, so gieng man auch mit ihm in seinen Studien nicht den ordentlichen Schlendrian, und er brachte es bald sehr weit. In seinem vierzehnten Jahre kam er nach Kloster Bergen, blieb daselbst einige Jahre und rühmte mir, dass er dem Pastor Raether, der ihm und dem er gleich anfangs gefallen, das Meiste zu danken hätte, der ihn auch von der daselbst herrschenden Pedanterie und Bigotterie wohl verwahret. Nebst dem lobte er den Herrn Abt Steinmetz und Herrn Rector Knappen. Er kam hierauf

nach Tübingen, blieb allda etwas über ein Jahr, hat aber an dem Akademienleben keine Freude. Er schickte einmal einen Versuch von einem Heldengedichte Hermann, den er einmal besser ausarbeiten und völlig ausführen wird, mit einem Briefe, doch ohne Unterschrift seines Namens, an Herrn Bodmer, dem das Ding sehr gefiele. In 14. Tagen kamen seine sechs Bücher von der Natur der Dinge und noch ein anderes Gedichte nach, und nun bekam Herr Schinz Commission zu sundiren, ob er nach Zürich kommen wollte? Er nahm es an, und Herr Schinz empfieng ihn auf einem Landgute zwei Stunden weit von der Stadt, und nun ist er schon über ein Jahr bei Herrn Bodmer Tisch- und Logisfrei und arbeitet mit ihm gemeinschaftlich und weiss sich in seinen Humor und seine Meinungen besser als Klopstock zu schicken .... Klopstock soll seinen flüchtigen Character, seit der Zeit er von Zürich weg ist, ziemlich geändert haben. Er hat keine Philosophie im Kopfe, Homer und Milton sind es, denen er Alles zu danken hat .... Gottscheden hält Herr Wieland vor einen Mann, der dem guten Geschmacke in Deutschland grossen Schaden gethan hat und nichts weniger als Verdienste hat. Den Herrn Professor Spreng in Basel hält er vor einen erbärmlichen Mann, der eine Ode aus dem Pindarus mit heillosen Noten versehen, darunter nur eine gut ist, die er gestohlen hat, und mit einer elenden Uebersetzung im Drucke bekannt gemacht. Er ist vor Kurzem in Marien-Einsiedel gewesen. In Deutschland, glaubt er, herrsche eine Barbarei in Ansehung der Gelehrsamkeit, und er giebt mit beiden Händen zu, dass die Deutschen den Ruhm der Franzosen bei Weitem nicht erreichen. Doch hätten die Franzosen keinen Leibnitz, und wenn gleich Cartesius viel gewagt, so taugt seine Philosophie und sonderlich seine Naturlehre nichts, und Alles, was wir ihm zu danken haben, ist dieses, dass er uns von der scholastischen Philosophie unerträglichem Joche befreiet hat .... Wolf ist ein grosser und verehrungswürdiger Philosoph, seine Logik ist ein Meisterstück und sein bei der Philosophie angebrachter Methodus zeuget von seinem universellen Genie. Leute von einem solchen Genie habe Frankreich keine Viere, Corneille ist Einer davon und

Montesquieu ist auch Einer; jener hat die Alten gekannt und ist ihnen sehr ähnlich geworden, an diesem vermissen Viele die Ordnung und glauben, es seien zusammengestoppelte Einfälle. Diess glaubet Herr Wieland nicht und findet darin den schönsten Zusammenhang. Nur kein Christ ist Montesquieu, und wie kann er es sein, da er nichts als Aberglauben um sich sieht .... Racine reicht bei Weitem nicht an den Corneille; die übrigen sind leichte Witzlinge, welche die Alten nicht kennen, die Bagatellen schreiben, und der glückliche Witz der Deutschen hat sie in ganzen Bänden nachgeahmt. Da haben wir Lieder von Wein und Liebe die Menge, und in den Bremischen Beiträgen steht vornen ein Psalm oder eine Ode von der Auferstehung und am Ende ein Trinklied. Herr Ebert gefällt desshalb Herrn Wieland nicht, weil er solche Dinge mitgeleiert, und Klopstock selbsten ist in seiner Ode auf den Züricher See zu flüchtig. Ebert sollte nur aus dem Englischen übersetzen, das kann er vortrefflich, sein Leonidas und Young macht ihm Ehre. Wir hätten an Hagedorn und an Gleimen genug. Ersterer soll es auch bereuen, dass er mit seinen Wein- und Liebesliedern so viele gereizet und zur Nachahmung aufgebracht, und da Gleim nun geheirathet ist, so dörfte ihm diese Neigung auch vergehen. Einige von seinen Sachen sind sehr nett, doch ist es dem Anacreon zu viel Ehre, dass man so mit ihm sich bekannt macht. Ein Dichter, der seiner Liebsten Nachthaube und wohl gar Nachtstuhl zu sein wünschet, ist ein unsinniger Kopf, und das war auch Anacreon. Lieber sollte man den Pindarus übersetzen; Herr Wieland nannte mir einen Franzosen Vergier, der ihm sehr nahe gekommen sei. Die griechische Sprache, glaubt er, müsse man zehn Jahre studiren, wenn man sie recht verstehen will. Denn wenn man schon den ganzen Sophoclem verstehe, so verstehe man doch noch kein Wort, wenn man über den Aeschylum komme. Es seien der Dialekte viel mehr, als man gemeiniglich macht, und diese Herren nähmen sich gar viele und grosse Freiheiten heraus. Man hätte die griechische und nicht die lateinische Sprache zur Gelehrtensprache machen sollen wegen dem grossen Ueberfluss an gedankenvollen Worten und Redensarten. Einen

Xenophon zu verstehen, dazu gehöre so viel eben nicht; manche Professores Linguae Graecae könnten nicht griechisch und wüssten, dass die Versionen nicht vor die Gänse gemacht sind. Er stichelte auf Herrn Hagenbuch .... Herr Ernesti sei in diesem Stücke ein grosser Mann. Der Marquis D'Argens, ob er gleich lettres-juives und cabalistiques geschrieben, habe doch keine Kenntniss der hebräischen Sprache .... Voltaire ist ein Bösewicht, und dem Verfasser der Lettre à Uranie kann freilich kein Gedicht auf den Messias gefallen. Jordan ist der heillose Mann, der den König verdorben hat, und nun steckt der König alle Hofleute und Edelleute an, die an seinen Hof kommen. Dieses setzt ihn von der Höhe weit herunter, darauf ihn seine anderen Qualitäten erhoben haben, und er wird gewiss noch einmal seinen Unsinn bereuen. In Berlin giebt es wenig gute Köpfe nach Herrn Wielands Meinung, Sacken und Sulzern will er ausnehmen. Ramler erhält seinen Beifall nicht. Meyer in Halle hat Ursache, mit seiner Aesthetik nicht gross zu thun. Dass ich den Pastor Lange nicht gesehen, dabei hätte ich wenig verloren. Mosheim gehöre unter die Köpfe von der zweiten Gattung, er verstehe keine Metaphysik. Er wolle das Ansehen haben, die Gründe seiner Widersacher oder auch der Feinde der christlichen Religion in ihrer völligen Stärke vorzutragen, und er trägt sie vor, dass sie lächerlich werden, und verschweigt die stärksten Gründe; so hat er es in der Materie von der Seelenunsterblichkeit gemacht .... Ein Philosoph, der kein Christ ist, sei nichts und wer die Schönheit der Offenbarung kenne, der müsse sie lieb haben, und ohne dieselbe würde er sich in hundert Fällen nicht helfen können. Mosheim besitze eine erstaunliche Literatur, und sein Credworth mache ihm Ehre. In seinen Reden sei er seicht und sage auf einem Bogen, was ein anderer ehrlicher Mann auf einem Octavblättchen zusammen fasse. Das könne er nicht leiden; indessen müsse man seine blühende Schreibart lieben .... Breitingern hält Herr Wieland vor ein Genie von der ersten Classe, und von dem Herrn Rathsherr Heidegger sagte er mir, dass er ein Wunder der Welt geworden sei, wenn er sich vor 20. Jahren auf's Schreiben gelegt hätte und sich nicht

in politische Sachen hätte verwickeln lassen. Den Junker Obmann Blaarer lobte er mir als einen Mann, den er Heideggern in Ansehung des beredsamen Vortrages noch vorziehe, der ganze Stellen aus dem Homer und Virgil, aus dem Xenophon und anderen Scribenten auswendig könne .... Wer den Milton darum einer ausschweifenden Einbildung beschuldiget, dass die Geister, die ja kein Fleisch und Blut haben, einander Felsen und Berge nachwerfen, der ist nicht fähig den Milton zu verstehen. Racine will ihn übersetzen, es wird ihm aber zumal in Versen nicht gerathen, so was muss ohne Reimen übersetzet werden. Der Abbé Resnel hat den Pope in guten und flüssigen Versen übersetzet, aber es ist nicht mehr der Pope. Seine Gedanken sind verschwunden, und die französische Sprache kann das Tiefe und Schöne des englischen Dichters nicht erreichen .... Dass aber die französische Sprache auch zu anderen als spielenden Materien tauge, das zeige die Schreibart des Verfassers von den Isles flottantes, der ohne Zweifel der Montesquieu ist; ein Buch, darin die natürliche Religion auf das Allerschönste geschildert ist, und in dessen Lobeserhebungen Herr Wieland und Herr Schinz recht verschwenderisch waren .... Herr Rost hätte besser gethan, wenn er nichts als das Nachspiel geschrieben oder zum Wenigsten die Sottisen in seinen Schäfergedichten ausgelassen hätte. Liscow sollte jetzt noch einmal schreiben und sich ein Object wählen, das seiner Satyre würdiger wäre, als der jedermann lächerliche Professor Philippi. Rabener weiss das Ding besser zu treffen, der ist ein Original unter den Deutschen. Einen Montagne haben die Deutschen noch nicht, und es ist ein Unsinn, ihn in's Deutsche zu übersetzen. Ein Pascal ist auch etwas, das die Franzosen noch allein haben, er ist ein Genie von der ersten Classe.

Wir tranken Caffee und giengen sodann auf die Schanzen spazieren .... Herr Wieland erklärte sich weitläufig über die einsinnigen Welten, da man Geister, die nur einen Sinn haben, z. E. das Gesicht, sich vorstellt und die dadurch in ihrer Erkenntniss und Betrachtung des Mannichfaltigen in den Geschöpfen bis in's Unendliche fortgehen, und behauptete, dass das Gehör stärker auf unsere Seele wirke als das Gesicht.

Er wäre daher begierig, einen Blindgeborenen zu kennen, der ein Genie wäre, so wie er Eines haben will, und glaubet, dass er uns durch das Gehör Wunder entdecken würde, und so umgekehrt. Denn wo nur Ein Sinn wäre, da wäre alle Aufmerksamkeit auf denselben und die Dinge, die ihn afficiren, gerichtet, da wir hingegen unsere Aufmerksamkeit in fünf Sinnen zertheilen müssen. Aber auch das, glaubte ich, sei weislich geordnet. Dies sagte er bei Gelegenheit eines seiner jüngst hier herausgegebenen Briefe der Verstorbenen an die Lebendigen. Ueber den letzten Brief aber, da er beschreibet, wie Adam und Eva von einem gefallenen Engel versucht, aber nicht überwunden werden, erklärte er sich so: dass es eine andere Welt sei, davon er rede, und darum kein Fall erfolget sei, um zu zeigen, wie möglich es gewesen, dass Adam den Fall vermieden hätte.

Als ihn Junker Escher befragte, wie er Baylens Charakter bestimmen wollte, so fragte er, wie ihm der Herr Escher den Proteus bestimmen wollte. Er habe ihn gelesen, sagte er, da er Logik verstanden, und gefunden, dass es wahr sei, was Bayle Jemanden, der ihn in seinem Alter besucht, selbsten zugestanden: dass er nämlich geschrieben ohne eine Logik zu verstehen, die er erst, nachdem er so vieles geschrieben hatte, besser erlernet. Seine Schlüsse wider die christliche Religion sind so schwach, dass sie ein Kind von zwölf Jahren müsse umstossen können, wenn es gut unterrichtet wäre, und die Deisten haben nicht Ursache diesen Mann als einen dem christlichen Glauben so gefährlichen Helden zum Vorschein zu bringen. Wer die christliche Religion antastet, der verrathe einen stumpfen Kopf“ ....

Von Rings Tagebuchnotizen aus dem Jahr 1754 heben wir nunmehr folgende hervor:

„Am Charfreitag war ich bei Herrn Werthmüller. Herr Schinz, der jezo in Altstett ist, war auch zugegen, und Herr Wieland mit ihm .... Herr Wieland möchte mit dem Herrn Stud. jur. Becke bekannt sein. Die Verse, die er mir in mein Stammbuch geschrieben, gefallen ihm extra; er hat in allen Griechen nachgeschlagen, kann aber nicht finden, wo sie

her seien.[1]) Englisch sollte er noch lernen. Er möchte etwas von seinen Arbeiten sehen. Er redete mir von Ramlern, dass er einen üblen Klang darin finde, wenn das eine Wort mit einem Vocal aufhört und das andere damit anfängt. Er will da eine Elision haben, allein Demosthenes hat in seinen Philippischen Reden einer eine Stelle, die grossen Beifall gefunden, eine Art von κλῖμαξ, wo vier- bis fünfmal ein Wort mit einem α ausgeht und das andere damit anfängt; und Reden und Poeten haben gleiche Schönheiten .... Man redete noch von dem Herrn von Creuz, von dem Herrn v. Bar, dessen Charakter man nicht loben wollte, und von dem Herrn von Kleist, der hier gewesen.

Den 8ten Mai, Dienstags, gieng ich mit den beiden Junker Escher und Wieland spazieren. Es war die Frage, ob die Excremente nicht zu unserer Erniedrigung dienen, wie unsere Erkenntniss im Himmel wachsen werde und dergleichen. Die Psychologie sollte noch besser ausgearbeitet sein, man sollte nur zuerst Erfahrung genug mit unserer Seele machen, ehe man Principia annehmen und Systeme zusammenketten will. Brucker hat den Alten Systeme angedichtet, davon sie nichts geträumet, er ist oft dem Homer unschuldiger Weise verächtlich begegnet; den Plato und Pythagoras hat er nicht verstanden. Plato hat die allersublimsten Dinge in's Licht gesetzt, Pythagoras war gar nicht so lächerlich, als man ihn mit seiner Zahlenwissenschaft zu machen meinet. Pindarus gefällt Wielanden je länger je mehr. Er schimpfte noch ein wenig auf die Schulen, da man von so grossen Köpfen ganz unrichtige Ideen den Schülern in den Kopf setzt ....

Freitag, den 30. August, gieng ich mit Herrn Licentiat Gambs aus Strassburg zu Wieland, der ihm von Xenophon und Tacitus, von P. Daniel und anderen französischen Historicis, von Leibnitz, Poiret und den Poeten so viel schönes vorsagte, dass er ganz verstummte ....

1) Die betreffenden Verse in Rings Stammbuch lauten:

Κάλλιστόν ἐστι τῶν ἐν ἀνθρώποις δίκη·
Ὑγιὲς δὲ πάντη σῶμα θησαυρὸς μέγας.
Τοῖς δ' εὖ τραφεῖσιν ἡδονὴν πολλὴν φέρει
Τὸ, καλῶν ἐρῶντας, τῶν ἐραθέντων τυχεῖν.

Sonntags darauf amüsirten wir uns nach der Predigt mit Herrn Wieland, der uns von Plato, von Demosthenes und Aeschines und von Chrysostomus redete, welcher letztere zu viel deklamatorisch ist. Er will nun auf eine Art Poesie denken, wie des Plato sein Phädon, die mehr gefallen soll. Er sagt, dass Predigen sein Talent nicht sei, er habe das Aeusserliche nicht.

Bei Herrn Breitinger brachte ich den Nachmittag des 27. Novembers zu .... Herr Bodmer kam auch dazu .... Herr Wieland, der auch kam, tractirte Baumgarten so gut als Gottscheden vor einen kleinen Geist, wegen den Händeln, die ersterer über Leibnitzens vorgegebenen Geiz und Grobheit bekommen; passe pour Gottsched". ....

Anno 1755 hatte unser verdienter Memoirenschreiber folgende Unterredungen mit Wieland zu verzeichnen:

„Den 25. Januar war ich mit Junker Escher bei Herrn Wieland. Er sagte uns, dass er mit seinen jungen Herren so nicht fortkomme, wie er gemeinet. Er habe die jungen Herren nach sich abgemessen und nach seinem Triebe, den er hatte, etwas zu lernen. Er erinnere sich noch wohl, dass er im 14ten Jahre, da er den Demokrit habe kennen lernen, alsbald ihn vor einen Narren gehalten, aber sich ein eigenes System von der Welt formiret, was er vielleicht itzo nicht so herausbringen könnte. Er stellte sich Gott als ein Ens perfectissimum et necessario existens vor, das vor sich subsistire und mit der Welt nichts zu thun habe, die Geister als Wesen, welche den Umgang dieses Wesens suchten und davon profitiren wollten. Die Atomen verwandelte er in Monaden, den Monaden gab er eine Espèce von Seelen, die selbst durch verschiedene Bewegungen sich vereinigen und die Welt zu Stande bringen können. Es ist kindisch gedacht, aber doch gedacht. Allein so sind seine Herren nicht, er diktirt ihnen die Universalhistorie, die Gelehrtenhistorie und Charakteres, er lässt sie übersetzen, z. E. diese Woche gab er ihnen Ovids Philemon und Baucis. Die Bestimmung des Menschen hat er mit ihnen gelesen, allein es ist verflogen. Les moeurs und théorie des sent. agr. sind noch nichts vor sie; Logik hat er ihnen auch noch keine gelesen. — Er will sobald nichts mehr

drucken lassen, doch seine Geschichte des menschlichen Verstandes will er noch ausarbeiten, und Verse will er nur so machen, dass es keine Prosa und auch kein gemessenes Sylbenmaas ist, sondern das, was die Alten numerum nennten, so sei Platons Schreibart. Thomsons Jahreszeiten verdienten besser übersetzt zu werden, als sie Brockes übersetzt. Es sind die erhabensten Gedanken und allemal die Worte in dem Verstand gesetzt, der die schönste Idee davon vorstellt, das Unique der Franzosen hat er vollkommen erreicht; allein bei der besten Uebersetzung werde er doch allemal unendlich verlieren. Er sei der grösste Dichter. Brockes habe ein Wort in ganzen Perioden übersetzt, der Mann habe gutes, mittelmässiges und schlechtes, alles gleich bewundert und würde ewig mit seiner Betrachtung der Natur haben fortfahren können auf die Art, wie er es angefangen .... Herr Gessner, sagte er, habe nun sieben Idyllen fertig, und wenn es zwölf sind, wolle er sie drucken lassen; es sei das Beste nach dem Theocrit, und was er uns von dem Faunus, der seinen zerbrochenen Krug besingt, gesagt, ist sehr naiv. Sophocles und Euripides, sagt er, müssen gefallen, man dörfe sie nur französisch im Theâtre Grec lesen, das seien die besten Uebersetzungen. Vom Lucian und seinen boshaften Einfällen redeten wir viel. Wieland sagte, wann er seinen Verkauf der Philosophen lese, so müsse er ihn wegschmeissen. Das De morte peregrini ward gelobt und der Asinus, wie billig, wegen seiner Schändlichkeit getadelt. Solche Stücke von den Alten hätte man nie publiciren sollen, und die, so es zuerst gethan, haben eine schwere Verantwortung. Juliani Caesares, die man so sehr lobet, sind boshaft genug. Xenophon und Plutarchus sind zwei rechte Scribenten, die man nicht genug lesen kann. Wir sprachen insonderheit viel von der Kenntniss des Menschen, dass man ihn mehr studiren sollte als Muscheln und Mineralien. Damit sollte man Kinder anstatt mit Puppen beschäftigen, das seien die Puppen, die uns der Schöpfer gemacht; wir brauchten die Nürnberger Docken nicht. Man sollte einem Kind die Verschiedenheit, Aehnlichkeit, Schönheit, den Ursprung und Nutzen dieser Dinge beibringen, so auch mit der Botanik. Die Alten hätten uns nur Materien

gesammelt, die Neuern brachten sie nur in Ordnung. Die Menschen zu kennen, dazu gehöre gar viel, wenn man es auch nur auf die kleine Gesellschaft restringiren wollte, darin wir leben .... Ein Sixtus hätte uns mit aller Kenntniss des Menschen hinterschlichen, il auroit employé ruse contre ruse. Man zieht auch die Kinder darnach, man sagt ihnen, dem musst du so, dem so begegnen, dem das, dem jenes sagen oder nicht sagen u. s. w. Und wenn wir alle Historie studiren, so wissen wir nur facta, nur Wirkungen, nur Charaktere, aber den Menschen selbst kennen wir noch nicht. Die Mémoires des Abbé Montgon sind in dem Stück ein vortrefflich Buch, wenn man es in einer psychologischen Absicht lesen will. Der Abbé kannte die Welt, und man weiss fast nicht, ob Fleury oder er ein grösserer Schelm gewest .... Wir redeten noch von Cicero, dass man seine oratorischen Bücher lesen, und was uns noch nutzt, per excerpta auf eine geschickte Art anwenden sollte. Ernesti wäre der Mann dazu, allein er giebt lieber alte Autores heraus, das könnte er immer Andern überlassen. Wenn man Ciceros Rede wider den Verres etliche Male lieset, wird man seiner Sophismen überdrüssig. Fontaine hat nicht griechisch gekonnt und doch alle Schönheiten Homers gekannt und bewundert. So geht es Herrn Gessner mit dem Theocrit, er ist ein geborener Maler. Schulthessens Uebersetzung von Fizosborn will Wieland nicht gefallen, und auch sonst, glaubt er, hat Herr Schulthess mehr Kunst als Naturgaben; er ist gleichwohl gut in der Metaphysik und Aesthetik. Mit dem Cardinal Quirini, hiess es, sei ein grosser Windbeutel gestorben ....

Den 12. März war ich bei Herrn Professor Bodmer, wohin auch Herr Wieland kam. Es war die Rede von einer Uebersetzung des Homer, von einem Buch l'esprit du droit naturel, worin, was in der Basiliade Roman ist, in's System gebracht erscheinet, von dem poetischen prosaischen Stück der Mensch, das Herr Wieland drucken lässt, von einer neuen Tragödie aus Paris les Troyennes, von einer Historie der Schweiz, die ein Junker Tscharner schreiben soll, u. s. w.

Am Sonntag den 15. März führte ich nach der Predigt den Herrn Nolten S. Min. Cand. aus Berlin zu Wieland, der

von Shakespeare viel schwazte und glaubt, er werde ewig der Engländer Bewunderung bleiben, ohnerachtet er manchmal gigantische Vorstellungen hat und alle Teufel aus der Hölle auf's Theater bringt. Von Young sagte er, so hätte noch kein Mensch geschrieben, doch bemerke man zuweilen einen Galimathias und leere Gedanken, wo der wachsame Geist muss eingeschlafen sein. Milton ästimirt man mehr in England als Young wegen der Abwechslung der Personen. Young hält fast ein Soliloquium und ist gar zu düster, als dass er bei diesen religionsspötterischen Zeiten mehr sollte gelesen werden. Vom Shaftesbury und seiner Charakteristik sagte Wieland, dass er darin keine Gelegenheit versäume der Religion zu spotten und das so mit dem Ernstlichen verknüpfe, dass man ihn fast nicht widerlegen kann. Sein Principium vom Lächerlichen hat er gewiss nicht der Religion zum Vortheil erfunden, und ihn zu widerlegen, ist kein besser Mittel, als die Begriffe, die er uns von der Tugend gibt, anzunehmen und zu zeigen, dass die christliche Religion uns keine anderen beibringe. Vom Hermann des von Schoenaich las er uns einige Stellen vor, da nichts als Blut und Flamme und Morden und kindisches und pitojables Zeug ist; so erbärmlich hätte ich ihn mir gleichwohl nicht vorgestellt .... Die Deutschen sollten um ihres Vortheils willen keinen jungen Menschen anderswohin reisen lassen, denn da lernt man, wie elende Stümper sie seien. Von Swift sagte er, dass er die menschliche Natur zu weit heruntergesetzt habe, man sollte sie immer auf einer vortheilhaftern Seite vorstellen, um uns zu edler Gesinnung dadurch aufzumuntern. In der Metaphysik sollte man nur ein System haben und Ἐπιδείξεις, nicht simple Probationen geben können. So hat Plato geschrieben, aber das will man nicht begreifen, dass man in Dialogen demonstriren könne. Man sieht Plato für einen Enthusiasten an, da es doch gewiss ist, dass ohne eine gewisse Dosis von Enthusiasmus kein Held im Krieg oder in Wissenschaften hervorkommt. Die Kenntniss eines Menschen kann auf einen hohen Grad der Probabilitas gebracht werden, wenn man ihn in verschiedenen Relationen bemerket und auf die Triebfedern seiner Handlungen Acht giebt. Das wäre so ein Studium,

das besser wäre als die Anakreontischen Liederchen, damit wir nun überschwemmt werden“. . . . .

Das ist es, was ich aus Rings Memorabilien in Betreff seiner Begegnungen mit dem jungen Wieland in die Oeffentlichkeit geben wollte. Wer das vorhandene Quellenmaterial zu einer Geschichte der Wielandischen Geistesentwickelung kennt, wird gewiss mit mir darin übereinstimmen, dass dasselbe durch vorstehende Mittheilungen einen willkommenen Zuwachs erhält.

Briefe an Eschenburg.

Mitgetheilt von

Carl Schüddekopf.

Aus Eschenburgs Nachlasse, soweit er im Jahre 1860 auf die herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel gelangte, sind meines Wissens bisher gedruckt worden: die Briefe von K. W. Jerusalem (Im neuen Reich 1874 I, S. 970 ff.), E. Th. Langer (Zimmermann, Langer. 1883. S. 15 u. ö.), Leisewitz (Kutschera v. Aichbergen, Leisewitz. 1876. S. 139 ff.), Lessing (v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. 1870. S. 1—22), A. W. Schlegel (Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. 1872. S. 255 ff.[1])) und die auf Lessing bezüglichen Auszüge aus Briefen verschiedener (v. Heinemann a. a. O. S. 91 ff.).

Aus Privatbesitz sind Briefe Schiebelers an Eschenburg in der Zs. d. Vereins für hamburg. Gesch. II, 622 ff., ein Brief von Ch. F. Weisse, zwei von Fr. Nicolai durch R. Thiele in der Zs. f. d. Philologie XI, 217 ff. veröffentlicht. Zu vgl. ist ferner Leyser, J. H. Campe II, 233 ff. Die hier folgenden Briefe sind mir durch die Güte des Herrn Oberbibliothecars Prof. v. Heinemann zugänglich gemacht.

Die „Reliquien" Wielands erbat schon dessen Schwiegersohn Heinrich Gessner am 6. Aug. 1813 zu der geplanten Sammlung „Ausgewählter Briefe von C. M. Wieland" (Zürich 1815 f. IV). Er schreibt u. a.: „Nicht lange nach dem Tod des th. Vaters war die Rede, Briefe Wielands an Freunde zu sammeln; mehrere Freunde W. schrieben mir darüber und bewogen mich, einer solchen Sammlung allen Ernstes bedacht zu

1) Der letzte Brief Schlegels ist vom 7. May 1798 datiert; in dem zweiten steht (Bernays S. 258 Z. 5) „Schwiegersohn", wodurch die beiden Anmerkungen erledigt werden.

sein. — — Ich begann zu sammeln; Bodmers litterarischer Nachlass, den hiesige Bibliothek aufbewahrt, spendete mir viel Schönes und Wichtiges, von und über Wieland, in circa de Anno 1752 bis 6 und 68; dann fand ich Briefe von W. an meinen seel. Vater Salomon Gessner, und andere Schweitzerfreunde; so dass schon aus diesen Materialien, eine AutoBiographie Wielands, des Dichters, des Menschen, des Gelehrten, durch chronologische Ordnung und Redaction sich reihet, in der Wieland, in seiner ganzen schönen Individualität, sich so rein und einfach, wie Niemand besser es zu thun vermöchte, [sich] ausspricht. — Manches auch über sein schönes Verhältniss mit Sophie La Roche, und dann später mit der geistvollen Julie Bondeli, (von der Rousseau sagt, elle joint à l'esprit de Leibnitz, la plume de Voltaire) deren Freundschaft so schön und so tief (wie sich aus mehrern Briefen W. offenbart) auf Wieland einwirkte. — Durch die Redaction dieser Briefe kam[m] ich denn auf gleichzeitige, und spätere, mannigfaltige FreundschaftsVerhältnisse des theuren Vaters. Ich pochte an, wo ich wusste oder vermuthete, dass Freundschaft und Liebe, solche Wielandische Reliquien aufbewahre. — Es glükte mir über Erwartung; J. G. Jacobi in Freyburg hat mich reichlich beschenkt; dasselbe gewärtige ich mit jedem Posttage von F. Jacobi, Voss, und aus Gleims literarischem Nachlass ist mir Wielands und Gleims Briefwechsel, ferner Briefe von W. an Heinse und andere zugesichert; dann erhalt' ich, ziemlich viele und sehr schöne Briefe Wielands an Lavater; ferner sind mir schon W. Briefe an Joh. v. Müller, an Herder und seine Frau etc. — so dass ich mit Zuversicht, schon aus dem Gesammelten, die Realisirung meiner obbenannten Absicht versprechen darf."

Trotz den angeführten Beispielen anderweitiger Mittheilungen, die zum Theil gar nicht erfolgten, und obwol Gessner in Betreff der concurrierenden Ausgabe von Wielands ältestem Sohne (Wien 1818, II) beruhigt, gieng Eschenburg nicht auf die Bitte ein.

Einige Nachweise zu Wielands Briefen verdanke ich Herrn Dr. Seuffert.

I. Wieland an Eschenburg.

1.

Mein Theurester Herr und Freund

Sie haben vor einiger Zeit die Gütigkeit gehabt mich in einer sehr verbindlichen Zuschrift Ihrer mir sehr schäzbaren Gewogenheit zu versichern, und auf Veranlassung eines gemeinschaftlichen Freundes mir zu eröfnen, dass Sie nicht abgeneigt wären, sich durch einige Beyträge um den *deutschen Merkur* verdient zu machen. Schreiben Sie es, ich bitte Sie, der Menge der Geschäfte die mich seit einiger Zeit drückte zu, dass ich es bis izt anstehen lassen musste, Ihnen darüber meinen Dank und meine Freude zu bezeugen. Ich kenne Ihre Stärke in der Englischen Litteratur, und weiss in dem ganzen Umfang meiner Bekantschaft niemand, dem ich mit völligerm Vertrauen den Artikel der *Kritischen Nachrichten von der Neuesten englischen Litteratur*, überlassen möchte, als Sie. Der 1. Band des Merkurs, der nun auch in Braunschweig ist, macht es unnöthig dass ich mich weitläufig darüber erkläre, was ich hierinn von Ihnen erwarten würde, falls es Ihnen angenehm seyn sollte, diesen Artikel zu übernehmen. Ich lasse meinen Mitarbeitern gerne so freye Hand als möglich, und setze ihnen also nicht gerne andre Schranken, als die in der Vorrede angezeigten Absichten des Deutsch. Merkurs. Alles was ich sagen kan, ist dass ich, ausser einer kurzen aber mit connoissance de cause ausgearbeiteten Recension der neuesten Englischen Schriften in Prosa und Versen, die in die Classe der Interessanten gehören, eine zusammenhangende kritische Nachricht von dem Neuesten Zustand der Litteratur, und der Künste in Grossbrittannien wünschte, so eine Nachricht, wie ein philosophischer Kenner sie geben könnte, der das ganze aus dem richtigsten Standpuncte übersehen würde. Mit einem Worte, ich wünschte dass dieser Artikel eine Art von kurzgefassten Annalen d. Engl. Litteratur ausmachte. Weder das Publicum noch der Herausgeber des Merkurs kan gleich anfangs etwas in seiner Art Vollkomnes fodern. Ich bin aber gewiss, dass dieser Artikel, wenn Sie ihn einmal auf sich
2 nehmen, unter Ihren Händen einer der interessantesten | in meinem Journal werden würde. Ich würde mir zu jedem *Theile*[1]) des Merkurs einen Beytrag von ungefehr 1½ bis 2 gedruckten Bogen ausbitten. Eine Bemühung von dieser Art verdient mehr als wörtliche Dankbarkeit; mit der Meinigen sollten Sie wie ich hoffe zufrieden seyn, da die beträchtliche Zahl der Abonnenten mich in den Stand sezt, die Bemühungen meiner Gehülfen besser zu honoriren als Buchhändler thun können, oder wenigstens zu thun gewohnt

1) Uebergeschrieben: Bande.

sind. Ich erwarte über diesen Antrag, sobald als möglich, Ihre beliebige Erklärung, und habe die Ehre mit ungemeiner Hochachtung zu seyn,

Ew. Hochedelgebohrnen
ganz ergebenster Diener
Wieland.

Weimar den 10[ten] May 1773.

P. S. Wollten Sie bey Uebernehmung des Artikels quaest.[ionis] auch auf die deutschen Uebersetzungen englischer Bücher Rücksicht nehmen, und selbige von Zeit zu Zeit (: doch nur im Vorbeygehen) die revue passiren lassen, so würde, wie ich glaube, der Merkur und das Publicum destomehr dabey gewinnen.

Wenn Ihnen, wider Hoffen, mein Antrag nicht gefällig seyn sollte[1]), so bitte ich von diesem Schreiben keinen Gebrauch zu machen; wiewohl auch, im gehoften Falle, gut seyn wird, wenn Sie, so wie andre meiner Gehülfen, wenigstens eine Zeitlang, das incognito halten.

An
Den Herrn Professor Eschenburg
zu
Braunschweig.

[Ein Quartbogen.]

2.

Weimar 22. Aug.
1777.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Professor

Mir war sehr unangenehm aus Ew. HochEdelgeb. Zuschrift vom 21. Jul. d. J. zu sehen, dass Ihnen eine Stelle in der Recension der Ursinischen Balladensamlung (S. 260. No. 6. des diessjährigen T. Merkurs)[2]) schmerzlich aufgefallen ist. Ich bin gänzlich überzeugt, dass der Verfasser dieser Recension (dem Sie persönlich so

1) Eschenburg hat den Artikel in der That nicht übernommen, vielleicht weil seine Recensententhätigkeit an Nicolais A. D. Bibliothek ihn genugsam beschäftigte. Seine Beiträge zum T. Merkur sind: 1785, Juni. Nr. 9 („Lied von Eschenburg, compon. von Mimi v. Oertel“ — zwei frühere Fassungen desselben im Wandsbecker Bothen 1771, Nr. 42, Mittwochs den 13. März, und im Göttinger M.-Alm. 1772 S. 62 f. —) und Neuer T. M. 1805, Februar. S. 111—123 („Nachträge zu der Adelungschen Nachricht von einem altteutschen Gedicht über das Schachspiel“).

2) In den „Balladen und Liedern altenglischer und altschottischer Dichter, hg. v. A. F. Ursinus, Berlin 1777“ (rec. T. M. 1777, Juni. S. 260 ff.) sind S. 39—86 Abhandlungen Eschenburgs von der Liederpoesie

unbekannt sind als er Ihnen) nicht die mindeste Absicht zu beleidigen oder wehe zu thun, hatte noch haben konnte. Wenn ich dergleichen und zehnmal schlimmere Unbilden, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, besonders das was Ew. HochEdelg. am Schluss Ihres Briefes Neckereyen nennen, die ich seit so vielen Jahren und noch immerfort von Gott weiss wie viel berühmten und unberühmten Männern, Jünglingen und Knaben, Genannten und Ungenannten, stillschweigend und ohne mich nur umzusehen, leide, jedesmal rügen und Genugthuung fodern wollte: so gienge mein Leben drüber
2 hin, und ich wäre ein unglüklicher Mensch. — Doch mein Bey|spiel ist weder Gesez noch Vorbild; Ew. HochEdelgebohren denken hierüber anders, und verlangen, dass die Uebereilung des Recensenten, wodurch Ihnen Unrecht geschehen, im nächsten Stücke des M. mit zwey Worten zurükgenommen werden soll. Aus besondern Rücksichten gegen Ew. HochEdelgeb. bin ich sehr geneigt Ihnen zu bewilligen was ich zwanzig andern in ähnlichen Fällen weder bewilligt habe noch je bewilligen werde. Da ich aber auch Pflichten gegen den abwesenden Recensenten habe, der ein Verdienstvoller und (ut quisque suos patimur Manes) wenigstens eben so empfindlicher Mann ist als es die Meisten Gelehrten, die an Verstopfung der Leber leiden, zu seyn pflegen, so schien mir's sehr schwehr, wo nicht unmöglich, Ihnen mit zwoo oder drey Zeilen eine hinlängliche und doch auch für den Recensenten unbeleidigende Genugthuung zu geben. Ich habe also keinen schiklichern Weeg gesehen, als den
3 grössten Theil Ihres | Schreibens, so weit es diese Sache betrift, mit Ihren eignen Worten abdrucken zu lassen[1]); und ich hoffe Ew. HEGb. werden selbst finden, dass ichs nicht besser machen konnte.

Was aber die Neckereyen — ein odioses Wort — betrift, die Sie im April d. J. im Merkur gefunden haben wollen, so gesteh ich Ihnen aufrichtig, dass mir diese Stelle Ihres Briefes um so härter auffiel, da ich hoffen sollte, der Welt schon lange auf einen ganz andern Fuss bekannt zu seyn, als dass ich mich weder selbst mit Neckereyen abgeben, noch Andrer Leute ihre begünstigen und zum Druck födern sollte.

Ich schlug das Stück vom April auf, suchte (weil ich mich nicht gleich erinnern konnte wovon eigentlich die Rede war) von Anfang bis zu Ende, und fand endlich die Stelle in dem sogenannten

---

enthalten. Von letzteren sagt Recensent, dass sie „als eine Susporte über jede beliebige Thür aufgehängt werden können, so weit ausholen, und so viel allgemeine und längst betretne Materie von neuem ausdreschen, dass man nicht absieht, auf welchem Wege ihr Verf. endlich an die Balladen und dieser ihren besondern Charakter gerathen will".

1) Vgl. T. M. 1777, August. S. 179 ff.: „Auszug eines Schreibens des Herrn Prof. Eschenburgs in Braunschweig an den Herausgeber".

Hohenburger Schloss[1]), wo der Verfasser sich über die Vertheidiger seines Abgotts gegen Voltaire ereyfert, und, vermöge der Citation in der Note, also auch | über Ew. HEGb. als den Neuesten. Ich 4
überlass die Stelle, und fand einen schwärmerischen Liebhaber Shakespears, der seinen Abgott mit solcher *Δεισιδαιμονια* verehrt und liebt, dass er sogar nicht leiden kan, dass man glaube, er bedürfe vertheidiget werden. — Von Neckerey, von Begierde persönlich zu beleidigen, kein Wort. Ich darf den Verf. dieser kleinen Rhapsodie nennen. Es ist Lenz — ein Mensch, dem niemand, der ihn kennt, etwas übel nehmen wird. Sein Eyfer geht über die Sache, nicht über Person. So kan der beste Freund über seinen Freund sich ereyfern — das begegnet 1000mal im täglichen Leben, und keiner denkt nur dran sich für beleidigt zu halten. Nehmen's Ew. HochEdelgeb. als einen Beweis von Freundschaft von mir auf, dass ich Ihnen diese Erläuterung gebe. Immer mögen Sie, da Sie andrer Meynung sind als Hr. L. sich bey welcher Gelegenheit Sies für gut finden, über die Sache erklären: Nur wünschte ich, um Ihrer eignen Ruhe willen, dass Sie nicht für Neckereyen aufnehmen, was gewiss, in der unschuldigen Meynung des ehrlichen L. keine waren. Ich habe übrigens die Ehre mit vollkomner Hochachtung und Ergebenheit zu seyn,

Ew. HochEdelgebohren
gehorsamster Diener
Wieland.

[Ein Quartbogen.]

3.

Weimar den 25. März 1784.

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr Professor,

Wenn E. W. meine Freude über Dero unvermuthete Zuschrift, und die Ueberraschung mit einer Probe von einer englischen Uebersetzung des Oberon nach der Saumseligkeit meiner Antwort schätzen würden, so würde mir grosses Unrecht geschehen, ohne dass ich mich zu beklagen berechtiget wäre. Wie wenig aber auch ein so

1) „Das Hochburger Schloss“ T. M. 1777, April. S. 19. — „Wer darf über Laokoon reden? Und über Lear, wer darf das? — Und nun vollends ihn vertheidigen — ihn gegen Schmähungen retten? — zugeben, dass bey all seinen Fehlern — (Anm. S. die Vertheidigung Shakespears gegen einige neue Voltärische u. s. f.)“. — Vgl. Lenz' ges. Schr. hg. von Tieck 3, 193. Eschenburgs Aufsatz „Shakespeare, wider neue Voltairesche Schmähungen vertheidigt“ steht im Deutsch. Mus. 1777, Januar. S. 40—70.

langes Zögern zu rechtfertigen scheinen mag, so weiss ich doch gewiss, dass Sie, wenn Ihnen alle die zehntausend kleinen Umstände, die daran Schuld hatten, so bekannt wären wie mir selbst, mich wenigstens Ihrer gütigen Nachsicht würdig finden würden; und um diese bitte ich denn auch aufs angelegenste, ohne mich in einen detail von Entschuldigungen einzulassen, der Ihnen lästig fallen müsste, und die Sache am Ende doch nicht besser machte.

Empfangen[1]) Sie also, schäzbarster Freund, meinen besten Dank für das Vergnügen so Sie mir durch die Mittheilung der besagten Proben, auf eine so verbindliche Weise, gemacht haben. Es
2 wurde, durch den Antheil, den Sie daran | nehmen wollen, nicht wenig erhöht, und es würde vielleicht noch grösser seyn, wenn ich nicht selbst so nahe dabey betroffen wäre.

Ganz offenherzig zu reden, erschrecke ich allemal, wenn ich von einer Uebersetzung irgend eines meiner Wercke in eine ausländische Sprache höre. Nichts davon zu sagen, dass ich, so ziemlich überhaupt, die Uebersetzung eines teutschen Gedichtes ins Englische oder Französische für etwas ansehe das mit γλαυκ' εις Αϑηνας in Eine Categorie gehört: so bin ich wenigstens sehr überzeugt, dass keines meiner Wercke seines *Inhalts* wegen für Nationen die in jeder Betrachtung so viel vor uns voraus haben, interessant seyn kann. Die Form, das Colorit, die Musik der Versification kann vielleicht einen Oberon für einzelne Ausländer, die ihn im Original lesen (zumal bey den nicht ganz ungerechten Vorurtheilen die man gegen unsre *Sprache* und unsern *Geschmack* hat) als eine Art von Phänomen, unterhaltend machen; so ungefehr, wie es lustig genug wäre, einen Bären mit einer Art von Grazie tanzen zu sehen:
3 aber dann | fühle ich nur desto stärcker, wie wenig selbst von diesem, uns eben nicht sehr schmeichelhaften Interesse, das ich und meinesgleichen, Engländern, Franzosen und Italiänern, durch die überraschende Verwunderung, *dass die Sprache der Musen aus Organen wie die unsrigen doch noch so menschenähnlich klingt*, gewähren können, wie wenig, sage ich, von diesem geringen Verdienste selbst, in einer Uebersetzung übrig bleibt, und wie mir insonderheit, der nichts zu verlieren hat, der mit *seiner* Sprache, mit *seinen* Versen, beynahe *Alles* verliert, selbst durch die beste Uebersetzung so viel genommen wird, dass mir ganz unbegreiflich ist, was man zu London oder Paris mit dem Uebrigbleibenden machen soll. Sie sehen also, dass ich meine Stimme nie dazu geben

---

1) Die folgenden Absätze liess Eschenburg selbst im Deutsch. Mus. 1784, Sept. S. 234 ff. zur Einführung der Probe der englischen Oberon-Uebersetzung abdrucken. — Ein ähnlich absprechendes Urtheil über Uebersetzungen seiner Werke aus Wielands Munde bei *Böttiger*, lit. Zust. und Zeitgenossen 1, 159 f.

würde, noch jemals gegeben hätte, wenn ich von jedem, der mir die unverdiente Ehre mich zu übersetzen erweisen will, oder schon erwiesen hat, zuvor gefragt würde und gefragt worden wäre. Kurz, ein Gedicht kann sehr gut für die Nation seyn, für die es geschrieben ist, zumal in einem Zeitpuncte, wo ihre Litteratur erst anfängt einige Gestalt zu gewinnen; und sehr | unbedeutend für Nationen, 4
die schon lange im Besitz aller Arten von Wercken des Genies, des Witzes und der Laune sind, und es in allem diesem zu einer Vollkommenheit gebracht haben, die bey uns nicht einmal möglich ist. Diese und ähnliche Betrachtungen gestatten mir zwar nicht, das Vergnügen, das dem Antheil von Eitelkeit womit ich so gut wie andre Menschen begabt bin, durch Uebersetzung meiner Schriften gemacht wird, rein und lauter zu geniessen: aber sie können und sollen mich doch nicht verhindern, dem Talent Ihres Freundes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sowohl die Geistesgaben als die Geduld und Beharrlichkeit zu bewundern welche dazu gehört, ein so langes Gedicht in gleichmässige gereimte Englische Stanzen überzutragen. Ich müsste sehr undankbar seyn, wenn ich ohne Gefühl für die Ehre wäre, die Er mir dadurch erweist; und viel weiter über die menschliche Schwachheiten hinweggesezt als ich es bin oder zu seyn wünsche, um nicht auf eine sehr angenehme Art durch den Gedanken gekitzelt zu werden, dass mein Oberon, für den ich selbst eine Art von Vorliebe zu haben nicht ohne Erröthen gestehen muss, einem Engländer Liebe genug einflössen konnte, um dem Gedanken ihn in Brittannien zu naturalisiren nicht widerstehen zu können. Indessen sehe ich doch bey allem dem mit der grösten Wahrscheinlichkeit voraus, dass Oberon in England nur eine sehr schwache Sensation machen ja von den Reviewers vielleicht noch schlimmer empfangen werden wird, als ehemals Agathon[1]), und ich wünschte daher wohl eben so sehr um Herrn Six als um meines armen Selbsts willen, dass er diese Arbeit bloss als eine Art von gymnastischer Uebung seines Geistes ansehen, der Welt und seiner Nation aber sich lieber durch eigene Ihm rühmlichere Arbeiten zeigen wollte. Ich überlasse es lediglich Ihnen selbst, ob und was für Gebrauch Sie von diesem Briefe gegen Ihren vortreflichen Freund machen wollen: und bitte Sie übrigens bey dieser Gelegenheit, es für kein leeres Compliment, sondern wahre Empfindung meines Herzens aufzunehmen, wenn ich Sie meiner wärmsten Hochachtung und Ergebenheit versichre.

Wieland.

[Ein Quartbogen.]

---

1) The history of Agathon by Mr. C. M. Wieland, transl. from the German Orig. (v. Justamond), London 1773. 4 vols. 12°.

4.

Ich[1]) bringe Ihnen eben kein grosses Opfer, Mein Wehrtester Herr Professor, indem ich meine Meynung über das ganze Capitel „von Uebersetzung meiner Gedichte in fremde Sprachen" der Ihrigen unterwerfe; zumal da ich in zwey Puncten völlig mit Ihnen einstimme, nehmlich, dass die Englische Sprache gerade die ist worinn Oberon am wenigsten verlieren wird, und dass Ihr Freund, Herr Six, die Mine hat mit diesem eben nicht leichten Abentheuer zu seiner und meiner Ehre zu Stande zu kommen. Da er Geduld genug gehabt hat, schon soviel Schwierigkeiten zu überwinden, so wäre es würklich schade, wenn er auf halbem Wege stehen bliebe. Indessen glaube ich, Sie Selbst werden die Bewegursache fühlen und nicht missbilligen können, warum ich die Probe lieber im Deutschen Museum, als in einem Journal welches ich selbst herausgebe, abgedruckt sehen möchte.[2])

Ihrer Königl. Hoheit der Verwittibten Herzogin zu Braunschweig[3]) bitte ich Sie mich zu Füssen zu legen, und mein Unvermögen, über den Ort wo sich das bewusste Monstrum aufhält, nähere Auskunft zu geben, bestens zu entschuldigen. Derjenige, der diesen Artikel[4]) einem meiner hiesigen Freunde für den Merkur communiciert hat, soll ein glaubwürdiger und zuverlässiger Mann [seyn]: aber aus Besorgnis genauerer Nachfragen hat er es dem be-
2 sagten Freunde nicht nur zur | Bedingung gemacht, mir seinen Nahmen zu verschweigen: sondern ihn auch versichert, dass er, aus Rücksicht für die Familie, die dabey concerniert ist, auch den wahren Ort, wo man das Monstrum suchen und finden könnte, niemals entdecken werde. Ich gestehe, dass ich wünschte diesen Beytrag zur Geschichte der Mondkälber nicht geliefert zu haben. Da es aber einmal geschehen ist, so wäre vielleicht zu wünschen, dass man mehr davon wüsste, und dass dieses Menschen ähnliche Thier unter die Aufsicht und genaueste Beobachtung eines Philosophischen Naturforschers gegeben würde; indem nicht zu zweifeln ist, dass ein

---

1) Der erste Absatz ist ebenfalls abgedruckt im Deutsch. Mus. 1784, Sept. S. 237.

2) Die Probe erschien im D. Mus. 1784, Sept. S. 232—47, eine vollständige Uebersetzung von James Six (vgl. dazu Eschenburgs Notiz bei Böttiger, litt. Zust. u. Zeitg. II, 92) kam nicht zu Stande; dagegen „Oberon, a poem from the German of W. By Will. Sotheby, Esq. London 1798." 8°. 2 vols. (Vgl. Neue Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 62. St. 2. S. 311 ff.)

3) Philippine Charlotte, Tochter Friedr. Wilh. I. v. Preussen, Gemahlin Herzog Karls I.

4) T. M. 1784, März. S. 253 ff. „Eine höchst seltsame Naturerscheinung".

solcher, durch fortgesezte Beobachtungen, und alle mögliche Arten von Versuchen, die sich mit diesem Geschöpfe anstellen liessen, allerley erhebliche Entdeckungen machen würde.

Haben Sie die Güte, mein theurester Herr Professor, mich gelegenheitlich dem Hrn. Six bestens zu empfehlen, und ihm vorläuffig von der neuen sehr verbesserten Ausgabe meiner (so genannten) auserlesenen Gedichte, in 6. kleinen duodezbändchen, zu sprechen[1]), wovon ich Ihnen nächsten [!] ein Exemplar des 1sten Theiles für Ihn zu überschicken mir die Erlaubnis ausbitte. Vielleicht könnte er mir einen Weg zeigen, eine kleine Anzahl Exemplare dieser neuen Ausgabe in London abzusetzen, wo sich jezt, wie es scheint, (ausser den gebohrnen Teutschen) doch manche Engländer befinden, die unsrer Sprache kundig sind. Es geht mit dem Drucke etwas lang- 3
sam her, weil das Werk zu Jena gedrukt wird, und ich die Correctur selbst besorge: ich hoffe aber doch binnen $1^1/_2$ Jahren mit allen 6 Bändchen fertig zu seyn. Auch Oberon wird sich (mit einigen aber nicht sehr beträchtlichen Verbesserungen, aber doch so dass ich künftig nichts mehr daran ändre) in dieser Samlung befinden. Da ich sie nicht auf Subscription herausgebe, so wird sie, à 12 gg. Groschen für 1nen Theil, (auf Schreibpapier, mit kleinen lateinischen Lettern sehr niedlich und correct gedrukt) in allen Buchladen zu haben seyn. Es können aber auch Partien davon von mir selbst verschrieben werden; weil ich das Ganze auf meine eigne Kosten drucken lasse; und in diesem Falle gehen 25 pr.C^t provision ab.

Verzeyhen Sie, dass ich Sie so lange mit meinen so unerheblichen Gegenständen aufhalte, und glauben Sie, dass ich mit der vorzüglichsten Hochachtung immer seyn werde

Ihr ganz ergebenster D[iene]r
u: Freund
Weimar den 7ten May 1784. Wieland.

[Ein Quartbogen.]

II. Herder an Eschenburg.

1.

Ich bin äusserst beschämt, H[ochgeehrter] H[err] H[ofrath], dass ich mit meinem Danksagungsschreiben für Ihren Shakespear[2]) sowohl, als mit meiner Antwort über den Verf. der geharnischten Venus so spät erscheine. Sie haben völlig recht, dass Schoch

1) C. M. Wielands Auserlesene Gedichte. Neue verb. Ausgabe. Jena 1784—87, in 7 Octavbänden.

2) Ueber W. Shakspeare. Von J. J. Eschenburg etc. Zürich 1787.

dieses nicht ist[1]); schon vor Jahr und Tag hatte Gottsched mich dieses in seinem Wörterbuch gelehret. Ja wer nur Gottsched läse! sagte Lessing.

Ihr Aufsatz im Museum darüber ist mir nicht zu Händen gekommen, weil überhaupt der Cirkel, in welchem ich einige Journäle lese oder ansehe, ein sehr unordentlicher Cirkel ist. Denn übersehen hätte ich das Stück unmöglich gekonnt, so wenig ich Ihres Hrn. Schwiegervaters, des immer-jungen Greises, Ave Maria[2]) neulich übersehen habe. So viel und manches an mir den kirchlichen Tod stirbt, so wollen doch diese alten Buhlereien mit der ehrsamsten Matrone, unsrer Poesie und Sprache, noch nicht sterben.

---

1) Eschenburg hatte in Bd. 3 S. 323 ff. der von Zachariä begonnenen Sammlung „Auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter" (Braunschweig 1778) 15 Lieder aus der „Geharnschten Venus" aufgenommen und nach dem Verfasser gefragt. Dass dieser J. G. Schoch sei, hatte Herder im D. Museum 1779, 2, 310 und 1780, 2, 415 behauptet. — Einen Aufsatz Eschenburgs im D. Mus. darüber kenne ich nicht; erst im „Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit, hg. v. Gräter" II (1792) S. 420—27 weist E. Jacob Schwieger als Verfasser nach. Nach S. 422 daselbst ist mindestens ein Brief Herders an E. verloren. — Gleichzeitig fragte Ramler nach dem Verfasser, von dem er wol Stücke in seinen „Wernike" (Leipzig 1780) aufnehmen wollte. Vgl. Lessing an Ramler (Hempel XX. I, S. 784. II, S. 1031) und folgende ungedruckte Briefstellen: Gleim an Eschenburg (15. XI. 78) „Weil ich so gern den rechten Nahmen Filidors ihnen melden wollte, so sucht ich anfangs nach dem Schwaben-Exemplar — fands nicht. Meine jungen Freunde haben's vermuthlich zu sich genommen; bey Herrn Clamer Schmid hab ich nachgefragt, er hatts in der Hand gehabt, nicht aber den rechten Nahmen darum gelesen; Wenn er zu Wolfenbüttel nicht zu finden ist, so fragen sie Herrn Ebeling zu Hamburg, dieser hat die besten altdeutschen Litteratur-Bücher aus Gottscheus Bibliothek an sich gekauft"; Ch. F. Weisse an Ramler (8. V. 79): „Nach dem Namen des Filidor werde ich mich genau erkundigen. Jezt in der Messe laufen alle Leute mit Bretern vor den Köpfen, dass man ihnen ausweicht, um nicht über den Haufen gerannt zu werden"; Adelung an Ramler (6. XI. 79): „Sie haben, theuerster Freund, von Hrn. Weise einige Nachrichten von Wernike und von Filidor genannt Dörferer verlangt. Von ersterm weiss ich gar nichts, von letzterm aber nichts mehr, als was in Mollers Cimbria, unter dem Nahmen Jacob Schwieger, welches sein wahrer Nahme ist, stehet." Vor Eschenburg hatte auch schon Koch in s. Compendium der dtsch. Littgesch. I (1790) S. 248 den Verfasser nachgewiesen.

2) D. Museum 1788, Januar. S. 61—83. Febr. S. 112—152: „Zwei Fragmente eines alten Gedichts von der heil. Maria. Aufgefunden und hg. v. C. A. Schmid".

Ihr Epilogus zu Shakespear ist Goldes werth; es ist gewiss, dass auch die Engländer eine so zusammengedrängte, reife Sammlung kritischer Ideen über ihn in Einem Werk nicht haben. Für uns Deutsche ist der Nachtrag Ihrer Uebersetzungen noch ein
Blumenkranz mehr, mit welchem Sie Ihren Autor | kränzen. Ich 2
habe diese Gedichte, die ich in meiner Jugend las, und einige damals sehr rauh und kauderwelsch übersetzte, mit unbeschreiblicher Freude wiedergelesen. Haben Sie den besten Dank, H.[ochgeehrter] H.[err], für Ihr Geschenk; ich wünschte, dass ichs mit etwas ähnlichem wettmachen könnte.

Ich weiss nicht, ob Ihnen meine zerstr. Blätter[1]) in die Hand gefallen sind; und wäre dies, so wünsche ich, dass die paar kritische Abhandlungen über ein paar Gedichtarten hie und da Ihren Beifall gehabt hätten. Ich denke, mit diesen allmälich fortzufahren, wenn ich Lust behalte und Musse bekomme, diese Aufnahme alter Fündlinge fortzusetzen. Zu drei Theilen wäre wohl noch Vorrath.

Wie stehts mit Ihrem Hawkins[2]) u. mich dünkt auch Whiston[3])? Kommen sie nicht heraus? Auszüge aus beiden wären der Gesch. der Lit. so nöthig; u. müssten zugleich eine sehr angenehme Lectür geben. Ich weiss nicht, ob ich mich irre; oder es entschläft bei uns ein Theil der Literatur, in welchem wir doch, wie mich dünkt, seit 20. 30. Jahren so trefliche Fortschritte gemacht hatten. Lassen Sie ihn nicht entschlafen, l. E., wecken Sie ihn aus dem Schlummer auf, da Sie Känntnisse, Musse und Beruf dazu haben. Ich bin von der Hochzeit der Musen verbannt, stehe nur wie Johannes der Täufer von fern und freue mich über der Hochzeitleute Freude, oder schlafe mit ihnen ein.

Wissen Sie nicht, wer der Schmidt ist, der die Fragmente 3
des Ungenannten völlig herausgegeben[4])? Vielleicht ists ein angenommener Name; aber dieser Rest von Blättern entspricht doch der Erwartung wenig. Viele werden sagen: desto besser! ich sage nicht so, da einmal die Bahn gebrochen u. die Erwartung erregt war.

---

1) Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Erste — dritte Sammlung. Gotha 1785—87. Vierte — sechste Sammlung ebd. 1792—97.

2) Sir John Hawkins (1719—1789), mit Johnson und Steevens Herausgeber Shakespeares (London 1773. X.), Verfasser von: General history of the science and practice of Music. London 1776.

3) William Whiston (1666—1752), theologischer Schriftsteller. — Die Uebersetzungen blieben aus.

4) „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten. Ein Nachlass von G. E. Lessing, hg. von C. A. E. Schmidt. [Berlin] 1787. — Das Pseudonym ist noch nicht aufgeklärt. — Ueber Herders Stellung zu dem Fragmentenstreite vgl. seinen Brief an Lessing vom 25. Dec. 1778 (Hempel XX. II, 959) und Guhrauer ²II, 395.

Und nun noch eine Bitte von ganz andrer Deutscher Art und Kunst. Ich habe die Thorheit gehabt, in die Lotterie Ihres Orts zu setzen u. von der 7. Ziehung, die bereits den 11. Febr. geschehen, noch keine Nachricht oder Listen erhalten. Darf ich Sie um die Güte bitten, mir

die Listen der 7.den Ziehung

zu verschaffen? Was sie kosten, will ich gern entrichten. Nur müsste ich bitten, bald; weil sonst, wenn mich auch die Fortuna recht hätte beseligen wollen, es mir nach Lotteriegesetzen nichts helfen würde. Ich bin zwar in keinem Argwohn des Betruges; aber die Nachlässigkeit der unterlassenen Meldung ist doch mehr als Argwohn. Ich bitte gar sehr darum, H. H., dass Sie mir diesen kleinen promten Freundschaftsdienst erweisen; im Fall einer ähnlichen Lotterie oder dergl. stehe ich gleich promt zu Dienst. Wenn ich was hübsches bekommen habe, sollen Sie auch einen gar hübschen Dank haben. Ich bitte, vergessen Sie diese unliterarische Bitte doch ja nicht.

4 Empfehlen Sie mich der Fr. Hofräthin, dem alten braven Arnoldo[1]) und seinem ganzen Hause aufs beste. Mit Vergnügen denke ich noch an den fröhlichen Abend, den ich bei Ihm in Ihrer Gesellschaft zubrachte. Der Himmel gönne ihm noch lange diese Fröhlichkeit der Jugend, da er wirklich einer der Wenigen, einer der alten, offenern und fröhlichern Welt ist Leben Sie aufs beste wohl, u. erfreuen mich ja mit einer Liste, in der ich meine Nummer nicht etwa nur mit drei 000 sondern auch einer viel bedeutenden Ziffer vor derselben sehe. Ich bin mit der grössesten Hochachtung etc.

Weimar den 10. März 788. Herder.

[Ein Octavbogen.]

2.

Darf ich Sie, liebster E., beim Wort nehmen und Sie bitten, mir doch von der letzten 33ten Lotterieziehung die vollständigen Verzeichnisse der herausgekommenen Nummern 6ter Classe zu übersenden. Campe hat mir nur einige Bogen geschickt, und ich bin auch auf die Druckfehler, die manchmal hintennach bemerkt werden, begierig. Was dafür kommt, will ich gern erstatten. Nur lassen Sie doch gegen H. Joh. Heinr. Campe nichts merken. Meine Nummer war 19141. Ein sonderbarer Umstand bewegt mich, Sie mit dieser Bitte zu beschweren, die Sie mir wie ich von Ihrer Güte hoffe, nicht abschlagen werden.

Ihr Lehrbuch über die sch. W.[2]) habe ich seit 2. Jahren in

---

1) Konrad Arnold Schmid.

2) Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften zur Grundlage bei Vorlesungen. Berlin und Stettin. 1783. — Neue umgearbeitete Ausgabe ebd. 1789.

unserm Gymnasium eingeführt, und ich denke mehrere Ihrer Bücher den Lehrern sowohl als den Schülern in die Hände zu bringen. Wenn ich ins Bad gehe, will ich ein durchschossenes Exemplar mitnehmen, und aufschreiben, was mir beifällt. Mich dünkt, ich schrieb Ihnen schon neulich, dass ich in den zerstr. Blättern allmälich die Theorie mehrerer Dichtungsarten fortzusetzen hoffe; nächstens soll es die Idylle und Romanze, vielleicht auch das Lied überhaupt gelten, wenn Raum ist. Ihr Beifall, l. F. freut mich ungemein. — Sie sind, ohne Heuchelei gesagt, Einer der Wenigen, für die ich am liebsten schreibe. Der Leute unsres Geschmacks giebt es jetzt so gar viel nicht in Deutschland: denn wir gehören auch schon zu den Alten.

Mein Haus ist in den letzten Tagen von einem harten Kreuz betroffen: mein jüngster u. liebster Sohn ist ehegestern begraben. Verzeihen Sie also, dass ich diesmal nicht mehr schreibe. Meine Seele ist trocken, einsam u. öde. Leben Sie aufs beste wohl, und grüssen alle Guten und Lieben.

Weimar 21. Apr. 88. Herder.

An Hrn. HofRath Eschenburg
in
fr. Braunschweig.

[Ein Quartbogen.]

3.

Es ist freilich etwas auf dem gemeinen Wege, dass ich nur bei Gelegenheit einer Auction an Sie schreibe, hochgeschätz[t]er H. und Freund; wenn aber meine Gedanken bei Ihnen allemal sichtbar erschienen, wenn ich an Sie denke, so sähen Sie mich oft. Und immer freundlich, immer dankbar.

Jetzt nehme ich mir die Freiheit, da doch Ihr Name auf dem Catalog vom 6. Mai genannt ist, das Blatt meiner Wünsche an Sie zu adressiren. Sind Sie nicht immer dabei, so geben Sie es wohl einem andern. Die Preise sind niedrig; auf einige Groschen mehr aber kommts nach Gelegenheit nirgend an. Die Spanischen Heiligenleben habe ich nur der Seltenheit wegen angezeichnet; einige Englische Bücher aber hätte ich gern. Sie sind damit gesättigt, wie man chemisch sagt und leben in einer von dieser Sprache reichen Gegend; ich lebe darinn wie in einer Einöde. Gern hätte ich mehr angezeichnet: denn mir fehlt so viel. Lass sehen, was das Glück mir zuwirft.

Ihr Shakespear[1]) liegt zur Recension in den Erfurter Zeitungen vor mir; in der ersten Musse gehe ich an ihn. Aus meiner

1) William Shakespear's Schauspiele. Neue ganz umgearbeitete Ausgabe. Zürich 1798 ff. XII.

Metakritik[1]) werden Sie sehen, wo ich bisher war. Wie ganz ich Ihnen ergeben bin, sagt Ihnen vielleicht Ihr Geist zuweilen. Wir
2 gehören | dünkt mich, noch zu Einer Zeit, in Eine Welt u. Region des Geschmacks u. der Literatur; die neue Welt ist eine andre.

Gehe es Ihnen recht wohl, lieber, u. ich höre zuweilen, so gehts Ihnen. Unser Altvater Gleim erinnert sich Ihrer immer mit Liebe.

Leben Sie wohl, liebster Eschenburg, und lassen Sie sich meine bibliotheca pauperum empfohlen seyn.

Ihr treuer
W. den 18 Apr. 99. Herder.

[Ein Octavbogen.]

4.

Weimar 9 Aug.
99.

Hier ist mein blanker Ducaten. Er kommt so spät, weil ich ihn mit etwas zu begleiten hoffte, das nicht Gold ist. Uebrigens verzeihen Sie, bester; ich schäme mich meiner niedrigen Commissionen. Haben Sie die Güte, beikommende Rechnung quittirt in ein Buch zu legen, wenn sie noch nicht gepackt sind, oder aber in die Adresse des Packs an mich.

Da jetzt Messgelegenheit ist, so bitte ich nachfragen zu lassen, wo aus hiesiger Nachbarschaft z. B. Apolda Fuhrleute in Braunschweig sind. Aus Apolda z. B. besucht ein Fuhrmann Georg Weiss Ihre Messe. Wo nicht, so bitte mir die Bücher auf dem fahrenden Postwagen zu schicken, der von Ihnen in unser Thüringerland gehet.

Die Metakritik wird mir ein lautes u. vielleicht stechendes Gesumse der philosophers of cant and visions zuziehen; ich stehe gerüstet und that was ich gethan habe, ohne Anmaassung, aus Ueberzeugung und Pflicht, also dem kategorischen Imperativ zu Folge. In Nicolai lese ich, dass auch der Verf. des Aenesidemus[2]) gegen das kritische „Corpus sine pectore“ schreibe; ich hoffe, wir begegnen uns. Bald werden Sie von mir die Anzeige oder vielmehr Ankündigung einer — Zeitschrift[3]) lesen. Wundern Sie sich nicht darüber.

Nochmals Dank, Dank für Ihr Deutsch antiquarisches Werk.[4])

---

1) Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Erster Theil. Leipzig 1799.

2) Gottlob Ernst Schulze (1761—1832), Professor in Helmstedt: Aenesidemus 1792. — Kritik der theoretischen Philosophie. Hamburg 1801. II.

3) Adrastea. Leipzig 1801 ff. Sechs Bände.

4) Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Beschrieben und erläutert von J. J. E. etc. Bremen 1799.

Es ist ein Schatz für mich, für den ich etwas entgegen zu bieten wünschte. Und nochmals mit dem besten Dank für Ihre Auctionsmühe das herzlichste Lebewohl.

[Ein Octavbogen.] Herder.

5.

Darf ich Sie, gütiger Freund, um das 35—37. Stück des Braunschweigischen Magazins 1802 ergebenst bitten? Sie können mir gewiss ein Exemplar verschaffen. Was die Stücke kosten, soll sogleich zu Ihnen hinüber. Der Inhalt betrift die bekannte Keilschrift.[1]) Sie verbinden mich ungemein.

Was kann ich Ihnen dafür thun? Noch habe ich Ihnen für Ihren Vater Hagedorn[2]) zu danken; was kann ich Ihnen dafür geben?

Dass Ihnen Einiges in meiner Adrastea gefallen möge, ist mein leiser Wunsch, der bei Allem was ich über die Theorie der sch. K. schreibe, mich anwandelt. Mich dünkt, ich schreibe für so wenige! Die neue Welt theorisirt anders.

Leben Sie bestens wohl, treflicher Mann u. bleiben mir geneigt. Ich bin es Ihnen mit Herz u. Seele.

Weimar, 1. Nov. 1802. Herder.

[Ein Octavbogen.]

---

1) „Ueber die Babylonische und Persepolitanische Keilschrift, als das muthmasslich älteste Urbild aller bis jetzt bekannten Buchstaben-Alphabete“ von D. Ant. Aug. Heinr. Lichtenstein, Generalsuperint. zu Helmstedt (Braunschw. Mag. 1802. St. 35—37. S. 544—81).

2) Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke etc. von J. J. E. Hamburg, 1800. V.

Zu den „Briefen Herders an C. A. Böttiger. Aus Böttigers, auf der Dresdner Bibliothek befindlichem, Nachlass mitgetheilt durch Robert Boxberger“.

In den Jahrbüchern der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt N. F. Heft XI 1882 hat Robert Boxberger diejenigen in dem 80. und 81. Quartbande der zu Dresden aufbewahrten Böttigerschen Correspondenz von ihm vorgefundenen Briefe und Billets von Herder, welche nicht bereits von Böttigers Sohn in den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen“, Bd. 2 S. 189 ff., veröffentlicht waren, durch den Druck bekannt gemacht. Seitdem sind die in Band 80 vereinigten Schriftstücke von Herders Hand aus bisher ungeordneten Bestandtheilen des Böttigerschen Nachlasses um die folgenden zwei vermehrt worden.

1.

Sie haben es mir gestern doch nicht verübelt, dass ich den aufmunternden, freudigen Mittag bei Ihnen nicht halten konnte? Ich bin nach einer Predigt immer so abgemattet, so untauglich: auch schleppe ich mich seit einigen Wochen so krank und schwer umher, dass ich mir selbst zur Last bin. Versichern Sie doch Ihrem Gast und Freunde meine ganze, meine innige Hochachtung.

Wollten Sie mir wohl seine Prolegomenen und seinen ersten Theil der Ilias zur nochmaligen Ansicht senden? Die Hoffmanns[1]) haben immer noch nicht ausgepackt, und ich habe ihn, wie Sie wissen, in grössester Schnelle durchlaufen. Um den 1. t. Theil der Fabric.-Harles. Biblioth. bitte

1) [Gebrüder Hoffmann, Buchhändler in Weimar.]

gleichfalls. Reisen Sie vergnügt und grüssen die Freunde zu Gotha.

H.

2.

Hier mit ergebenstem Danke der Brief. — Ich habe mir das Werk (denn es geht bis L.) holen lassen, und das Abscheulichste von allem bisher Erschienen[en] gefunden. Ein Einerlei, ein unerträglicher Nachhall!

Ich bin beschämt, dass ich Hrn. Mac-Donald gestern nicht annehmen konnte; (die Abwesenheit meines Bedienten hatte die Ueberlieferung des Zettels verspätet) und auch heute wird mir das Vergnügen versaget. Entschuldigen mich E. W. aufs beste bei dem selten-guten Mann. Diese Woche ist eine Zeit der Rappuse.

Könnte ich Ihnen doch noch etwas Angenehmes sagen! Aber ich weiss nichts, als das beste Lebewohl

H.

Das Billet Nr. 1 dürfte im Jahre 1795 am Montag oder Dienstag nach Pfingsten (25. oder 26. Mai) geschrieben sein; denn Friedrich August Wolf hielt sich, wie Böttigers handschriftlichen „Bemerkungen als mich Wolf d. 22ten bis 28ten Mai 1795 besuchte“ (in dem 230. Quartbande der Böttigerschen Correspondenz) zu entnehmen ist, vom Freitag vor bis Donnerstag nach Pfingsten dieses Jahres in Weimar auf. Das Billet Nr. 2 ist vermuthlich im Jahre 1797 geschrieben.

Wenn somit Boxbergers Veröffentlichung etwas zu ihrer Vervollständigung hinzugefügt werden konnte, so müssen ihr anderseits 1) der darin unter Nr. 61 aufgenommene Brief, insofern ihn bereits K. W. Böttiger (K. A. Böttiger. Leipzig 1837, S. 136 f. = Zeitgenossen 3. Reihe 6. Band Heft 3 S. 100 f.) publiciert hatte, und 2) zwei unter Nr. 4 und 8 abgedruckte Herdersche Briefe genommen werden, welche nicht von Johann Gottfried, sondern von seinem im Jahre 1806 verstorbenen Sohne, dem Mediciner Dr. Wilhelm Gottfried v. Herder, herrühren. Boxberger scheint nicht bemerkt zu haben, dass diese beiden, von den übrigen abweichend mit der Anrede

„Verehrtester Herr ConsistorialRath“, bezw. „O. C. Rath“, und der Unterschrift „D. Herder“ versehenen Briefe nicht von derselben Hand geschrieben sind wie die anderen, obgleich auch der Inhalt, zum mindesten des einen, insofern darin der Briefschreiber von Kinderkrämpfen und einem Pülverchen redet, den Arzt verräth. Dadurch, dass sich Boxberger hinsichtlich der Person des Verfassers des Briefes Nr. 8 irrte, ist er aber auch noch zu einem weiteren Irrthum geführt worden, indem er den Aufsatz über die Aufführung von Mozarts Requiem in der Hauptkirche zu Weimar, welchen das Journal des Luxus und der Moden im Jan. 1802 S. 37—39 enthält, für ein bisher unerkannt gebliebenes „Herderianum“ gehalten und als solches bekannt gegeben hat, obschon es in Wahrheit nicht von dem grossen Herder, sondern von dessen ältestem Sohne verfasst ist.

Zu dem von Boxberger unter Nr. 40 veröffentlichten Briefe will ich bei der hier sich darbietenden Gelegenheit mit Beziehung auf Herders Gedicht „Der deutsche Nationalruhm“ und unter Hinweisung auf „Herders Werke herausgegeben von Suphan“ Bd. 18 S. 208 und 554 die nachfolgende Stelle aus einem vom 8. Juli 1798 datierten Briefe von Hartknoch jun. an Böttiger mittheilen: „Es thut mir weh, dass ich gleich Ihren ersten Wunsch, das unterdrückte Blatt [ausgestrichen] Gedicht im 9ten Bändchen der Hum. Briefe betreffend, nicht erfüllen kann, weil ich es leider selbst nicht habe. Das einzige unterdru unkastrirte Exemplar, das ich in meiner kleinen Privatbibliothek in Riga hatte, ist als Nachlass an meinen Freund Richter in Moscau gegangen, und jetzt also eine grosse litterarische Seltenheit, im Norden versteckt. Die übrigen Abdrücke sind gleich in Berlin vernichtet worden“.

Nachträge zu „S. Hirzel Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek herausgegeben v. L. Hirzel“ u. zu „F. Strehlke Goethes Briefe“.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

An Stelle der seit 1877 in diesem Archive gegebenen Nachträge zu Salomon Hirzels „Neuestem Verzeichnisse einer Goethe-Bibliothek“ müssen von jetzt ab Nachträge zu dem von Ludwig Hirzel fortgesetzten Verzeichnisse erscheinen; denn letztres ist nunmehr als die Grundlage der Goethe-Bibliographie im engern Sinne, des Goethe-Schriftenschatzes im Gegensatze zu dem weiteren Begriffe der Goethe-Litteratur, zu betrachten. Dieses allerneueste Verzeichniss habe ich oben Seite 287 ff. besprochen, aus welcher Besprechung entnommen werden kann, dass meine bisherigen Nachträge dadurch nicht entbehrlich geworden sind — leider! da sie denn doch kein übersichtliches ganzes darstellen. Sie, soweit sie nicht in Ludwig Hirzels Verzeichniss aufgenommen sind, hier zu wiederholen scheint aber demungeachtet nicht gerechtfertigt; die nunmehrigen Nachträge sind also als solche zu L. Hirzels Verzeichniss und meinen früheren Nachträgen zu verstehen.

Mit diesen Nachträgen sollen aber von jetzt an Nachträge zu einem andern wichtigen Handbuche des Goethe-Schriftenschatzes verbunden werden: zu „Goethes Briefen. Herausgegeben von F. Strehlke“. Es werden demnach die in den aufgeführten Veröffentlichungen abgedruckten Briefe Goethes nach Jahr und Tag sowie mit den Anfangsworten einzeln aufgeführt werden, wie dies in Strehlkes Uebersichten geschehen ist.

Bevor die im Jahr 1884 erschienenen Schriften aufgeführt werden, kommen zunächst einige bisher übersehene.

1769.

Nach „Goethes Werken. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Mit Einleitungen von G. v. Loeper. Zweite Ausgabe" S. 282 rücke ich ein:

> Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend. Dritten Jahrganges Viertes Vierteljahr. Leipzig. Im Verlag der Zeitungs-Expedition. 1768. — Anhang 1769. [„Die Nacht" („Nun verlass' ich diese Hütte").]

1778.

Nach G. Wustmanns Aufsatz „Zum 28. August 1884. Kleine Goethiana" citiere ich:

> Sammlung Deutscher Lieder für das Klavier von Herrn Joseph Anton Steffan, k. k. Hofklaviermeister. Wien, bei Joseph Edlen von Kurzböck. Erste Abtheilung. 1778. [Unter Nr. 14 „Das Veilchen" von G. mit dem Texte von 1780 bei Schmid.]

1787, 1788, 1789, 1790.

Die Göschensche Ausgabe von „Goethes Schriften" wurde auch ausgegeben mit den Titelblättern

> Goethes Schriften. . . Band. Wien, bey C. Schauenburg und Compagnie, und Leipzig, bey G. J. Göschen. 1787 u. s. w.

Dieser Titel ist bezüglich des 7. Bandes zugleich als ein weiterer Beitrag zu den Titeln, unter denen die erste Ausgabe des „Faust" vorkommt, hervorzuheben, worüber der Aufsatz über Seufferts Neudruck des Fragments Band XI S. 423 f. dieses „Archivs" zu vergleichen.

1793.

Das bei Hirzel genannte „Taschenbuch der Schaubühne" kommt häufiger mit dem Titel vor:

> Theater-Kalender auf das Jahr 1793. Gotha etc.

1810.

Nach dem VI. Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 321 ist anzuführen:

Extrablatt der Nordischen Miszellen. Nr. 8, den 1. März 1810. 13. Band. Hamburg 1810, auf Kosten des Herausgebers und in Commission bei B. G. Hoffmann. [S. 157 ff. erster Druck von „Wanderers Sturmlied“ unter der Ueberschrift „Dithyrambus“.]

1811.

Nach demselben Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 121 f. möge folgendes Platz finden, obwol dort nicht ganz zweifellos gelassen ist, ob der betreffende Spruch Goethes von ihm niedergeschrieben oder aber nur mündlich geäussert worden war:

Gemeinnützige Blätter für das Grossherzogthum Frankfurt und dessen Umgebung. Frankfurt a. M. Mit Andreäischen Schriften. Nr. 23. 27. Februar 1811. [Unter der Ueberschrift „Ungedruckt“ je ein Spruch von Herder, Wieland, Schiller, Goethe.]

1836.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zwanzigster Jahrgang. Januar. Berlin, 1836. In der Vereins-Buchhandlung. 4°. [10. Blatt vom 16. Januar S. 46: Goethe an die Neunzehn Freunde in England. „Worte, die der Dichter spricht“. Neudruck nach dem Autograph im Besitz Franz Gräffers in Wien (vgl. 3. Blatt S. 9). Zeile 4: „Ob sie in der Ferne wirken“.]

1856.

Catalogue de la riche collection de lettres autographes de feu Mr. Const. Charles Falkenstein .... dont la vente publique aura lieu à Leipzig le 7 Avril 1856, Maison Weigel, par le ministère de Mr. Ferdinand Förster .... 1re partie. Leipzig, T. O. Weigel, 1856. [S. 17 Datum e. Briefs an A. v. Humboldt vom 21. Juli 1825.]

1866.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 98. Sonntag, den 9. December 1866. [S. 410 Stellen aus G.s Tagebuch.]

1867.

Die Entstehung der Kirche. Vortrag zu Gunsten des Kirchenbauvereins zu Berlin am 16. December 1867 gehalten von Dr. K. F. Kahnis, Prof. der Theologie zu Leipzig und Domherrn des Hochstifts Meißen. Leipzig, Dörffling und Franke. 1867. [S. 6 zwei Strophen: „Lange hab' ich mich gesträubt". Vergl. 1874 „Presse" und 1882 „Magazin f. d. Lit. des In- u. Auslandes.]

1869.

Verzeichniß einer werthvollen Sammlung von Werken aus allen Wissenschaften, einer Autographensammlung .... aus dem Nachlasse des Grossh. Bad. Geh. Reg. Rathes und bekannten Bibliophilen Dr. Friedrich Wilhelm Fröhlich in Carlsruhe, welche .... zu haben sind in der Buch- und Antiquariatshandlung von Ludolph St. Goar in Frankfurt am Main, Zeil 30. Antiquarisches Verzeichniss Nro. 21. Frankfurt am Main. 1869. [S. 83 Briefdatum — 14. Nov. 1825 — und Widmung d. Gedichts „Sah gemalt in Glas u. Rahmen" an Ritter v. Leonhard, z. Th. correcter als in dessen „Aus unsrer Zeit in meinem Leben".]

1871.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Zweiter Band. Mit dem Portrait von Caroline Schlegel. Leipzig Verlag von S. Hirzel. 1871. [S. 169 u. 200 G.s Aenderungen in A. W. Schlegels „Ion".]

1874.

Die Presse. Nr. 100. Wien, Sonntag, den 12. April 1874. 27. Jahrgang. [In E. Duboes Aufsatz „Goethe u. der Unsterblichkeitsglaube" G.s Eintrag ins Album der Körnbachthalmühle „Lange hab' ich mich gesträubt"; s. o. 1867.]

1878.

Das Museum. Literarisch-belletristisches Unterhaltungsblatt der Neuen Frankfurter Presse. Nr. 199. Sonntag den 25. August 1878. [2 Briefe an Hundeshagen.]

1879.

Allgemeine Literarische Correspondenz für das gebildete Deutschland. Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbands .... Nr. 48. Leipzig, den 1. September 1879. IV. Bd. [S. 207 Neudruck d. Gedichts an Frau v. Berg „Wie es dampft".]

1880.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 1. Band. Mit dem Portrait des Staatskanzlers und zwei facsimilirten Beilagen. Wien 1880. Wilhelm Braumüller K. K. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Auch unter d. Titel:

Aus Metternich's [Wie oben bis] Original-Ausgabe. Erster Theil. Von der Geburt Metternich's bis zum Wiener Congreß 1773—1815. Erster Band. [W. o. bis Ende. S. 240 Brief an Metternich v. 16. März 1812 „Dass Ew. Excellenz, indem Hochdieselben".]

1882.

Nr. 139. Verzeichniss von Büchern und Handschriften. Neue Erwerbungen des antiquarischen Bücherlagers von J. A. Stargardt in Berlin ..... Berlin 1882. [S. 2 Dat. e. Briefs v. 29. Mai 1784.]

In „Goethes Briefen hrsg. v. F. Strehlke" II. Band S. 484 finden sich unter Nr. 25 und 26 Bezugnahmen auf

Katalog der Autographenauction am 6. Januar 1882 bei Rud. Lepke. [S. 6 Dat. u. Anf. e. Briefs an F. S. Voigt]

und auf

Auctionskatalog von Liepmannssohn für den 12. October 1882. [Anf. e. Briefs an e. Hoheit.]

Diese Titelangaben sind jedoch ungenau.

1883.

Deutsche Wochenschrift. Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Oesterreichs und Deutschlands. Herausgeber Dr. Heinrich Friedjung. Nr. 3. Wien. 18. November 1883. Leipzig. I. Jahrgang. [S. 9 Stammbucheintrag G.s von 1781.]

1884.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1884. [S. 3—37 Briefe an: Herzog Ernst II. v. Gotha v. 15. März 1784 „Ew. Durchl. übersende hierbey unterthänigst zehen" — A. W. Schlegel (nicht Iffland, Neudruck) v. 27. Oct. 1803 — Herz. Karl August v. 10. Mai 1808 „Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben geruht" — Amalie Wolff v. 3. Febr. 1812 „Ich habe zwar heute" — Kirms (nicht Iffland, Neudruck) v. 22. Febr. 1812 — Frau v. Heygendorff v. 24. Sept. 1815 „Als ich heut am herrlichsten" — v. Schreibers v. 3. Aug. 1818 „Ew. Hochw. in der Zeit meines" — v. Voigt v. 4. Oct. 1818 „Auf beiliegendes, unmittelbar" — H. Meyer v. 5. Mai 1820 „Da ich nun, mein theuerster" — dens. v. 9. Aug. 1822 „Tausend Dank, mein theuerster" — F. S. Voigt v. 10. Mai 1823 „Das Naturaliencabinet der Naturforschenden" — H. Meyer v. 10. Juli 1824 „Da ich Gelegenheit habe" — dens. v. 24. Juli 1824 „Ihr lieber Brief hat mir" — Varnhagen v. Ense v. 19. Febr. 1828 „Ew. Hochw. mit einiger Anfrage" — H. Meyer v. 23. Juli 1829 „Wenn Sie dieses erhalten" — Hirt v. 24. Mai 1830 „Sie haben, verehrter Freund" — Varnhagen v. Ense v. 10. Sept. 1830 „Ew. Hochw. danke verpflichtet" — dens. v. 3. Oct. 1830 „Es waren im eigentlichen Sinn" — Ottilie

v. Goethe v. 12. Febr. 1831 „Wolltest Du wohl, meine liebe“ — v. Reutern v. 22. April 1831 „Ew. Hochw. kostbare Sendung setzte“ —; S. 40 Briefe an J. H. Voss im letzten Vierteljahr 1802 „Sie erhalten zugleich ein Bändchen“ —; S. 40 f. u. 87 an H. Voss v. 6. Juli 1795 Druck nach dem Entwurfe und v. 22. Juli 1821 „Ihre liebwerthe Sendung, mein“ —; S. 113 f. an Fr. v. Stael v. 16. Dec. 1803 „Voila, Madame, une des contradictions“, v. 19. Dec. 1803 „Non, Madame, ce ne sera pas“ —; S. 141—169 Briefe an Ernst Meyer v. 10. Sept. 1822 „Ew. Wohlgeb. freundliches Schreiben bewillkommte“ — v. 2. Febr. 1823 „Ew. Wohlgeb. sende hiebei einige“ — v. 30. März 1829 „Nach langer Zeit ergreife“ — v. 23. Apr. 1829 „Ew. Wohlgeb. sehr werthe Blätter“ — v. 26. Juni 1829 „Es glückte mir vielleicht“ — v. 21. Juni 1831 „Ew. Wohlgeb. haben mich durch“; S. 188 Neudruck der Widmung des „Werther“ an Lavater: „Jeder Jüngling wünschet so zu lieben“; S. 299—308 Stellen aus Briefen an H. Meyer v. 18. u. 26. Oct. 1819, 1. Oct. 1819, 6. Juni 1820, 13. Sept. 1820, 1. Sept. 1820, 5. Mai u. 26. Mai 1821, 27. März 1799 „Heute habe ich Verschiedenes“, 20. Aug., 21. u. 22. Aug. 1829 — S. 349 f. desgl. v. 11. u. 17. Juni 1820, sowie endlich v. 14. Juni 1822.]

Goethe's Werke. Dritter Band. Gedichte. Dritter Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin 1884. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein u. Frank.) [Bei vielen Gedichten sind Handschriften verglichen.]

Goethe's Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790 zur Begrüssung der Deutsch-Romanischen Section der XXXVII. Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner in Dessau am 1. October 1884 herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig Druck von Breitkopf & Härtel. In 100 Exemplaren gedruckt. [Darin sind bisher unbekannte Briefe angemerkt: v. 12. Aug. an Werthern, v. 21. Aug. an Sutor, v.

31. Aug. an Herzogin Amalie u. ans K. Postamt Hirschberg, v. 11. Sept. an v. Frankenberg, v. 12. Sept. an Ph. Seidel, an v. Egloffstein u. an Graf Reden, v. 18. Sept. an Herz. Ernst II. v. Gotha u. an Bertuch sowie — nach Zarnckes unzweifelhaft richtiger Deutung — v. 1., 6., 12., 14., 21. u. 31. Aug., sowie v. 1., 12., 18. u. 28. Sept., endlich v. 3. October an Christiane Vulpius.]

Studia Nicolaitana Dem scheidenden Rektor Herrn Prof. Dr. Theodor Vogel dargereicht von dem Lehrerkollegium der Nikolaischule zu Leipzig. Leipzig Giesecke & Devrient 1884. [S. 103—110 G.s Leipziger Lieder in ältester Gestalt; genauer Abdruck.]

Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen und unter Mittheilung vieler ungedruckter Briefe Goethe's. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 22. Lieferung. Berlin 1884. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein und Frank.) [Innerhalb der 22. Lieferung schliesst der II. Theil; die folgenden fünf Lieferungen gehören nicht mehr in gegenwärtige Nachträge, da der III. Theil nur die Zusammenstellung der Briefe nach der Zeitfolge enthält. Der II. Theil erschien unter dem Titel:]

Goethe's Briefe. Verzeichniß unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. — Darstellung der Beziehungen zu den Empfängern. — Inhaltsangaben. — Mittheilung von vielen bisher ungedruckten Briefen. Herausgegeben von Fr. Strehlke. Zweiter Theil. R—Z. Briefe an Unbekannte. Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen. Gruppirung der Briefe. Gesammtresultate. Nachwort. Berlin 1884. Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank.)

Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, a. ö. Professor an der Universität Lemberg. Mit zwei Portraits. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz,

(Besser'sche Buchhandlung.) 1884. [Briefe G.s an Christine v. Ligne v. 10. Nov. 1811 „Läugnen darf ich nicht“, sowie an Gräfin Josephine O'Donell geb. Gräfin Gaisruck v. 7. Aug. 1812 „Liebe neue Freundin, haben Sie“ — v. 28. Aug. 1812 „Eben war ich im Begriff“ — v. 24. Nov. 1812 „Hier bin ich nun, verehrte“ — v. 2. Jan. 1813 „Zunächst aber sollen Sie, verehrteste“ — v. 27. April 1813 „Als ich einst den freilich“ — v. 1. Juni 1813 „Wenn Sie wissen könnten“ — v. 22. Juni 1813 „Da sich die liebe Excellenz“ — v. 24. Juli 1813 „Schon seit drei Wochen“ — v. 5. Aug. 1813 „Wie ich immer gefunden“ — v. 6. Aug. 1813 „Und so kommt es endlich“ — v. 30. Oct. 1813 „Die seit geraumer Zeit“ — v. 20. Dec. 1813 „Hier, meine Verehrteste, zum Weihnachtsfeste“ — v. 8. Febr. 1814 „Sie handelten sehr lieb und freundlich“ — v. 4. Aug. 1818 „Die Freude, meine verehrte geliebte“ — v. 15. März 1820 „Auf Ihren lieben Brief, verehrte“ — v. 3. Mai 1820 „Kann Ihnen beikommendes Blatt“ — v. 27. Juli 1820 „Beiliegendes Brieflein wird Sie“ — v. 19. Mai 1823 „Vom 11. Februar an“ — v. 30. Juni 1823 „So eben in Eger angelangt“. — Ferner: Gedicht an Gräfin O'Donell, endlich Neudruck sämmtlicher Gedichte an dieselbe und an Christine v. Ligne, ingleichen d. Briefs an Karl August v. 19. Jan. 1815.]

Geschichte des Sonettes in der Deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform von Dr. Heinrich Welti. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1884. [S. 193 ff. 2 Stellen aus Brief an Cotta v. 9. Apr. 1808.]

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh!“ Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau herausgegeben von Gustav Liebau zu Berlin. Ilmenau. Aug. Schröter's Verlag 1884. [S. 31 Tagebucheintrag v. 28. Aug. 1831 u. Eintrag ins Fremdenbuch der Massenmühle vom selben Tage.]

Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationallitteratur

und ihrer Geschichte (16. Jahrhundert bis Gegenwart). Herausgegeben von Dr. Otto Sievers, Professor an der technischen Hochschule und am Gymnasium zu Braunschweig. I. Jahrgang, Heft 2. (Februar.) Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). 1884. [S. 101 G.s Datierung d. Gedichts „Zarte, schattende Gebilde".]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 43. Jahrgang. 3. Quartal. Nr. 36. Ausgegeben am 28. August 1884. Inhalt . . . . Kleine Goethiana. Zum 28. August. Von G. Wustmann. Seite . . . . 456. Leipzig, Fr. Ludw. Herbig. (Fr. Wilh. Grunow.) 1884. [S. 460 Bestimmung des Briefs an e. Buchhändler v. 22. Juni 1774 als an Dieterich in Göttingen gerichtet; S. 465 f. Brief an Frege v. 21. Juli 1800 „Wohlgeborner, Insonders hochgeehrtester Herr! Je seltner" nebst e. archaeologischen Gutachten.]

Kleine Goethiana. Sonderabdruck aus den „Grenzboten". Zum 28. August 1884. [S. 10 f. der Brief an Frege nebst Beilage.]

Neue Freie Presse. Morgenblatt. Nr. 7043. Wien, Samstag, den 5. April 1884. [Im Feuilleton: „Goethe und die Gräfin O'Donell. Nach ungedruckten Briefen von R. M. Werner" Stellen aus G.s Briefen vor Ausgabe obiger Schrift.]

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von . . . . herausgegeben von Joseph Kürschner. Verlag von W. Spemann in Berlin & Stuttgart. 124. „Bürgers Gedichte", 3. Lfg. herausgegeben von A. Sauer. [Auf der 2. Seite d. Umschlags e. Räthsel, angeblich v. Goethe.]

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt. Nr. 62. Achtundzwanzigster Jahrgang. Sonntag, 2. März 1884. [Im Feuilleton: „Aus „„Kunst-Meyers"" Nachlass" v. K. Kuhn Briefe an Kanzler v. Koppenfels v. 27. Juli 1797 „Indem ich Ew. Hochw. für" u. v. 28. dess. M. „Ew. Hochw. bin ich für", sowie an H. Meyer v. 7. März 1820 „Es haben sich während", v. 20. Juni 1826 „Hier-

bei, mein Theuerster, übersende die" u. v. 8. Febr. 1831 „In Erwartung Ihrer freundlichen Zusprache".]

Berliner Börsen-Courier Mittwoch, 28. Mai 1884. No. 267. Morgenausgabe. [Im Aufsatz „Das Goethehaus" S. 3 Stelle aus e. Tabelle üb. Zeitbegebenheiten.]

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Fr. Zarncke. Verlegt von Eduard Avenarius in Leipzig. Nr. 37. 1884. 6. September. [Sp. 1292 f. von e. Brief an Eckermann Datum — 9. Aug. 1830 — u. Anfang — „Es wäre freundlich gewesen" —.]

No. 145. Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen zu den beigefügten Preisen von J. A. Stargardt in Berlin W., Markgrafenstr. No. 48, I. Etage. . . . . (Sammlung des verstorb. Geh. Justiz-Rath Ulfert u. ein Theil aus Holtei's Nachlass.) Berlin 1884. [S. 14 Dat. u. Anf. d. Briefs an v. Voigt v. 5. Nov. 1811 „Indem ich Ew. Exc. für" — S. 15 Inhalt e. Briefs an Kirms a. d. J. 1799.]

Catalogue de la précieuse collection d'autographes composant le cabinet de M. Alfred Bovet. Séries V & VI. Savants et explorateurs. — Poètes et prosateurs. La vente aura lieu à Paris. En l'hôtel des Commissaires-Priseurs . . . . Les Jeudi 19, Vendredi 20 et Samedi 21 Juin 1884 . . . . Par le ministère de M. Maurice Delestre . . . . . Assisté de M. Étienne Charavay, Archiviste-Paléographe, expert en Autographes. À Paris. Chez Étienne Charavay expert . . . . 1884. [S. 377 Brief an Heyne v. 13. Jan. 1787 „Ew. Wohlgeb. Andenken hat mich"; an Schiller v. 18. Oct. 1795 „Noch bin ich hier"; S. 378 Facsimile d. Briefs an Racknitz v. 18. Sept. 1790; S. 379 Entwurf z. d. Uebersetzung „Der Olympos, der Kissabos, die zwei Berge haderten".]

Zum Schlusse sei auf die in unserm Archiv, XII. Band S. 168 und S. 616 f., vorkommenden Stücke verwiesen; dort eine Stelle aus einer ungedruckten Bearbeitung des „Götz", hier erster zusammenhängender Druck eines Briefgedichts an Merck.

De la Littérature allemande von Friedrich dem Grossen (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausg. von B. Seuffert Nr. 16). Heilbronn, Gebr. Henninger 1883. 8°. XXX und 38 SS. ℳ 0,60.

In der von Bernhard Seuffert herausgegebenen verdienstlichen Sammlung deutscher Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts ist als 16. Heft schon vor einiger Zeit ein Neudruck der berühmten Schrift Friedrichs des Grossen „de la Littérature allemande“ vom J. 1780 erschienen, dem der Herausgeber L. Geiger eine längere inhaltsreiche und belehrende Einleitung vorangeschickt hat. Mit gutem Grunde hält derselbe die Rechtfertigung der Aufnahme dieser französischen Schrift unter Neudrucke deutscher Litteraturwerke für nicht schwer, da sie sowol wegen ihres Verfassers und wegen ihres Inhalts, als auch wegen ihrer Wirkungen für die deutsche Litteratur bedeutsam sei. Ich möchte noch einen Grund hinzufügen, der mir für die Aufnahme zu sprechen scheint; es ist der Umstand, dass es jetzt jedem Forscher oder Litteraturfreunde ohne Mühe möglich ist, die Schrift des Königs aus eigner Lectüre kennen zu lernen, während bis dahin, bei der Seltenheit der älteren Specialausgaben und bei der Schwierigkeit, sich den betreffenden Band der Werke Friedrichs d. Gr. zu verschaffen, mancher sich genöthigt sah sich mit den mehr oder minder ausführlichen Inhaltsangaben zu begnügen, welche sich in einzelnen litterarhistorischen Schriften finden. Die beste Würdigung der Schrift nach Inhalt und Bedeutung hat unzweifelhaft J. W. Loebell gegeben in seinem leider unvollendet gebliebenen Werk: „die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode I“ 1856 S. 324 ff. Geiger erwähnt Loebell nicht, sondern den von ihm abhängigen D. Jacoby, dessen 1875 erschienener Schrift ich übrigens eher das Praedicat „kenntnissreich“ als „geschmackvoll“ ertheilen möchte. Neuerdings, erst nach erscheinen der Geigerschen Ausgabe hat „Friedrichs des Grossen Stellung zur deutschen Litteratur und zu den deutschen Dichtern“ eine gründliche Bearbeitung erfahren durch ein Königsberger Programm (Kneiphöfisches Stadt-Gymnasium) von Krause 1884 und desselben Monographie „Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie“ (Halle a. S. 1884).

Der Text der Neuausgabe ist ein Abdruck der in den letzten Tagen des November 1780 erschienenen ersten Ausgabe, die Druckfehler derselben sind verbessert, auch werden auf S. XIV. XV die wichtigeren Varianten der im J. 1789 im 3. Bande der Oeuvres de Frédéric II publicierten Ausgabe der Schrift mitgetheilt. Besonders interessant ist die bereits am 2. December desselben Jahres in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung veröffentlichte Besprechung der Königlichen Schrift, für deren Wiederabdruck (S. XXIII—XXV) man dem Herausgeber um so dankbarer sein kann, als der Verfasser derselben die Wirkung der Schrift vollkommen richtig vorhergesehen hat, wenn er am Schlusse sagt: „(Jeder Patriot) wird, weit entfernt, sich durch das Urtheil eines so grossen Mannes niederschlagen zu lassen, vielmehr alle seine Kräfte aufbieten, die Erfüllung seiner Hoffnung zu beschleunigen." Man hört hier, möchte ich sagen, schon einen Vorklang der bekannten, von Goethe abschliessend über unsre Schrift gefällten Urtheile.

Unter den zahlreichen Gegenschriften, welche Friedrichs harte und schroffe Aeusserungen hervorgerufen, hat Geiger mit Recht nur vier der hervorragendsten besprochen, nämlich die allerbedeutendste von dem trefflichen J. Möser (wieder abgedruckt in der Ausgabe seiner Werke von Abeken IX, 136 ff.), die von Jerusalem, Wezel und Ayrenhoff (S. XVII—XXII). Dass Goethe gleichfalls ein Antwortschreiben nicht nur geplant, sondern vollendet hat, scheint nach den von Geiger angeführten Briefstellen (S. XXVI) festzustehen, vielleicht bringt ein glücklicher Zufall die bis jetzt verschollene Schrift wieder zum Vorschein; ihr Ton dürfte wol weniger objectiv gelautet haben als die bekannten Stellen aus Dichtung und Wahrheit.

Im ersten Theile der Einleitung bespricht Geiger diejenigen Schriftsteller oder Litteraturwerke, welche dem Könige bekannt geworden sind, nach drei Gesichtspuncten: erstens solche, welche Friedrich noch in seiner Jugend kennen gelernt hat, zweitens solche, welche wie er selbst dem französischen Geschmacke huldigten, und drittens solche, die ihm durch Zufall in die Hände gekommen sind.

Als Beispiel der ersten Classe erwähnt er den Königsberger Generalsuperintendenten Quandt, über den neues biographisches Material beigebracht wird (S. IV ff.); Vertreter der zweitgenannten ist Cornelius von Ayrenhoff, dessen unbedeutendes Lustspiel „Der Postzug" der König in so auffallender Weise gelobt hatte (zu der Litteratur über ihn ist noch nachzutragen ein Programm des akademischen Gymnasiums in Wien von Bernd aus dem J. 1852); für die dritte Classe endlich werden die schon so oft besprochenen „reimlosen Verse eines Ungenannten" von Geiger noch einmal einer eingehenden Erörterung unterzogen. Da dies ausdrücklich geschieht mit Bezugnahme auf meinen im Archiv XI, 353 ff. veröffentlichten Aufsatz und die darin aufgestellte und begründete Behauptung, nicht

J. N. Götz, sondern der Auricher Regierungspraesident von Derschau sei der Anonymus, von dem der König spreche, so darf ich wol an dieser Stelle noch einmal auf die Sache zurückkommen, um den Standpunct, von dem aus ich die Sache beurtheilt habe, zu vertheidigen und vor falscher Auffassung zu schützen. Geiger ist nämlich der Ansicht, gegen meine Vermuthung spreche „freilich so gut wie alles“.

Drei Einwendungen sind es, welche er gegen mich geltend macht. Dass wir zunächst nicht nachweisen können, dass der König das Derschauische Gedicht „auf die zu Emden im Jahre 1751 errichtete Ostindische Handlungs-Compagnie“ wirklich zu Gesichte bekommen, ist von mir nie geleugnet worden, während anderseits nach Knebels Zeugniss feststeht, dass die Götzische „Mädcheninsel“ in Friedrichs Hände gelangt ist; obwol es unrichtig ist, wenn Geiger (S. VIII) sagt, Knebel habe selbst dem Könige ein Exemplar überreichen lassen, denn davon erwähnt jener in seiner Erzählung in Herders Adrastea nichts. Ich stelle mir übrigens die Sache wesentlich anders vor, als Geiger anzunehmen scheint: nicht erst die im J. 1772 anonym erschienene Sammlung der Gedichte Derschaus „Andenken für meine Freunde“ soll Friedrich mit dem fraglichen Opus bekannt gemacht haben, sondern es wird ihm bei seiner Anwesenheit in Emden im Sommer 1751 das Gedicht als anonymer Sonderdruck überreicht worden sein, da gerade damals der König die neu gegründete Gesellschaft bestätigte.

Dass der Generalsuperintendent Coners (nicht Coner, wie S. X steht) mehr Grund hatte für den Dichterruhm seines früheren beliebten Regierungspraesidenten einzutreten als Knebel für den seines Freundes Götz, ist natürlich ohne weiteres zuzugeben. Aber die Hauptsache bleiben doch die Gedichte selbst! Und da stellt Geiger eine Behauptung auf, die ich nicht verstehe, nach der ich fast glauben sollte, er habe den Text von Derschaus Gedicht kaum einmal ganz gelesen. Er sagt: „Endlich passen die Worte, die Friedrich über das Metrum braucht, nicht im geringsten auf Derschaus Gedicht: es ist in ganz regelmässigen Hexametern, in denen wol auch einmal ein Spondaeus vorkommt, aber keine Spur von Abwechslung des spondaeischen und daktylischen Versmasses zu finden ist (!).“ In diesem Satze enthält eigentlich jedes Wort eine Unrichtigkeit: denn das Derschauische Gedicht ist nicht in regelmässigen Hexametern geschrieben, sondern es umfasst 31 Strophen, welche aus je 3 sogen. Kleistschen Hexametern (also mit Vorschlagssylbe) und aus einem katalektischen daktylischen Dimeter gleichfalls mit Vorschlag zusammengesetzt sind; ferner ist in jedem der 93 Hexameter streng gesetzmässig in der Hauptcaesur ein Spondeus statt des Daktylus gesetzt, so dass sich also in den 124 Versen des ganzen Gedichts nicht weniger als 93 Spondeen finden, die Abwechslung zwischen

spondeischem und daktylischem Versmasse demnach zwar eine streng stereotype, aber doch recht reichliche genannt werden kann. Endlich aber hat Geiger einen von mir besonders betonten Punct gar nicht erwähnt, dass nämlich der König die Verse „remplis de sens" nennt, eine Aeusserung, welche auf die frivole Spielerei des Götzischen Gedichts nur gewaltsam bezogen werden könnte, dagegen auf die patriotischen und gedankenvollen Betrachtungen Derschaus recht wol und ungezwungen passt. Kurz und gut, der Gegenbeweis scheint mir nicht erbracht, und ich halte mit Goedeke an Derschau als dem von Friedrich gemeinten Verfasser fest. —

Zum Schlusse verzeichne ich noch einige Einzelheiten, welche ich bei der Durchsicht zu notieren Gelegenheit fand. Aus dem bekannten Briefe Goethes an Frau v. Voigts, die Tochter Mösers (welcher übrigens nicht am 5., sondern am 21. Juni 1781 geschrieben ist), vermisse ich den auf die citierte Stelle (S. XXVII) folgenden Satz: „Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen grossen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschliessende zieme sich für Grosse und Vornehme", — Worte, welche ebenso charakteristisch für Goethe selbst als für Friedrich sind. Bei der akademischen Abhandlung von F. A. Wolf (S. XXVI) konnte auf den erneuten Abdruck derselben in den Kl. Schriften II, 922 ff. hingewiesen werden. Zu Blankenburgs Verzeichniss der Gegenschriften (S. XVII) konnten noch die Ergänzungen erwähnt werden, welche Suphan in Zachers Zeitschr. V, 22, 38 gegeben hat. Der Brief Hertzbergs an Möser, welchen Geiger nach der älteren Ausgabe von Mösers Werken von Nicolai citiert, steht in der Ausgabe von Abeken X, 247 ff.

Druckfehler finden sich besonders in dem Personenregister auf S. XXVIII f. ziemlich viele in den Seitenzahlen, so bei Götz, Jerusalem, Möser, Tralles, Frau v. Voigts, Wolf; Coners ist ganz vergessen. Auf S. V Z. 21 steht: frägt ihn an (!); S. XIV Z. 3 v. u. lies s'attendre; S. XVI Z. 2 l. Démosthène; das. Z. 18 f. l. Jerusalem (s. u.) und Tralles; S. XVIII Z. 22 l. statt „seinen Gesinnungen" „den Gesinnungen des Königs".

Doch genug der Einzelheiten. Die neue Ausgabe der so oft ohne Kenntniss des Originals verurtheilten und geschmähten Schrift des grossen Königs, der man doch überall, besonders gegen den Schluss hin, die durchaus deutsche Gesinnung lebendig anmerkt, und deren Wirkung trotz oder vielleicht wegen ihres absprechenden Inhalts eine so grosse gewesen, möge hiermit zu erneutem Studium empfohlen werden.

Emden. Ph. Kohlmann.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

Von Woldemar Freiherrn v. Biedermann.

1. Goethe's Werke. Dritter Band. Gedichte. Dritter Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin 1884. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein u. Frank.)

Wir begrüssen hier mit Freuden den würdigen Nachfolger seiner Vorgänger. In der äusseren Anordnung lässt indessen dieser dritte Band eine sofort in die Augen springende Abweichung von den in den ersten beiden Bänden angenommenen Grundsätzen erkennen, indem nicht wie in diesen die Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten als zusammengehörige Masse dem ungetrennten Texte der Gedichte nachfolgen, sondern jede Seite oben Gedichte, unten Anmerkungen enthält. Zuzugeben ist, dass der Fall bei den im gegenwärtigen Bande aufgenommenen Gedichten etwas anders liegt als bei denen des ersten und zweiten Bandes. Die Mehrzahl der letzteren vertrug es nicht, dass der poetische Lesegenuss durch den unvermeidlichen Blick auf die untere prosaische Beigabe aufdringlich verkümmert werde, während die Gedichte des dritten Bandes der Gedankendichtung angehören und daher der Störung minder ausgesetzt sind, ja sogar häufigere Zuhilfenahme der Erläuterung wünschenswerth machten. Diese Gründe hätte man uneingeschränkt als Rechtfertigung der abweichenden Einrichtung des neuesten Bandes anzuerkennen, wenn nicht die Anmerkungen über den Rahmen der zur Zurechtfindung dienlichen und zum Verständniss der einzelnen Gedichte nothwendigen Erläuterungen hinausgiengen; da aber der geehrte Herausgeber liebt sich in feuilletonmässiger Behaglichkeit über den Gegenstand zu ergehen, so dass die Anmerkungen sich manchmal als Excurse über das Thema des Gedichtes darstellen und selbständig zu lesende Aufsätze bilden, so erdrückt doch zuweilen die Beigabe die Grundlage, besonders da unter den Anmerkungen sich Dinge angeführt finden, die kaum irgendwem wichtig sind, z. B. die Erwähnung des Abdrucks einiger bereits gedruckter Sprüche im Jenaischen historischen Kalender. Sollten übrigens Erläuterungen gleich mit den Gedichten zusammen-

gestellt werden, so dürfte eigentlich noch vorzuziehen gewesen sein, sich nicht mit der Zusammenstellung auf derselben Buchseite zu begnügen, sondern sie jedem einzelnen Gedichte unmittelbar folgen zu lassen. Freilich steht diesem Wunsche des Recensenten die vom Herausgeber getroffene Einrichtung insofern entgegen, als die einzelnen Gedichte mit fortlaufenden Zahlen versehen worden sind. Dies ist zwar an sich ganz gut und schön, ja nothwendig; der Herausgeber hätte jedoch den Muth haben sollen, mit dieser Abweichung von Goethes Texte noch weiter zu gehen. Die bisherigen Drucke der in Rede stehenden Gedichte — also von „Gott, Gemüth und Welt", „Sprichwörtlich" und „Zahmen Xenien" —. weisen nämlich zwischen jedem Gedichtchen einen sie trennenden Strich auf und zwar auch dann, wenn mehrere unzweifelhaft zusammen gehören, so dass sie nur ein Gedicht bilden. Da lag es denn nach meiner Ansicht dem Herausgeber ob, diese Unzuträglichkeit der bisherigen Ausgaben dadurch zu beseitigen, dass er die Zusammengehörigkeit im Drucke der Gedichte selbst, nicht bloss in den Erläuterungen, kenntlich machte. Hierzu bot zwar die Numerierung den geeignetsten oder sogar einzigen Weg, aber, wolverstanden, nicht die Numerierung jedes einzelnen Reims, sondern der zusammengehörigen Reime unter einer einzigen Numer. Diese Einrichtung würde noch dazu ermöglicht haben, den ursprünglichen Drucken sich wieder insofern anzuschliessen, als zwischen den unter gemeinsamer Numer zusammengefassten Strophen die bisherigen Striche beibehalten werden konnten. Für das citieren wäre die Einzelnumerierung deshalb nicht nöthig gewesen, weil von Loeper für diesen Zweck dadurch gesorgt hat, dass er die Verszeilen in jedem Abschnitte — „Gott, Gemüth und Welt" u. s. w. — ebenfalls durchnumeriert hat. Solche zusammengehörige Stücke sind z. B. in „Sprichwörtlich" S. 75 Nr. 168 bis mit 171 („Man hat ein Schimpflied" bis „Das ist wol wahr"); in den „Zahmen Xenien" S. 133 f. Nr. 113 bis mit 117 („Sag nur warum" bis „nicht gehen will") und so viele andere. Der Herausgeber wird meinem Vorschlage nicht entgegenhalten können, dass er nicht das Recht gehabt habe, insoweit von den ersten Ausgaben abzuweichen, da sein eigenes Verfahren sogar ein noch entschiedneres abgehen bedeutet, indem er an Stelle des bescheidnen Trennungsstriches die weit augenfälliger trennende Numerierung der einzelnen Reime hat treten lassen — sonstiger Freiheiten, die er sich namentlich durch Einschub einzelner Numern erlaubt hat, gar nicht zu gedenken.

Von diesen Nebendingen abgesehen kann von diesem Bande nur gesagt werden, dass er eine ausserordentliche Leistung, eine ungemeine Förderung der Goethe-Kunde ist. Es ist das erste Mal, dass unternommen wird die Reimsprüche Goethes durchgängig mit Erläuterungen zu versehen; denn wenn der allereinzige Spruch 103 (S. 54)

ohne Anmerkung verblieben ist, so ist er dem Herausgeber jedesfalls nur aus Versehen durchgeschlüpft. Freilich gibt v. Loeper auch einparmal bloss gelegentliche Bemerkungen statt der Erklärungen oder Quellennachweise, wie bei Spruch 206 (S. 87), bei den Zahmen Xenien 473 (S. 273) und 533 (S. 304), bei welcher letzteren wenigstens nicht gesagt ist, wie Albert v. Ittner dazu kommt, Gegenstand derselben sein zu sollen.

Herr v. Loeper hat sich nicht begnügt seine gründlichen Kenntnisse von allem, was auf Goethe sich bezieht, namentlich durch Parallelstellen aus anderen Schriften und Briefen Goethes zu Erklärung der grossentheils nicht sofort durchaus verständlichen Reimsprüche zu verwerthen, sondern hat auch sich bemüht — wie wir schon aus dem V. Bande des Goethe-Jahrbuchs wissen — die besonderen Quellen aufzusuchen, denen eine beträchtliche Anzahl dieser Sprüche ihren Ursprung verdankt. Namentlich hat er die Nachweise über die von Goethe aus der Weimarer Bibliothek entliehenen Bücher benutzt und davon vorzüglich die zur Sprichwörterlitteratur gehörigen durchforscht, nicht minder andere Sprichwörtersammlungen, darunter französische und italienische, herbeigezogen. Für die Zuverlässigkeit des Druckes hat v. Loeper wiederum wie in den vorigen Bänden dadurch gesorgt, dass er sich durch unermüdliches bemühen und beträchtlichen Aufwand in den Stand gesetzt hat, zahlreiche Handschriften vergleichen zu können, wobei er mehrfach die Zeiten der Entstehung der Gedichte ermittelt hat, mindestens die relative, d. h. die Gleichzeitigkeit derer, die auf einem und demselben Blatte entworfen waren, ein Umstand, der anderseits auf deren Deutung von Einfluss ist.

Dem Scharfblicke v. Loepers verdanken wir zahlreiche Nachweise. Die sinnreiche Vermuthung zur Berichtigung des Textes des offenbar verdorbenen Spruchs 179 („Mancherlei hast Du versäumet“) hat er selbst zu Gunsten einer Vermuthung Erich Schmidts im VI. Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 329 f. zurückgezogen. — Die Veranlassung zur Zahmen Xenie 53 („Ins Sichere willst Du dich betten?“) hat v. Loeper in der von Goethe am 16. Januar 1819 gelesenen Dissertation sur l'incertitude von Beaufort gefunden. — Bei der ZX 78 („Sechzig Jahre seh' ich gröblich irren“) verweist er auf eine Stelle aus dem Briefe an Ernst Meyer vom 10. Septbr. 1822: „so haben wir den traurigen Mysticismus, der das Labyrinth verwirrt“. — Die Quelle von des Kaisers Friedrich Barbarossa Belehrung seines Sohnes über Heiraten alter Männer in ZX 245 hat v. Loeper in Zincgrefs „Apophthegmata“ ermittelt. — Die ZX 305 vermuthet er auf Graf Platen bezüglich. — Meine Deutung der ZX 361 auf Freimaurerei nehme ich nach den S. 225 f. beigebrachten Nachweisen über die Beziehung auf Streitigkeiten zwischen Creuzer und Voss über die symbolische Auffassung von Mythologie

und Dichtung zurück. — Die ZX 392 erkennt v. Loeper als gegen Leopold v. Buch gerichtet. — Und dergleichen werthvolle Aufklärungen mehr.

Dass bei der grundsätzlich versuchten eingehenden Erklärung von siebenhundertdreiundneunzig grossentheils bisher noch nicht gründlicher Prüfung unterzogenen Gedichten manche Erklärung misslingen musste oder doch nicht allgemeinen Beifall erwarten kann, liegt auf der Hand. Insbesondere sind es nachstehende Reime, hinsichtlich deren unsere Ansicht von der v. Loepers abweicht.

In Spruch 4 („Im neuen Jahre Glück und Heil") ist das Wort „anderthalbe" gewiss nicht der Plural wie in dem Citat aus der „Literaturgeschichte" von Kurz, sondern der Singular mit oberdeutscher Unterdrückung des n, wie in ZX 465 „befange", wie in Mephistos Flohlied „Soh" (statt „Sohn"), wie in ebendesselben Worten „Sind ihre Kräfte nicht die meine" (V. 1471 nach v. Loepers Zählung).

Spr. 138 („Seh' ich an andern grosse Eigenschaften") soll von unfruchtbaren Versuchen zu verstehen sein. Dieser Reim eröffnet vielmehr einen ganz bedeutenden Blick auf die Eigenthümlichkeit Goethes, sich durch hervorragende fremde Dichtungen, die er nicht durchgängig als gelungen und den in ihnen liegenden Motiven entsprechend durchgeführt gelten lassen kann, zu eigener dichterischer Thätigkeit anregen zu lassen, productive Kritik zu üben — eine Eigenthümlichkeit, welcher wir einen guten Theil von Goethes Dichtungen verdanken.

Warum ZX 45 („Hat wälscher Hahn an seinem Kropf") nur auf Völker, die sich mit ihren Fehlern brüsten, sich beziehen soll, ist nicht zu erkennen. Doch nicht des wälschen Hahns wegen?

Das Sprichwort: „Der Hafen straft den Kessel, dass er russig ist" und ähnliche sind so gang und gäbe, dass aus dem vorkommen der Zeile „Zum Kessel sprach der Ofentopf" im Diwan keineswegs auf Gleichzeitigkeit beider Reime zu schliessen ist; im Gegentheil ist anzunehmen, dass Goethe sich kaum in kurzer Frist so fast wörtlich in Gedichten wiederholt haben wird.

Das „unermesslich Masse lang sich ziehn" in ZX 159 ist jedesfalls von den unangenehm langgezogenen Leibesgestalten altdeutscher Maler, wie Lucas Cranachs, zu verstehn.

ZX 316 („Mit Liebe nicht, nur mit Respect") ist ironisch gemeint und auf diejenigen zu beziehen, die grossen Persönlichkeiten Anerkennung zu versagen zwar sich scheuen, aber zugleich das Wesen und den Ausfluss der Grösse lästig empfinden. Fast dasselbe spricht ZX 317 aus.

Die Vermuthung, dass in ZX 336 („Reuchlin! wer will sich ihm vergleichen") eine Zeile fehle, weil eine reimlos dasteht, theile ich nicht. Bei Goethe finden sich häufig in gereimten Gedichten reimlose Zeilen, z. B. in ZX 311 gleich zwei hintereinander V. 1376 f.,

dann im „Deutschen Parnass“ mehrmals, wie auch im „Faust“, so gleich im ersten Monolog — ungerechnet die Strophengedichte mit reimfreien Zeilen, wie „Der untreue Knabe“ oder „Schlussgesang der Logenfeier“.

Bei ZX 402 („Ja ich rechne mir's zur Ehre“) erneuere ich den schon in meiner Schrift „Zu Goethes Gedichten“ erhobenen Widerspruch gegen v. Loepers Deutung auf Goethes geologische Ansichten und beziehe dieselbe noch immer aus den dort angeführten, bisher nicht widerlegten Gründen auf Goethes Farbenlehre.

Das Verständniss der Zahmen Xenie (!) 462 („Der Zauber quält sich um Helenens Bild“) ist vom Herausgeber dadurch verhüllt worden, dass er diesen Reim unter die Zahmen Xenien eingereiht hat, wohin er gar nicht gehört; ich sehe darin nur ein verzücktes Lob der dem Dichter im Traum erscheinenden Geliebten. Etwa 1823?

Trotzdem, dass ich ZX 476 („Welch hoher Dank ist dem zu sagen“) nicht zu deuten weiss, wage ich doch nicht der Deutung auf „Werther“ beizutreten.

Mit Herbeiziehung von Parallelstellen aus anderen Schriftstellern hat v. Loeper vorzügliches geleistet; doch mögen noch einige angeführt werden, die möglicher Weise Goethe noch vorgeschwebt haben.

Die letzte Zeile des Sprichwörtlichen 10 — „Mit ihm [dem Meister] zu irren ist dir Gewinn“ — erinnert an Ciceros „errare, mehercle, malo cum Platone, ... quam cum istis vera sentire“ (Quaestiones Tusculanae I, XVII).

Die Quelle des Sprichw. 25 („Ein schönes Ja, ein schönes Nein“) dürfte sich anderswo noch bestimmter als in den im „Florilegium“ von Gruterus nachgewiesenen Sprüchen erkennen lassen. So hat Lavater („Handbibliothek“ 1790. V, 37) den lateinischen Spruch nebst Uebersetzung:

Opem petenti sunt aut da cito aut cito nega.
Sag dem, so ist um Hülfe bang,
Ja oder nein, nur mach nicht lang.

Publius Syrus hat:

Pars beneficii est, quod petitur, si belle neges

und:

Pars beneficii est, quod petitur, si cito neges.

Das 43. Epigramm in Martials VII. Buche lautet:

Ad Cinnam.

Primum est, ut praestes, si quid te, Cinna, rogabo;
Illud deinde sequens, ut cito, Cinna, neges.
Diligo praestantem, non odi, Cinna, negantem,
Sed tu nec praestas, nec cito, Cinna, negas.

Dieses 25. Sprichwörtliche stimmt mit dem 129. („Doppelt gibt, wer gleich gibt“) darin überein, dass es ebenfalls von der Kunst des gebens und annehmens handelt, worüber Seneca in seiner Schrift „De beneficiis“ sich verbreitet; insbesondere ist hierzu das 5. Capitel des II. Buchs zu vergleichen. Den Inhalt des Sprichw. 129 gibt Publius Syrus so wieder:

Bis gratum est, quod dato opus est, ultro offeras.

Zu Sprichw. 61 („Lass Neid und Missgunst sich verzehren“) kann auf den in den „Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen“ von W. Körte (1837) Nr. 4517 angeführten Spruch hingewiesen werden, wo es heisst:

Und sind der Neider noch so viel,
Geschiehts doch, wie Gott haben will.

Ob er zu Goethes Lebzeiten schon gedruckt war, vermag ich jedoch nicht nachzuweisen.

Zu Sprichw. 142 („Draussen zu wenig oder zu viel“) ist zu erwähnen, dass Goethe im Notizbuch der Schlesischen Reise das Sprichwort angemerkt hat:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten.

Die Redensart vom Gesichter-schneiden gebraucht Goethe wie im Sprichw. 177 („Was schnitt Dein Freund für ein Gesicht“) im Brief an Eichstädt vom 11. April 1804.

Bei Sprichw. 191 („Was dem Enkel sowie dem Ahn frommt“) denkt man an den jungen Karl v. Berlichingen, der seine Lection von Jaxthausen so gut aufzusagen weiss, aber den Besitzer nicht kennt. —

ZX 58 („Weisst Du, worin der Spass des Lebens liegt“) ist vielleicht geschrieben in Erinnerung an das Witzwort der Frau v. Stael „On s'amuse chez vous, quand il n'a pas de plaisir“ („Aus K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester“ S. 197).

In ZX 113 („Sag nur, warum Du in manchem Falle“) ist „Umzuthun, was gethan ist“ das bekannte cocta recoquere.

Wie Goethe in ZX 129 sagt:

„Du hast Dich dem allerverdriesslichsten Trieb
In Deinen Xenien ergeben.“
Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben —

so schrieb er mit Bezug auf eine Neuausgabe des „Werther“ am 26. März 1816 an Zelter: „Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch 40 Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkommt.“ Wäre man nicht

schon anderweit gewarnt, von Goethes brieflichen und sonstigen prosaischen Aeusserungen sofort auf Gleichzeitigkeit ähnlich lautender Gedichte zu schliessen, so läge hier ein mathematischer Gegenbeweis vor, da die LXVII zweifellos auf ein späteres Jahr hinweist als das jenes Briefs — man müsste denn annehmen, Goethe habe in Hinblick auf den späteren Druck die Zahlen in der ZX geändert. Deren Entstehungszeit auf den Winter 1821—22 zu beschränken, wie v. Loeper thut, scheint nicht genügender Grund vorhanden zu sein. Goethen ist es in der ZX offenbar darum zu thun gewesen, seine Lebensjahre zur Werther-Zeit und die zur Zeit des Reimes in Parallele zu bringen; deshalb hat er auch die beiden Alterszahlen mit römischen Ziffern geschrieben; welche beiderseits eine XXII aufweisen, der nur für das spätere Alter ein L vorgesetzt ist. Es tritt hierdurch das zwischenliegende fast volle halbe Jahrhundert entschiedener hervor. Wie nun Goethe die 24 Jahre seines Alters, in welchem er „Werther" schrieb, zu 22 herabsetzte, um sie dem Alter, in dem er ZX 129 verfasste, mit einer Abrundung anzupassen, so kann er wol auch das letztere Alter zu diesem Zwecke ebenso erhöht, als auch gleichfalls geringer angenommen, also die kleinste Ueberschreitung des 71. Lebensjahres ebenso wie das geringste fehlen am 73. dem 72. Jahre zugeschrieben haben, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit der Entstehung auf die Zeit vom September 1820 bis August 1822 erweitert; doch nähern sich im Jahre 1820 die Altersangaben beiderseits dem richtigen am meisten.

Mit ZX 178 („So hoch die Nase reicht") ist zu vergleichen Brief an Eichstädt vom 25. Mai 1805 (3. Absatz).

Die beiden ZXn 220 f. („Sie betrog Dich" und „Betrogen bist Du") erinnern an das Epigramm im Notizbuch der Schlesischen Reise:

Alle sagen mir, Kind, dass Du mich betrügest:
O, betrüge mich nur immer und immer so fort.

Die in den ZXn 372—374 („Keine Gluthen, keine Meere") vorgetragene Lehre wiederholte Goethe prosaisch dem Grafen Sternberg in einem Briefe vom 29. Juni 1829. — Schon S. 55 „Zu Goethes Gedichten" habe ich auf die wahrscheinliche Quelle der ZX 425 („Sage mir, mit wem zu sprechen") hingewiesen.

Gegenseitige Beziehungen einzelner sprichwörtlicher Reime und Zahmer Xenien hat v. Loeper vielfach hervorgehoben, und es ist eine nicht schlechthin abzuweisende Frage, ob nicht wenigstens in einer besonderen Ausgabe der Spruchreime Goethes anstatt der bisherigen historischen Reihenfolge die Zusammenstellung derselben nach ihrem Inhalte vorzunehmen sei. Es würde das eine werthvolle Uebersicht über die Missstände geben, auf welche Goethe immer und immer wieder hinzuweisen sich gedrungen fühlte.

Bibliographisch ist zu bemerken, dass bei Angabe des ersten Druckes der I. Sammlung der Zahmen Xenien S. 90 hätte erwähnt

werden können, dass einige dieser Reime schon vor Ausgabe des bezeichneten Heftes „Ueber Kunst und Alterthum" in Nr. 262 des Morgenblattes von 1820 standen.

Zu den abweichenden Lesarten ist nachzutragen: zu ZX 412 („Wartet nur! Alles wird sich schicken"), dass Goethe anstatt „Mein Buch" zuerst geschrieben hatte „Dies Heft", welche letzteren Worte in Goethes von mir eingesehener Handschrift durchstrichen und durch die jetzt gedruckten ersetzt sind, während bezüglich der ZX 426 („Jeder geht zum Theater hinaus") des ersten Entwurfs zu gedenken war, welcher in Goethes Briefen an Soret, hrsgg. von H. Uhde S. 91 zu lesen ist. Die Varianten, die sich für die ZXn 17 und 268 in Sabells Festschrift „Zu Goethes hundertdreissigstem Geburtstag" finden, erwähne ich wegen Unzuverlässigkeit der Quelle nur beiläufig.

Die Aufnahme der ZXn 450 („Freund, wer ein Lump ist") und 470 („Lass regnen, wenn es regnen will") können wir für gerechtfertigt nicht ansehen, wie denn v. Loeper selbst nicht wagt, Goethe für den Verfasser derselben zu erklären. Da hätte noch eher im I. Bande der Gedichte „Im Sommer" stehen bleiben können, da Goethe dieses Lied Jacobis selbst noch in seine Werke aufgenommen hat, was bei jenen Zahmen Xenien nicht der Fall war.

Zum Schlusse noch einige Worte über die in diesem III. Bande enthaltenen Gedichte im allgemeinen. Der Herausgeber charakterisiert in trefflicher Einleitung die einzelnen Abschnitte, zunächst den theo- und kosmosophischen „Gott, Gemüth und Welt", und macht sodann bezüglich der Zahmen Xenien geltend, dass sie eine eigenthümliche Dichtungsweise sind, mit Recht annehmend, dass Goethe mit ihnen eine neue Dichtart geschaffen habe. Dieses lebendige niederlegen dessen, was den Tag bewegt in Wissenschaft, Schriftthum und öffentlichen Zuständen, mit wuchtigen Worten, in kerniger Kürze, findet sich wol bei keinem früheren Dichter als massenhafte Hervorbringung. Hat man die Zahmen Xenien auch der Epigrammendichtung beizuzählen, so stechen sie doch ihrem innersten Wesen nach gegen die Epigramme früherer Zeiten gewaltig ab, in denen es — auch bei Lessings Epigrammen — nur darauf ankam, einen Witz anzubringen, den man nicht Anstand nahm dadurch zu erzwingen, dass man fast oder ganz unmögliche Voraussetzungen zu Grunde legte, wodurch das Epigramm allen Zusammenhang mit dem Leben verlor. In den Zahmen Xenien dagegen erscheint Witz nur nebenbei; zur Witzhascherei sind sie zu wahr, zu ernst, zu packend.

Goethe ist zu Dichtungen meistens durch ein Vorbild angeregt worden; was aber den Anlass zu den Zahmen Xenien geboten haben könnte, wissen wir nicht. Unmöglich ist es nicht, dass die kurzen, unter verschiedenen Namen vorkommenden, theils prosaischen, theils versificierten Lückenbüsser in damaligen Zeitschriften — der „Abend-

zeitung", der „Zeitung für die elegante Welt", dem „Morgenblatte für gebildete Stände" — dazu Anlass gaben; Goethe scheint darauf in ZX 183 hinzudeuten:

„Sage, wie es Dir nur gefällt,
Solches zerstückeltes Zeug zu treiben?"
Seht nur hin: für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und schreiben.

Der Herausgeber weist ferner darauf hin, dass unter den ZXn sich viele befinden, welche inhaltlich dem Abschnitte „Sprichwörtlich" hätten eingereiht werden können, wenn es nicht vorzuziehen gewesen wäre, diesen von Goethe selbst als abgeschlossen hingestellten Abschnitt unberührt zu lassen. Wiederum ist der letzte Abschnitt der Gedichte des III. Bandes, „Invectiven", in nichts unterschieden von einer guten Zahl Zahmer Xenien, z. B. den auf Pustkuchen bezüglichen; die Angriffe auf diesen Schriftsteller sind sogar verstreut unter ZXn und Invectiven. Da letztere nur einen nach Goethes Tode von den Nachlassherausgebern eingefügten Abschnitt bilden, hätte derselbe füglich mit der gleichfalls erst aus Goethes Nachlass zusammengestellten VIII. Sammlung Zahmer Xenien verbunden werden können.

Darüber, wie Goethe dazu gekommen, deutsche und anderssprachige Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Reime zu bringen, möchten wir eine Vermuthung aussprechen oder vielmehr eine Vermuthung hierauf anwenden, die v. Loeper selbst früher aufgestellt hat. Er hat angenommen, dass Goethe für das 1808 von ihm geplante Volksbuch Volkslieder umgedichtet habe. Sollte Goethe nicht für dasselbe Buch die Spruchreimsammlung unternommen haben? Der Vorgang Lavaters — „Handbibliothek für Freunde" 1790, 5. Stück, S. 35 ff. —, woran man denken könnte, liegt zu weit zurück, als dass derselbe als Anlass gelten könnte.

Vorliegendem Bande ist ein alphabetisches Register der Versanfänge dieses III. Bandes beigefügt, während der I. und II. Band eines solchen entbehren. Der Mangel von Ueberschriften bei der überwiegenden Mehrzahl der Gedichte jenes Bandes machte die Ausnahme zur Nothwendigkeit. Dem letzten Gedichtbande wird voraussichtlich ein allgemeines Register der Versanfänge für alle diese Bände angefügt werden.

Lasse er nicht lang auf sich warten!

2. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst einem Register. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Wenn das Lesepublicum über den Werth einer Schrift zu entscheiden hat, so stehen diese „Gespräche" weit höher als die Schriften zweier Männer, die ebenfalls aus ihrem fortlaufende Verkehre mit Goethe Mittheilungen niedergeschrieben haben: Professor Riemer und Kanzler v. Müller. Wer sich mit Goethe eingehend beschäftigt hat, darf jedoch diesem Urtheile nicht unbedingt beipflichten. Riemer und v. Müller wissen sehr geistreiche Aeusserungen Goethes mitzutheilen, namentlich dem letzteren gegenüber nahm sich Goethe zusammen, weil er sicher sein konnte von ihnen auch mit tiefer gegriffenen Aussprüchen und Anspielungen verstanden zu werden. Dem jugendlichen Eckermann gegenüber liess Goethe sich gehen; er ruhte vom denken aus, wenn er mit Eckermann sprach, der demungeachtet zuweilen bekennt den Dichter nicht verstanden zu haben. Daher wissen wir bei mehreren nachweislich irrigen Aeusserungen, die Eckermann als Goethische mittheilt, nicht, ob der Irrthum darin seinen Grund hat, dass Goethe so zu sagen im halben Traume mit Eckermann sprach, oder darin, dass letzterer gefaselt hat. Dies gilt beispielsweise von der fast unbegreiflichen angeblichen Bemerkung Goethes, dass als Idee des „Faust" allenfalls gelten könne: „vom Himmel durch die Welt zur Hölle". Man muss sich also hüten, auf Goethes Gespräche mit Eckermann zu viel Gewicht zu legen, sofern sie nicht anderweit zu controlieren sind.

Die Ursache, dass nichtsdestoweniger Riemers und v. Müllers Schriften geringen, Eckermanns Gespräche dagegen grossen buchhändlerischen Erfolg zu verzeichnen haben, liegt auf der Hand; denn man muss mit Goethes Werken und Wesen schon vertraut sein, um jene Schriften gehörig zu würdigen, und überdies enthalten Riemers „Mittheilungen" zu viel unerquicklich Riemersches, während v. Müllers „Unterhaltungen" in ihrer trocknen, notizenhaften Fassung ermüden. Dagegen kann Eckermanns „Gespräche" jedermann lesen, der überhaupt lesen gelernt hat, und man liest sie gern, da sie in anmuthiger Sprache mit kindlichem Sinne niedergeschrieben sind. Ueberhaupt darf der grosse Werth des Buches nicht verkannt werden: wir lernen Goethes gemüthliche Ader, sein Schlafrockleben nirgends so kennen und lieben, wie aus den ausführlichen Aufzeichnungen seines litterarischen Handlangers, der in seiner treuen Hingebung für jene Seite Goethes besondres Verständniss hatte. Die meisten Leser finden überdies darin viele belehrend unterhaltende Auslassungen Goethes, die ihnen neues bieten. Sonach hat Eckermanns Werk allerdings keine Concurrenz zu fürchten.

Was der neue Herausgeber für das Buch gethan hat, ist auf dem Titelblatt gesagt. Die Anmerkungen sind Zurechtweisungen über die in den Gesprächen nur angedeuteten Verhältnisse. Dabei lässt sich folgendes berichtigen und ergänzen.

In der Anmerkung des I. Theils zu S. 62 Z. 5 v. u. (I, 272)

hätte bemerkt werden mögen, dass es „Die natürliche Tochter" war, welche Goethe Schillern erst fertig vorlegte. — Zu S. 205 Z. 5 v. u. (I, 290) ist des Fürsten Putiatin Gut „Schackwitz" genannt; es heisst Zschachwitz. — Zu S. 222 f. (I, 291) nimmt der Herausgeber an, dass der chinesische Roman, mit dem Goethe sich Ende Januar 1827 beschäftigt habe, vielleicht „The affectionate pair" sei, den Thoms 1820 übersetzte. Die angeführten Stellen daraus weisen jedoch für jeden, der einiges Verständniss besitzt, auf das 1824 ebenfalls von Thoms übersetzte Epos „Chinese Courtship" hin; dies bestätigt auch Goethes Tagebuch. Darin heisst es unter dem 31. Januar 1827:

„D. Eckermann. Nachher mit demselben manches besprochen. Ueber den Charakter des chinesischen Gedichts."

Unter dem 2. Februar:

„Studium des chinesischen Gedichts."

Unter dem 3. Februar:

„Chinesisches Gedicht Chinese Courtship. Chinesische Werbung."

Zu S. 233 Z. 9 v. u. (I, 293) ist hinzuzufügen, dass Goethes Briefwechsel mit Ernst Meyer jetzt im V. Bande des Goethe-Jahrbuchs gedruckt vorliegt.

Zum II. Theile S. 58 Z. 8 v. u. (II, 257) ist jedesfalls Seebeck als einer derjenigen gemeint, mit denen Goethe seiner Farbenlehre wegen zerfallen ist. — Zu S. 163 Z. 4 v. u. kann angeführt werden, dass der Ausdruck „Fluch oder Segen" wol auf Houwalds Rührspiel „Fluch und Segen" anspielt. — Zu S. 176 Z. 3 f. v. u. (II, 275) ist zu bemerken, dass der angebliche junge Philolog Karl Schöne vielmehr Friedrich Gotthold Schöne hiess und nicht in Leipzig lebte, sondern nur seine a. a. O. gedachte Schrift dort erscheinen liess.

Zum III. Theile S. 32 Z. 10 ff. (III, 263) bezweifelt der Herausgeber, dass Goethe wirklich gesagt habe: „Schiller, der . . . . mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich". Diese Aeusserung trägt aber ganz das Gepräge der Echtheit. Was ist es einerseits anders, wenn Goethe in den „Biographischen Einzelheiten" (Abs. 91b meiner Ausgabe) bemerkt: „Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich"? oder im Brief an Zelter vom 6. November 1830, woselbst er erzählt hat, wie er selbst von Bürger enthusiasmiert gewesen sei, und dann fortfährt: „Schiller hielt ihm freilich den ideal geschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne mag man sich Bürgers annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemein-

heiten unmöglich neben sich leiden"? Aehnlich im Briefe vom 9. desselben Monats. Anderseits ist es aber zweifellos, dass Schiller, indem er weit mehr als Goethe auf die Wirkung in seinen Bühnenstücken bedacht war, seine aristokratische Gesinnung darin nicht zum vollen Ausdruck bringen durfte, da diese bei den die Hauptzahl der Bühnenbesucher bildenden Volksschichten nicht die hinreissende Wirkung hervorrufen konnte wie Ausbrüche des Freiheitsdranges. — Zu S. 117 Z. 14—19 (III, 274) bestreitet der Herausgeber Goethes in den „Tag- und Jahresheften" zu lesende Angabe, dass er den Stoff des „Tell" an Schiller überlassen habe, völlig willkürlich; als ob zwischen Goethe und Schiller nichts verhandelt worden wäre, als was im Briefwechsel steht!

Es mögen aus vielen andern unbegründeten Nörgeleien, wie wir sie beim Herausgeber gewohnt sind, noch ein par Beispiele herausgegriffen werden.

Im III. Theile S. 114 berichtet Eckermann, dass die Deutschen erst später, seit Herder, angefangen hätten Volkslieder zu sammeln. Dazu bemerkt der Herausgeber S. 273, diese Aeusserung sei „äusserst einseitig", da in England auch „erst spät — 1765" Volkslieder gesammelt worden seien. Man traut seinen Augen nicht, indem man dies liest. Verdrehungen und Unwahrheiten! Goethe sagt, dass die Deutschen „später", als die Engländer, sich um ihre Volkslieder gekümmert hätten, und da Herder, so viel bekannt, erst um 1770 und jedesfalls in Nachfolge der Engländer daran gieng, so wäre dies schon „später" gewesen, wie Goethe ganz richtig sagte. Um aber diesem etwas anhängen zu können, verdreht der Herausgeber das „später" in „spät" und schlägt auf letzteres selbsterfundenes Wort los. — Aber nicht genug! Herder führt Stellen aus englischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts an, welche schon die Erkenntniss des Werthes von Volksliedern bezeugen, und ferner war auch 1765 — in welchem Jahre Percys Relicks erschienen — nicht die erste Sammlung englischer Volkslieder herausgekommen, sondern mindestens schon 1724 in Allan Ramsays Tea table Miscellany.

Zu Eckermanns Mittheilung (III, 129) über Goethes Erzählung, dass er in seiner Jugend oft am Hofe zu Gotha gewesen sei und sich dort einmal eine Freiheit mit den jungen Prinzen genommen, die man ihm nie vergessen habe, sagt der Herausgeber S. 276: „Goethe erinnerte sich nicht, dass im J. 1808 Herzog August ihn in Karlsbad gern zur Tafel gezogen .... und er dem Prinzen Friedrich 1811 die Cantate „„Rinaldo"" gedichtet hatte." Aus diesen Thatsachen zu folgern, dass man am Hofe zu Gotha Goethes unehrerbietigen Ausdruck „Ihr Semmelköpfe" vergessen gehabt habe, kann man mit Aristotelischer Logik nicht fertig bringen. Jeder andre Mensch als der Herausgeber würde einsehen, dass man mit jemandem, gegen den man sich reserviert hält, weil er sich leicht

mehr herausnimmt, als man wünscht, dennoch freundlich umgehen, seine geistreiche Unterhaltung bei Tafel geniessen und sich von ihm eine Cantate dichten lassen kann. Dass Goethe Unrecht gehabt, eine unbegreifliche Gedächtnissschwäche an den Tag gelegt, dass man also in Gotha die „Semmelköpfe“ vergessen gehabt habe, ist eine der rein aus der Luft gegriffenen Behauptungen Düntzers. Es ist sehr bedauerlich, dass derselbe seine massenhaften Erläuterungen zur Goethe-Litteratur so reichlich benutzt, Goethes Zuverlässigkeit zu verdächtigen.

3. Programm des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Ostern 1885. — Goethe et la Littérature française, von Oberlehrer A. Caumont. . . . . Frankfurt a. M. Druck von Mahlau & Waldschmidt. 1885.

Eine Zusammenstellung aller Beziehungen Goethes zum französischen Schriftthum und zu Frankreich und Franzosen überhaupt. Die naturwissenschaftlichen Werke der Franzosen, deren Goethe namentlich zur Farbenlehre viele benutzte, sind jedoch nicht berührt, auch von Goethes brieflichen Aeusserungen über französisches Wesen sind nur die in den grösseren Briefwechseln befindlichen berücksichtigt. Neues nicht gebracht zu haben, bescheidet sich der Verfasser selbst; doch sind die Parallelen beachtlich, die derselbe zwischen Rousseaus „Pygmalion“ einer- und Goethes „Prometheus“ sowie „Künstlers Erdenwallen“ anderseits zieht. Einen Ueberblick über etwaige bei der Untersuchung gewonnene Ergebnisse zu geben, hat der Verfasser unterlassen.

Aus dem Nachlasse von J. M. R. Lenz.

1) Reinhold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlass aufgefunden von Karl Ludwig . . . Mit Silhouetten von Lenz und Goethe. Berlin 1884. Kamlahsche Buchhandlung (Georg Nauck). XVI und 140 SS. 8°.[1])

1) [Nach einer Notiz im Beiblatt zum Schalk, auf welche das „Literaturblatt für german. und roman. Philologie“ in Nr. 3 Sp. 126 des Jahrg. 1885 hinweist, rühren die in diesem Buche veröffentlichten Gedichte zum grössten Theile von einem gewissen W. Arent her. Der Verf. der vorliegenden Anzeige und der Herausg. des „Archivs“ müssen sich, da keiner von beiden zur Zeit in der Lage ist, diese Notiz zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen, daran genügen lassen, dieselbe auch ihrerseits dem Publicum hiermit bekannt zu geben. Vgl. jetzt auch Literar. Centralblatt 1885 Sp. 989 f. S. v. C.]

2) Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse von P. Th. Falck. Mit einem Portrait, 4 Zeichnungen und 3 Facsimiles. Berlin 1884. Kamlahsche Buchhandlung (Georg Nauck). XVI und 86 SS. gr. 8°.

3) Dramatischer Nachlass von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (Rütten und Loening) 1884. 335 SS. gr. 8°.

Jeder, der diese drei Publicationen gelesen hat, wird von dem Wunsche erfüllt sein, dass uns der Lenzische Nachlass, welcher reichhaltig auf unsere Zeit gekommen ist, einmal als ein ganzes, kritisch gesichtet und geordnet vorgelegt werden möchte. Dass unsere „Lenz-Specialisten" (ich gebrauche eine Neubildung von K. Ludwig) diesem Wunsche nicht entgegenkommen, sondern die ihnen theuren Papiere immer mehr in kleineren Schriften verzetteln, wo man sich das neue und brauchbare aus einem Wuste von unbrauchbarem selber zusammensuchen muss, beweist die erste Schrift zur Genüge: besonders wenn man sie mit der sorgfältigen und ordnungsliebenden Arbeit Weinholds vergleicht, welchen die „Lenz-Specialisten" kaum als einen der ihrigen werden in Anspruch nehmen dürfen.

Von der Unordnung in Ludwigs Buche einen Begriff zu geben fällt dem Referenten schwer. Selten hat ein formloseres Buch das Tageslicht erblickt. Auf die Vorrede folgt ein Aviso an den Leser: „Zur Notiz!" (Druckfehlerverzeichniss). Dann beginnt das eigentliche Buch von Seite 1 ab mit drei kleingedruckten Seiten, welche — was sollen sie nur gleich vorstellen? Offenbar wieder eine Vorrede: denn der Verfasser unterzeichnet sich als Herausgeber und gibt das Datum Ende April; während er zwei Blätter früher Ende Mai unterzeichnet hat: wir ersehen daraus, dass der Druck des ganzen einen Monat in Anspruch genommen hat, und erfahren S. 3 etwas ungefähres über die Herkunft der mitgetheilten Gedichte. Nun folgen (S. 6 ff.) „Gedichte aus der Strassburger, Weimar-Berkaer und ersten Russischen Zeit". Das ist der Schatz, den der Herausgeber gehoben hat. Die Anmerkungen, welche S. 53 ff. sich anschliessen, gehören wiederum zu der nicht überschriebenen Vorrede S. 1—3; worauf S. 61 ff. vier Seiten „Erläuterungen zu den Gedichten" (im Gegensatze zu dem vom Verf. verketzerten Düntzer recht allgemeine Gemeinplätze) folgen. Hier in der Mitte scheint das ganze Buch noch einmal von vorn zu beginnen: wir erfahren S. 65 ff. noch einmal und leider widersprechend von der Herkunft der Papiere; der Verf. theilt uns die „Resultate seiner Bemühungen

zur Feststellung der Chronologie" mit und versucht die Gedichte auf bestimmte Situationen im Leben des Dichters zurückzuführen. Als „Ersatz für die quellenmässige Begründung der hier resümierten Daten" gibt der Verf. im Anhang ein vollständiges Verzeichniss der Lenzischen Lyrik — aus der Feder des Herrn Falck in Reval. Die Mittheilungen Lenzischer Gedichte heben nun gleichfalls wieder von vorn an: ganz widersprechend dem Titel, welcher von K. Ludwig aufgefundenes verspricht, folgen etliche allbekannte Friederiken-Lieder, dann etliche von Gruppe im deutschen Merkur aufgefundene Lenziana; und endlich neben zwei den Aushängebogen der Falckschen Schrift entnommenen Pseudo-Sonetten S. 103 ff. wieder etliche ungedruckte Gedichte, deren Besitzer in der Anmerkung namhaft gemacht wird. Wieder unter einer neuen Rubrik „Fragmente und Nachträge" werden uns dann die Resultate „nachträglicher" (d. h. zwischen April und Mai dieses Jahres gelungener) „Entzifferung einiger besonders ramponierter Blätter des Donoopschen Lenz-Schatzes", nach einem Original in des Verf. Besitz die „Lenzivierung" einer Petrarcaschen Ode, einige „Zweizeiler" aus ungedruckten Briefen Lenzens und die Variante zu einem bereits bei Tieck gedruckten lyrischen Erguss mitgetheilt. Der „Anhang" bringt dann völlig entbehrliche „Aphorismen", d. h. herausgerissene Stellen aus Tiecks Ausgabe und — ohne dass der eigentliche Verfasser hier namhaft gemacht würde — das versprochene Verzeichniss von sämmtlichen Gedichten Lenzens aus der Feder Falcks. Noch nicht genug: „Noch ein Wort über 'über Lenz'"; noch ein Verzeichniss der benutzten Hilfsmittel und endlich, um das „nachträgliche" vollzumachen: „Noch einige Druckfehler".

Eine grössere Unordnung ist auf 140 Seiten vielleicht nicht mehr möglich. Das Buch ist offenbar in zwei Theilen entstanden: der erste, aus dem Text und Anmerkungen[1]) bestehend, war das Manuscript, welches zum Drucke geschickt wurde, der zweite Theil ist „nachträglich", während des Druckes, entstanden und — ein unverzeihliches Beginnen — mittels der Aushängebogen der Falckschen Schrift und andrer bekannter Quellen immer weiter hinausgeschleppt worden. Falck hatte ein Recht diese voreilige Benutzung seines Buches vor der Oeffentlichkeit zu rügen.

Noch weniger wird man dem Tone, in welchem Ludwig seine Publication abgefasst hat, Beifall schenken können. Gegen die „bornirten Litterar-Historiker", zu welchen er dreist auch Gervinus zählt, und gegen „den hausbackenen Allerwelts-Erklärer und Goetheorax" Düntzer ist er noch glimpflich in seinen Schmähungen, während er

1) Vgl. S. 3: „Meine Deutungsversuche und sonstigen Erklärungen finden sich im Anhange." Damals also betrachtete er die Partie S. 53—68 noch als Anhang.

Tieck gegenüber keine Schonung kennt. Unsere „Lenz-Specialisten" sollten doch endlich ihre wuthschnaubenden Angriffe auf einen Mann von der dichterischen Bedeutung Tiecks einstellen und sich begnügen, seine fehlerhafte Ausgabe zu verbessern. Wem verdanken sie denn ihre Existenz, wer hat denn die Grundlagen für solche Studien in Deutschland geschaffen als er und seine Freunde? Herr Ludwig aber am wenigsten hat einen Grund mit dem Dichter zu rechten. Der Text Tiecks, so sagt er S. 1, strotzt von Druckfehlern aller Art; und er selber, der „Lenz-Specialist", lässt seine Correctur „von dem Autor nahestehender Seite" besorgen und hat vorn und hinten sein Druckfehlerverzeichniss. Tieck macht er zum Vorwurf (S. 56 f.), dass er etliche Arbeiten aufgenommen hat, welche nicht von Lenz herrühren; und wir werden weiter unten zu reden haben, wie kritiklos Herr Ludwig das Eigenthum Lenzens und Neumanns unterschieden hat. Ein dritter Band von Zöppritz' „Aus Jacobis Nachlasse" vexiert den Leser durch das ganze Buch hindurch, während bekanntlich nur zwei erschienen sind. Solang unsere „Lenz-Specialisten" nicht weiter über Tieck hinauskommen und im Jahre 1884 nicht mit grösserer Sorgfalt und Kritik verfahren als Tieck im J. 1828, müssen wir uns die Angriffe auf einen Bahnbrecher unserer Litteraturgeschichte und einen Dichter vornehmsten Ranges verbitten.

Herr Ludwig will alles mit seinem Enthusiasmus für Lenz ausrichten, welchen er als ebenbürtigen Rivalen des jungen Goethe und als gleich grossen Lyriker und Dramatiker verehrt. Der „Predigerton der bornierten Litterarhistoriker" missfällt ihm; ganz anders weiss er von seinem Helden zu reden: „Immer brennender und schärfer-umrissen tritt für uns heutzutage die wahrhaft-tragische Gestalt des unglücklichen Lenz aus dem phantastischen Nebelmeer der Sturm- und Drang-Periode", so beginnt er sein Buch; „Dann wird es gelingen die erstaunliche Productivität des Dichters im Zusammenhange zu übersehen, das wunderbare Naturgeheimniss dieser unendlich reichen Poetennatur zu enträthseln, die gewaltige Sprach- und Tonfülle, den grossartigen Umfang und die oft mährchenhafte Tiefe dieses Genius zu würdigen, dessen Werke, obgleich jedes auf der Flucht vor der Nacht des Wahnsinns geschrieben und darüber zumeist von unglaublicher Flüchtigkeit der Conception, dennoch auch in den kleinsten Theilen den Stempel phänomenaler Schaffenskraft an sich tragen, wie sie nur die Allmacht entschieden-berufener Künstlerschaft erzeugt", so fährt er fort; und mit einem Gallimathias wie der folgende hört er auf: „Wie hinreissend schön fluthet uns die Flammenlohe brünstiger Sehnsuchtsqualen aus den sog. freien Rhythmen entgegen, in die sich das allzeit ungestillte stürmische Leidenschaftsbegehren der sich aller Schicksalsahnungen voll in Einsamkeit verzehrenden Seele ergiesst." Im Interesse der deutschen Sprache ist zu wünschen, dass dieser Verf. keine Nachfolger finde

und dass der Gebrauch von Terminen wie „Lenz-Gedicht", „Lenz-Nachlass", „Lenz-Papiere", welche derselben durchaus zuwider sind, nicht über den Kreis der „Lenz-Specialisten" hinaus sich erstrecke.

Der Autor, welcher auf diese Weise weder durch die Form noch durch den Inhalt seiner Arbeit Vertrauen erweckt, hat uns Gedichte von Lenz mitgetheilt, welche noch unbekannt gewesen sind. Die erste Frage ist die nach der Herkunft der Papiere, denen sie entnommen sind. Hierüber erfahren wir zunächst S. 3, dass sie aus dem Nachlasse des Romantikers Neumann stammen, welcher „auch noch in den zwanziger Jahren sehr viel mit Tieck verkehrte und auf irgend eine Weise muss er von den Tieck durch Dumpf übermittelten Lenz-Schätzen Nachricht bekommen und Einblick in dieselben genommen haben. Nur so ist es erklärlich, dass sich die nachfolgenden Lenziana abschriftlich im Nachlasse finden konnten". Hier wäre es zunächst die Pflicht des Herausgebers gewesen, authentische Belege über den Verkehr Tiecks mit Neumann beizubringen. Ich kenne die Litteratur über Tieck ziemlich genau, aber es ist mir keine andre Berührung zwischen dem in Dresden lebenden Tieck und dem Berliner Neumann erinnerlich, als dass Neumann in den dreissiger Jahren an der Tieck-Feier in Berlin Theil genommen hat; so bezeugt der Brief Holteis an Tieck (Holtei, Briefe von und an Tieck Bd. III 1 S. 368 f.). Als Tieck nach Berlin kam, war Neumann bereits todt (gest. 1835); und von einem brieflichen Verkehr der beiden Männer findet sich in dem Tieckschen Nachlasse keine Spur, trotzdem derselbe wolgeordnet erhalten ist. Ueber den Weg, auf welchem die Papiere in die Hände Ludwigs gelangt sind, erfahren wir S. 65, dass er sie nicht, wie der Titel sagt, aufgefunden, sondern von dem holländischen Autographensammler Donoop im November 1883 in Wiesbaden gekauft habe. Dass dieser Ankauf aus Autographen bestand, gibt deutlich das folgende zu verstehen: „Was ich erhielt, waren im Ganzen genau vierundzwanzig Gross-Oktav-Blätter groben Conceptpapiers, von flüchtiger Kritzelhand mit Bleistift beschrieben — daher schwer zu entziffern. Zwei Blätter waren leider durch Verwischen des Textes theilweise völlig unleserlich geworden. An anderen Stellen erschwerten Risse, Schmutzflecke, Moderfrass u. s. w. die Herstellung des ursprünglich vom Dichter intentionierten Wortlauts." Man erkennt hier sofort den Bericht Goethes über die Beschaffenheit Lenzischer Handschriften wieder. Ausdrücklich sagt der Verf. selbst, dass er etliche Numern früher schon im April 1883 abschriftlich erhalten habe, d. h. also später in der Handschrift des Dichters. Wie reimt sich das nun wieder mit der früheren Angabe auf S. 3, dass die Papiere in Neumanns Nachlasse abschriftlich sich befunden hätten? Wie kann Ludwig dieselben Gedichte zugleich nach Abschriften aus dem Nachlasse Neumanns und nach den Originalhandschriften aus dem eigenen Besitze mittheilen?

Es ist klar, dass diese Angaben nicht genügen, um uns zu dem Inhalte der Papiere Vertrauen fassen zu lassen. Nun zeigt sich aber, dass zwei von den mitgetheilten Stücken, S. 9 und S. 10, bereits in der nach dem Tode des Dichters von Varnhagen veranstalteten Ausgabe der Schriften Wilhelm Neumanns (II, 185 und II, 151) enthalten sind. Und wie dem Verfasser der Vorrede Seite 3 erst auf Seite 65 zum Bewusstsein kam, dass er Manuscripte Lenzens in Händen habe, so fiel dem Herausgeber der aus Neumanns Nachlasse stammenden Papiere wiederum erst S. 66 ein, in Neumanns Schriften nachzusuchen. Die Vermuthung, dass wir hier Neumanns Eigenthum vor uns haben, weist der Verf. kurzerhand zurück; aber statt „ein Versehen des unbekannten Herausgebers" (Varnhagen war es und er kannte Neumann und seine Schriften, wie die Ausgabe zeigt, sehr genau) ohne weiteres anzunehmen, hätte Ludwig lieber die Almanache der Romantiker durchstöbern sollen, ob nicht das eine oder andere der von ihm aufgefundenen Lenziana dort zu finden ist; die regelrechten Sonette wenigstens, welche er Lenzen zuschreiben will, werden auf so wenig zuverlässige Angaben hin nimmer als sein Eigenthum gelten dürfen. Freilich befindet sich auch unzweifelhaftes Eigenthum Lenzens unter dem mitgetheilten; aber seltsam! auch hier hat der Herausgeber von S. 33 ff. und S. 40 ff. erst, als S. 113 gedruckt wurde, bemerkt, dass die eine Numer bei Tieck, die andere bei Zöppritz mit Abweichungen bereits gedruckt ist. Umgekehrt hat er die S. 103 ff. aus dem Besitze „des Revalensers Alexander von Ulrich" abgedruckten Stücke wieder in dem chronologischen Verzeichniss sämmtlicher Lenz-Gedichte S. 124 ff. nachzutragen vergessen. Wie es sich mit den Handschriften verhält, auf denen die Nachträge S. 111 ff. beruhen, bleibt ganz im unklaren: weil aber der Verf. sonst das „nachträgliche" liebt, werden wir auch hier dieselbe Quelle, den „Donoopschen Lenz-Schatz", annehmen dürfen; vermuthlich hat sich der Herausgeber erst nachträglich entschlossen, diese Stücke nachzutragen.

Wir kommen zu dem Resultate, dass die Herkunft der von Ludwig herausgegebenen Papiere zweifelhaft, wenigstens nicht genug sichergestellt ist und dass wir allem Anscheine nach hier Vermischung von Lenzens und Neumanns Eigenthum vor uns haben. Eine erneute Prüfung der Handschriften durch Sachverständige kann darüber allein Aufschluss geben, und es wird nicht nöthig sein, die Untersuchung auf die inneren Gründe hin anzustellen: dieselbe dürfte für Lenz in den meisten Fällen wenig günstig ausfallen; zwei der besten Kenner Lenzischer Dichtung sah ich über diese oft recht modern klingenden Lenziana ihre Köpfe schütteln. —

Das an zweiter Stelle genannte Buch, dessen Bedeutung für die Friederiken-Litteratur hier nicht erörtert werden soll, enthält an vielen Stellen zerstreut Mittheilungen aus dem Lenzischen Nachlass,

meist Varianten zu dem Texte der Tieckischen Ausgabe. Wir erfahren unter anderm S. 64, dass die Verse „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" das Datum „Weissenburg den 4. Sept. 1772" tragen: auch hier wüsste man gern, von wessen Hand das Original herrührt. Das Gedicht „Freundin aus der Wolke" (Iris von Jacobi IV Juli), über welches zuerst Düntzer in Herrigs Archiv V, 470 f. gehandelt hat, wird S. 38 etwas voreilig, wie mir scheint, Friederiken zugeschrieben. Da sonst die einem Gedichte in der Iris beigesetzte Chiffre auch für das vorhergehende gilt, dürfte sie auch in diesem Falle für die vorhergehenden Verse: „Ob ich dich liebe, weiss ich nicht" gelten, welche Falck Lenzen zuschreibt. Dass aber, nachdem Heinse selber den Druckfehler P (Goethe) in L (Lenz) veränderte, nun neuerdings ein Druckfehler L (Lenz) für F (Friederike) untergelaufen sei, wie Falck vermuthet, ist doch recht wenig wahrscheinlich. Eher dürfte Lenz im Namen Friederikens reden. Der Nachdruck der „Iris" hat übrigens ein C unter dem Gedichte, und dies hat mich, als ich die Iris für unsere „Studien zur Goethe-Philologie" zu Rathe zog, gar auf die Vermuthung gebracht, dass die sprechende „Freundin aus der Wolke" das Fräulein Susanne Catharina von Klettenberg sei, welche im December 1774 gestorben war. Dann müsste freilich Goethe der Verfasser sein: aber der Inhalt stimmt wenig mit dieser Auslegung überein. Sollte nicht etwa der Reim nicht: geschicht in den Versen „Ob ich dich liebe, weiss ich nicht", oder die Form „Reuter" in „Freundin aus der Wolke" etwas entscheiden können? —

Weitaus die reichste Gabe aus dem Lenzischen Nachlasse hat uns indessen K. Weinhold bescheert und es nicht verschmäht, seine „Lenz-Schätze" in einer saubern und ordentlichen Einfassung und Gewandung dem Leser vorzulegen.

Wenn man in Goethes Briefen aus den siebziger Jahren heute davon liest, dass er eine Scene gemacht, morgen, dass er noch einige Pläne zu grossen Dramen erfunden habe, — was gäbe man für einen einzigen Blick in seine Werkstatt? Es gibt Zeiten in der Geschichte des Individuums und der Gattung, in welcher die Beobachtung des arbeitenden einen grösseren Reiz hat als die fertige Arbeit selbst. Eine solche Zeit ist die Periode des Sturmes und Dranges, besonders bei denjenigen dichterischen Erscheinungen, bei welchen sich der rheinische Most niemals vollkommen geklärt hat. Unter diesen steht wieder Lenz obenan, und man wird ihn in seiner ganzen Eigenart kaum irgendwo schneller und leichter kennen lernen als in den von Weinhold veröffentlichten Plänen, Entwürfen und Skizzen. Dieselben stammen grösstentheils aus dem kurzen Zeitraum, welchen man — es klingt freilich wie Ironie — die beste Zeit des Dichters nennen kann: aus den Jahren 1772 bis 1777. Sie enthalten neben wenigen vollständigen Ueberarbeitungen einzelner

Dramen überwiegend Fragmente und Ansätze, dieselben Stoffe grösstentheils in mehreren Bearbeitungen, und ausgeführte Scenen und Acte neben kurzen Aufzeichnungen und Notizen. Ueber den Werth, welchen dieselben für die Erkenntniss der Technik und des Stiles der Lenzischen Dramen haben, soll hier dem Herausgeber nicht vorgegriffen werden, welcher über den ganzen Zusammenhang des Lenzischen Lebens und Dichtens künftig zu handeln gedenkt. In den kurzgefassten Einleitungen zu den einzelnen Stücken hat uns derselbe über das vorbildliche und urbildliche, das erlebte und erlernte, was sich etwa in den Fragmenten vorfindet, sowie über die Entstehungszeit der Entwürfe genau und sicher orientiert. Ich vermisse nur S. 283 ff. zu dem Entwurfe „die Familie der Projectenmacher" einen Hinweis auf die Behandlung desselben Charakters durch Ch. F. Weisse und auf Lessings Tadel des Weissischen Stückes, welchem er ein eigenes gegenüberstellen wollte: das Thema erscheint dann in einem grösseren Zusammenhange. Bei dem Plane eines „Cato" (292 ff.) liegt der Gedanke an den von Goethe beabsichtigten „Caesar" nahe: sonst gehen die dem französischen Theater feindlich gesinnten Stürmer und Dränger den antiken Helden aus dem Wege. Vorsichtig meidet der Herausgeber jeden Bezug auf Lenz' Weimarische Erlebnisse: er stellt (S. 332) ausdrücklich die Chronologie des Entwurfes zu dem „Engländer" richtig, um nicht zu irriger Ausdeutung Anlass zu geben. Aber mag es nun Ungeduld oder Vorwitz des jüngeren heissen, bei dem Entwurfe „Zum Weinen oder Weil ihrs so haben wollt" (S. 266 ff.; der letztere Titel offenbar nach Shakespeares „Was ihr wollt" oder „Wie es euch gefällt") kann man sich schwer entschliessen auf eine solche Ausdeutung zu verzichten. Weinhold freilich hält sich, wie absichtlich, zurück: er sagt erst vermuthungsweise, unter „G." solle wol Fräulein von Waldner zu verstehen sein; dann setzt er zuversichtlicher auf Grund der Einführung des Fräuleins von Waldner die Fragmente in das Jahr 1775. Wenn wir diesen Bezug nicht theilen, steht uns kein chronologisches Bedenken in dem Weg, den Plan etwas später anzusetzen. Der Inhalt des Entwurfes ist: „L. heirathet B., welche von Gth. wegen seiner Sucht zu reisen und aus Ruhmsucht verlassen worden ist; Gth. heirathet G., welche für den armen L. zu vornehm war." Dass wir hier das Verhältniss zwischen Goethe (Gth.), L[enz] und [Friederike] B[rion] vor uns haben, ist deutlich und wird auch von Weinhold hervorgehoben. Ebenso deutlich aber scheint mir die Absicht des Entwurfes zu sein, eine Liebe übers Kreuz zur Darstellung zu bringen: L. hat G. geliebt und verloren und ist, oder glaubt sich, nun im Besitze von B.; Gth. hat B. geliebt und verlassen und ist nun im Besitze von G. Denken wir uns unter G. (so heisst die Geliebte, welcher der Geliebte erst im Tode seine Liebe zu gestehen wagt, auch S. 305—6) das Fräulein von Waldner, so fehlt der Bezug

zwischen dieser und Goethe durchaus und, wenn der ganze Conflict des Stückes darauf beruhen sollte, dass jeder von den beiden Männern die erste Geliebte als seine „Idee“ weiter liebt, wenn also Goethe Friederike weiter lieben soll, so muss unter G. offenbar auch eine Geliebte Goethes gemeint sein. Die von Weinhold aus Goethes Dichtung und Wahrheit angezogene Stelle, in welcher Lenz ein „Schelm in seiner Einbildung“ genannt wird, passt dann noch besser her. Man merkt die Absicht, Goethe als aufschneiderisches Genie und als einen in Folge seiner Ruhmsucht der Liebe unfähigen Menschen hinzustellen, dessen Ideal ausserdem in Sesenheim ist; während Lenz selber Friederike gar nicht wahrhaft geliebt haben will, sondern seine „Idee“ einzig und allein in G. gefunden hat. Es fällt auch auf, dass Lenz einmal von den beiden Mädchen, dann wieder von den Frauen redet. Als Vermuthung wenigstens dürfte diese Auslegung ebenso viel oder mehr Berechtigung haben als Weinholds Ansicht. Damit soll nicht behauptet werden, dass die skizzierten Scenen sich wirklich so wie in dem Entwurfe im Leben zugetragen haben, und unbestimmt bleibt auch, ob das Fragment jener „Eselei“ vorhergegangen oder nachgefolgt ist. —

Neuerdings ist auch das Stammbuch des Dichters Lenz wieder zum Vorschein gekommen: nach dem Felliner Anzeiger vom 12. October 1883 hat Düntzer über dasselbe im dritten Blatt der Kölnischen Zeitung vom 24. Nov. 1883 Nr. 326 berichtet. Den Inhalt seines Artikels findet man kurz zusammengefasst im Goethe-Jahrbuch V,394.

Prag, 13. Febr. 1884. Minor.

Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus 1885. IX u. 306 SS. 8°.

Das Buch ist für die Freunde Hettners eine werthvolle Gabe. Sein Lebenslauf ist schlicht erzählt. Er ist nicht reich an besonderen Ereignissen; doch Reisen nach Italien und Griechenland, nach England, Frankreich, Belgien und Holland geben dem gleichmässig fleissigen Gelehrtenleben stärkeren Anstoss. Der Kern dieses Lebens ist innerer Reichthum. Alles hat Hettner mit Liebe und Begeisterung erfasst und umfangen: das häusliche Leben, die Beziehungen zu den Eltern, die zweimalige glückesvolle Ehe, die Freundesverbindungen mit Moleschott, Gottfried Keller und anderen, wie die politische Entwickelung Deutschlands, und immer den Berufskreis, das lernen und schauen, das schriftstellern und lehren. Seine Natur und seine Bildung zielen aufs allgemein menschliche ab. Das ist das feste und stätige in seinem Wesen. Auch sein Stil hat etwas gleichmässiges; es fällt auf, dass der dreiundzwanzigjährige Jüngling die

Briefe an seine Eltern nicht erheblich anders abfasst, als der gereifte Mann seine Druckschriften schreibt. Wenn auch Aesthetik, Kunst- und Litteraturgeschichte abwechselnd die Führerrolle in seinen Bestrebungen übernehmen, so handelt es sich bei ihm doch weniger um Veränderung der Neigungen und Ansichten als um Erweiterung und Vertiefung.

Stern wollte ein möglichst objectives Bild von Hettner entwerfen. Den ursprünglichen Plan, Hettner in seinen eigenen Briefen sich selbst darstellen zu lassen und nur durch wenige einleitende und verbindende Worte ihren Inhalt zu erklären und zu ergänzen, musste er fallen lassen, weil der von Hettners Familie gesammelte Briefschatz zu einer solchen Verwerthung nicht völlig geeignet und hinreichend war. Doch konnten im 5. und 13. Capitel Reihen von anziehenden und allgemein interessanten Briefen zusammengestellt werden, die sich den, ebenfalls aus Briefen an seine Frau erwachsenen, von Hettner veröffentlichten Reiseskizzen aus Griechenland ebenbürtig zur Seite stellen. Natürlich wird durch diese Mittheilungen der Reiz und der Werth der Biographie erhöht. Das Capitel „Aus italienischen Briefen und Tagebüchern" vertieft das vorhergehende, in welchem Stern die italienischen Erlebnisse erzählt; es stört freilich, dass der Leser, durch den Biographen schon ans Ende dieses ersten italienischen Aufenthaltes geführt, im folgenden Abschnitte noch einmal in den Anfang und den Verlauf desselben zurückgeleitet wird. Besser sagt die in den meisten übrigen Capiteln angewandte Art zu, Tagebuchnotizen und Briefstellen in den Gang des Lebens chronologisch einzufügen.

Die ganze Biographie hat das Gepräge des thatsächlichen. Die wissenschaftliche Beurtheilung der Hettnerschen Arbeiten tritt zurück; ihr Inhalt wird bald knapper, bald ausführlicher verzeichnet, aber wenige kritische Bemerkungen sind eingeschaltet und die Charakteristik des Schriftstellers und Lehrers ist nicht tief und nicht erschöpfend. Die Gelehrtengeschichte, die Geschichte der Litteratur- und Kunstgeschichtschreibung wird die Aufgabe haben, Hettners Stellung schärfer und gründlicher zu erörtern. Ein „Lebensbild" konnte sich dessen entschlagen.

B. Seuffert.

Zu Georg Längin, Aus J. P. Hebels ungedruckten Papieren. Tauberbischofsheim 1882.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist der Name Hebels durch eine Reihe von Umständen wieder mehr zu Ehren gekommen. Die Saecularfeier seiner Geburt im Jahr 1860, die Begehung des 50. Todestages 1876, Längins Hebel-Biographie, welche das Jahr zuvor erschienen war, nicht wenig auch die weite Verbreitung der Reuterschen

Bücher, welche nach dem psychologischen Gesetze der Aehnlichkeit dem Registratorsinn unseres Volkes zu der charakteristischen, aber darum um nichts gescheiteren Frage die Anregung gab, welcher unter den beiden Dialektdichtern der grössere sei: das sind die wichtigsten der Factoren, welche im Heimatgau wie in weiteren Kreisen das Andenken des liebenswürdigen Dichters und Volksschriftstellers aufgefrischt haben. Wenn auch trotzdem Scheffels Wort, dass in jedem Hause „uffem Wald" der Bauer mit Stolz „mi Biblen un mi Hebel" verwahre (Gaudeamus S. 189 f.), eine starke Uebertreibung enthält, so ist doch das Interesse für den alemannischen Poeten ein viel zu lebendiges, als dass er dem walten der „deutschen Unsitte" hätte entgehen können, die nach Glagaus treffendem Wort (Fritz Reuter S. 348) es sich nicht nehmen lässt, „von einem namhaften Mann nachträglich jeden Papierschnitzel zu drucken". Hat in dieser Beziehung schon die im ganzen gewiss berechtigte Veröffentlichung von Briefwechseln mitunter zu viel gethan, so wird bei der Herausgabe von Concepten u. dgl. doppelte Vorsicht zu empfehlen sein.

Auch die bei J. Lang in Tauberbischofsheim vor kurzem (1882) erschienene Schrift Georg Längins: „Aus Joh. P. Hebels ungedruckten Papieren. Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik" lässt mehrfach die sorgfältig und tactfest sichtende Hand vermissen.

Im wesentlichen ist das Buch aus Papieren und Manuscripten geschöpft, welche sich im Besitze des Grossherzogs von Baden befinden. Es enthält, abgesehen von Vorrede und Anmerkungen, sechs Abschnitte.

Im ersten derselben, „Alemannisches", sind nur die Numern 8, 11 und 13 neu (und letztere ist nicht einmal von Hebel, sondern an ihn); alles andere und nicht nur „einzelnes", wie die Vorrede schüchtern sagt, hat Längin schon in den Jahrgängen VIII und IX von Birlingers Alemannia veröffentlicht. Doch hat diese zweimalige Edition wenigstens das gute, dass wir hie und da Längins Art zu arbeiten controlieren können.

Dabei kommt denn freilich die Gründlichkeit des Herausgebers schlecht genug weg. In beiden Abdrücken stossen wir auf metrische u. a. Versehen, welche vielleicht zum Theil auf Schreibfehlern des Dichters beruhen, also verbessert werden mussten, während andere direct der Flüchtigkeit des Herausgebers zur Last fallen.

In dem hübschen Gedicht Nr. 6 ist z. B. in vorliegender Arbeit eine Zeile ausgelassen, welche Alem. VIII, 92 steht:

„in de Stube chunt's eim nit,
Us de Büecher lehrt me's nit."

Ein in dem gleichen Gedichtchen in der Alemannia zweimal wiederkehrender Druckfehler

„Nei, wo 's Immli d' Stiefeli chauft,
In de Blüthe 's Chöpfli sauft“

ist zwar in der jetzigen Ausgabe in tauft verbessert, hätte aber gar nicht passieren können, wenn der Herausgeber den Abdruck der in der Anm. angeführten Variante in der Iris 1812 S. 11 beachtet und wenn er sein angeborenes Alemannisch in der Residenz nicht vergessen hätte.

Und das ist leider eine unbestreitbare Thatsache, obgleich ihm eine Uebertragung von Goethes „Heideröslein“ ins Alemannische (Trenkle, die alem. Dichtung seit J. P. Hebel S. 170) zwar nicht dem Inhalte, wol aber dem Tone nach im ganzen nicht übel gelungen ist. S. 7 wird z. B. „grumsen“ erklärt „unruhig nach neuem grübeln“, während doch schon die Stelle im Karfunkel:

„Grums un hül, so lang de witt“

auf das richtige führen konnte, wie es auch in dem Glossar der Hebel-Ausgaben und der Alemann. Lieder Hoffmanns von Fallersleben zu lesen ist: „durch unverständliche Töne und abgebrochene Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken“. (Nur möchte ich die dort angenommene Ableitung von gram bezweifeln; es dürfte eher eine onomatopoetische Bildung sein wie „muttere“ in der „Epistel an Gysser“ und „bruttle“ in der „Wiese“.)

Auf S. 15 wird gar „Chrüssli“ für „Kirschwasser“ ausgegeben, obgleich im südlichen Gebiet des Alemannischen das Wort (Dem. von Chruse. „Us Channen und Chruse Stigt er eim in Chopf: Geisterbesuch) noch heute für den steinernen Weinkrug (mhd. Krûse, plattdeutsch de Kraus) im Gebrauch ist.

Uebrigens ist, beiläufig bemerkt, auch Trenkle in dem vorhin erwähnten verdienstlichen Werkchen ein bedenklicher Irrthum begegnet:

„'s Esse guet und gwürzt,
's hat der Wirth nit gschmürzt“ (S. 19).

Letzteres soll „gespart“ bedeuten; es ist aber nichts anderes als das hochdeutsche „geschmerzt“, „der Wirth“ ist der bekannte alemannische Accusativ. „Es hat dem Wirth nicht leid gethan“, er war kein „Schmürzeli“, d. h. kein Knicker.

Längins aesthetischer Geschmack steht nicht viel höher als sein Alemannisch. Er rechnet z. B. unter die „Perlen des Hebelschen Genius“ Nr. 1 unserer Abtheilung („An die Fürstin von Fürstenberg“) — ein werthloses Product, welches sich allenfalls hochdeutsch besser gemacht hätte, sowie auch Nr. 6 („An die Verfasserin eines alemannischen Gedichtes, die Biene“). Dagegen ist Nr. 3 („Us der Predig bhalte“) prächtig und doppelt werthvoll, weil es neben einzelnen Briefen (z. B der Correspondenz mit Rechnungsrath Gysser vom Jahre 1802 in der Sammlung Allemannia, Lörrach 1843) meines wissens das einzige Alemannisch in Prosa ist, das sich von Hebel

erhalten hat, und was für ein Alemannisch! Der Schluss dieser Nr. 3 ist inhaltlich übereinstimmend mit der Stelle in der Epistel an Güntert, die Becker in der „Festgabe“ (Basel 1860) S. 3 und 4 abdruckt, wird also wol in dieselbe Zeit gehören, wie ja bei Hebel fast noch öfter als bei anderen Dichtern derselbe Gedanke in derselben Zeit mehrfach wiederkehrt: u. a. wiederholt sich die Situation in einem der Träume vom Jahr 1811 (S. 90 unserer Sammlung unten) ungefähr in dem Gedicht Hephata, welches auch Längin, und zwar nach der Handschrift, in die Jahre 1812—15 setzt; abweichend von Längin dagegen möchten wir Nr. 11 („An Kirchenrath Dreutel“)[1]) wegen der Verwandtschaft ihres Inhaltes mit Nr. 37 („Von dem Hauptplaneten des Jahres“) ins Jahr 1812 setzen. Es ist dieser Neujahrsgruss an Dreuttel sowie auch Nr. 7, 9, 12 werthvoller als Nr. 1. Nr. 9 zeigt ein köstliches alemannisches „Messingsch“; 12 mit seiner ruhigen Ueberlegenheit des zufriedenen Gemüthes gegenüber allen Anfechtungen erinnert an Goethe.

Aus dem Abschnitt II, Hochdeutsches, hat Längin selbst die Numern: 15 schon in Birlingers Alemannia VIII S. 223, 16 (in mangelhafter Form), 17, 18, 19 ebd. IX S. 212 ff. drucken lassen; von den vier Gedichten Nr. 27 („Zu Pathengeschenken“) stehen die drei grösseren, und zwar nicht ohne Abweichungen, schon in seiner Hebel-Biographie S. 224 Anm., und von Nr. 29, den metrischen Uebertragungen, steht die erste nach Joel schon im 4. Bande der Ausgabe von 1832 S. 323 f. (die zweite Hälfte von Joel II, 1 an): hätte Längin, der Theolog und Hebel-Biograph, diese Stelle beachtet, so hätte er seinen Abdruck verbessern und durch eine kurze Uebertragung aus Obadja (ebd. S. 325) seine Sammlung erweitern können.

Unter den wirklich neuen Sachen dieser Abtheilung hat Werth die hochdeutsche Uebersetzung des „Gewitters“ (Nr. 14) mit einer ersten Strophe, welche im alemannischen Original fehlt; nach Längins ansprechender Vermuthung hat sie der zimperliche Jacobi in seine „vornehmlich gebildeten Frauenzimmern bestimmte“ „Iris“, wo das Gedicht zuerst (1806) erschien, nicht aufnehmen mögen, und können wir uns nunmehr den Urtext derselben etwa so herstellen:

„Gschwind, Chinder, holet d' Wesch vum Seil,
Un Chüngi, gang, nimm au e Theil,
Un Fritzli, trib mer d' Schöfli i:
Es stoht e Wetter überm Rhi;
Mi Chreihenaug, was han i gseit?
Het wieder richtig prophezeit.“
„Luag! 's Schwälmli schwankt so tief und still“ u. s. w.

---

1) Dreuttel (so ist der Name zu schreiben) lebte in Müllheim vom 15. März 1805 an und starb daselbst (nicht in Heidelberg, wie Längin S. 210 sagt) am 1. Nov. 1825. Freundliche Mittheilung des Herrn Stadtpfarrers Sievert in Müllheim.

Uebrigens beweist auch diese authentische Uebertragung ins Hochdeutsche, wie völlig Hebels Gedichte alemannisch gedacht sind (man vergleiche nur die Strophe „Lueg, 's Büebli schloft no alliwil" mit dem entsprechenden Hochdeutsch) und wie sehr gegenüber Glagaus unverständigem Urtheil, der zu Gunsten Reuters Hebel nur mit Groth zusammenstellen will (F. Reuter S. 358) der Ausspruch Berthold Auerbachs, das Alemannische sei Hebels Hochdeutsch gewesen, und Giehnes Zusatz dazu (in dem nachher zu citierenden Aufsatz S. 23) im vollen Rechte bleiben. Das zeigen auch u. a. die Stücke zu lateinischen Stilübungen. Dass in höherem Alter dem Dichter der heimatliche Dialekt verblasste, werden wir später anzudeuten haben.

Ferner ist sehr ansprechend Nr. 22 (Zeile 2 muss heissen: „die frömmer war als unsre Zeiten sind"), 26 (erinnert an das Habermuss); die beiden Neujahrswünsche Nr. 15 und 25 enthalten einzelne Motive, die Hebel auch sonst geläufig sind, z. B. der Anfang von Nr. 15 identisch mit „Des neuen Jahres Morgengruss". Uebrigens kann letzteres Gedicht nicht, wie Längin S. 212 und Birl. Al. VIII 224 meint, auf Neujahr 1816 gehen, sondern auf 1814. Zum schönsten gehört Nr. 28 (die Rose), namentlich wenn man die gemüthvolle Art in Betracht zieht, wie das Gedicht an seine Bestimmung gebracht wurde. Auch die metrischen Uebertragungen sind brauchbar für die Charakteristik Hebels, sie geben uns Winke über seine Art zu lehren. Er schaut den Stoff mit den Augen des Dichters an, und da die poetische Fassung sich ihm ganz von selbst ergibt (vgl. S. 109 Nr. 119), so giesst er ihn mit sicherem Tact in die passendste Form; den umständlich malenden epischen Hexameter wie den dramatisch-knappen Jambus behandelt er beide nicht allzu schulgerecht, aber stil- und geschmackvoll. — Nr. 30 ist keine „Uebertragung", sondern eine freie Dichtung, etwa im Geiste von Gleims Grenadierliedern, an Inhalt und Form ein Machwerk, das an Schwäche nur von der folgenden Nr. 31 überboten wird.

An den Schluss dieses Abschnittes, und nicht in die Anmerkungen (S. 217 ff.) hätten auch die Xenien gehört, welche Längin für „unbedeutende Erzeugnisse" erklärt, obgleich er sie schon vor Jahren einer besondern Veröffentlichung (in Birl. Alem. VIII 220 f.) würdig hielt. Sie enthalten einzelnes, was recht hübsch ist. „An Fähnrich W." — ein liebes Mutterkind, dem man einen Degen als Vorstang anschnallt:

„Damit der Unhold Sausewind
Es nicht von dannen heben kann",

erinnert an Mamsell Westphalen in Reuters Franzosentid: „Snallen S'em von den Säbel los", und das folgende Epigramm stellt den jungen Kriegshelden in ähnlicher Situation dar, wie Jüngferchen Wiese, als sie „lutherisch" gekleidet einhertritt:

„Jo, de bisch jo hübsch, und jo, du Närli, mer luege."

Der übrige Inhalt dieser Anmerkung (S. 215—20), über Hebels Studien, hätte verdient in den dritten Abschnitt „Zum Hausfreund und Sonstiges" aufgenommen zu werden. Derselbe beginnt mit den Erzählungen: „Der Handschuhhändler" und „Das Branntweingläslein", welche mit ihrer drolligen, wenn auch nicht gerade christlichen Lebensweisheit zu den echtesten Kindern der volksthümlichen Muse Hebels gehören; vielleicht wird der praetentiöse Zeitgeist der Gegenwart sie ebendarum gerade so verabscheuen, wie man neuestens (ich will nicht sagen wer?) die Aufnahme der Zundelfriedergeschichten in ein Schullesebuch für unpaedagogisch erklärt hat! (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1882 S. 367.) Auch der Schwank Nr. 34 und das „Farbenspiel" Nr. 35 sind sehr hübsch; in Nr. 36 ist höchstens die eine Stelle (S. 57 unten) bedeutend, welche zeigt, wie lang die Censurschererereien von 1814 (Längin, J. P. Hebel, ein Lebensbild S. 150 f.) dem Dichter im Magen gelegen haben. Auf die Nr. 37 („Von den Hauptplaneten des Jahres") hatte Giehne in seinen „Studien über Hebel"[1]), meines erachtens dem besten, was je über Hebel geschrieben worden, nicht nur „aufmerksam gemacht", wie Längin S. 221 sagt, sondern er hat das Prachtstück auch abgedruckt, und zwar correcter als Längin (birken r o t L. — birken b r a u n G., gleich nachher: „Besonders werden die Mägdelein und die Rosen schön" L.— „blühen" setzt G. hinzu).

In Nr. 38 I u. II und 39 II vermag ich nichts zu entdecken, was eine Publication rechtfertigen könnte; der „Spaziergang am See" (Nr. 40) ist bei aller Tiefe und Trefflichkeit einzelner Gedanken breit und reizlos. Dagegen ist 39 I ein hübsches Müsterchen volksthümlicher Belehrung, und Nr. 41 („An den Vetter. Patriotisches Mahnwort") ist nach Längins zutreffendem Ausdruck (S. 221) eine Sühne „für das, was Hebel im Hausfreund 1811 gegen Andreas Hofer und in Erzählungen wie ‚Untreue schlägt ihren eigenen Herrn', ‚Schlechter Lohn' und besonders ‚der Husar in Neisse' gegen den deutschen Norden gesündigt" — ein wahrhaft grossgedachtes und volksthümliches patriotisches Flugblatt, das auch in unsern Schullesebüchern einen Ehrenplatz verdient.[2])

Wichtig ist auch Nr. 42 als ein Beleg für die milde Denkart Hebels des Theologen, ein Meisterstück religiöser Beredsamkeit. — Den werthvollsten Theil dieses Abschnittes aber bildet ohne Frage Nr. 43: „Aus einem Tagebuche Hebels über seine Träume". Diese liebenswürdigen Aufzeichnungen zeigen uns den Schulmann und Gelehrten, wie er auch im Traume zu wirken glaubt; sie zeigen uns den Dichter, der mit reger Phantasie schaltet und auch wol richtet (28. Nov. 1804: Die Planetenbibliothek), dessen köstlicher

1) Deutsche Vierteljahrschrift 1858 Heft 3 S. 45 ff.

2) S. 75 Z. 10 ist „unheimlich gesucht" vermuthlich in „unheimgesucht" zu ändern.

Humor mit Mäusen, Fischen und Geflügel zu schaffen hat und auch wol in dringender Gefahr seine eigenen Kenntnisse und Einfälle den Feinden dienstbar macht (S. 86), dessen Pietät die sinnigen Gedanken und Gebilde der heimischen Volkssage in seine phantastischen Scheinerlebnisse verschmelzt (S. 87. 90); sie zeigen uns den harmlos reinen Menschen, dem alles rein ist, auch manches, was der hysterischen Frömmelei unserer Tage unrein erscheinen wird (S. 91 Die Engel unter dem Geflügel), und das Kinderherz, dem der Schlaf die Mutter und die Heimat wiedergibt — und das ganze durchzogen von einem Hauche der Aufrichtigkeit, der dieses Tagebuch auch dem Psychologen willkommen machen dürfte.

Diese Träume führen uns gleichsam in die Werkstatt des Dichters, die folgende Numer 44 in die des Schulmannes ein. „Aus den Aufsätzen Hebels zu den lateinischen Stilübungen" weht uns, wie Längin hübsch sagt (S. 222), „ganz der humoristische Geist des Hausfreunds" entgegen. Einzelne Stücke sind artige Erzählungen, wie z. B. 9, 22 (Das Mittagessen im Hof), andere zeigen Hebels paedagogisches Geschick, wie der lehrreiche und lustige Scherz 12—18 (wenn auch für das Gerundium, dem er gewidmet war, nicht viel herausgekommen sein mag).

Noch mehr als in diesen praktischen Compositionen wäre in dem darauffolgenden „Behältniss für meine flüchtigen Gedanken, Einfälle und Muthmassungen" eine sorglichere Auswahl wünschenswerth gewesen, wo manches herzlich schwach, ja unedel erscheinen wird. Ganz auszumerzen war Nr. 63, als missverständlich, ferner als mehr oder minder werthlos: 60, 90, 111, 113, 114, 118, 120, 122, 123, 162, 163; 119 steht schon in der Alem. VIII (nach Giehne), enthält übrigens einen Hebelschen Gedanken, der in einem Briefe an Zenoides 12. Aug. 1812 wiederkehrt (Sammlg. Alemannia III S. 19). Auch sonst findet sich gar viel ansprechendes in diesem Schwarm von Kleinigkeiten: 33. 34 politische Gedanken, 94 eine förmliche sarkastische Opposition gegen die Censur, ganz in dem Geiste von Ritter Langs Hammelburger Reisen, vermuthlich bald nach 1814 niedergeschrieben, 95 eine Satire auf finanzpolitische Schlagwörter, 96 und 97 Proben von jenen Hyperbeln aus dem Munde des Botanikers Gmelin, von denen auch Giehne eine von Hebel selbst herrührende Sammlung in Abschrift besass (Vierteljahrschr. 1858 Heft 3 S. 10).

Der Abschnitt IV: „Ein Stammbuch J. P. Hebels" ist, wie die Vorrede angibt, schon in Band V von Birlingers Alemannia gedruckt, oder vielmehr, wie wir hinzufügen müssen, zum guten Theil aus Längins Biographie abgedruckt: die biographische Einleitung und einen Theil des Schlusses bringt der Hr. Verfasser somit dreimal, alles andere zweimal (bis auf die obligate Ungenauigkeit!) in wörtlicher Uebereinstimmung auf den Markt! Neu ist hier nur die Lösung der Frage wegen des theologischen Examens, aber sie ist

nicht klar ausgedrückt (S. 115 und 131). Auch finde ich einige Aenderungen in der Anordnung; S. 119 sind mit übel angebrachter Prüderie vier derbe Strophen weggelassen, von denen nur eine anderswo (S. 129) eingeschaltet ist.

Noch auffälliger stellt sich Längin in Abschnitt V als sein eigener Plagiator dar, in dem „Räthselwettkampf in Hebels Karlsruher Freundeskreis": über die Hälfte der sachlich fast ganz überflüssigen, der Karlsruher Localgeschichte angehörigen Einleitung und grössere Partien der Abtheilung I (Hebels Erlebnisse in Karlsruhe bis zum Beginn des Räthselwettkampfes und die Bauthätigkeit unter Karl Friedrich) ist mehr oder minder wörtlich aus der Biographie (S. 66, 74 ff., 100 ff.) herübergenommen. Zwei Räthsel (S. 167 f.) hat auch schon Giehne (a. a. O. S. 47) veröffentlicht, und doch sagt Längin bei beiden ausdrücklich, sie seien „noch nicht gedruckt". Uebrigens lag Giehne ohne Zweifel eine andere Sammlung vor als Längin. In des letzteren hier mitgetheilter Blumenlese stehen nicht nur Hebelsche Räthsel, sondern fast noch mehr von seinen Freunden Volz, Gockel u. a., denen damit freilich etwas zu viel Ehre geschieht.

In biographischer Hinsicht ist vielleicht der bedeutsamste Theil des Länginschen Werkes der letzte: „Zur Charakteristik von Hebels Vater". Dieser Aufsatz baut sich auf zwei Schriftstücken Hebels des Vaters auf: einem Rechenbuche, welches (nach S. 186) schon dem Biographen der 43er Hebel-Ausgabe bekannt gewesen (182 S. kl. 4°), und einem (lückenhaften) Tagebuche seiner Reisen und Studien (185 S.) — dieses scheint S. II der genannten Ausgabe gemeint zu sein.

Von grösserem Belang ist das letztere. Joh. Jak. Hebel hat in dasselbe nicht sowol den Verlauf der Reisen, welche er mit seinem Herrn, dem Major Iselin von Basel, machte, als vielmehr alles das eingetragen, was ihm bei seiner nicht geringfügigen Lectüre besonders gefiel oder bemerkenswerth schien. Da ist zunächst eine Anzahl volksthümlicher Sprüche, nicht ohne Anklänge an Stellen in den Dichtungen des Sohnes, z. B.

„Ich lieb, was fein ist, wenn's schon nicht mein ist,
Und nicht mein werden kann, hab doch mein Freud daran",

womit zu vergleichen die herrliche Stelle in „des rheinländischen Hausfreunds Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg", dem er bekennt, er habe zwar nichts eigenes, aber

„'s macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Bur
So rich as ich. Der wüsset, wie me's macht:
Me meint, me heig's u. s. w." (vgl. die Antwort des Pfarrers

Jäck, Nr. 13 des „Nachlasses").

In noch höherem Grade als diese Sprüche dürfte eine nachher folgende, 4—5 Seiten lange Aufzählung von Volksliederanfängen, die uns der Herausgeber vorenthält (!), für die Kenntniss des Volks-

liedes werthvoll sein. Von einer Anzahl Anfangsversen französischer Volkslieder ist vielleicht das gleiche zu sagen; der wackere J. J. Hebel hat in Folge seiner Reisen die französische Sprache in Wort und Schrift so gut beherrscht, wie die deutsche.

An diese Aufzeichnung des sangesfrohen jungen Mannes reihen sich Auszüge aus einem Briefsteller für liebende; — aus alter und neuer Geschichte mit Regententafeln, namentlich für Deutschland und das Herzogthum Simmern, welches Johann Jakobs Heimat war; — aus der Kirchengeschichte mit theologischen Abhandlungen, die ebenso für die Belesenheit des Verfassers in der Bibel als für seinen gesunden kritischen Sinn Zeugniss ablegen. In ganz ähnlicher Weise hat nach Längin S. 216 f. auch Hebel der Sohn über seine Lectüre sich selber Rechenschaft gegeben.

In näherem Zusammenhange mit den Reisen als das vorhergehende stehen statistische Aufzeichnungen über europäische Staaten, besonders die Niederlande und die Schweiz, Tabellen über Ebbe und Flut, Münzsorten und Masse, über die Stärke der europäischen Armeen, endlich (unerlässlich zu dem Charakterbilde des Vaters unseres grössten Volksschriftstellers) — über die Entfernung berühmter asiatischer und europäischer Städte (nebst Batavia und Fernambuco) von Jerusalem.

Dann erst folgt ein Verzeichniss der Orte, „durch welche ich gereiset bin", aus welchem sich ein längerer Aufenthalt auf der Insel Corsica (2. Sept. 1756 bis 12. Jan. 1759) ergibt. Damals ist er vielleicht

„. . . . bim Paschal Paoli
In Korsika Draguner gsi" (Der Bettler);

damals hat er ein holländisches Gesangbuch gekauft, welches (nebst einem andern in deutscher Sprache) auf dem Rathhaus zu Hausen mit andern Erinnerungen an das berühmte „Husemer Büebli" aufbewahrt wird und dessen Inschrift: „A antibes ce 24 Septembre | 1756 Joh. Jacob Hebel | gekauft in ajaccio | auf der insel Corsica | Vor 10 Soldi macht | 12 Xr. d. 20 octobre 1758" | zeigt, dass er mitunter an die französische Küste hinübergieng, wie er denn nach demselben Tagebuch (Längin S. 202) im April 1758 von Antibes aus Geschenke nach Basel schickte.

An die Aufzählung der Reisen seines Vaters hat der Sohn Notizen über seine eigenen Ausflüge angefügt, wonach er z. B. schon als Knabe von Hausen aus einmal nach Simmern reiste und dabei die rheinischen Städte Worms, Mainz, Bingen und Kreuznach sah; es reicht dies Reisejournal des Dichters ziemlich in die neunziger Jahre hinein. — Joh. Jakob Hebel muss nach allem ein tüchtiger, strebsamer, sittlich ernster und mit offenem Blick begabter Mann gewesen sein, der des Glückes würdig war, der Vater eines berühmten Sohnes zu sein — ähnlich wie Schillers Vater, mit dem er

viel geistige Verwandtschaft zeigt, während die bei aller Liebe doch strenge Mutter, wie sie sich z. B. in den Träumen darstellt, vielfach an die Mutter Martin Luthers erinnert.

Wenn somit im ganzen Längins Urtheil zu Recht besteht, dass „die poetische Litteratur durch diese Veröffentlichung eine wesentliche Bereicherung" nicht erfahre, müssen wir doch feststellen, dass den Verehrern Hebels in dem Buche manche willkommene Gabe geboten wird, obgleich manches des schönen schon bekannt, und manches des bisher unbekannten nicht schön oder doch nicht schön genug ist, um eine Publication zu rechtfertigen.

Auch in formaler Beziehung vermissen wir an der vorliegenden Arbeit die schuldige Sorgfalt, die wissenschaftliche Sachkunde und Akribie, die allein einer solchen Schrift, selbst wenn der Gegenstand minder wichtig ist, die Daseinsberechtigung verleiht. Oder was soll man, ganz abgesehen von sprachlichen Verstössen, die gar nicht selten sich finden, was soll man dazu sagen, dass Hr. Längin den Namen Dodona nicht kennt und (S. 101) „das Glöcklein zu Dodana (?)" druckt? dass er S. 126 ein Reimpar von je 4 Jamben ein Distichon nennt? dass er S. 213 Fridericke und S. 127 (ganz wie Alem. V 43) imortale drucken lässt? Ferner hat der Verf. nicht nur seine früheren Arbeiten in unerlaubter Weise wiederholt, er spricht auch innerhalb der vorliegenden Schrift z. B. über Nr. 40 in der Vorrede wie in den Anmerkungen S. 221 zweimal dasselbe unbegründete Urtheil aus.

Dass es dem Herausgeber an einem geläuterten Geschmack gebricht, haben wir schon angedeutet; um die Zuverlässigkeit seiner Sachkritik zu charakterisieren, sei hier noch seine Ansicht erwähnt (S. 207), das Gedicht Hephata II falle „in die Zeit nach Pfingsten vor Beginn des Hochsommers", und doch heisst es darin:

„'s het scho weichi Trübli gha un zitigi Beeri",

und gleich darauf ist vom „Stopplefeld" [1]) die Rede. Auch die Meinung, dass dem Gedicht nur die drei letzten Zeilen fehlen, die Hr. Längin ohne weiteres aus der Version I hinzufügt, ist eine irrige: das Hephata muss doch mindestens erst den erlösenden Regen bringen. Auch das erste Gedicht macht nicht den harmonischen Eindruck des vollendeten Kunstwerkes; in ihrer fragmentarischen Gestalt sind beide Fassungen, bei aller Schönheit im einzelnen, offenbar Ausarbeitungen des gealterten Hebel, dessen poetische Ader vertrocknet, dessen Lust an der Sprache der Heimat verblüht war, obgleich das heimatliche Thal ihm immer noch in derselben unver-

1) Das kurz vorher genannte „Waizefeld" widerspricht meiner Auffassung nicht: der Waizen wird ziemlich spät eingeheimst. Vgl. Hebel, Briefe hggb. von Behaghel I S. 108: „die Erndte geht schon in die Scheuer, und die Träublein in Mittelhausbergen sind schon weich".

gänglichen Schönheit vor Augen stand wie in den reichen Tagen, da er den „Abendstern" dichtete.

Gar nicht verstanden hat endlich Längin das Gedicht 10: der Dichter hat keine Mutter, keine Paten, keinen Brei gehabt u. dgl., sondern „e Müetterli, Götti, Babbe".

So viel ergibt sich sicher auch aus diesen „ungedruckten Papieren": Hebel ist eine zwar ganz harmlose, bescheidene Persönlichkeit, aber er ist eine jener wunderbaren Gestalten, die eine ganze eigenartige Cultur repraesentieren, mag diese auch auf einen engen Kreis eingeschränkt sein. Darum sind und bleiben die alemannischen Gedichte das Werk, das ihn unsterblich gemacht, und sie haben eben nicht in Karlsruhe und nicht in der Theologie, sondern in dem frischen, behäbigen, poetischen Leben des Wiesenthales „die starken Wurzeln ihrer Kraft". An den grünen Ufern der idyllisch schönen „Feldbergstochter", die doch auch, wie der Verfasser des „hohen Gedichtes" Karfunkel, die Kraft elementarer Wildheit entfalten kann, da wo Hebels junger Seele jene Bilder sich eingeprägt haben, die noch der Greis in liebevoller Erinnerung bewahrte, wo er noch bei seinem letzten Besuch „mit jedem Hürstle" Zwiesprach zu halten hatte, wird der künftige Biograph unseres Lieblings zu seinen Studien den Grund legen müssen.

Ernst Keller.

Miscellen.

1.

Zu Schillers „Demetrius".

Der erste Entwurf des Schlusses der Verhandlung Hiobs mit Marfa und des Anfanges des Selbstgespräches der letzteren hat sich in Schillers Handschrift auf drei Seiten erhalten. Ursprünglich hatte Schiller (hier beginnt die Handschrift, mit V. 148) geschrieben:

> Nicht ihm allein, dem ganzen Vaterland
> Erzeigst du ihn,

dann aber „allein" und den Anfang des zweiten Verses gestrichen, den ersten geendet „dem ganzen Reich erzeigst du ihn". Vor dem Verse: „Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich" (früher stand „Land") hatte Schiller zuerst den dann durchstrichenen geschrieben: „Von unabsehbar schwerem Kriegesdrangsal". Vor selbst (150) stand das sofort getilgte „bist". 152 begann: „Wie kannst du sprechen". Nach „Ich hab um ihn getrauert sechzehn Jahr" (vielmehr „Jahre") fand sich die Variante: „Ich hab ihn sechzehn Jahr als todt beweint". Nach 160: „Doch wär er auch nicht meines Herzens Sohn", war noch das Ende eines zweiten ver-

sucht: „betrüglich meinen Namen“ (gedacht war „doch führt' er auch“). 162 stand „auf und an“ statt „an und auf“, 165 oberhalb „bist du nicht“ die Worte „glaubst du dich“, 166 nach „Abgeschiedenheit“ noch „heilige Sicherheit“. Die zweite Seite hob mit (167) „Er kann mich tödten“ an; zwischen „vermag er nicht“ und „Den Zweck hat er verloren“ war ein leerer Raum. Die dritte Seite beginnt (177) mit „Unglückliche“ statt „Genug! —“, darauf ist ein leerer Raum für einen oder zwei Verse gelassen. In dem Selbstgespräch der Marfa steht 180 „will“ statt „kann“. Weiter heisst es:

Die fremden Völker waffnen sich für ihn,
Die Völker alle waffnen sich für ihn,
stolze Pohle glaubt an ihn
Der Fremdling selbst der stolze Pohle, waffnet,
Der stolze [durchstrichen]
Von Sendomir wagt
Verwerfen seine Mutter [durchstrichen]
Wagt seine edle Tochter an
An die Gerechtigkeit seiner Sache
und ich sollt ihn
Verwerfen, seine Mutter — Ich allein
D nicht theilen,
D alle Herzen schwindeln fast — Es ist
Es ist Mein Sohn! Ich glaub an ihn. Ich wills
Ich fasse [oberhalb der Zeile]
An fass ich mit lebendigem Vertrauen.

Das Facsimile der späteren Fassung des Selbstgesprächs der Marfa, die bei Schillers Tode auf seinem Schreibtische lag, habe ich in meinem Leben Schillers gegeben. Von der Art, wie Schiller bei seinen lyrischen Dichtungen zu verfahren pflegte, zeugt besonders der Entwurf des von ihm auf die Grösse Deutschlands versuchten Gedichtes, worüber ich auf meine Erläuterung zu Schillers Gedichten I, 246 und die Facsimiles in der historisch-kritischen Ausgabe verweise. Heinrich Düntzer.

2.

Eine unbekannte Kritik Fr. Schlegels.

In dem C. A. Böttigerschen Nachlass, den die kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden aufbewahrt, finden sich — in demselben Octavbändchen, welchem die bereits gedruckten Briefe A. W. Schlegels an Böttiger (Archiv f. L.-G. III, 152 ff.) entnommen sind — 17 Briefe Friedrich Schlegels an Böttiger, deren Herausgabe der unterzeichnete beabsichtigt. Einstweilen seien einige Stellen daraus mitgetheilt, die uns auf eine bisher unbekannte Kritik Fr. Schlegels hinweisen.

Böttiger hatte diesen offenbar um eine Besprechung seines „Specimen“ einer neuen Terenz-Ausgabe[1]) gebeten, deren Ausführung sich länger verzögerte. Schlegel erwähnt zuerst einer solchen Besprechung in einem von Jena d. 13ten März 97 datierten Briefe: „Noch eher werde ich jedoch eine Anzeige Ihres Spec. fertigen. Dass es noch nicht geschehen ist, verzeihen Sie wohl bei sothanen Umständen. Möchten Sie uns nur bald das Werk selbst schenken.“

Sodann schreibt er:

Jena. Den 11ten April 97.

— — — „Endlich kann ich Ihnen mit Gewissheit sagen, dass ich eine Anzeige Ihres Spec., theuerster Freund, in diesen Tagen einliefern werde. Hätte ich es nur mit voller Musse thun können! Sie werden daher auch verzeihen, wenn meine Anz. mehr ein Auszug des Planes mit wenig Bemerkungen, als weitläufige Beurth.[eilung] w.[ird]. Doch bedurfte es auch hier nur das erste Mal Freunde der Attischen Studien auf die Erfüllung Ihrer Versicherung begierig zu machen. Darf ich Sie fragen, wenn ich oder wir dies Werk hoffen dürfen!“ — — —

Jena. Am 11ten May 1797.

„Werthester Freund!“

„Endlich kann ich heute gewiss die Anzeige Ihres vortrefflichen Spec. revidiren, abschreiben und einliefern. Werden Sie mir verzeihen können, dass es erst jetzt geschieht? Ich hoffe es von Ihrer Güte, wenn ich Ihnen sage, dass ich mit meinem Werke richtig nicht fertig geworden sey, und dass ich die ganze Zeit her von meiner Gesundheit viel gelitten habe. — Lassen Sie mich die Bitte, Ihr Versprechen eines solch. Terent. bald zu erfüllen, auch privatim wiederhohlen.“ — — —

Die hier erwähnte Anzeige, von der Schlegel nicht angibt, wo sie erscheinen werde, deckt sich jedesfalls mit der anonymen Besprechung von Böttigers Schrift in der Allg. Literaturzeitung v. Jahre 1797 Bd. IV Nr. 361 Sp. 386—88. Montag d. 13. Nov. 1797.

Der Schlusssatz dieser Kritik: „Wie sehr ist zu wünschen, dass die übrigen literarischen Unternehmungen des vielseitigen und doch immer selbstdenkenden Vf. ihn nicht zu lange von der wirklichen Ausführung der hier angekündigten Ausgabe des Terenz abhalten mögen!“ zeigt bei dem Vergleich mit den Schlussworten der zuletzt gegebenen Briefstelle, dass wir es hier mit einer Arbeit Friedrich Schlegels zu thun haben.

Leonhard Lier.

---

1) P. Terentii Afri comoediae. Novae editionis specimen proposuit Carolus Augustus Boettiger. Lipsiae 1795. 8°. Dieses „Specimen“ enthält Act IV Scene 5—7 des Eunuchus und zwei zur Erläuterung dienende Excurse.

3.

Zu Kleists Prinz Friedrich von Homburg.

In Kleists Prinz Friedrich von Homburg ist der Gedanke durchgeführt, dass, wer das Gesetz verletzt, mit welchem Erfolge immer es sei, die Strafe auf sich zu nehmen bereit sein müsse: erst in dem Augenblick, da der Uebertreter des Gesetzes nicht nur selbst zu dieser Ueberzeugung gekommen ist, sondern sie auch bei den andern zur Herrschaft gebracht hat, ist der Conflict gelöst und des Prinzen Begnadigung gesichert. Das erinnert doch — worauf unsres wissens noch nicht hingewiesen ist — an Schillers Kampf mit dem Drachen: hier wie dort ein Kampf für eine Gemeinschaft, wider deren Gesetz ehrbegierig unternommen und siegreich durchgeführt, hier wie dort ein strenger, doch wolwollender Vertreter des Gesetzes, darauf bedacht, die Anerkennung desselben durch Aussprechung der Strafe zu erzwingen, und doch gesonnen Milde walten zu lassen, sowie nur der Entschluss dem Gesetze sich zu beugen zu Tage tritt. Die Uebereinstimmung werden wir nicht für rein zufällig halten dürfen. Denn IV, 1 fragt Natalie, den Prinzen vertheidigend:

„Trat er dem Lindwurm männlich nicht aufs Haupt?“

und V, 5 sagt Kottwitz, des gleichen Bildes[1]) sich bedienend, zum Kurfürsten:

„Der Drache ward, der dir die Marken trotzig
verwüstete, mit blutigem Hirn verjagt.“

Wenn der Prinz V, 7 seinen Tod bezeichnet als den Triumph

„über den verderblichsten
der Feind' in uns, den Trotz, den Uebermuth,“

so wird auch dem Besieger des Drachens vorgeworfen:

„Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war“.

Und wie der Ritter berichtet:

„Nur von dem Herzen nehm' ich Rath“,

so fragt der Prinz II, 2 den Kottwitz, der auf Ordre warten will:

„Hast du sie nicht vom Herzen schon empfangen?“

Danzig. Martin Baltzer.

---

1) Vgl. Archiv für Litt.-Gesch. XI (1882) S. 325.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 11 S. 625 f. Vgl. Bd. 13 S. 70.

Bd. 13 S. 82 ff. und 251 ff. Vgl. Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Hggb. von Otto Hartwig. Verbesserter Sonderabdruck aus dem „Archiv für Litteratur-Geschichte". Leipzig 1885.

S. 314. Unter Hinweisung auf P. G. Kettners historische Nachricht von dem Raths-Collegio der Chur-Stadt Wittenberg S. 47 macht mich mein College Herr P. E. Richter freundlichst darauf aufmerksam, dass als der in dem Briefe Nr. 9 vorkommende Träger des Namens Ruellius der aus Nauen in der Wetterau gebürtige Buchhändler Konrad Rühel zu vermuthen sein dürfte, der 1559 in Wittenberg zum Rathsherrn, 1574 zum Bürgermeister erwählt wurde. — S. v. C.

S. 329—335 bespricht G. Proffen die Beziehungen von Goethes Liederspiel mit Feerie und Ballet: Lila zu Jean de Rotrous tragicomédie l'hipocondriaque. — Es wird daselbst nicht erwähnt, dass dies bereits ausführlich geschehen ist in dem vor einem Jahre erschienenen 2. Band der von mir herausgegebenen Dramen Goethes (Kürschners Nat.-Litt. Bandausg. 40) S. 201—209. Daselbst ist bereits Goedeke genannt, dessen Andeutung auch ich gefolgt bin, und sind die persönlichen Beziehungen hervorgehoben, aus denen die Benutzung dieser Fabel und die Umgestaltung derselben zu erklären ist.

Wien, 26. Mai 1885. Schröer.

S. 337. 339 behauptet Herr Karl Geiger, ich habe ein Schriftchen, aus dem ich die vollständige deutsche Uebersetzung anführe, auf dessen Morlackischen Text ich mich beziehe, nie in der Hand gehabt und „den Titel nach Goethes Angabe einfach construiert". Ich bedaure, dass Herr G. mich eines solchen Verfahrens fähig hält, während Herr Miklosich erkannte (S. 37), dass ich „eine andere Ausgabe citiere". Vor etwa dreissig Jahren, ehe noch jemand eine Vergleichung des Goethischen „Klaggesanges" mit der zu Grunde liegenden Quelle gegeben, kam mir jene Schrift in die Hand, aus der ich den Morlackischen Text und die deutsche Uebersetzung in meine Collectaneen eintrug, die ich dann später in meinen „Erläuterungen", vollständiger in deren zweiter Ausgabe benutzte. Dass das Schriftchen in dem mir zugänglich gewesenen Drucke ein eigen-

thümlicher Nachdruck sei (auch der Druckort „Bern" mag falsch sein), ersah ich später, und berichtigte darnach meine Behauptung, Goethes Uebersetzung könne nicht 1775 gemacht sein. Ich habe keinen „Titel construiert", und meine Angaben beruhen auf einem Drucke, den ich nicht bloss in der Hand gehabt, aus dem ich eine Anzahl Seiten wortgetreu mir aufgezeichnet und später verwerthet habe. Was G. nachweist, dass jene deutsche Uebersetzung nebst Vergleichung des Morlackischen Textes Goethes einzige Quelle sei, habe ich längst behauptet und durch Mittheilung der ersteren vor Augen gestellt. Dass Werthes der Uebersetzer sei, hat G. mit vollem Rechte behauptet; die Angabe findet sich schon bei Meusel, wol nach Mittheilungen von Werthes selbst. Vielleicht wäre hinzuzufügen gewesen, dass Goethe diesen persönlich schon im Juli 1774 bei Jacobi kennen gelernt hatte. Goethe schrieb darauf am 21 August 1774 an letztern: „Werthes ist ein gar guter Junge, und die Art, wie er sich in die Chinoises und Sophas schicken thut, ist so menschlich". Schon damals war er als Hofmeister beim Grafen von Lippe-Alverdissen eingetreten, wie der „Almanach der deutschen Musen auf 1775" in der „Tabelle einiger unserer lebenden Dichter und schönen Geister" zeigt. Nur dieses wüsste ich zu meiner von G. übergangenen neuesten Behandlung des „Klaggesanges" in Kürschners „deutscher National-Litteratur" hinzuzufügen.

Köln, den 22. Juli 1885. H. Düntzer.

S. 421. Vgl. Bd. 11 S. 325 ff., besonders S. 327 Zeile 2.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.